Louis Spohr.

Sein Leben und Wirken.

dargestellt

von seinem Schüler

Alexander Malibran.

Nebst einem Verzeichnisse

seiner Schüler vom Jahre 1805 bis 1856.

Mit Portrait und Facsimile.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1860.

Druck von J. D. Sauerländer.

Vorwort.

Kassel, Samstag den 29. Octbr. 1859.

Zum Andenken an Louis Spohr, meinen Wohlthäter, meinen Lehrer, schreibe ich diese Zeilen. — Nicht seinen Bekannten allein, oder vorzugsweise will ich sie widmen; ich will, ich muß im Gegentheile alle Welt für ihn interessiren. — Gott hat auserlesene Männer nicht bloß zur Freude einiger Privilegirten erschaffen: nein! er will, daß sie der großen Masse angehören und dadurch groß werden. — Vox populi vox Dei. — Wenn der große Haufen auch nicht die Kenntniß zur Beurtheilung besitzt, so hat die Natur doch Jedem als Maßstab das Gefühl für das Schöne gegeben.

Zur Lösung meiner Aufgabe habe ich mich an den Ort begeben, wo ich Spohr kennen gelernt, wo ich von ihm den Unterricht empfangen habe, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat. Aus welch' kostbaren Quellen kann ich hier schöpfen —

seine Familie, seine Freunde leben noch — mir scheint, nirgendswo könne ich besser meiner Aufgabe Genüge leisten, als hier, wo sein Geist noch weht und mich unter seinen Einfluß nimmt.

Gleich nach meiner Ankunft, am 29. Abends, begab ich mich auf das Grab des Meisters. — Als ich den Fuß auf den Boden des Friedhofes setzte, schlugen die Stadtuhren halb 10 Uhr. Wunderbares Zusammentreffen! — Das war gerade der Augenblick, wo am selben Tage, zur selben Stunde Spohr die Woche vorher seine Seele ausgehaucht hatte! — Dem Todtenglöckchen antwortete mein Herz mit einem Gebete.

Einige Minuten später stand ich an dem Gitter vor dem lieben kleinen Hause, das ich so oft schon begrüßt hatte! — Kein Licht erhellte die Fenster, keine Spur von einem lebenden Wesen . . . . Die Bäume des Gärtchens lispelten und klagten bei dem leichten Lüftchen, das sie durchzog — eine Seele schien da allein zu wohnen! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Unter diesen Eindrücken des ersten Besuches habe ich nachstehende Worte zu schreiben begonnen.

Inhalt.

		Seite
I.	Spohr's Geburt, Beruf, musikalische Ausbildung und erstes Engagement	1
II.	Reise nach Rußland. — Erste Reise in Deutschland	5
III.	Spohr's Engagement zu Gotha. — Seine Vermählung mit Dorothea Schindler. — Seine Compositionen für die Harfe	7
IV.	Spohr's erstes Zusammentreffen mit Mad. v. Malsburg. — Seine Beziehungen zu Hermstedt	10
V.	Spohr zu Erfurt und zu Wien	14
VI.	Spohr's Reise in Italien. — Seine Ankunft, Engagement und erstes Concert zu Frankfurt a. M.	23
VII.	Spohr's Aufenthalt zu Frankfurt a. M. — Erste Aufführung der „Zemire und Azor." — Seine Abreise	31
VIII.	Spohr's Aufenthalt zu London	59
IX.	Spohr's Reise nach Paris. — Sein erster Brief von da	66
X.	Zweiter Brief von L. Spohr	80
XI.	Dritter Brief von L. Spohr	96
XII.	Vierter Brief von L. Spohr	118

Seite

XIII. Spohr's Rückkehr nach Deutschland. — Sein Erscheinen in Frankfurt a. M. — Sein Aufenthalt in Dresden. — Sein Engagement in Kassel 127

XIV. Stand der Musik zu Kassel vor dem Engagement Spohr's. — Reformen des Kurfürsten Wilhelm II. — Verschiedene künstlerische Centralpunkte in Deutschland 141

XV. Spohr's Installation zu Kassel. — Seine musikalischen Vereine in dieser Stadt. — Seine Stiftungen. — Seine Arbeiten. — Schicksale seiner Familie 154

XVI. Spohr's Wiederverehelichung. — Tod seiner Tochter. — Neue Arbeiten. — Neue Reisen. — Ein Wort Spohr's in Betreff Beethoven's . . 164

XVII. Meine Reise nach Kassel und meine ersten Schritte in dieser Stadt 171

XVIII. Der Quartettverein. — Mad. v. Malsburg. — Major Hopfse. — Ein Stückchen Critik. — Der 5. April 1846. — Spohr zu Leipzig . . . 180

XIX. Spohr's Verhalten bei meinem Concerte. — Sein Jubiläum. — Sein letztes Auftreten als Virtuos 188

XX. Unterredungen mit dem Meister. — Eine mir erzeigte neue Wohlthat. — Seine Gesinnung im Jahre 1848. — Meine Abreise 200

XXI. Die letzten Arbeiten. — Die letzten Reisen. — Die letzten Jahre 211

Verzeichniß der Schüler von L. Spohr 240

Louis Spohr.

Motto:
Sein Leben war ein langer Triumph, sein Tod die Unsterblichkeit!

I. Spohr's Geburt, Beruf, musikalische Ausbildung und erstes Engagement.

Spohr's Leben theilt sich, wie das aller großen Männer, in drei wohl von einander geschiedene Perioden; es zeigt sich zuerst eine Periode der Entfaltung, dieser folgt dann eine Periode der Reife, und an diese schließt sich endlich eine Periode der Abnahme; letztere findet sich weder bei Mozart, noch bei Mendelssohn, beide schieden zu früh aus dem Leben.

Für unsern Helden, dessen Lebensdauer glücklicher Weise eine sehr vollständige war, umfaßt die erste Phase die 30 Jahre, welche zwischen seinem Geburtstage und seinem Engagement zu Wien liegen; die zweite die 25 ersten Jahre seiner Direction zu Kassel; die dritte, für ihn die kürzeste, die 10 letzten Jahre seines Lebens.

Louis Spohr wurde geboren zu Braunschweig am 5. April 1784, ungefähr hundert Jahre nach der Geburt Händel's, in dem nämlichen Monate wie Zingarelli, Alexander Boucher, Rubini, Naumann, Caffarelli, Andreas Romberg, Asioli, Martini; im selben Jahre wie Paganini und 3 Jahre vor dem Tode Gluck's. — Unrichtiger Weise ließen ihn Einige 1783 geboren sein.

Etwas Unbedeutendes ist es, daß seine Familie sich bald nach seiner Geburt in Seesen niederließ; wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß dieser Umstand die Veranlassung für viele seiner Biographen war, seine Geburtsstädte dahin zu verlegen; ein Irrthum, in dem ich selbst befangen war, als ich meinen nekrologischen Artikel für die „Frankfurter Postzeitung" vom 31. Octbr. 1859 schrieb, wo ich Seesen anstatt Braunschweig seinen Geburtsort nannte.

Für Spohr war es eine Lieblingssache, sich in die Tage seiner Kindheit zurückzuversetzen; wie oft erzählte er mir während der kostbaren Plauderstündchen von seiner frühen Neigung für die Musik, von seinen ersten musikalischen Versuchen, besonders aber von seiner Mutter! — Damals dachte ich freilich nicht daran, daß mir einmal das Loos beschieden sein würde, der Welt Kunde von diesen werthvollen Erinnerungen zu geben.

Der Vater des jungen Louis war Arzt und bestimmte seinen Sohn für das Studium der Wissenschaft und nicht für das der Musik; indeß, wie das Sprüchwort sagt: „der Mensch denkt, Gott lenkt," das Kind zeigte frühzeitig Anlage für die Kunst; der Gesang einer Stimme, die Töne eines Instrumentes brachten ihn vor Entzücken außer sich und genügten, um ihn lange zu fesseln. Er erinnerte sich noch im Jahre 1846 an die kleine Violine, die man ihm auf einem Jahrmarkte gekauft hatte und die, wie er sagte, das Spielzeug war, dem er seine größte Vorliebe zuwandte.

Seine Mutter erkannte gleich Anfangs diese Anzeigen, die etwas Großes verhießen; in solchen Dingen täuscht sich ein Mutterherz selten; mag es sein, daß der mütterlichen Sorgfalt ein hellerer Einblick in die schlummernden Keime der Kindesseele verstattet sei, oder sei es, daß Gott dem Mutterherzen eine Vorahnung von der großen Bestimmung des Kindes verleihen will, damit sie als treue Hüterin über die allmälige Entfaltung des erwachenden Lebens die schützende und pflegende Hand halte.

Sie machte ihren Gatten auf ihre Wahrnehmungen aufmerksam, fand aber keinen Anklang bei ihm; er hatte sich in dieser Hinsicht in zu mächtigen Vorurtheilen festgefahren, die sich nicht beseitigen, ja nicht einmal bekämpfen ließen. Er hatte sagen gehört, daß auf der künstlerischen Laufbahn der gewöhnliche Mensch verurtheilt sei, kaum das Allernöthigste zu gewinnen; denen aber, die nicht mittellos wären, müsse bei den hartnäckigsten und angestrengtesten Selbstbemühungen ein seltenes Glück und mächtige Protection beschieden sein, wenn sie voran kommen sollten. — Spohr's Mutter ließ sich aber nicht abschrecken; und wäre die Mauer der Vorurtheile, hinter denen der Vater sich verschanzt hatte, noch doppelt so mächtig gewesen, so wußte sie doch mit ihrer festen Beharrlichkeit und unermüdlichen Ausdauer eine Bresche zu eröffnen; — sie wußte durch stets wiederkehrendes Vorbringen dieser Angelegenheit dem jungen Louis die Erlaubniß zu erwirken, daß er sich mit Musik beschäftigen dürfe, wenn auch anfangs nur, damit er darin eine Erholung

und Aneiferung für seine Studien finde, denen er sich wegen dieses Zugeständnisses um so fleißiger zu widmen habe.

Sogleich wurde von dem errungenen Siege Gebrauch gemacht und das Kind dem Rector Riemenschneider, dem einzigen in dem kleinen Seesen existirenden Musikus, anvertraut; dann, ein Jahr später, gegen Ende des Jahres 1790, ließ die Mutter ihn Unterricht nehmen bei einem emigrirten Franzosen Namens Dufour, dessen musikalische Fähigkeiten, wenn auch kaum das Gewöhnliche übersteigend, doch die des guten Rektors übertrafen.

Die Fortschritte des Kindes waren so überraschend, daß nun auch sein Vater alle Vorurtheile vergaß und selbst daran dachte, wie er seinen Sohn auf dem betretenen Wege, auf dem er ihn mit so unläugbarem Erfolge streben sah, in sicherer Weise fördern könne.

Er war glücklicher Weise ein Mann, der Alles mit Methode betrieben sehen wollte, ein Denker vom reinsten Wasser, der Alles auf sein A + B basirte; für alles Wissen, für alle Künste wollte er solide Fundamente gelegt sehen. Deshalb brachte er, da Seesen keine Gelegenheit für eine tüchtige Erziehung bieten konnte, seinen Sohn nach Braunschweig und vertraute ihn dem Organisten Hartung, einem ausgezeichneten Contrapunktisten, an. Manche sind darüber erstaunt, daß unser Held so Großes leistete, obgleich er nie einen andern theoretischen Unterricht in der Musikwissenschaft genoß. Aber was bedurfte denn ein Mann wie Spohr außer einer Anleitung

in der Harmonielehre? Alles Uebrige fand er in der Praxis, in der beständigen Analyse der Meisterwerke, aus denen er Anlage und Form schöpfte. Hatte er denn nicht Händel, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven als Vorbilder zu Gebote stehen? Bedarf es für ein Genie wie Spohr noch eines Weiteren?

Außer Hartung hatte der junge Louis als Lehrer für die technische Behandlung der Instrumente Kanisch, Maucourt und zuletzt Franz Eck, der damals gerade von München nach Braunschweig übersiedelte. Unter Letzterem verdiente er sich seine Sporen und wurde für würdig befunden, in die Zahl der herzoglichen Kammermusiker aufgenommen zu werden. Am 1. August 1799 trat er dort ein, wenn auch das Decret, das ihm hierfür ausgestellt wurde, das Datum vom 23. October desselben Jahres trägt; er war damals 15 Jahre alt.

II. Reise nach Rußland. — Erste Reise in Deutschland.

Im Jahre 1803 wurde Franz Eck zum Musikdirector in Rußland ernannt. — Der Gedanke, seinen ausgezeichneten Lehrer von sich scheiden sehen zu müssen, da seine pecuniären Mittel ihm nicht erlaubten, ihn zu begleiten, verursachte Spohr den lebhaftesten Schmerz. Da ward ihm ein rettender Engel gesandt, in der Person des Herzogs von Braunschweig. Er war ein großer, edeldenkender Mann, welcher die Künste liebte und sich lebhaft für die Fortschritte seines Schützlings interessirte.

Er ermöglichte Louis die Erfüllung seines Wunsches, Eck begleiten zu können. Der Güte dieses erhabenen Wohlthäters verdankt ohne Zweifel unser Held sein Emporkommen: und so ist es bisher bei allen Epoche machenden Musikern der Fall gewesen — sie haben es einem intelligenten, hochgestellten Protektor zu verdanken, wenn sie es in der Welt zu etwas gebracht haben. Hat nicht Haydn so einen Fürsten Esterhazy, Beethoven einen Erzherzog Rudolph gefunden?

Wer war nun glücklicher als Spohr, der unter dem Schutze und Einflusse seines Meisters heranwuchs und an seiner Vollendung arbeitete: wie sehr förderten ihn die reichen Erfahrungen, die ihm auf dieser Reise zuströmten! Er machte aber auch eine reiche Ernte an Lorbeer-Kronen und — Rubeln auf dem goldnen Boden des Landes, das man Rußland nennt.

Im folgenden Jahre trat er seine erste Reise in Deutschland an. — In dieser merkwürdigen Epoche legte er in seinem Vaterlande den Grund zu jener Schule, die er später eröffnen und leiten sollte. Wirklich kündigt sein erstes Auftreten mit zwei Compositionen — mit dem Concerte in D-moll und dem in E-moll — einen wahren Schöpfer einer neuen Richtung an. Als solchen gibt er sich sogleich zu erkennen an seinem eigenthümlichen Fingersatz, seinen Dezimen, seinen chromatischen Tonleitern und Fortschreitungen, seinen elegischen Adagio's in dreitheiligem Rythmus, seinen Melodien und Passagen in Doppelaccorden, wobei der Bogen, alle Noten auf das

Innigste mit einander verbindend, dem Ohre des geübtesten Zuhörers eine tadellose Einheit im Tone und Spiele zu vernehmen gibt.

So mußte dieses erste Erscheinen, das in dem 20jährigen jungen Manne eine reiche Individualität constatirte, Spohr in der Achtung der Musiker jener Epoche sehr hoch stellen.

III. Spohr's Engagement zu Gotha. — Seine Vermählung mit Dorothea Schindler. — Seine Compositionen für die Harfe.

Nach diesem glorreichen Feldzuge, welcher für ihn unter allen der wichtigste, weil für seine Zukunft der entscheidende war, nahm Spohr am Hofe zu Gotha im Jahre 1805 eine Stelle als Concertmeister, Componist und Violinsolist an. — Ich habe ein Blatt der „Allg. Musik-Ztg." aus dem Jahre 1805, Nr. 2, mit einem Artikel „Gotha, 1. Octbr.," überschrieben, vor mir. Man muß es lesen,*) in welch' pompösen Ausdrücken die in

*) Wir theilen den Artikel in seiner ganzen Ausdehnung hier mit: „Unser durchl. Herzog, der bekanntlich nicht nur ein seltener Kenner und eifriger Freund der Künste ist, sondern auch gern so manchen, wahrhaftig ausgezeichneten Künstler fürstlich belohnt und unterstützt, — hat dieses nun auch an dem, als Componisten und Virtuosen sehr rühmlich bekannten Hrn. Spohr aus Braunschweig bewiesen, und ihn unter günstigen Verhältnissen als Concertmeister und ersten Violinisten in seine Dienste

dieser Beziehung so achtungswerthe Zeitung sich vernehmen läßt: mir gilt sie gleich einer ehrwürdigen Matrone, die mit ihrem reifen Urtheile sicherlich mehr Gewicht hat, als unsere jungen, d. h. modernen Blätter und Blättchen; ihre vom Alter grauen und staubigen Spalten lese ich mit einer Art Respect! Wie spricht sie von diesem Engagement! Wie lobt sie des regierenden Herzogs Takt, Unterscheidungskraft, hohe Intelligenz, welche die Wahl auf einen solchen Mann leiteten! — Heut zu Tage versteht man sich, wie uns wohl bekannt ist, recht wohl darauf, die Werbetrommel zu rühren, prahlende Artikel zu erkaufen, hochtrabende Redensarten anzuwenden; aber wir sind tausend Meilen entfernt vom guten Geschmacke, von der Delicatesse unserer Vorfahren. — Ja! wir stehen eben so weit hinter der alten Kritik zurück, wie der

genommen. Wahre Freunde der Tonkunst freuen sich darüber um so mehr, da seit geraumer Zeit mehrere, auch der geschicktesten hiesigen Musikern nicht eben geneigt schienen, mit der Zeit fort zu gehen, und überhaupt nicht viel Leben und Thätigkeit für die Tonkunst hier herrschte: ungeachtet es keineswegs an sehr achtungswerthen Tonkünstlern unter uns fehlt. Theils war bekanntlich der vorige Herzog, so ernstlich er um Verschiedenes bemüht war, was den Geist aufhellet und schmückt, doch durchaus kein Freund der Tonkunst; theils standen andere Verhältnisse im Wege. — Diese sind nun gehoben, und man sieht schon, durch die Aufmunterung des Herzogs und die wohlgeordnete Thätigkeit einer neuen, einsichtsvollen und allgemein geehrten Intendanz, eine bessere Zeit auch für die Tonkunst angehen.

Geldadel hinter dem alten Adel, wie der Most hinter dem Firnewein. — Doch, genug davon!

Zu Gotha hat Spohr seine schönsten Tage verlebt; er war 20 Jahre alt, gerade in dem Alter, wo das Herz sich aufzuthun beginnt, mitten in den lieblichsten Jugendträumen, die schönste Carrière öffnete sich ihm unter den günstigsten Auspicien, Alles lachte ihm entgegen und versprach ihm die glücklichste Zukunft; Ideen regten, ja drängten sich massenhaft in seinem Geiste; er durfte nur die Feder ergreifen, um die herrlichsten Werke in's Leben zu rufen. — Nie vielleicht ist ein Mann unter günstigeren Verhältnissen in der Welt aufgetreten!

Und bald sollte sich seinem aufblühenden Glücke eine neue Freude anschließen. Kaum zu Gotha angelangt, machte er die Bekanntschaft der Dorothea Schindler, der Tochter des Musikers Schindler und der Sängerin Preising. Sie zählte kaum 18 Jahre, liebte Musik leidenschaftlich, eine Schülerin des berühmten Harfenspielers Backhofen macht sie schon jetzt ihm den Vorrang streitig, sie schrieb für ihr Instrument und war Virtuosin auf demselben wie Spohr auf dem seinigen. So konnte es sich nicht fehlen, daß diese beiden jungen Herzen, welche das heilige Feuer der Kunst in gleicher Stärke erglühen machte, sich bald verstanden und gegenseitig zu jener Leidenschaft entflammten, die immer Neubelebung findet in den Gefühlen für das Schöne, in einer edlen Nacheiferung, im beständigen Austausche erhabener Gedanken, in gemeinsamen künstlerischen Productionen. — Was noch

fehlte, sollte das heilige Band der Ehe ergänzen; sie machte die Vereinigung dieses seltenen Paares zu einer unauflöslichen!

Für seine Frau schrieb der Meister seine „große Sonate für Harfe und Violine," (op. 16.) seine „Phantasie" (op. 35.), seine „Variationen für die Harfe über eine französische Arie" (op. 36.), endlich sein liebliches „Potpourri für Harfe und Violine über Themata aus der Zauberflöte": Alles werthvolle Compositionen, die ihnen einen glänzenden und gerechten Erfolg sicherten auf ihren Reisen in England, Frankreich und Italien.

IV. Spohr's erstes Zusammentreffen mit Madame Malsburg. — Seine Beziehungen zu Hermstedt.

Der Zeitpunkt ist nun da, wo ich eine Sache erwähnen muß, die in Spohr's Leben folgenreich eingriff; es ist dies sein freundschaftliches Verhältniß zur Baronin von Malsburg, eine der bedeutendsten Musikkennerinnen und gewandtesten Pianistinnen, die ich je gehört habe. Ich kenne Niemand, der bei gründlicher Kenntniß der Classiker Spohr besser verstanden hätte, für dessen Werke sie eine unbegrenzte Bewunderung ausspricht: ich werde später im Verlaufe meiner Erzählung öfters Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen. — Hier wollen wir sie nur ihr erstes Zusammentreffen mit unserem Helden selbst erzählen lassen; unsere Darstellung kann dadurch nur gewinnen.

„Es war im Jahr 1807," schreibt sie, „die Erinnerung daran ist mir noch so frisch, als wäre es erst gestern geschehen. — Ich kannte von Spohr nur seine ersten Lieder, die mir von ihm eine sehr hohe Meinung gegeben hatten. Zu dieser Zeit gehörten mein Gemahl und ich zum Hofe des Königs Hieronymus. Eines Tages meldete mir mein Gemahl seine bevorstehende Ankunft mit dem König von Westphalen und bat mich, ihm entgegenzukommen. Da mich mein Weg durch Gotha führte, entschloß ich mich, diese Gelegenheit zu benutzen, um den jungen Componisten zu besuchen, von dem man schon in ganz Deutschland mit Lobeserhebungen sprach. Ich ließ mir seine Wohnung sagen. Ich kann heute noch nicht meine Kühnheit begreifen, die mich damals alle Rücksichten außer Acht setzen ließ, die mich von einem solchen Schritte hätten abhalten müssen: einen Mann zu besuchen, den ich noch nie gesehen, dem meine Person, selbst mein Name gänzlich unbekannt waren. Ich sehe es noch, wie er in seinem Gärtchen zum Vorscheine kam; Spohr wollte immer Blumen um sich haben; er trug einen dunkelblauen Rock und seine Frau hing an seinem Arm und begleitete ihn; sie war gewiß neugierig, die Frau kennen zu lernen, die so originell und dreist war, ihren Mann selbst bis in seine Wohnung zu verfolgen."

„Ich war entzückt von dem interessanten Ensemble, welches dies jugendliche Paar darbot; beide waren schön und schienen sich zärtlich zu lieben. Unsere Unterhaltung war von kurzer Dauer. Spohr sprach wenig und schien

verlegen über meine Lobeserhebungen, die er mit Bescheidenheit und seinem wohlbekannten charakteristischen Lächeln aufnahm. Ich verabschiedete mich bald von ihm, ließ mir aber versprechen, daß er mir einen Gegenbesuch mache. Sein letztes Wort war damals — ich habe es behalten, als wenn er es eben sagte: „„Ich hoffe einmal nach Kassel zu kommen!““ könnte man das nicht für eine Vorahnung halten?“

Von diesem Augenblick an bestand zwischen Spohr und Frau von Malsburg eine unverletzliche Freundschaft, welcher der Meister viele angenehme Stunden verdankte, eine Freundschaft, die nicht aufhören sollte; denn auch jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, zeigt sich die noch lebende Baronin über den erlittenen Verlust untröstlich.

1809 knüpfte Spohr mit dem berühmten Clarinettisten Hermstedt Beziehungen an, welche zwischen den beiden großen Künstlern eine innige und feste Freundschaft veranlaßten. — Hermstedt dirigirte zu dieser Zeit am Hofe von Sondershausen eine Harmoniemusik, die aus den besten Leuten bestand, welche Deutschland für Blasinstrumente liefern konnte. Spohr war so überrascht von den Leistungen dieses eigenthümlichen Orchesters*)

*) Wir geben hier im Interesse der noch lebenden Zeitgenossen das Verzeichniß der Mitglieder des Orchesters am Hofe von Sondershausen: Erste Clarinette, Hr. Hermstedt sen. Zweite Clarinette, Hr. Heinrici sen. Erste Hoboe, Hr. Lundershausen.

und seines Chefs, daß er bald darauf ausdrücklich für sie jenes „Nocturn" componirte, das noch heute geeignet ist, die Kräfte der talentvollsten Männer in Anspruch zu nehmen, unerachtet man in den seither verflossenen Jahren — es sind deren bald 52 — in der Fabrikation der Instrumente ganz bedeutende Verbesserungen angebracht hat. Ich selbst habe das zu Paris 1852 erfahren in einem meiner Concerte im Cäcilien-Saale; unsere Mitwirkenden waren zum größten Theile vom Conservatorium mit Preisen gekrönt, und doch konnten wir das fragliche Stück erst nach großer Anstrengung und vielen Repetitionen aufführen.

Ich habe das Programm des Concertes vor mir, das Spohr zu Sondershausen 1809 gab, in dem er sein sechstes Concert (G moll, op. 28) aufführte. Später componirte er seine zwei Concerte für die Clarinette; sie waren für seinen Freund Hermstedt eingerichtet, der ihn auf einigen Reisen begleitete und Theil nahm an seiner Ruhmesernte. Wenn man diese herrlichen Compositionen hört, die so vollendet sind, was Styl und Schwierigkeiten anlangt, so kann man sich leicht eine Vorstellung von dem Talent eines Virtuosen machen, der sie zu einer

---

Zweite Hobee, Hr. Himmelstett. Erster Fagott, Hr. Hermstedt jun. Zweiter Fagott, Hr. Bendeleb. Erste Trompete, Hr. Hühne. Zweite Trompete, Hr. Barthel. Erstes Horn, Hr. Hartung. Zweites Horn, Hr. Seebach. Baßhorn, Hr. Herrmann. Posaune, Hr. Heinrici jun.

Zeit vertragen konnte, wo ein Instrument von Denner noch gleichsam in der Kindheit und weit entfernt war von den Verbesserungen, welche ein Iwan Müller und ein Böhm demselben zu geben wußten.

V. Spohr zu Erfurt und zu Wien.

Außer den oben erwähnten Compositionen schrieb Spohr während seines Aufenthaltes zu Gotha auch noch seine zwei ersten Opern: „Der Zweikampf der Geliebten" und „Alruna", von welch letzterer heute nur noch die Ouverture existirt, die „Duos für die Violine", mehrere Quartette und Quintette, und endlich seine erste Symphonie für eines der musikalischen Feste zu Frankenhausen. Bekanntlich kam der Sänger Bischoff seligen Andenkens zuerst auf den Gedanken, in Deutschland „Musikfeste" zu veranstalten: seinen hohen Geistesgaben und seinem seltenen Scharfblicke war es vorbehalten, diesen großen Gedanken in bester Weise zur Ausführung zu bringen. Sein erstes Musikfest, in dem Haydn's Schöpfung zur Aufführung kam, wurde zu Frankenhausen 1804 abgehalten; diesem folgte ein anderes im Jahre 1811, wo die obengenannte Symphonie Spohr's producirt wurde, ein Werk, das in ganz Deutschland einen Widerhall erweckte, der Spohr für alle Zeiten den Namen eines ausgezeichneten Componisten sicherte.*) Angefeuert

*) In Nr. 48 und 49 der „Allg. Musik-Zeitung" vom December 1811 findet sich eine äußerst detaillirte Analyse von

durch diesen Riesenschritt, der ihn mit einem Male auf das Piedestal des Genies stellte, schuf der Meister nun

---

dieser merkwürdigen Arbeit. Am Schlusse derselben heißt es: „Recensent wiederholt noch einmal, daß er innig überzeugt ist, die Symphonie des braven Componisten müsse, gut ausgeführt, überall dem Zuhörer viel Vergnügen gewähren. Die Composition steht viel höher, als so manches, was in der neueren Zeit geschrieben und laut gepriesen worden; und eben deswegen ließ es sich der Recensent angelegen sein, dem gehaltvollen Werke die strengste Aufmerksamkeit zu widmen, und alles rein auszusprechen, was er dachte, was er tief empfand, als er die Symphonie las, hörte, und dann wieder las. Wie leicht ist es, auf einen solchen Grund, wie er dem Componisten zu Gebote steht, sehr schöne, meisterhafte Gebäude aufzuführen! — Die Symphonie war, so wie es Recensent mit Grund schließen kann, ursprünglich für das große Orchester, welches in Frankenhausen versammelt werden sollte, bestimmt, und gerade dieser Umstand kann den Componisten verleitet haben, zu sehr nach Größe und Auffallendem zu streben. Uebrigens glaubt Recensent, daß ein für ein sehr großes, oder, wie irgendwo das in Frankenhausen zusammengetretene Orchester genannt wurde, für ein Riesen-Orchester geschriebenes Werk sehr einfach gehalten, und durchaus von jeder kleinen, capriciösen Figur frei sein müsse. Ein Altarblatt, ein Gemälde für einen großen Saal, bestimmt, von der Menge nah und fern angeschaut zu werden, erfordert große Massen von Licht und Schatten, breit gefaltete Gewänder, scharfen Ausdruck der Figuren; das kleine Gemälde für ein Kabinet, die fleißigste Ausführung; so ist es auch in der That mit der Musik. Kirche und Kammer, ja selbst Opernhaus und Kammer, schieden sich sonst scharf. Recensent erinnert sich, daß, als einstens ein Componist die Oper des alten Fux, „virtù e con-

sein erstes Oratorium, „Das jüngste Gericht", welches zum ersten Male 1812 zu Erfurt bei Gelegenheit eines Besuchs von Napoleon I. aufgeführt wurde, und zwar unter der gewandten Organisation Bischoff's, welcher zu dieser festlichen Feier 300 Sänger und Mitwirkende zusammengebracht hatte.

Nie wohl wurde einem Werke vor einem ausgezeichneteren Zuhörerkreise Beifall zu Theil! Ein Publikum, das aus gekrönten Häuptern, erlauchten Persönlichkeiten bestand, in dessen Mitte der Kaiser, damals noch in seiner Glorie, in Person strahlte! — Und gewiß war er nicht der Letzte, welcher den großen Componisten begrüßte; er, der ein Genie sowohl zu würdigen verstand, wo Gott es auch mochte hingestellt haben; er, der auf dem Gebiete der Künste einen Talma, einen Mehul, einen Spontini und viele Andere so hoch erhoben hatte.

---

stanza," welche bestimmt war, im freien Felde aufgeführt zu werden, durchsah, er die vielen großen Noten und den leeren Satz nicht wenig tadelte; wie erstaunte er aber, als bei der Aufführung das in der höchsten Einfachheit große Meisterwerk Tausende von Zuhörern entzückte und begeisterte. — Vorzüglich sind es die entgegengesetzten Bewegungen mehrerer Instrumente, die, so schön, so künstlich das Ineinandergreifen berechnet sein mag, im großen Orchester ein Werk leicht undeutlich machen. Die Verbindung mehrerer Hauptgedanken von verschiedener Bewegung hörte Recensent am liebsten im Quartett, schon deshalb, weil doch nur hier die höchste Reinheit und Deutlichkeit zu erlangen ist."

Mit Bezug auf diese Feier zeigte mir Mad. v. Malsburg den Gegenstand, welchen sie ihre „theure Reliquie" nennt, die sie sorgfältig in einem Album aufbewahrt. Sie war ihr von Erfurt durch den Baron Schwerzel mitgebracht worden und bestand in dem Bande, das Spohr an jenem denkwürdigen Tage im Knopfloche getragen hatte, um dadurch als Glied des von ihm dirigirten Orchesters kenntlich zu sein. Es ist wenigstens zwei Finger breit und trägt in silbernen Buchstaben auf blauem Grunde folgende Inschrift:

MUSIK - AKADEMIE.

NAPOLEONSFEST.

ERFURT 14. UND 15. AUGUST 1812.

ERSTE AUFFÜHRUNG

DES

JÜNGSTEN GERICHTS

VON

SPOHR.

Wie ein Triumphator verließ der große Maestro das Fest, das ein Vorspiel von den Verherrlichungen war, die ihm zwei Jahre später auf dem großen Congresse zu Wien zu Theil werden sollten; dort sollte Napoleon nicht mehr zugegen sein!

Schon 1813 wurde Spohr nach Wien zur Direction

eines Theater-Orchesters berufen und es wurde ihm dort wahrlich kein geringerer Beifall gezollt als zu Gotha. *)

---

*) In Nr. 7 der „Allg. Musik-Ztg." vom 17. Febr. 1818 liest man den Artikel: Wien, 4. Febr. Uebersicht des Monats Januar pag. 115, wie folgt: „Am 14. gab Hr. Louis Spohr und seine Frau ein zweites Concert in dem kleinen Redoutensaale, in welchem er sich ganz als großer Meister des Violinspiels beurkundete. Er spielte von seiner Composition ein neues Violinconcert aus A-dur, welchem eine Einleitung aus A-moll feierlich und langsam voranging. Das Adagio war aus D-dur. Ein allerliebstes Rondo endigte. Dann hörten wir noch ein Potpurri von ihm spielen, welches, außer einem russischen Liede, Variationen über das Thema aus Don Juan: La ci darem la mano — enthielt. Hr. Spohr ist unstreitig im Angenehmen und Zarten die Nachtigall unter allen jetzt lebenden, wenigstens uns bekannten Violinspielern. Es ist kaum möglich, ein Adagio mit mehr Zartheit und doch so deutlich, verbunden mit dem geläutertsten Geschmacke, vorzutragen; dabei überwindet er im geschwinden Zeitmaße sehr schwere Passagen und die größtmöglichste Spannung mit einer unglaublichen Leichtigkeit, wozu ihm freilich die Größe seiner Hand wohl zu statten kömmt. Er erhielt heute abermals allgemeinen und ungetheilten Beifall, und wurde zweimal hervorgerufen, welche Ehre im Concerte, — so viel wir uns erinnern — nur Hrn. Pollebro wiederfuhr. Mit seiner Frau spielte Hr. Spohr ein Allegro, welches sie mit viel Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck auf der Harfe vortrug. Es dünkt uns, von allen uns bekannten Virtuosinnen auf diesem Instrumente besitze keine so viel Schule, und so viel inniges Gefühl im Ausdrucke, als Mad. Spohr; dafür aber möchte Dem. Longhi mehr Kraft, und Mad. Simonia Pollet mehr Gleichheit im Spiele haben. Was man aber am Spiele der Dem.

Damals hatte Wien seine schönen Tage: es besaß Albrechtsberger, Haydn, Mozart; als Gäste waren noch

---

Longhi auszustellen veranlaßt wird, sie habe keine Mittelstimm, dürfte auch von Mad. Spohr gelten. Denn ihr Piano ist vom Forte in zu großem Abstande. Zum Schlusse spielte Mad. Spohr allein eine Phantasie (C-moll) auf der Harfe, wobei sie dem Charakter der Composition, „Schwermuth und düsterer Ernst," ganz entsprochen zu haben scheint. Der erste Satz einer Symphonie (Es-dur) von Hrn. Spohr, welche gleich Anfangs vorkam, machte — ungeachtet des darin vorkommenden, brav fugirten Satzes — wegen der unmäßigen Länge die Wirkung nicht, die man sich davon versprach. — — —

anwesend Hummel, Salieri und Beethoven, der gerade in jenem Jahre seinen „Christus am Oelberg" schrieb. Der neue Ankömmling trat also in eine schwierige Stellung; doch, warum sollte ihn das bekümmern? er konnte ja nach dem Vorgange jenes großen Malers aus-

---

Alle im strengen Styl gehaltenen Chöre und Fugen, gegen die man doch wohl nur in Nebendingen hin und wieder etwas aussetzen kann, haben wahren Kunstwerth, sind mit großem Fleiß bearbeitet, und wurden auch allgemein, laut und mit Enthusiasmus von dem Publikum gewürdigt. Die Arien, Duette und einzelne Gesangstellen weichen aber zu sehr von dem ächten Style eines Oratoriums ab, sind durchaus im Texte zu oft wiederholt, und neigen sich mehr oder weniger zum italienischen Opernstyle. Einige gar zu auffallende Reminiscenzen, aus „der Schöpfung" und vorzüglich aus „der Zauberflöte," vermindern den Werth des Werkes in Hinsicht der Originalität. Der Chor der Teufel am Ende des ersten Theils, würde in einem Ballete, anschaulich dargestellt, an seinem Platze sein. Hr. August Arnold, Verfasser des Textes, hat freilich auch kein Stück Arbeit geliefert, das dem Componisten zu musikalischer Bearbeitung genügen konnte. Die Ausführung war trefflich, bis auf die Posaunen, welche bei der Stelle im zweiten Theile: Aufthun soll'n mächt'gen Schoos die Gräber — ziemlich unrein d'rein bliesen. Der Saal war kaum zur Hälfte voll. Am 24. wurde dies Oratorium wiederholt vor kaum 200 Zuhörern. Ein Werk dieser Art sollte wohl aber auch in einer so lebenslustigen Stadt nicht in der Carnevalszeit aufgeführt werden. — Am 28. gab noch Hr. Seidler vor seiner Abreise aus Wien ein Concert, und spielte mit Hrn. Spohr ein von diesem componirtes Doppelconcert für zwei Violinen, wobei freilich — obgleich das Spiel des Hrn. Seidler lobenswerth war — Hr. Spohr den Preis davon trug.

rufen: „Auch ich bin Musiker!" So that er auch, indem er successive seine „erste Symphonie," seinen „Faust" und seine Cantate, „Das befreite Deutschland," herausgab. Das Jahr 1814 war nämlich gekommen und Deutschland, endlich wieder befreit vom französischen Joche, übte an Frankreich Repressalien aus.

Der damalige patriotische Aufschwung trug auch nicht wenig zum guten Erfolge für den Componisten bei; und der schon allgemein bekannte Name Spohr's erlangte eine unvergängliche Glorie, als sein „Faust" erschien, der meiner Meinung nach ihn an die Seite der glorreichen Schöpfer eines Don Juan und einer Iphigenie stellt.

Man hat das Verdienst Spohr's dadurch herabzudrücken gesucht, daß man sagte, seine ersten Werke erinnerten so viel an Mozart: darin liegt meiner Meinung nach vielmehr das schönste Lob, daß man ihm verleihen konnte; denn wenn Einer nicht peinlicher Weise auf's Geradewohl schreiben, unverständliche, sinn-, form- und einheitslose Werke zu Tage fördern soll, so muß der Späterkommende ein Model haben. Wehe dem, der dies unterliege! Man untersuche die ersten Quartette Mozart's: erkennt man darin nicht sogleich seinen Lehrer Haydn? Ist dies nicht auch bei Beethoven's ersten Sonaten der Fall? Uebrigens offenbart Spohr hinlänglich in seinem „Faust" ebensowohl wie in jedem andern seiner Werke jene Individualität, die er nie verläugnet. Man nehme zum Beweise nur die Ouverture, die, für sich allein genommen, als ein Werk dasteht, von dem

sich, wie man weiß, später der Verfasser des „Robert" inspiriren ließ. Mithin liegt darin nichts unerhört Neues und Verwerfliches, wenn unser Held ein großartiges Model nachbildete, für das er leidenschaftlich eingenommen war, das er zu seinem Ideal gemacht hatte.

Wir wollen aber nun den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. — Während der Festlichkeiten bei dem Wiener Congresse hatte Spohr auch Gelegenheit, sich in mehreren Concerten mit dem berühmten Rode hören zu lassen; dieser war zehn Jahre älter als Spohr; schon 1803 hatte er ihn zu St. Petersburg zum ersten Male gesehen, wo dieser große Virtuos damals als Violin-Solist vom Kaiser von Rußland angestellt war. Rode hatte 1814 wirklich noch nichts von seiner Kraft verloren, obgleich gewisse Biographen davon reden, in der offenbaren Absicht, den Einen auf Kosten des Andern zu erheben: man feierte ihn, erwies ihm alle Aufmerksamkeit, applaudirte ihm wie Spohr von Seiten aller musikalischen Coryphäen, die Wien damals besaß. Will man ein besseres Urtheil über dies Verhältniß der beiden Rivalen haben, als das, was ich von Spohr selbst weiß? Er lobte ihn ohne „aber" und gab ihm in dem in seiner Manier geschriebenen A-moll-Concert eine Stellung, die wirklich als das beste Unterpfand für die ihm gezollte Bewunderung angesehen werden muß.

VI. Spohr's Reise in Italien. — Seine Ankunft, Engagement und erstes Concert zu Frankfurt a. M.

Nachdem Spohr einige Zeit zu Wien verweilt hatte, verließ er es wieder mit seiner Frau. Er dachte, der Künstler müsse von Zeit zu Zeit sich wieder in das große Weltgetümmel eintauchen; er müsse sehen, beobachten, studiren, auffassen und dadurch seinen Gesichtskreis erweitern, sein Herz und seinen Geist neuen Inspirationen öffnen. — Vielleicht hat auch Mozart seinen zahlreichen Wanderungen seine nie stockende Fruchtbarkeit zu verdanken! Spohr hatte Rußland und Deutschland gesehen; dies Mal wollte er Italien besuchen, das Urvaterland der Wissenschaften und schönen Künste. Wie viele Dichter, wie viele Maler, wie viele Musiker hat es hervorgebracht! Ist es nicht das Vaterland eines Corelli, Nardini, Tartini, Paganini, Viotti? Spohr wußte das und sein Herz schlug ihm freudig bei dem Gedanken, sich in dies edle Land zu begeben. Er versicherte mich, daß das Jahr 1817, wenn nicht das denkwürdigste seines Lebens, dann zum Wenigsten doch das reichste an lieblichen Eindrücken gewesen sei. Wie ergötzte es ihn in späteren Tagen, dieses schöne Land sich wieder vorzumalen: er erinnerte sich an seine schönen Landschaften, seine Städte, seine Theater: — diese Reise war die einzige, welche er wirklich eine Erholungs-, eine Vergnügungsreise nennen konnte; und wenn er auch von da keine fabelhaften Summen mitbrachte, so konnte er doch nicht umhin anzuerkennen, daß man ihn

dort wie einen König behandelt habe; sein „Faust," in's Italienische übersetzt, wurde auf den ersten Bühnen gegeben und mit einem Enthusiasmus begrüßt, von dem man sich anderwärts keine Vorstellung machen kann; denn dort ist Jedermann Musikkenner, alle Welt singt und geht zur Oper, vom großen Herrn an, der sein Souper und Gefrornes in der Loge verspeist, bis zum Arbeiter, der sich im Parterre seine Orange schmecken läßt. — Kurz, Spohr konnte sich in jeder Hinsicht nicht befriedigend genug über diesen neuen künstlerischen Ausflug ausdrücken; wie als Componist, so auch als Virtuos wurde er in den Himmel erhoben und seine Gemahlin Dorothea, die ihn kräftig in seinen Concerten unterstützte, nahm Theil an seinen Freuden, an den Verherrlichungen und Ruhmesspenden, die ihm erwiesen wurden.

Ueberblicken wir die Erlebnisse dieses würdigen Künstlerpaares, wie sie ihm seit der Abreise von Wien zugeströmt sind, so müssen wir wirklich sagen, das Glück verfolgte sie. In Sondershausen ließ Spohr sein „Recturn" zum ersten Male durch seines Freundes Hernstedt Harmoniemusik aufführen und der Fürst nahm den Meister und sein Werk mit einer seltenen Gunst auf; in Straßburg machte seine Ankunft ein Aufsehen, wie man es nur bei Monarchen zu sehen gewöhnt ist. — Daselbst lebt noch ein Freund von mir, der trotz seinen 79 Jahren sich des Meisters noch erinnert, wie wenn er ihn gestern erst gesehen hätte. Dieser gute Greis machte sich immer eine Freude daraus, durchreisende große Künstler

bei sich aufzunehmen. Er wollte es darum auch nicht zugeben, daß Spohr anderwärts logire, er mußte Wohnung bei ihm nehmen. Alle Bekannten und Freunde seines Hauses wetteiferten dann, dem Künstler die glänzendste Aufnahme in ihren Cirkeln zu Theil werden zu lassen. Wir werden bald sehen, mit welch' edlem Anstande unser Held sich für solche Gastfreundlichkeit erkenntlich zeigte.

Herr Rolle ließ mir vor Kurzem — da seine zitternde Hand es nicht mehr selbst vermochte — durch seine Tochter schreiben, daß Spohr mit seiner Frau am 9. März 1816 zum ersten Male in Straßburg auftrat; im „Poêle des Vignerons" am 11. Kammermusik vortrug und am 13. d. M. für die „philharmonische Gesellschaft" sich im Locale der Kunstversammlung hören ließ. Es gibt vielleicht keine andere Stadt, wo das Künstlerpaar so fetirt wurde, wie in der alten Hauptstadt des Elsasses. Sie hatten mehr Glück, als Mozart, welcher dort im Schuldarreste hätte bleiben müssen, wenn ihn der Edelmuth seines Gastwirthes nicht davor bewahrt hätte.

In Zürich, wo Spohr seine berühmte „Gesangsscene" hören ließ, rief ein Musiker mit Namen Kayser, welcher Göthe auf seinen Reisen begleitete, bei dem ersten Bogenstriche des Virtuosen mitten unter den Zuhörern mit lauter Stimme: „das ist eine deutsche Eiche!" und sein Wort wurde mit großem Beifalle von der ganzen Versammlung aufgenommen, da man recht

wohl diesen großartigen und tiefgedachten Ausspruch verstand.

In Freiburg, wo der berühmte Reisende einem von 600 Sängern und Musikern gegebenen Musikfeste beiwohnte, wurde er durch den gelehrten Schnyder von Wartensee der „musikalischen Gesellschaft" von Luzern vorgestellt und von derselben durch Acclamation als Ehrenmitglied aufgenommen.

Was soll ich noch Weiteres anführen? — Nie wohl ist eines Künstlers Reise triumphreicher gewesen, als diese und als Spohr bei seiner Rückkehr im December 1817 nach Frankfurt a. M. kam, war er, wörtlich genommen, mit Blumen, Lorbeerkränzen und Geschenken überladen!

Sollte Fortuna wohl fortfahren, ihr Füllhorn über ihn auszuschütten? Würde man an seinem Platze sich nicht auch versucht gefühlt haben, wie jener überglückliche Fürst, von dem die Geschichte erzählt, seinen kostbarsten Diamant in's Meer zu werfen, „um die eifersüchtigen Götter zu versöhnen?"

Doch wozu solche Fragen an die dunkle Zukunft stellen? Frankfurt theilte damals mit Leipzig, Dresden, Wien und Berlin das edle Vorrecht, alle großen Künstler kennen zu lernen; Hummel wollte daselbst eben (am 15. Decbr. 1817) sein Sextett hören lassen; jede Woche führte neue Gäste und darum auch neue Concerte herbei. Diese Stadt besaß schon eine Gesangsacademie, die sie dem Unternehmen Schelble's, damals erster Tenorist am Theater, verdankte. Dieser Künstler, welcher der Musik eine neue

Ausdehnung zu geben mußte, war im Publikum nicht nur wegen seines Sängertalentes sehr beliebt, sondern galt auch als ein vorzüglicher Musiker, als ein gewandter Dirigent und erfreute sich einer allgemeinen Werthschätzung und Achtung, was ihm zur Gründung dieser Gesellschaft nicht wenig behülflich war. Von ihr sagt Mendelssohn später: „Nirgendwo, auch Leipzig nicht ausgenommen, habe ich Chöre besser singen hören, als in dieser Academie zu Frankfurt!" Von ihr sagte ein Tagblatt: „Diese Academie hat den besten Fortgang gehabt. Die jungen Dilettanten waren sämmtlich eifrig bemüht, diese Anstalt nicht nur im Schwunge zu erhalten, sondern ihr wo möglich noch mehr Ausdehnung zu geben. Mehrere Liebhaber ließen sich auf verschiedenen Instrumenten mit Concerten hören, viele Liebhaberinnen mit Arien oder Clavierconcerten, und noch mehrere sangen Chöre mit; und auf diese Weise bekamen wir auch manche größere Gesangstücke zu hören, die uns außerdem noch unbekannt geblieben wären. Ich will hiervon nur Schiller's Glocke mit Romberg's Musik erwähnen, die ganz untadelig ausgeführt wurde, und zwar alle Solostimmen nur von Liebhabern, — so auch die Chöre, die sehr stark besetzt waren. Das Ganze wurde mit viel Beifall aufgenommen ꝛc."

Nachdem Spohr alle Hauptstädte Deutschlands besucht hatte, durfte er nicht verfehlen, sich auch zu Frankfurt hören zu lassen. Die Gelegenheit war ihm dazu gegeben in dem am 15. December durch das Theaterorchester

gegebenen Concerte, wo seine Es Dur-Symphonie gespielt wurde. Ueber dieses Musikstück ließ sich das dort erscheinende Künstlerblatt „Iris" in folgender Weise vernehmen: „Daß uns dieses treffliche Kunstwerk, in welchem sich das ideenreiche Gemüth, die umfassende, ordnende Ansicht und die große theoretische Kenntniß des genialen Componisten auf das Glänzendste an den Tag legt, unzerstückelt gegeben wurde, verdient einen gesteigerten Dank, da wir bisher, fast in allen Concerten Mozart'sche, Haydn'sche und andere Symphonien nur fragmentarisch hören mußten."

Im Verlaufe derselben Soirée führte der Meister auch sein „achtes Concerto in Form einer Gesangsscene" auf, über welches das vorerwähnte Blatt folgenden Rechenschaftsbericht abgibt: „Die vollendete Virtuosität des großen Künstlers, welchen für die Zukunft hier zu besitzen wir uns Glück wünschen dürfen, ist allgemein anerkannt und gefeiert. Das Seelenvolle und Edle seines Vortrags, die Besiegung der höchsten Schwierigkeiten, mit denen Hr. Spohr gleichsam nur tändelt, seine große Kenntniß der Bogenführung, eine vollkommene Sicherheit und vor Allem das reine, gediegene Künstlergemüth, das sich in allen Nüancen seines herrlichen Spieles ausspricht, erheben ihn zu einem der ersten, aller jetzt lebenden Tonkünstler und rissen auch die heute gegenwärtige zahlreiche Versammlung zu allgemeiner Bewunderung hin. Das liebliche Musikstück, welches unter Italien's südlichem Himmel erzeugt ist, mag den Forderungen einer jetzt dort

herrschenden, vielleicht nicht ganz richtigen Manier etwas zu viel Rechnung getragen haben, trägt aber in dieser Form den Stempel der Trefflichkeit, mit welchem die durch fremden, ausländischen Schimmer nicht geblendete, reine, artistische Ansicht seines Schöpfers es auszustatten wußte."

Aus diesem Berichte erfahren wir, daß man schon daran dachte, Spohr für das Theater zu engagiren. Wirklich eröffnete 13 Tage nach diesem glänzenden Erfolge Spohr seine Thätigkeit als Capellmeister mit dem „Don Juan," seiner Lieblingsoper, in welcher Madame Gley vom Hamburger Theater die Rolle der Donna Anna, Madame Urspruch die der Donna Elvira, und der Baritonist Hill die des Don Juan übernommen hatten.

Wir lassen wiederum die „Iris" sprechen; sie ist die beste, unparteiischste Dolmetscherin, die wir finden könnten. Wir begegnen in den Blättern unserer Tage selten einer Kritik, die zumal mit eben so viel Meisterschaft als Unabhängigkeit geschrieben ist. Gerne lasse ich, wie es einem artigen Manne geziemt, diese Gerechtigkeit der lieblichen Betin widerfahren, welche die Mythologie mit einer ewigen Jugend ausstattet, wie alt sie auch schon sein mag! Sie scheint mir trotz ihres hohen Alters im Jahre 1818 noch gar nicht albern zu reden:

Nr. 1. Sonntag, 4. Januar 1818.

Am 28. December — Don Juan.

Hr. Capellmeister Spohr, den wir jetzt als Director unserer Oper und Mitvorstand der hiesigen Bühne besitzen,

debütirte mit der Leitung der heutigen Darstellung. Das unsterbliche Werk des großen Tonsetzers, der zu frühe einging in das Reich, wo die verwandten Kunstgeister aller vergangenen Jahrhunderte seiner harrten, wurde unter der Führung eines Mannes, der Mozart's Größe zu fühlen und zu erkennen vermag, wie Wenige, von unserem Orchester in einem Grade der Trefflichkeit gegeben, der nichts zu wünschen übrig ließ."

Wenige Tage nach seiner Installation hatte Spohr nahe bei dem Theater eine Wohnung genommen; hier theilte er seine Zeit zwischen Arbeiten und Familienfreuden; hier ruhte er von seinen Reisen aus und sann auf ein neues Meisterwerk, welches später die Frankfurter Bühne verherrlichen sollte.

Man wird es leicht begreiflich finden, daß Alles, was mir den Meister in's Andenken ruft, mein Herz pochen macht und mich eigenthümlich anzieht. Schnyder von Wartensee, Spohr's Freund und Nachbar, dem ich für gar manchen Aufschluß zu Dank verpflichtet bin, machte mich auf diese seine Wohnung aufmerksam; das Haus hat nur zwei Stockwerke, liegt in der Schlesingergasse, am Ecke der kleinen Gallusgasse; es führt die Inschrift: „zum Löweneck" mit den Nrn. 5 — 7. In 24 Jahren, am 4. April 1884 wird dies Haus wohl auch feierlich geschmückt sein, wie dies am 10. Novbr. 1859 jenem Hause zu Theil ward, in welchem einst der große Dichter Schiller zu Sachsenhausen gewohnt hatte!

VII. Spohr's Aufenthalt zu Frankfurt a. M. — Erste Aufführung der „Jemire und Azor." — Seine Abreise.

Die ersten Monate seiner Direction waren für Spohr und sein Orchester eine Zeit harter Arbeit, für das Theater eine günstige Epoche, für die Liebhaber guter Musik eine Gelegenheit unbeschreiblicher Freude. Der Meister, welcher Mozart fast abgöttisch verehrte, machte ihn auf dem Repertoire fast permanent mit Paer und Cherubini, deren Compositionen er mit vollem Rechte sehr hochschätzte. Die bloße Aufzählung der Vorstellungen während des ersten Monats seiner Leitung wird schon einen vollständigen Begriff von der unermüdlichen Thätigkeit und dem ausdauernden Eifer geben, mit welchen er sich seinen Funktionen widmete.

Nachdem er am 28. Decbr. 1817 mit Don Juan debütirt hatte, gab man

am 3. Januar 1818 die Entführung aus dem Serail, wo Schelble in der Rolle des Belmonte durch die Vollendetheit seiner Darstellung das Publikum hinriß;
am 12. d. M. Titus; neuer Triumpf Schelble's;
am 24. d. M. Don Juan, mit allgemeinem Erfolg und Hervorrufen aller Sänger, endlich

am 28. d. M. die Entführung aus dem Serail, die auf allgemeines Verlangen wiederholt wurde. Madame Glev in der Rolle der Constanze theilte mit Schelble die Ehre des Abends.

Ich übergehe die Erwähnung einiger Werke von mittelmäßigem Werthe, welche man einschob, damit sich die ersten Künstler von den Anstrengungen erholen konnten.

Nach diesem schönen Monate war Alles in der Stadt von Mozart begeistert, aber auch von Spohr, den man nicht genug zu loben wußte, daß er diese Meisterwerke wieder vorführte, deren Genuß dem Publikum durch die Bequemlichkeit der früheren Direction nur zu lange schon vorenthalten war.

Es wird nicht ungeeignet sein, hier zu erwähnen, daß unter ungefähr 80 Opernvorstellungen, die im Jahre 1818 gegeben wurden, 18 Mozart'sche waren; die übrigen, mit Ausnahme Einiger zweiten Ranges, waren Werke von Cherubini, Paer, Spontini, Winter, Weigl und Boieldieu. Spohr's „Faust" wurde vier Mal gegeben, am 15. März, 14. April, 26. Mai und 11. Juni.

Nicht vergebens legen wir ein besonderes Gewicht auf die Daten. Man hält viel auf die Tage, an denen diese oder jene Schlacht geschlagen wurde, auf die Stunden, in denen diese That, jener Zug eines großen Feldherrn vorfiel; gewiß wird es darum auch gestattet sein, dieselbe Genauigkeit auch bei einem großen Musiker zu beobachten, der mit Recht die Freude

einer ganzen Welt ausmacht und eines Tages ohne einen Tropfen Bluts vergossen zu haben, doch in die Zahl der edelsten Berühmtheiten seiner Kunst und seines Landes eingereiht werden muß. Uebrigens geben mir diese Data auch einen kleinen Anschein von einem Historiker, Antiquar, Archäologen, was auch seinen Werth hat. Das sind meine Gründe, die mich zum Einhalten dieses chronologischen Systems bewegen, dem ich noch ein Weniges getreu bleiben will.

Es war am 2. Februar, wo Spohr im Saale vom „Weidenbusch" mit seiner Frau ein Concert gab. Man hätte es die zweite Auflage der Soirée vom 15. December nennen können: so sehr wurde das Künstlerpaar gefeiert, herausgerufen und mit Beifall überschüttet von allen Dilettanten, die Frankfurt aufbringen konnte.

Mehr als je stößt bei dieser Gelegenheit die „Iris" in die Lärmtrompete mit einem heroischen Styl, in dem sie ihre historischen Kenntnisse entfalten und ihren alten Freunden, den Griechen, ein zärtliches Angedenken widmen zu wollen scheint. Es hat mir dies unwillkürlich die berühmte Phrase des Amtmanns im „neuen Herrn" von Boieldieu in's Gedächtniß gerufen: „Wie Alexander der Große" . . . . . Doch still! hören wir unsere artige Dollmetscherin: „Sowie die Griechen an hohen Festtagen sich den Genuß der geweiheten Darstellungen in der Kunst erlaubten, so können wir jetzt die Tage, an denen ausgezeichnete Lieblinge der Kunst ihre holden Gaben vor uns ausbreiten, als seltene Feste ansehen, deren schöne

Feier noch auf lange Zeit hinaus uns angenehme Augenblicke in der Erinnerung der zu schnell entflohenen Stunden bietet. In der Reihe dieser künstlerischen Feste steht unstreitig der heutige Abend, den wir einem gefeierten Künstlerpaare verdanken, hoch oben an. Herr Capellmeister Spohr, von dem musikalischen Volke des südlichen Europa's mit dem Prädikate des „größten Sängers auf der Violine" bezeichnet, und seine Gattin, eine Künstlerin, welche dem Instrumente der alten Barden und Meistersänger, der Harfe, mit geübter Hand liebliche Klänge entlockt, spendeten des Schönen, dem ein zahlreiches Publikum den gerechten Tribut seiner Bewunderung nicht versagen konnte."

Man sieht daraus, daß die „Iris" ihren poetischen Namen nicht verläugnet, und daß sie leidlich von Natur aus romantisch ist. Nachdem sie mit viel Geschick und Urtheil von einem durch Spohr gespielten Concerto, von seiner Tonfülle, von dem Leben und der Seele, die er seinem magischen Bogen zu geben weiß, von seiner außergewöhnlichen Sicherheit in der Beseitigung der fast unübersteiglichen Schwierigkeiten — kurz — von allen Eigenschaften geredet hat, die zum vollendeten Meister gehören: wendet sie die Aufmerksamkeit auf Madame Spohr. „Madame Spohr," sagt sie, „behandelt das liebliche Instrument, dem so selten ein Künstler sich mit Ernst widmet, in einem ausgezeichneten Grade von Vorzüglichkeit. Ihr Anschlag ist kräftig und bestimmt und erzeugt einen schönen runden Ton, der vereinigt mit einem

gebildeten Vortrag und der genügendsten Vollendung in den Passagen der Künstlerin den ungetheiltesten Beifall gewann." Endlich schließt das geschätzte Blatt, indem es eines der schönsten Meisterwerke Spohr's, d. i. des Nonettes, Erwähnung thut, welches von den ersten Künstlern des Orchesters vorgetragen wurde, mit folgenden Worten: „Die Composition ist ein Beweis von der Kunst und Genialität des Tonsetzers und wurde in einer lobenswürdigen Execution von dem Kenner als ein vollendetes Meisterstück anerkannt."

Dieser Abend erhob Spohr in der Werthschätzung der Frankfurter auf die höchste Stufe und fügte in seine Künstler-Krone einen neuen Edelstein. Aber es war einmal seine Bestimmung, daß er Ruhm auf Ruhm häufen, den Pelion auf den Ossa setzen solle; denn am folgenden 15. März gab man für das erste Mal zu Frankfurt die Oper „Faust." Obgleich die Sensation, die sie hervorrief, groß war — diese Oper ist ja auch ein Werk, das allein die Zukunft eines Musikers feststellt — diesmal beobachtete das Extrablatt der „Iris" tiefes Schweigen, das sie erst brach, als zwanzig Tage später die Vorstellung der Oper wiederholt ward.

Mögen auch Stadt und Maestro darauf haben warten müssen, bis „Iris" ihren Artikel genugsam überlegt hatte; sie haben nichts verloren; das „ehrenwerthe" Blatt (um sie mit einem englischen Parlamentsausdrucke zu begrüßen) äußert sich — doch urtheile Jeder selbst darüber. „Schon die Ouvertüre," sagt „Iris," „gibt

uns eine deutende Anschauung des Ganzen: im ersten Allegro Faust's Wohlgefallen am Sinnentaumel, im Adagio sein Streben zum Bessern und im Schluß-Allegro sein gänzliches Versinken in der Sünde durch die Gewalt feindlicher Mächte. Als treffliche Musikstücke heben wir das große Ensemble im ersten Acte, wo Franz und die Gerichte Röschen suchen, hervor; das erste Finale, die Hochzeits-Scene zu Anfang des zweiten Aufzuges sind originell und von eigener Wirkung." Unter den Künstlern, welche die Oper sangen, macht das Frankfurter Blatt besonders den Herren Schelble (Faust), Höfler (Hugo) und Madame Hoffmann (Röschen) die schmeichelhaftesten Complimente; ist aber nicht sonderlich zufriedengestellt von den Mitteln der Fräulein Friedel als Kunigunde, und wie sehr es auch die Stimme des Herrn Krönner lobt, mit seiner dramatischen Befähigung für den „Mephistopheles" ist es äußerst unzufrieden; mit einer gewissen Gereiztheit äußert es sich hierüber: „Zu der Darstellung Satans ist wohl, was ihm für das bürgerliche Leben recht viel Ehre macht, die Individualität des Herrn Krönner nicht geeignet." Eine französische Kritik würde geschrieben haben: Krönner ist geschaffen und auf die Welt gekommen, um einen guten Vater, guten Gatten, tugendhaften Bürger, vorzüglichen National-Gardisten abzugeben; aber für einen Mephistopheles ist er keinen Teufel werth (comme Méphistophélès il ne vaut pas le diable!)

Wenn ich so oft das Zeugniß der „Iris" anführe,

so geschieht dies nicht, als getraute ich mich nicht ebensogut wie jeder Andere, mein bescheidenes Urtheil über den Meister und seine Werke abzugeben; ich denke vielmehr, wenn ich dieses öffentliche Organ reden lasse, das mir übrigens in dieser Hinsicht ganz competent erscheint, so lasse ich vor meinen Lesern einen Augen- und Ohrenzeugen auftreten, der gewiß von größerer Bedeutung ist. Dazu kommt, daß mir weder Freund noch Feind etwas gegen meine Auffassung einwenden kann; meine Treue als Geschichtschreiber steht um so evidenter da, wenn ich an die Quelle gehe und Alles von mir fern halte, was einer niedrigen Schmeichelei und romanhaften Zügen ähnlich sehen könnte.

Um wieder nach dieser nöthigen Abschweifung zur Sache selbst zurückzukommen, so muß man sagen (und dafür habe ich nicht einzig das würdige Tagblatt als Quelle und Gewährsmann), daß Schelble sehr zum guten Erfolge des Werkes beigetragen hat; er war hierbei nicht minder ausgezeichnet wie im „Titus," was viel sagen will; er sang wie ein Engel jene Arie, welche Spohr neuerdings für ihn componirt und in den „Faust" eingeschoben hatte; sie beginnt mit den Worten: „Liebe ist die zarte Blüthe." Für die zwei andern Vorstellungen, die anderthalb Monate nach dieser stattfanden, schrieb Spohr eine Arie mit obligater Clarinett-Begleitung, welche eine gewisse Madame Grünbaum mit ungeheuerem Effecte sang; von bewundernswerther Wirkung war dabei die Instrumental-Begleitung Reinhard's, eines Virtuosen

von großem Verdienste. So erzählen mir alte Musikfreunde, die sich noch recht gut der Arie und der Frau Grünbaum erinnern, die durch ihr Auftreten in Frankfurt wahre Sensation erregte.

So sehen wir wieder, das Glück hört nicht auf, den Helden unserer Geschichte zu begünstigen: als Virtuos, als Componist, im Theater, im Concert, immer und überall findet er alle Anerkennung!

Wahr ist es aber auch, Niemand verdiente es mehr wie er, sowohl was Talent, als was den Charakter anlangt, obwohl das nicht immer einen hinreichenden Grund abgibt, die Gunst des blinden Glückes zu erlangen; Mozart, Beethoven und viele Andere sind dafür, wie ich schon wiederholt zu sagen veranlaßt war, der augenscheinlichste Beweis.

Doch was soll uns dies kümmern: „in der bestmöglichen Welt gereicht Alles zum Besten," sagt Panglott; seien wir darum in seiner Manier Philosophen und geben uns mit diesem Troste zufrieden. — Immerhin hat hier Fortuna unter hundert Fällen, vielleicht unter tausend, einen Act gesunder Gerechtigkeit an der Person ihres edlen Günstlings ausgeübt.

Spehr war in der That ein außergewöhnlicher Mann; beim ersten Begegnen mochte man ihn leicht für sehr kalt und stolz halten; aber er trug ein warmes Herz in seiner Brust, war von Natur zartfühlend und freimüthig, zeigte eine Güte und Schlichtheit, die oft an gutmüthige Schwäche streifte. Wen er einmal liebgewonnen und

erprobt gefunden hatte, der konnte bis auf's Aeußerste seiner Freundestreue sich versichert halten; so haben mir ihn seine Bekannten geschildert, so habe ich ihn selbst während mehreren Jahren bei fast täglichen Besuchen kennen gelernt. Eifersucht und ebenso Schmeicheleï waren ihm gänzlich fremd, Selbstgefühl und Unabhängigkeit des Charakters bewahrte er unverbrüchlich; dabei besaß er alle jene kostbaren Eigenschaften, die ihn für seine Familie und das häusliche Leben in aller erwünschlichen Weise ausstatteten. Bei seinen Arbeiten war er unverdrossen und unermüdlich, wie wir ihn schon kennen gelernt haben. Das ist das Portrait, das die Würdigung seines Charakters, wie ich sie der eigenen Erfahrung gemäß geben kann, und daraus ist es gewiß auch Jedem klar, warum mir dieser Mann so theuer sein mußte.

Manche wollten ihn des Hochmuths zeihen, indem sie sein Bewußtsein, sein Gefühl der ihm innewohnenden Kraft dafür ansehen; man kann aber sagen, daß zum Glücke für die Menschheit Gott diese Selbsterkenntniß den Männern von Talent und Genie gibt. Denn wenn sie dies nicht hätten, welcher Maler würde es wagen, sein Gemälde den Blicken der Menge auszusetzen? Welcher Musiker würde ohne das sein Werk zur Aufführung gelangen lassen? Welcher Virtuos würde allein hervortreten, vor Alle hinstehen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen und den Dichter von sich sagen lassen: „suspensa corda tenebat," er hat Alles hingerissen? Ohne dieses Selbstgefühl müßten Alle sich

auf die Rolle eines einfachen Bürgersmannes beschränken, alle vom Schöpfer verliehene künstlerische Begeisterung ersticken, und diese göttliche Flamme unter Speculations-Ideen vergraben; essen, trinken zur bestimmten Zeit, jeden Abend nach einer Partie Boston oder Trik-trak in süßer Strumpfkappen-Glückseligkeit einschlafen. — So mußten's einst die Böotier gemacht haben, wie uns ein Geschichtschreiber, aus Eifersucht gegen Epaminondas und seine tapferen Soldaten, es glauben machen will. Doch gehen wir wieder zum Faden unserer Geschichte zurück!

Außer dem Glücke, das Spohr aus der Uebung seiner Kunst schöpfte, ward ihm zu Frankfurt auch noch das zu Theil, einige auserlesene Geister in den geselligen Kreisen zu finden, die ihm liebliche Freuden bereiteten. Für's Erste hatte er da jenen Mann wieder getroffen, der ihn einst der Luzerner „musikalischen Gesellschaft" vorstellte, Schnyder von Wartensee; gar bald sollte er dessen hervorragenden Charakter und tiefe Kenntnisse kennen lernen. Ferner trat er in nähere Beziehung zu Schelble und seiner Frau, einem Ehepaar, das durch Talent und Bildung sehr mit einander sympathisirte. Ich nehme Talent hier nicht aus, weil Frau Schelble, obwohl sie nur für eine Dilettantin gelten konnte, doch bei der Akademie eine zuverlässige Stütze in den Chören abgab. Dann kommt André von Offenbach, der Sohn von Joh. André, dem Freunde Mozart's und Verleger seiner Werke. — Johann Anton André, der seinem

Vater 1799 nachfolgte, war ein ausgezeichneter und kenntnißreicher Mann; er hatte zu Jena sich wissenschaftlich ausgebildet, war aber auch von seinem Vater zu einem Pianisten gemacht, von Volweiler aus Mannheim in der Composition und von Ferdinand Fränzl im Violinspiele unterrichtet worden. Er war folglich der Mann, der Spohr verstehen konnte, und sich gewiß an ihn attachiren mußte. Und endlich reihte sich diesem Musterklubb, dieser seltenen Vereinigung von kräftigen Geistern, zu seiner Vollendung noch Wilhelm Speyer an. 1818 war dieser 27 Jahre alt und wohnte, wie André, zu Offenbach, wo damals die Musik eine sehr wichtige Rolle spielte.

Damit wird es uns begreiflich, wie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Kaufmann dieser kleinen Stadt in seiner leidenschaftlichen Liebe für die Musik sagen konnte: „Meine Collegen mögen Millionen auf Millionen häufen, mögen, wenn es ihnen so beliebt, ihre Erholung, ihr Vergnügen außerhalb der Poesie und der Kunst in einem traurigen Positivismus suchen; was mich anlangt, ich verehre die Musik und will darin mein Wohlbehagen suchen." — Er war übrigens reich genug und hatte wie ein Prinz sich eine Capelle errichtet. Trat ein großer Künstler zu Frankfurt auf, so erschien er vor ihm und bot ihm sein Haus, seinen Tisch an, behandelte ihn wie einen König, überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken; mit einem Worte — er war einer von jenen Dilettanten, wie man sie nie häufig gefunden

hat und die jetzt fast mythische Personen geworden sind. Ein solcher Mann war Bernard — Bernard, dessen Namen ich gerne feiern möchte, wenn mir die Feder eines Goethe, Schiller, Victor Hugo zu Gebot stünde! So sehr erachte ich die Kunst als Schuldnerin eines solchen Mannes! Niemand kann all das Gute aufzählen, das Bernard vollbrachte! Wenn ihm ein junger Künstler aufstieß, der arm, aber befähigt war, so ermuthigte er ihn durch seinen Rath, aber auch, was noch mehr ist, mit seiner Börse; so etwas ist von alten Zeiten her bis auf unsere Tage selten und darum um so verdienstvoller! Bernard hatte in seine Capelle alle jungen Leute der Gegend aufgenommen, die Einen als Instrumentisten, die Anderen als Sänger und natürlich gehörte Wilhelm Speyer auch in ihre Zahl. Diesem unerwarteten Umstande verdankte er ohne Zweifel, wie sehr er auch schon für Musik eingenommen war und es blieb, daß er ein bedeutender Musiker und ein guter Violinist ward. Ganz Deutschland kennt sein berühmtes Lied: „Das deutsche Vaterland," das man 1848 überall hörte und von dem Spohr mit einer naiven Anerkennung mir sagte: „das ist ein schönes, patriotisches Lied; warum brachte ich nie ein solches zu Stande?"

Kurz! Speyer, der André zum Lehrer in der Composition hatte und Unterricht bei den ersten Violinisten seiner Zeit genommen hatte, ward Schüler und intimer Freund von Spohr. Für ihn hat der Meister jenes schöne Quartett in G geschrieben, mit welchem er einige

Jahre später zu Cassel auftrat und in welchem sich ein Menuett mit einem durch sein beständiges Staccato so merkwürdigen Trio findet.

In Speyer's Famlie verlebte Spohr den größten Theil seiner Mußestunden. Und daher kam denn auch das Gerede, mit dem man es stets nicht sehr gewissenhaft nimmt, Spohr habe sich zur Zeit, wo er seine Oper „Zemire und Azor" componirte, mehr als ein Mal an dem Talente der Fräulein Friedericke Goldner, Speyers Schwägerin, inspirirt; sie hatte nämlich eine kostbare Stimme und Methode, die Spohr einige zwanzig Jahre später noch nicht aus dem Andenken verloren hatte.

So theilte der Meister sein Leben in die Arbeiten seiner Direction, in den Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden: Schnyder von Wartensee, Schelble, André und Speyer. Componirte er ein Quartett, so war er alsbald zu Offenbach und probirte es; hatte er ein neues Stück seiner Oper vollendet, so lud er Speyer und seinen Nachbar Schnyder von Wartensee ein, um es ihnen vorzutragen und ihr Urtheil zu hören, bald mußte Fräulein Goldner, bald Schelble und seine Frau dabei behülflich sein.

Eines Tages ereignete sich zwischen Spohr und Schnyder von Wartensee ein Vorfall, den ich, wie unbedeutend er auch scheinen mag, doch nicht übergehen will.

An einem Nachmittage war Schnyder von Wartensee

im Begriffe, die Süßigkeit des „dolce far niente" zu verkosten; er durchlief in Gedanken die ganze Litanei der seit Johann Ockenheim (1420) erfundenen Canonen: Canon apertus, c. firmus, c. enigmaticus, c. perpetuus, c. finitus, c. pertonos, c. polymorphus, c. al sospirio, c. sciolte, c. per augmentationem et per diminutionem; und wollte eben einen netten Canon à l'écrevisse ersinnen, als er Spohr's Tritt erkannte, wie er mit großen Schritten eiligst die zwei Stiegen erklomm. — „Mein lieber Nachbar," sagte ihm der Meister sogleich bei seinem Eintritte, „ich komme, um Ihnen die Stelle eines zweiten Directors in meinem Orchester anzubieten." — „Wie? Was?" rief unser Gelehrter ganz erstaunt, prallte auf seinem Canapee in die Höhe und verlor den Faden seines Krebscanons: „es hat nie zwei Directoren im Orchester gegeben!"

„Verzeihen Sie," erwiederte der Meister mit schlauem Lächeln, das ihm eigen war, „es gibt deren überall zwei: den Capellmeister und den Paukenschläger; ist der Paukenschläger nicht ein Mann, der Alle bei den meisten Strettas und Fortissimos mit sich fortreißt? Sie wissen es eben so gut, wie ich, daß die Pauke das Instrument ist, welches die wichtigste Rolle spielt: einem Musiker, wie Sie sind, brauche ich keine Vorlesung über die Unentbehrlichkeit der Pauken und mithin auch des Paukenschlägers zu halten." — „Wenn ich zweiter Director wäre," erwiederte Schnyder von Wartensee, ohne positiv auf die Anfrage zu antworten, „so würde ich eines-

theils das Orchester allein dirigiren, wenn die Reihe an mich käme, anderntheils ein Einkommen verlangen, das mit der Wichtigkeit meiner Stellung im Verhältnisse stände."

„Doch Scherz bei Seite" erwiderte der Meister und ging ernster an sein Anliegen, „ich will ihnen sagen, wie die Sache ist; ich habe augenblicklich keinen Paukenschläger; wollten Sie nicht auch diesmal, wie Sie mir auch beim „Faust" als freiwilliger Organist aus der Verlegenheit halfen . . . . „heute unser Paukenschläger werden?" ergänzte v. Wartensee; ich bedauere recht sehr, daß mir das ganz unmöglich ist; Sie wissen, welche Arbeiten, welche Beschäftigungen mich drängen; aber warten Sie, ich glaube Ihnen in einem Neuangekommenen, der sich hier niederlassen will, den rechten Mann vorschlagen zu können."

Spohr dankte verbindlichst seinem Nachbarn und entfernte sich ganz befriedigt. Einige Tage später stand ein junger Mann vor den Pauken im Theater; obgleich Pianist hatte er doch gerne eine Stellung angenommen, die ihm ein festes Einkommen sicherte; er konnte nun ruhig zusehen, bis er Unterrichtsstunden zu geben bekam. v. Wartensee und Spohr hatten ihm ein altes Instrument bei irgend einem Gerümpler ausfindig gemacht, der Candidat machte sich an's Studium des Stimmens, und des mannigfaltigen Anschlags, wie er leise, weich, trocken, gekreuzt, voll, tremulirend wird, und da er ein trefflicher Musikus war, vermochte er bald zu debütiren.

Und dieser Paukenschläger, der so lange seitdem die Pauken im Theater bearbeitete, war Gollmick, der sein Lebensglück vielleicht Schnyder v. Wartensee verdankt, wenn es nämlich wahr ist, daß oft vom ersten alle folgenden Schritte abhängen. Ich wüßte nicht, daß Gollmick je dieser Sache uneingedenk gewesen wäre! — Jedenfalls ist hier die Gelegenheit zur Bemerkung geboten, daß hauptsächlich von dieser, dem Anscheine nach so unbedeutsamen, Besetzung der bescheidenen Stelle eines Paukenschlägers an für Spohr aller Wirrwar, aller Verdruß datirt, die endlich seinen Weggang herbeiführten; das war der Schneeballen, welcher die Lawine erzeugte, der Funke, welcher die Feuersbrunst hervorrief. Um hierbei verständlich zu werden, müssen wir auf früheres zurückgehen.

Das Theaterorchester bestand theilweise aus Mainzern, theilweise aus den Trümmern der Capelle Bernard's, und hatte im höchsten Grade den „esprit de corps," der aus langem Zusammensein erwächst, und eine Art von Offensiv- und Defensivbündniß bildete. Schmidt, Spohr's Vorgänger, hatte sich zum Haupte dieser Associationscolonne hergegeben und bei ihr eine Art von besonderer Direction übernommen; man war schon so weit gekommen, daß man sich mehrmals gar nicht scheute, in offenbarer Feindseligkeit gegen die Administration aufzutreten. —

Mit der Zeit nämlich war der vorige Chef nichts mehr und nichts weniger, als ein Kamerad geworden,

den die Majorität mit einer gar nicht scrupulösen Ungenirtheit behandelte. Dafür nahm er Theil an den Lustbarkeiten seiner Untergebenen und galt bei ihnen für einen vortrefflichen Compagnon; dadurch ward allmälig alle Disciplin unmöglich, und es entstanden oft im Dienste bedeutende Unordnungen und betrübende Verwirrungen. Als aber Spohr kam, mußte die Sache eine ganz andere Gestalt annehmen: denn sein kaltes Aeußere, sein würdevolles Benehmen, seine unläugbaren Fähigkeiten steckten von allem Anfange an zwischen ihm und seinem Orchester eine wohlabgegrenzte Demarcationslinie. Bei ihm mußte man präcis erscheinen, er fragte Niemand, ob man gerne noch eine Wiederholung machen wolle; er ging mit einer Regelmäßigkeit, mit einer kleinlichen Genauigkeit zu Werk, die ein an zügellose Freiheit gewöhntes Corps wahrhaft zur Verzweiflung bringen konnte. Wohl oder übel, die Sache ging Anfangs so ziemlich in Eintracht und Unterwürfigkeit vor sich, nach dem Sprüchworte: „Neue Besen kehren gut," aber gar bald ward man es müde, Ordnung zu halten und Unterwürfigkeit zu zeigen, an die man so wenig gewöhnt war und Unzufriedenheit schlich sich in's Orchester ein. Die am dreistesten waren, suchten Spohr zu gewinnen und wollten es versuchen, mit ihm das alte Spiel der Familiarität, der Unabhängigkeit zu treiben; das war aber verlorene Mühe, sie wurden zu ihrem Nachtheile zurückgewiesen und rechneten dieses Verhalten dem Capellmeister als Stolz, Hochmuth und Puritanismus an. Schon fing das Unwetter zu grollen an,

wenn auch nur erst piano und pianissimo; denn es war schwer, offen einen Mann anzugreifen, dessen Ueberlegenheit zerschmetternd war. Auch war die Möglichkeit, einen solchen Chef zu verläumden, wirklich nicht leicht aufzufinden, da man weder gegen seine Fähigkeiten, noch gegen seine Verfahrungsweise etwas Gegründetes einwenden konnte. Der Meister beschloß eben sein erstes Wirkungsjahr eben so brillant, wie er es begonnen hatte: — nachdem er die vorzüglichsten Opern jener Zeit auf's Repertoire gebracht hatte und zwar zur größten Befriedigung des Publikums, hatte er sein Wirken durch ein herrliches Concert gekrönt, indem er seine Symphonie in Es-dur, seine Gesangsscene und seine berühmte Cantate: „das befreite Deutschland" hören ließ; letztere bewirkte einen wunderbaren Effect bei der Bevölkerung Frankfurts, die wohl die freisinnigste in ganz Deutschland ist.

Deshalb wagten die Mißvergnügten nicht mehr zu bleiben und die Ungeduldigsten dachten daran, ihre Entlassung zu verlangen.

Bis dahin hatte Spohr wenig auf die Schliche seiner Feinde geachtet und ihnen unausgesetzte Erfolge gegenüber gestellt; so ließ er am 20. Januar zwei neue vierstimmige Lieder in dem Concerte von Aloys Schmidt hören; am 12. Februar hatte er sein Octett beim Auftreten der Gebrüder Schunk gegeben; am 3. März führte er bei der Soirée seines Concertmeisters Hoffmann eine Symphonie concertante mit dem Beneficianten auf; endlich hatte er mit Hoffmann, Bayer, Karl Herour und

seinem Freunde Hasemann Matinéen mit Quartetten veranstaltet, die alle Liebhaber auf die Beine brachten. Man wird es auf diese Weise leicht begreiflich finden, daß der Eifer, mit welchem er sich seiner Kunst hingab, ihm gar keine Zeit ließ, sich über die Zwerge zu beunruhigen, die ihn knurrend umkreisten. Sah nicht ein römischer Consul mit lächelndem Munde auf seine Soldaten, die sich bestrebten, seinen Triumphzug durch Ironie und Sarkasmen zu stören?

Nach diesen Zwischenfällen gelangte seine für die Frankfurter Bühne geschaffene Oper „Zemire und Azor" zur Aufführung; es ist dies eine Oper, die wegen ihrer Schönheit in ganz Deutschland gesungen zu werden verdiente. — „Iris," die sich 1818 bescheiden „Extrablatt zum Frankfurter Staats-Ristretto" titulirte, hatte seit Neujahr den pompöseren Titel angenommen: „Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie." Ungern erwähne ich ihren Bericht, aber als treuer Geschichtsschreiber führe ich ihn dennoch an als Actenstück, das wenig geeignet ist, von dem Meisterwerke einen rechten Begriff beizubringen. Der Bericht war datirt vom Sonntag den 4. April; wahrscheinlich hatte der „ehrenwerthe" Redacteur, den wir als Mythologen kennen gelernt haben, einen Ausflug auf's Land gemacht, um die ersten Frühlingsdüfte, die von Flora gewürzten Lüftchen zu genießen.

„Der Gang der Handlung dieser neuen Bearbeitung," sagt „Iris," „ist derselbe, wie in der alten Oper gleichen

Namens, nur ist sie in zwei Acten abgetheilt, was wir nicht als Verbesserung anerkennen. Der Musik ist ein größerer Spielraum gegeben, deren Werth der Name Spohr verbürgt. Sie besteht nicht allein in Tönen, sondern auch in Gedanken, und es ist hier hauptsächlich die Musik, durch welche die Gefühle der handelnden Personen geschildert werden. So behandelt verliert die Oper das Abentheuerliche: denn gerade da, wo dem Ausdrucke des Gefühls die Rede versagt, tritt der Gesang an die ihm eigenthümliche Stelle. — Dem Genusse hingegeben, ist es uns nicht eingefallen, besondere Beobachtungen, anzustellen und wir überlassen die kunstgerechte Würdigung dieser schönen Composition gerne der tieferen Einsicht in das Wesen der Musik. Der Compositeur (warum so französisch?) und Dem. Friedel, welche die Zemire in jeder Hinsicht vorzüglich gut ausführte, wurden am Schlusse der Vorstellung gerufen."

Der Leser hat jetzt wohl keineswegs mehr eine vollständigere Analyse von Nöthen: ich überhebe mich deshalb derselben, indem ich nicht mit meinem Wissen Parade machen will über ein Werk, das so populär geworden, daß man es auswendig weiß. Wer kennt nicht das Meisterstück voll Lieblichkeit und Grazie, die Sopranarie „Rose ꝛc."? Und das Quintett für drei Soprane, Tenor und Baß, welches die beste Piece ist, durch die sich Einer als Melodist und Harmonist zugleich zu erkennen geben konnte! Wie harmonirt darin Alles: Stimme, Gesang, künstlerische Combination! Alles ist dazu angethan, daraus

ein Musterstück zu machen, welches kühn mit dem Besten der Art rivalisiren kann.

Am Tage nach dieser neuen Ovation hatte der Meister ein liebliches Erwachen: sein Geburtstag ward von seiner Familie und seinen Freunden feierlich eingeleitet; Blumen, Musik, Präsente, Glückwünsche, Andenken von Nah und Fern — nichts fehlte. Und doch war dieses Mal Hefe am Boden des Bechers und Galle in den Nectar gemischt. Denn die Mißvergnügten, die sich nicht für geschlagen hielten, ließen den Gedanken leise in die Oeffentlichkeit dringen, Spohr sei nur eine Copie von Mozart! aber so leise, daß man sagen mußte, sie hatten es darauf angelegt, daß diese Calumnie ihm zu Ohren kommen mußte; das war für sie ein teuflisches Vergnügen, da für eine boshafte Seele das Böse, das sie verursacht, auch eine Ergötzung ist. Gewiß, „die eifersüchtigen Götter wollten ein Opfer, bevor sie Fortuna gestatten, ihre Gunstbezeugungen gegen unseren Helden weiter fortzusetzen."

In der That fing Spohr jetzt an, Verdruß zu empfinden, der heimlich angelegten Verfolgungen, der übelwollenden Heuchelei, des schlecht verhehlten bösen Willens müde zu werden; und dies um so mehr, da dies ganze Treiben außerhalb ein Echo fand und neue Nahrung schöpfte in der Eifersucht der Mittelmäßigkeiten am Orte selbst, denen die niedrige Rolle, das glänzende Gestirn wie Trabanten umkreisen zu müssen, die Galle aufregte.

Die erste Aufführung der Oper hatte allerdings, man muß es eingestehen, einigen Eintrag erlitten durch die vorhergehenden Plänkeleien der Feinde; denn das Frankfurter Blatt macht darauf aufmerksam, daß bei der zweiten Vorstellung, die nur 17 Tage später stattfand, Zemire und Azor mit mehr Eifer und deshalb auch mit mehr Erfolg als das erste Mal gegeben wurde.

Doch was lag an all dem? die ganze Schaar seiner Freunde suchte ihn auf's Beste zu beruhigen. Schelble besonders war beständig an seiner Seite, ermuthigte ihn, die armseligen „Nadelstiche" zu verachten und auf die niedrigen Gemeinheiten, wie ein Mann von solcher Thatkraft es könne, stolz herabzusehen.

Am 9. April gab Spohr ein neues Concert, von dem „Iris" ihren Bericht mit diesen so characteristischen Worten beginnt: „An der Grenze des Irdischen thront das Himmlische." Mehr als irgend eine war diese Soirée besucht, das Programm aber auch äußerst anziehend. Man executirte die Ouvertüren aus den Opern „Faust" und „Zweikampf der Geliebten." Fräulein Campagnoli sang eine Arie aus der letzteren Oper, über welche das Blatt sich in folgender Weise ausdrückt: „Ueberhaupt waren — eine abgerechnet — alle Blumen dieses wahrhaft schönen Frühlingskranzes Kinder seiner Phantasie, frisch, wie die Natur und reich an Pracht und Blüthenhauch." Spohr spielte ein neues Concerto, von dem das fragliche Blatt sagt: „In dem Violinconcert und den Begleitungen zu Clavier und Harfe glänzt der Name Spohr als erster

Stern, wo nicht als Sonne am Himmelszelte der Töne erwärmend und beleuchtend zugleich. Er ist vollendeter Herr und Meister seines Instrumentes, das unter seinen Händen die Göttersprache der Begeisterung spricht und bis in die geheimsten Winkel des menschlichen Herzens dringt. Das Vollendete kann nicht beschrieben werden; wer es genießen will, der höre. O hören wir's noch lange, lange!"

Ei der Tausend! da kann man keinen Franzosen, keinen Spanier, keinen Italiener auf Erden finden, der heißblütiger als dieser Deutsche schreiben kann! Gewiß wird Niemand weniger als ich, geneigt sein, ihm darüber Vorwürfe machen zu wollen. — Darauf kam Dorothea Spohr, welche nach einer Sonate für die Harfe mit ihrem Gemahle ein Duo für Clavier und Violine spielte und so ihr doppeltes Talent zum ersten Male vom Frankfurter Publikum bewundern ließ. Das Trio aus der Cantate „das befreite Deutschland," von Fräulein Campagnoli, Höfler und Kröuner gesungen, beendigte die schöne Soirée und ward mit einem wahrhaft patriotischen Enthusiasmus aufgenommen.

Man muß gestehen, solche Abende konnten Spohr viele Kränkungen, viele Bitterkeiten vergessen machen und doch waren seine Gegner nicht entwaffnet.

Diese Soirée Spohr's hatte die Concert-Saison geschlossen, aber sein Eifer ließ nicht nach. Im Mai gab die Direction Tancred, Johann von Paris, Griselda, die Zauberflöte, die Schweizer-Familie, im Juni Aschen-

brödel, die Zauberflöte, Zemire und Azor, das unterbrochene Opferfest und zweimal die Entführung aus dem Serail. Damit kamen die heißen Sommertage herbei; das Jahr war mit Arbeiten angefüllt gewesen, Orchester und Sänger waren müde; die Unzufriedenen, die nach einer günstigen Gelegenheit späheten, glaubten, der rechte Augenblick zum Handeln sei gekommen.

Eine förmliche Verschwörung wurde organisirt, sie hatte ihren Catilina und seine Mitverschworenen; es gehörten dahin fast alle Alten aus dem Jahre 1810. Man bildete geheime Comités, man hielt Rath, man zettelte ein Complott an, in dem Jedem seine vorgeschriebene Rolle zugedacht war — eine Rolle, die er nicht von sich weisen durfte.

Früher nannte man Spohr einen harten, hochmüthigen, stolzen Mann; jetzt wurde er als Dictator bezeichnet, der ein Attentat beabsichtige auf die Freiheit, deren sie sich vor ihm zu erfreuen gehabt hätten; er opfere seine Musiker hin, mache sie zu Sclaven; er sei ein Tyrann, den man länger nicht mehr ertragen könne. So sprachen diese Leute, die ihre Clubbs, ihre Redner, ich möchte fast sagen, ihre Brutusse hatten, wenn diese traurige Parodie nicht ebenso lächerlich als gehässig wäre. Man möchte denken, ich übertreibe die Sache, um sie romanhaft interessant zu machen; leider ist aber Alles, was ich erzähle, Wahrheit, betrübende Wahrheit, die in Frankfurt wohlbekannt ist.

O wie oft schon war das Genie den Unannehm-

lichkeiten der Eifersucht, der Verfolgung, dem erbittertsten Kampfe ausgesetzt; keinem Löwenkampfe, der offen, Mann gegen Mann, am hellen Tageslichte geführt wird, sondern dem der Schlange, die kriecht und im Schatten sich verbirgt, um ihren Biß und ihr tödtliches Gift unvermerkt beizubringen. Es ist heilige Pflicht des Geschichtschreibers, solche Bosheit zu kennzeichnen, sie nackt zu enthüllen, sie an den Pranger zu stellen, damit sie dort zu Grunde gehe, dort sich vernichte und endlich die Herrschaft des Rechtes beginne? — Um jedoch vor Allem die strengste Unparteilichkeit zu bewahren, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß es damals auch Männer unter diesem Corps gab, die eine solche Schlechtigkeit empörte und die sich entschieden weigerten, mit solcher Infamie sich zu beflecken. Ehre, dem Ehre gebührt!

Die Ruhe des Meisters sollte also bald unterbrochen werden durch diese Verschwörung, die sich schon fühlbar machte und fortan alle Nüancen des Crescendo mit einer Geduld und Ausdauer, wie sie selten für das Gute gefunden wird, durchlief und ihre höchste Spitze finden sollte in dem zerschmetterndsten, fürchterlichsten Tutti. Wie lange Zeit man dazu brauchte, das kam nicht in Betracht; man mußte im Gegentheile sehr behutsam voranschreiten, damit nichts durch eine schlechtangewandte Uebereilung verdorben werde. — Anfangs gab es Ausbleibende, bei den Proben Säumige, und je mehr die Arbeit drängte, desto lässiger wurde man; dann spielte man bei den Vorstellungen falsch, übereilte oder verzögerte

die angegebene Bewegung; da fing ein Solist zu früh an, dort kam an einem andern Pulte Einer zu spät; vom Orchester ging folgerichtig die Unordnung auf die Sänger über, wenn sie auch nicht Schuld daran waren; man schrieb den Fehler auf Rechnung des Kapellmeisters, welcher die Ursache des Uebels nicht kannte und sie vergeblich in seiner Nähe suchte; bald wußte er nicht mehr, wie er Abhülfe schaffen sollte, er ward heftig, ließ sich hinreißen, verlor den Kopf, war genöthigt, einer unbekannten Macht zu weichen, von der sein Talent überwunden und kraftlos gemacht wurde. Dann kam ein Tag, wo das Publikum dieser Unbehaglichkeit gewahr wurde, unwillig ward und sein Mißvergnügen der Administration zu Ohren kommen ließ. — Das grade hatte man gewollt; das Ziel war erreicht und man konnte nun „Victoria!" schreien.

Aber noch ist nicht Alles am Ende: die Unzufriedenen müssen den günstigen Augenblick benutzen und ihr Unternehmen zu Ende führen und deßhalb einen entscheidenden Schlag ausführen. Sie machen sich an die Actionäre, welche sich damals wie heute des Theater-Unternehmens zu erfreuen hatten: sie untersuchen bei ihnen das Terrain, schüchtern die Furchtsamen ein und bringen die Unerfahrenen auf die Meinung, Spohr sei ein zu abstrakter, für seine Kunst zu sehr eingenommener Mann, als daß er einen guten Capellmeister abgeben könne; je länger es dauere, desto mehr werde Alles überzwerg gehen; seine Unfähigkeit, die von seiner Zerstreutheit her-

rühre, werde früher oder später den Ruin des Theaters herbeiführen u. s. w.

Da gab es großen Lärm unter den Actionären; sie eilen am Abend in's Theater, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, halten Sitzung, um Mittel ausfindig zu machen, die dem handgreiflichen Uebel steuern könnten. Wohl findet da Spohr auch seine Vertheidiger, die sich auf sein Talent, seine Erfolge berufen und sein Genie beloben: was hilft das aber? man beschließt, Remonstrationen zu machen! Das Wort ist hart, aber wirklich ausgesprochen worden! Bei dieser Gelegenheit erwiederte Spohr Einem von der Administration kalt: „Sie schöpfen ihre Weisheit aus Einem, der ebenso wenig versteht, wie Sie!" und darauf kehrte er ihm den Rücken zu.

Was soll ich noch mehr sagen, als daß diese so lange und so gewandt geführte abscheuliche Intrigue ihre Lösung darin fand, worin man sie wünschte — der ermüdete, geplagte, geärgerte, gequälte Capellmeister nahm seine Demission; worauf dann sein Concertmeister Hoffmann an den Dirigentenpult getragen, gezogen wurde durch seine Kameraden, die ihn hätschelten, weil er — sonderbarer Grund, wenn er es wirklich war — wie die Mehrzahl unter ihnen ein Mainzer war! — So hatte die Bosheit gesiegt und Spohr die Verfolgungstaufe, diese fatale Weihe des Genie's erhalten, wobei er genöthigt war, sich selbst seine Verurtheilung herbeizuführen.

Wenn ich die Geschichte des Frankfurter Orchesters

zu schreiben hätte, so würde ich nun erzählen, wie später auch Hoffmann von denselben Männern, die ihn erhoben hatten, gestürzt und verachtet wurde; ich würde erzählen, auf welche Weise die Verschwörer gestraft wurden, gleich den Fröschen, die einen König verlangten; sie erhielten nämlich in der Person Guhr's einen großen Capellmeister, der über diese Miniaturrepublick einen 18 Brumaire kommen ließ und den herrschenden schlechten esprit de corps austrieb. Er machte es mit diesen Störrigen, wie man es mit solchen Menschen nicht anders kann, d. h. er verfuhr militärisch, eine eiserne Zuchtruthe in der Hand! Auf ihn deutete Spohr schon hin, als er zu jenem oben erwähnten Administrationsgliede sagte: „Hier thut ein Mann wie Guhr Noth!"

Dies prophetische Wort ging in Erfüllung und war die einzige Rache für den edlen Künstler: aber Jedermann weiß, wie gut sie war!

Nun wollen wir unserem Helden auf seine neuen Wanderungen folgen. Er verließ Frankfurt, begleitet von dem Bedauern seiner Freunde und aller Gutgesinnten; sie beklagten ein Uebel, das zu verhindern oder unschädlich zu machen ihnen unmöglich war. Wir werden sehen, wie Spohr in England entschädigt wurde für die Plagen, Aergernisse und Leiden, denen er während seiner Direction ausgesetzt war.

VIII. Spohr's Aufenthalt zu London.

Als Spohr gegen Ende des Jahres 1819 nach London kam, war daselbst die Musik in einem sehr blühenden Stande. — Die edelmüthige Gastfreundlichkeit der Engländer hatte seit mehr als einem Jahrhundert die berühmtesten Componisten und Virtuosen aus allen Ländern in diese große Hauptstadt gezogen. — Händel, durch den Kronprinzen und nachmaligen König Georg I. im Jahre 1710 aus Deutschland herbeigerufen, hatte den Zug eröffnet und, wie man es von einem solchen Genie nicht anders erwarten konnte, seiner Kunst eine mächtige Anregung verschafft: seitdem war ihm eine Menge Musiker und Concertgeber nachgefolgt. Auf diese Art bekamen die Engländer allmälig alle großen Violinisten zu hören, welche dann dort eine wahre Hochschule für dieses Instrument gründeten; so finden wir dort 1714 Geminiani, den bevorzugten Schüler Corelli's, 1720 Carbonelli, 1745 Veracini, 1750 Giardini, welcher die große Masse ebenso in Aufruhr brachte, wie es Garrick gethan hatte, 1769 Pugnani, und damit nichts fehle, hatte der große Viotti, der Vater der französischen Schule, den zur Mode gewordenen Enthusiasmus des Dilettantenthums zur höchsten Flamme angefacht.

Seit 1790 hatte die Musik einen letzten Aufschwung genommen, eine neue Ausdehnung gewonnen, den sie den Ideen eines berühmten Organisators verdankte. Sein

Name verdient in der Geschichte der Kunst für immer populär zu bleiben: ich meine Salomon.

Salomon war anfangs Mitglied der kurfürstlichen Kapelle zu Bonn; 1781 ließ er sich zu Paris hören und war von da nach London gegangen. Er war Violinist, Componist und über alles dies ein Mann, der über große Mittel zu verfügen hatte. — Im Jahre 1790 faßte er den Entschluß, ein Concertunternehmen von weitester Ausdehnung in's Leben zu rufen; er entwarf einen sehr gut combinirten Plan, wußte hochgestellte Personen dafür zu interessiren, eilte sodann nach Wien, um Haydn und Mozart anzugehen, daß sie speciell für sein Unternehmen Werke componirten, deren Production sie in eigener Person dirigiren sollten.

Haydn machte sich verbindlich, den Reigen zu eröffnen, und Mozart gab seine Zusage für das folgende Jahr, wurde aber an deren Lösung durch den Tod gehindert. Alle Welt kennt die 12 Symphonien, auf deren Titel Haydn geschrieben hatte: „componirt für die Concerte Salomon's." Sie kamen in den Jahren 1791 und 1792 zur Aufführung; dann folgte das Jahr 1793, in dem Viotti so ruhmvoll debütirte; um uns kurz zu fassen: die Concerte fanden stets wachsenden Beifall bis zum Jahre 1813, wo ihr Urheber in Verbindung mit J. Cramer, Yanewicz, Spagnoletti und Vaccari „die philharmonische Gesellschaft" gründete. Salomon war ungefähr seit drei Jahren todt, als Spohr nach England kam, wohin ihm sein Ruf schon

vorausgeeilt war. Man erwartete ihn mit um so größerer Ungeduld, weil man ihn sowohl als den Gründer einer neuen Schule, wie auch als ein neues Genie bezeichnete.

Man hat den Engländern oft Unwissenheit in Musiksachen vorgeworfen — darin irrt man sich aber gewaltig. Wenn sie auch vorzugsweise ein Handelsvolk sind, so suchen sie doch in der Musik eine Erholung, ein unentbehrliches Ausrasten von ihren Arbeiten, von ihrer speculirenden Lieblingsarbeit; deßhalb ist Musik für sie wahrhaft ein Bedürfniß und sie hören sie, wie Alles, was sie thun, ernstlich von ihnen angepackt wird, mit einer Art Gewissenhaftigkeit; die Gewöhnung an das Sehen, Hören und Vergleichen hat ihnen diese Thätigkeiten zur zweiten Natur werden lassen und sie in Stand gesetzt, ein gesundes Urtheil abzugeben, Bewunderung zu zollen und Enthusiasmus kund zu geben, der bei ihnen, weil aus wohlerwogenen Gründen hervorgegangen, nicht so leicht wieder verfliegt.

Spohr mußte demnach in London schon bei seinem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck machen; denn nicht leicht konnte Jemand sowohl was Talent als Persönlichkeit anlangt, dazu geeigneter gewesen sein als er, den nationalen Eigenthümlichkeiten der Engländer zur vollsten Genüge zu gereichen. Er stand damals im Alter von 35 Jahren, war schön von Gesicht, aus dem eine eigene, ansprechende Offenheit hervorleuchtete, schlank von Wuchs; seine ganze Erscheinung gab einen edeln Anstand, ein nachdenkendes, reflektirendes Wesen kund und

dem entsprechend war sein Gang ernst und gesetzt, kurz — seine ganze Person, die etwas von einem Reformator in sich trug, war in eine großartige Eigenthümlichkeit gekleidet.

Seine Aufführungen in der philharmonischen Gesellschaft erinnerten an die Erfolge Haydn's in den Concerten Salomon's; und seine erste Symphonie machte hier keinen geringeren Effekt als zu Frankenhausen. — Was sollte Spohr auch zu befürchten haben? Wohl waren bereits alle Werke der großen Meister des Jahrhunderts an die Ohren seiner Zuhörer geklungen: aber in ihm sah man plötzlich ein neues Genie auftauchen mit einem Stol, mit einem Rythmus, mit instrumentalen Combinationen, mit einer Beweglichkeit der Harmonie und Modulation, die nur ihm eigen waren und ihn vollkommen von seinen Vorgängern unterschieden. Legt man dazu noch den Umstand in die Wagschale, daß bei ihm der Geiger an Talent und Originalität vollkommen den Componisten aufwog — so wird man nicht mehr überrascht sein von der Bewunderung, welche unserm Helden auf allen seinen Schritten, wohin er sie auch richten mochte, zu Theil wurde. Zu London geschah dieß, wie man sich denken kann, im höchsten Grade: man riß sich um die Eintrittskarten, zahlte fabelhafte Summen dafür, trieb Handel damit und der geringste Musikliebhaber wollte sagen können: „Ich habe Spohr gehört!"

Dazu kommt, daß die allgemeine Neugierde eine neue Nahrung fand in dem Talente von Dorothea, seiner

edeln und unzertrennlichen Begleiterin, die überall und immer durch eigene Thätigkeit die Arbeiten des Meisters theilte. Gerade zur Zeit ihrer Ankunft in England hatte Madame Spohr die Harfe „mit Doppelveränderung" in großer Gunst gefunden. Diese Erfindung hatte Erard auf der französischen Kunstausstellung im Jahre 1819 die goldene Medaille verschafft. Der erste Versuch, den Mad. Spohr mit dieser neuen Erfindung machte, ließ sie sogleich die großen Vortheile derselben erkennen; denn mit sieben Pedalen, welche die Möglichkeit gaben, drei Töne auf jeder Saite hervorzubringen, war das neue Instrument mit allen harmonischen Hülfsmitteln ausgestattet, und ohne das Pedal doppelt zu gebrauchen, gab es 27 vollständige diatonische Tonleitern statt der 13, welche die Harfe nach dem alten Systeme nur ermöglichte. Das bewog die entschlossene Künstlerin, ohne Zagen sich an's Studium zu machen, und in kurzer Frist war sie im Stande, Proben von ihrer Geschicklichkeit an der Seite ihres Gatten mit Stücken aus der hohen Schule abzulegen, bei denen beide sowohl durch die bewundernswerthe Vollendung des Vortrags, als auch durch das unübertroffene Ensemble sich auszeichneten.

Wie am Hofe, so in der Stadt, gab es nun keine Zirkel mehr, die das Glück nicht hätten haben mögen, das Künstlerpaar in ihrer Mitte zu sehen; dadurch fand der Meister Gelegenheit, sich als Componisten von Kammermusik geltend zu machen und in diesen engeren Zirkeln einen gleichen Erfolg sich zu sichern, wie er ihn als

Virtuos und Symphonist auf größeren Schauplätzen schon errungen hatte.

Ich will dies Kapitel nicht schließen, ohne dessen Erwähnung zu thun, was eine der geachtetsten Kritiken zu London von Spohr als Violinisten einige Jahre nach seinem Debut sagte: wir werden durch diese wohlbegründete, verdiente und für Spohr so schmeichelhafte Beurtheilung sehen, daß bei den Engländern wie anderwärts sein Virtuosentalent mehr Anerkennung fand bei den Musikern, Kennern, und Männern von feinem und gebildetem Geiste als bei der Masse des unerfahrenen Publikums.

Die Kritik jenes englischen Blattes über Spohr sagt:

„Wir hatten in Spohr's Spiel die offenbarsten Andeutungen eines beständig auf Verfeinerung gerichteten Strebens, das die Kraft der Glätte zum Opfer brachte. Sein Ton war mehr rein und zart, als hervorragend an Umfang und Fülle; sein feiner Geschmack war auf's Vollkommenste ausgebildet und sein Spiel so vollendet, daß es in einem gewissen Maße die Kraft seines Vortrages zu beeinträchtigen schien. Dabei fehlte ihm aber keineswegs die nöthige Energie, die einem großen Virtuosen nie abgehen kann. Jedoch scheint das festzustehen, daß diese Eigenschaft, welche bei andern Violinisten, ohne ihm den Vorrang streitig zu machen, so bedeutend hervortritt, bei Spohr doch nur die zweite Stelle einnahm und weniger vermißt wurde, da seine größere Feinheit ihm den überwiegenden Einfluß sicherte. Sein zartes Spiel war von solcher Schönheit und ward so häufig ein

Gegenstand der Bewunderung, daß man auf die Kraftentwicklung weniger Rücksicht nahm. Und wie es häufig die Folge eines allzu großen Strebens nach Feinheit ist, daß die kraftvolleren Regungen des Gefühles etwas im Hintergrunde bleiben; so war sein Ausdruck in Ansehung der verfeinerten Eleganz merklicher, als in Ansehung jener kräftigen und ergreifenden Tonmodificationen, welche die Wirkungen eines tiefinnerlichen Gefühles sind. Wahrscheinlich liegt's an dieser Glätte und Feinheit, deren er sich auf Kosten der frappanten und glänzenden Effecte befliß, daß es ihm mißglückte, — (ich getraue mich kaum bei einem solchen Manne vom Mißglücken zu reden) jene starken Ausbrüche der öffentlichen Anerkennung hervorzurufen, welche jene künstlerischen Vorträge begleiten, die auf die Sympathien eines gemischten Auditoriums abzielen und sie wirklich erreichen. — Dennoch nimmt Spohr den ersten Rang ein unter den Männern, die mit ihm die gleiche Kunst und Begabung theilen, mag er auch ein geringeres Interesse hervorgerufen haben, als häufig das Spiel von Männern erreichte, die weit hinter seiner Fahne zurückstehen. Das ist ja gewöhnlich das Loos aller extremen Bildung und Verfeinerung. Sie liegt für die Beurtheilung von Millionen zu hoch. Die italienischen Kritiker bezeichneten die außerordentliche Schönheit, womit Spohr sein Spiel ausstattete, am Besten mit dem Ausdrucke, sie sei eine stricte Nachahmung von Vocaleffecten. Sie nannten ihn den feinsten Sänger auf der Violine, der je aufgetreten sei. Sie sprachen hiermit

wohl das schönste Lob aus, das gespendet werden kann. Je näher ein Instrument der menschlichen Stimme kommt, desto näher ist die Kunst an die Erreichung ihrer Aufgabe gelangt."

Nachstehende Reflexionen, welche die Redaction des „Spectator's" schon nach dem ersten Auftreten Spohr's zu London anstellte, werden die vorstehende Analyse ergänzen.

„Die Componisten von Violinconcerten sind meistentheils nur als solche bekannt; aber Spohr's Compositionen für sein Instrument entfalten nicht nur den Glanz, den die Aufführung dem Autor verschafft, sondern auch den erhabenen Character, der seinem Genie innewohnt: wir lauschen nicht nur mit Staunen auf den vorzüglichen Darsteller, sondern auch mit wonnevollem Entzücken auf das Dargestellte. Dieses hat einen, ihm allein eigenen Character, der ganz verschieden ist von anderen ähnlichen Producten, welcher Zeit und welchem Lande sie auch angehören mögen."

IX. Spohr's Reise nach Paris. — Sein erster Brief von da.

Nachdem Spohr zu London durch die erste Aufführung seiner zweiten, noch nicht im Drucke erschienenen Symphonie einen neuen Enthusiasmus hervorgerufen hatte, entschloß er sich, Frankreich zu besuchen. — Vergebens suchte man ihn, wie ehedem Händel, durch die verführe-

rischsten Anerbietungen und Versprechen zurückzuhalten: die Zeit, wo er sich fest niederlassen wollte, war noch nicht gekommen; er schiffte sich also nach Calais ein und, nachdem er im Vorübergehen Lille und Douai besucht hatte und mit gebührender Aufmerksamkeit dort empfangen worden war, kam er nach Paris, jener Metropole, welche Jedermann einmal wenigstens in seinem Leben sehen sollte, dem modernen Rom, welches die großen Künstler präkonisirt und — in einem Tage — die Berühmtheit eines Namens von einem Ende der Welt zum anderen fortpflanzt.

Gerade im Jahre 1820 konnte Paris stolz auf reiche musikalische Notabilitäten sein, die sich in seinen Mauern aufhielten. An die Spitze ist zu stellen Cherubini, bei dem Spohr zugleich die Schönheit seiner Musik und die Unabhängigkeit seines Characters hoch schätzte. — War nicht er es, der Bonaparte, als dieser ihm mit Bezug auf eines seiner Werke sagte: „es ist schön, es enthält viele Noten," zu antworten wagte: „keine einzige zu viel!" . . . . . Trotzdem, vielleicht gerade deshalb blieb Cherubini Director des Conservatoriums.

Zur Zeit der Ankunft unseres Helden in der großen Stadt hatte sich diese reiche Künstler-Pflanzschule, damals noch auf ihrem höchsten Glanzpunkte, eine gute Zahl ihrer berühmten Gründer noch zu erhalten gewußt; sie besaß noch ihre reine, ursprüngliche Violinschule, welche unter der Direction eines Rode, Kreutzer und Baillot, einen Lafont, Fontaine, Habeneck und noch weiter eine ganze

Schaar von Geigern für unsere Operntheater erzeugt: — und Viotti lebte! — Viotti, der Vater in diesem glänzenden Siebengestirne, weilte noch in Paris. . . . . Da fand Spohr Leute, die ihn zu würdigen verstanden. Es ist doch um die Musik ein herrliches Geschenk! Gott sei tausend Mal gelobt und gepriesen für diese herrliche Verleihung einer über alles Andere erhabenen Sprache, die es einem Menschen möglich macht, mit seinem Genie einen Triumphzug durch die Welt zu halten, ohne auf Nationen oder Zungen Rücksicht zu nehmen, und doch überall verstanden und bewundert zu werden! Warum sind denn aber trotzdem doch nicht alle Musiker Brüder? Ich habe es nie verstehen können, daß unter ihnen so wenig herzliches Einverständniß zu finden ist . . . . . Doch lassen wir solche Reflexionen! Spohr mag nun selbst seine Odyssee uns erzählen, von den empfangenen Eindrücken uns Nachricht geben, Leute und Zustände uns schildern, wie er sie gefunden hat: — das wird den Leser nicht weniger als mich interessiren, dem das Herz höher schlägt, so oft ich diese werthvollen Briefe in die Hand nehme. Ohne Zweifel wird Jeder daraus gründliche Belehrung und tiefgehende Beurtheilung schöpfen, und sie als einen unvergleichlichen Schatz ansehen, den die Musikwissenschaft für alle Zeiten als ein Denkmal bewahren muß!

Paris, den 18. Decbr. 1820.

„Ich hoffe, mein geliebter Freund, Du wirst es mir hoch anrechnen, daß ich Dir schon 8 Tage nach unserer

Ankunft schreibe, jetzt, wo das viele Neue noch so auf mich einstürmt, daß es mir schwer wird, mich gehörig zu sammeln. Allein mein eigner Vortheil will, daß ich des Stoffes nicht zu viel sich anhäufen lasse, weil ich sonst mich wohl gar nicht mehr herauszufinden vermöchte.

Mit klopfendem Herzen fuhr ich durch die Barrière von Paris, der Gedanke, daß mir nun die Freude zu Theil werden würde, die Künstler persönlich kennen zu lernen, deren Werke mich schon in meiner frühesten Kindheit begeistert hatten, erregte diese lebhafte Bewegung in mir. Ich versetzte mich in Gedanken in die Zeit meiner Knabenjahre zurück, wo Cherubini mein Idol war, dessen Werke ich in Braunschweig durch das damals dort bestehende französische Theater früher kennen zu lernen Gelegenheit fand, als selbst die Mozart'schen; ich erinnerte mich lebhaft der Abende, wo die deux Journées zum ersten Male gegeben wurden, wie ich ganz trunken von dem gewaltigen Eindrucke, den dies Werk auf mich gemacht hatte, mir noch am Abend die Partitur geben ließ, und die ganze Nacht darüber saß, und wie es hauptsächlich diese Oper war, die mir den ersten Impuls zur Composition gab. Den Schöpfer derselben und noch mehrere andere Männer, deren Werke auf meine Ausbildung als Componist und Geiger den entscheidendsten Einfluß gehabt haben, sollte ich nun bald sehen.

Wir waren daher auch kaum unter Dach gekommen, als ich es mein erstes Geschäft sein ließ, mehrere dieser Künstler aufzusuchen. Von Allen wurde ich freundlich

empfangen und zwischen mir und mehreren entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß. Von Cherubini war mir gesagt worden, er sei im Anfange gegen Fremde zurückhaltend, ja finster; ich fand ihn nicht so. Er empfing mich, ohne daß ich eine Empfehlung gebracht hätte, auf das Freundlichste und lud mich ein, meinen Besuch so oft ich wollte zu wiederholen.

Am Abende unserer Ankunft führte uns Kreutzer in die große Oper, wo ein Ballet mit lieblicher, characteristischer Musik von ihm, „der Carneval von Venedig," gegeben wurde. Sängern und Tänzern der großen Oper merkt man es an, daß sie gewohnt sind, sich in einem größeren Locale zu bewegen; sie tragen für diesen, im Vergleiche mit dem verlassenen Opernhause, sehr beschränkten Raum viel zu grell auf. Mehrere große Opern, namentlich die Gluck'schen, können jetzt gar nicht gegeben werden, da man nicht einmal den nöthigen Platz für das ganze Orchester hat ausmitteln können. Daher hofft man sehnlichst auf die Vollendung des neuen Opernhauses, das aber doch, so thätig man auch daran arbeitet, vor Mitte des Sommers nicht fertig werden wird. Vor dem Ballet wurde die Oper: „Le devin du Village," Text und Musik von Rousseau, gegeben. Soll man es loben oder tadeln, daß die Franzosen neben dem vielen Vorzüglichen, wodurch ihre Opernrepertoire in den letzten 20 Jahren bereichert worden sind, noch immer die allerältesten Sachen geben, und ist es wohl ein Zeichen eines fortgeschrittenen, ausgebildeten Kunstgeschmackes, wenn man sie

die ältesten Opern von Gretry in ihrer harmonischen Armuth und Incorrectheit mit eben dem Enthusiasmus oder wohl noch größerem aufnehmen sieht, als die Meisterwerke von Cherubini und Mehul? Mir scheint das nicht so: Wie lange ist es nicht schon her, daß die Opern von Hiller und Dittersdorf und Anderen jener Zeit von unsern Repertoiren verschwunden sind, obgleich diese ihrem inneren musikalischen Werthe nach den meisten Gretry'schen weit, weit vorzuziehen sind! Freilich ist es auf der anderen Seite wieder sehr niederschlagend, daß bei uns nur das Neue, es sei noch so fade und incorrect, Eingang findet und manches vortreffliche Aeltere darüber zurückgelegt und vergessen wird. Doch kann man es dem Kunstgeschmacke der Deutschen hoch anrechnen, daß die Mozart'schen Opern allein eine Ausnahme davon machen, und nun seit länger als 30 Jahren fortwährend auf allen deutschen Theatern gegeben werden, weil es einen Beweis liefert, daß die deutsche Nation nun endlich von der unübertrefflichen Vollkommenheit dieser Meisterwerke durchdrungen ist, und in dieser Ueberzeugung auch nicht irre werden wird, wenngleich das süße musikalische Gift, was uns so reichlich von jenseits der Alpen zufließt, noch so weit um sich greifen sollte.

Das Orchester der großen Oper zählt im Vergleich mit den übrigen Orchestern die meisten berühmten und ausgezeichneten Künstler, soll im Ensemble aber dem der italienischen Oper nachstehen. Ich kann darüber noch nicht urtheilen, da ich bis jetzt nur dieses gehört habe.

In dem Ballet von Kreutzer, welches vom Orchester mit großer Genauigkeit gespielt wurde, erfreute mich ein Oboesolo, welches von Hrn. Vogt meisterhaft vorgetragen wurde. Diesem Künstler ist es gelungen, seinem Instrumente eine vollkommene Gleichheit des Tons und der Intonation in dem ganzen Umfange von c bis zwei Mal gestrichen f zu geben, ein Bestreben, woran fast alle Oboisten scheitern. Sein Vortrag ist überdies voll Grazie und Geschmack.

Weniger wie das erste Mal habe ich mich vor einigen Tagen in der großen Oper erbaut. Man gab „Les mystères d'Jsis." Nur zu gerecht sind die Klagen der Verehrer Mozart's über die Umgestaltung der herrlichen „Zauberflöte" in dieses Machwerk, welches bei seinem Erscheinen von den Franzosen selbst in „les misères d'ici" umgetauft wurde. Man schämt sich, daß es Deutsche waren, die sich so an dem unsterblichen Meister versündigten. Es ist nichts unangetastet geblieben, wie die Ouverture; alles übrige ist durcheinander geworfen, verändert und verstümmelt. Die Oper fängt mit dem Schlußchor der Zauberflöte an; dann folgt der Marsch aus Titus, dann bald dieses, bald jenes Bruchstück aus anderen Mozart'schen Opern, sogar auch ein Stückchen einer Haydn'schen Symphonie. Dazwischen dann Recitative von des Herrn Lachnith eigener Fabrik. Aerger aber als dieses ist es, daß die Bearbeiter vielen freundlichen, selbst komischen Stellen der Zauberflöte ernsten Text untergelegt haben, wodurch die Musik dieser Stellen nun zur

Parodie des Textes und der Situation wird. So singt z. B. hier die Papagena die characteristische Arie des Mohrs: „Alles fühlt der Liebe Freuden;“ und das liebliche Terzett der drei Knaben: „Seid uns zum zweitenmal willkommen,“ wird von den drei Damen gesungen. Aus dem Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ ist ein Terzett geworden u. s. w. Am ärgsten ist es aber, daß man sich sogar Veränderungen in der Partitur erlaubt hat, so fehlt z. B. in der Arie: „In diesen heiligen Hallen“ bei der Stelle: „so wandelt er an Freundes Hand“ der nachahmende Baß

, der hier nicht allein der Harmonie wegen unentbehrlich, sondern auch auf das Wandeln deutend, so characteristisch ist, ganz und gar, und die Bässe schlagen statt dessen nur das h einigemale an. Wie nüchtern und kahl diese in Deutschland so oft bewunderte Stelle nun klingt, kannst Du Dir leicht denken. Ferner haben die Bearbeiter in den Gesängen der drei Damen, wo bei Mozart die dritte Gesangstimme nur durch die Violinen verstärkt und gestützt wird, auch Violoncell's und Contrabässe gesetzt, so daß der Baß bei diesen zarten, nur dreistimmig gehaltenen Stellen in drei verschiedenen Octaven liegt, was einem gebildeten Ohre unerträglich klingt. Und so gibt es solcher Versündigungen noch mehrere. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie von jeher diese vandalische

Verstümmelung eines großen Meisterwerkes, (die ihnen bei der Unbekanntschaft mit dem Original nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden ist) entschieden gemißbilligt haben; aber wie kommt es, daß die mystères demungeachtet seit 18 bis 20 Jahren ruhig auf dem Repertoir bleiben, da doch hier das Publikum, wie ich das täglich sehe, so despotisch im Theater regiert und alles durchzusetzen weiß, was es will?

Die Aufführung konnte mir, als Deutscher, nicht genügen. Selbst die Ouverture ging nicht so gut, als sie von einem so herrlichen Vereine vorzüglicher Künstler hätte gegeben werden können. Sie wurde zu schnell genommen, und nach dem Ende zu noch mehr getrieben, so daß die Geiger zuletzt statt der Sechszehntheile nur Achtel spielen konnten. Die Sänger der großen Oper, die im declamatorischen Gesange ihre großen Verdienste haben mögen, sind wenig geeignet, die zarten Gesänge der Zauberflöte befriedigend zu geben. Sie singen sie mit einer Derbheit, die alles Zarte davon abstreift. Die Ausstattung an Decorationen, Garderobe und Tanz ist anständig, doch nicht so prächtig, als ich erwartet hatte. — Gestern besuchten wir die große Oper zum dritten Male und sahen Clari, ein großes Ballet in drei Aufzügen, Musik von Kreutzer. So wenig ich auch das Ballet liebe, und so wenig mir selbst das Pantomimische des Aufwandes von Kunstmitteln werth scheint, die hier daran verschwendet werden, so läugne ich doch nicht, daß das Pariser einige Mal, bis man durch die Monotonie der

mimischen Bewegungen, und durch die noch größere der Tänze ermüdet ist, angenehm unterhalten kann. Allein selbst so vollkommen gegeben, wie hier, erscheint mir die Pantomimie in der Armuth ihrer Zeichen, die immer erst einer gedruckten Erklärung bedürfen, neben dem rezitirenden Schauspiel, wie ein Schattenriß neben einer Zeichnung. Man möge ihn noch so sehr herausputzen durch goldenen Grund, verzierte Umgebung, (wie hier das Ballet durch Pracht der Decorationen und Kleider), er gibt nur die Umrisse, und das Leben fehlt. So möchte ich auch das Schauspiel neben der Oper einer Zeichnung neben dem Gemälde vergleichen. Durch den Gesang erhält die Dichtung erst das Colorit, und nur ihm, unterstützt von der Gewalt der Harmonie, gelingt es, die unnennbaren, bloß geahndeten Regungen der Seele auszudrücken, die die Sprache nur anzudeuten sich begnügen muß. Die Musik zu Clari ist sehr gelungen, und besonders im zweiten und dritten Act von hinreißender Wirkung. Sie erleichtert durch richtiges Ausmalen der Leidenschaften das Verstehen der Handlung sehr, und enthält einen Schatz lieblicher Melodien, von denen zu bedauern ist, daß sie nicht einer Oper zu Theil geworden sind. Demoiselle Bigottini gab die Hauptrolle und entwickelte ein tiefes Studium des Mienen- und Geberdenspieles. Daß sie den Ausdruck ihrer Gesichtszüge bei höchst leidenschaftlichen Situationen bis zur Grimmasse steigerte, mag wohl daran liegen, daß sie bisher immer in einem großen Locale auftrat, wo der Entfernung wegen stark

aufgetragen werden mußte. Vielleicht scheint es mir als Deutschen aber auch nur so; denn der Beifall war nie lärmender, als wenn sie (für mein Gefühl) die Gränze des Schönen und Graziösen überschritt.

Vor dem Ballet gab man: „Le rossignol," Oper in einem Act, nach welcher die deutsche, von Weig'l componirte Oper: „Nachtigall und Rabe" bearbeitet worden ist. Die Musik der französischen ist unbedeutend und wurde mir nur interessant durch das von Herrn Tulou meisterhaft vorgetragene Flöten-Solo. Es ist unmöglich, einen schöneren Ton zu hören, als Herr Tulou seinem Instrumente zu entlocken weiß. Seitdem ich ihn hörte, kommt es mir nicht mehr so unpassend vor, wenn unsere Dichter den Wohllaut einer schönen Stimme dem Flötenton vergleichen."

Gerade 40 Jahre sind verflossen, seit Spohr diesen Brief schrieb, und doch paßt er accurat auf die heutigen Zustände — so wenig haben dieselben sich in dieser Reihe von Jahren geändert. — Wie oft schon traf seit dem Jahre 1820 die Pariser Theater-Directionen der Vorwurf, Meisterwerke verstümmelt zu haben! Um nur von neueren Fällen zu reden, erwähne ich zuerst des Prozesses, den im Jahre 1853 ein Russe der Administration „der großen Oper" anhing; er hatte sich ein Billet genommen, um den „Freischütz" zu hören; aber er erkannte das Werk nicht wieder, so zerrissen und verplackt war es, ganz abgesehen von den Recitativen, welche Berlioz dem Meisterwerke Weber's angehängt hatte; nicht minder arg

ist, daß 1857 Herr Carvalho vom „lyrischen Theater" „die Aufforderung zum Tanze" mit Instrumentation von demselben Berlioz nebst Balletten in den „Oberon" einschob; und um endlich noch eines Falles aus dem Jahre 1858 zu gedenken, der nicht weniger unerhört genannt werden muß, denke man sich, daß Einer die Dreistigkeit hatte, in „Figaro's Hochzeit" von Mozart ein Duett aus der zarten Arie „vom Briefe" zu machen, in welcher die Instrumente, wie wenn etwas zum Nachschreiben dictirt wird, die letzten Bruchstücke der gesungenen Phrase nachspielen. Doch warum wundern wir uns über solch' Verfahren? Die Herren Directoren haben in ihren Ankündigungen der Namen eines Weber und Mozart von Nöthen, damit sich in denselben die Strahlen ihrer armseligen Arbeit brechen und für ihr des Reizes bedürftiges Publikum buntschillernd werden möchten.

Der „Freischütz" muß Recitative haben, um dadurch erst der großen Einführung in die musikalische Akademie würdig zu werden: darum geschwind daran! Berlioz muß ihn neu kleiden! Nun ist er aber zu lang geworden, um später, wo er abgenutzt erscheint, als „unbesuchtes Vorspiel" für ein interessanteres zweites Stück dienen zu können — er wird deßhalb unbarmherzig beschnitten; heißt man das nicht, ihn zu einer Speculir-Maschine machen? — Beim „Oberon" ist die Sache ganz anders (Weber hat wirklich ganz sonderbare Geschicke in Frankreich!), der ist zu kurz, um einen ganzen Abend von 7 Uhr bis Mitternacht auszufüllen, zu einfach, um ein an großartige Feenscenen des Boulevard gewöhntes Publi-

kum genugsam anzuziehen — und darum leiht ihm Berliez die von ihm instrumentirte „Aufforderung zum Tanze," man fügt dieser noch Ballette, Decorationen, bengalische Feuer und Gott weiß, was sonst noch hinzu, und der Oberon hat nun das Glück, dem guten Director des lyrischen Theaters eine furchtbare Einnahme und eine herrliche Rente zu verschaffen. — Endlich kommt Mozart, ein geistreiches Genie, wenn es je eines gab! aber dies Mal hat sich Mozart geirrt, wie Herr Carvalho meint, und es bedarf eines Musikers — nein! eines Gothen, eines Westgothen, eines Vandalen, wie Spohr gesagt haben würde, um in Figaro's Hochzeit eine Arie in ein ganz kleines Duettchen umzugestalten — man merke wohl auf: — in Figaro's Hochzeit, in dieser Oper treten drei Sängerinnen, drei ausgezeichnete Sängerinnen, auf: die Damen Miolan-Carvalho, Duprez, Ugalde. — Müssen die nicht glänzen, müssen die nicht den großen Mozart verherrlichen und soll es deßhalb ein so schreiendes Unrecht sein, wenn sie irgendwo Etwas zur Erhöhung des Effectes umändern? Gewiß, ihr Talent verdient ein kleines Opfer; und dann werden dadurch die Pariser angezogen, ja selbst aus den Provinzen kommt man in trains de plaisir, um Figaro's Hochzeit zu hören; endlich — und darin liegt der Hauptgrund — ein solcher Erfolg legt einen Gran lieblichen Glückes mehr zu den Füßen der Direction. — Ist das nicht Grund genug, ich hoffe, Grund genug, um alle Scrupel zum Schweigen zu bringen! — Ja! Herr Carvalho ist ein ungeheuer

geistvoller Mann; er versteht seine Sache! — Was mich aber wundert, ist, daß das Ministerium der schönen Künste, das so reich an intelligenten Männern ist, dazu die Ermächtigung geben konnte; Berlioz, der Verfasser des schönen Werkes, bekannt unter dem Namen die „Kindheit Christi," muß sich hineingemischt haben; deßhalb mag es sein, daß weder Fiorentino, noch Blanchard, Janin, Villemessant, Lespès, Gatayc, kurz nicht Einer der tüchtigen Kritiker, welche Paris besitzt, ein Wort über diese unverzeihlichen Mißhandlungen der Meisterwerke zu sagen sich unterfingen. Zur Zeit, wo Crémont, dieser Meister des Orchesters, der ohne Widerspruch gleichen Schritt hielt mit Tilmant, Girard, Valentino, Habeneck, in dieser glorreichen Zeit, sage ich, wo er zum ersten Male zu Paris den Freischütz im Odeon-Theater über die Bühne gehen ließ, hat er, meines Wissens, nicht Eine Note in der Composition des Meisters geändert: und doch eilte man haufenweise zum Theater und das Werk machte wahrhaft Sensation.

Darum gebe ich Denen meinen vollen Beifall, die auf die Idee kamen, die Zauberflöte statt „les mystères d'Isis" (die Geheimnisse der Isis) spöttisch: „les misères d'ici" (die Armseligkeiten, Erbärmlichkeiten von hier) zu nennen. Wie sehr mußte es Spohr Wunder nehmen, daß Männer wie Cherubini, Director am Conservatorium, Rudolph Kreutzer, Director der Oper, solche Mißbräuche duldeten; sie, die Könige der Musik zu Paris; sie, die allein durch den Einfluß ihres Namens, ihres Ta-

lentes hundertmal solches Verfahren hätten verhindern können.

Darf ich hier wohl erwähnen, daß auch ich keineswegs damit zufrieden gestellt sein konnte, als ich in Deutschland „die Stumme," „die Jüdin," „die Hugenotten," „Robert" beschneiden und verstümmeln sah, einzig, weil der Theater-Intendant absolut die Vorstellung präcis 10 Uhr beendigt haben wollte? In Deutschland sollte man erwarten, daß mehr als anderwärts die Meister dadurch geehrt würden, daß man ihre Werke läßt, wie sie sind! — — — — — — — — — — — —

X. Zweiter Brief von L. Spohr.

Paris, den 31. December 1820.

„Vierzehn Tage, sehr genußreich, sind seit Abgang meines ersten Briefes verflossen und viel Schönes haben wir seitdem gesehen und gehört; doch muß ich mich für jetzt begnügen, Dir nur von dem zu schreiben, was in nächster Beziehung zu meiner Kunst steht. Ich habe nun vor Künstlern und Dilettanten, Kennern und Laien, als Geiger und Componist debütirt, zuerst bei Herrn Baudiot, erstem Violoncellisten der königlichen Kapelle, Tags darauf bei Kreutzer und seitdem noch in drei Gesellschaften. Bei den beiden Ersten waren fast nur Künstler gegenwärtig, bei Kreutzer besonders fast alle ausgezeichneten Componisten und Geiger von Paris. Ich gab mehrere meiner Quartetten und Quintetten und am zweiten Tage mein

Nonetto zu hören. Die Componisten sagten mir viel Schönes über die Composition, die Geiger über mein Spiel. Von Letzteren waren Viotti, beide Kreuzer, Baillot, Lafont, Habeneck, Fontaine, Guerin und mehrere Andere, deren Namen in Deutschland nicht so bekannt sind, zugegen und Du siehst wohl, daß es dasmal galt und daß ich mich zusammennehmen mußte, um meinen Landsleuten Ehre zu machen. Die Partien der Blasinstrumente meines Nonettos waren durch die fünf Künstler besetzt, von deren meisterhaften Execution der Reichaschen Quintetten Du oft in den Berichten aus Paris gelesen haben wirst. Ich hatte die Freude, zwei dieser Quintetten von ihnen zu hören, behalte mir aber vor, Dir ausführlich darüber zu schreiben, wenn ich davon erst noch mehrere kennen werde. Auf allgemeines Verlangen der anwesenden Künstler mußten wir mein Nonetto an demselben Abende noch einmal wiederholen; und hatten mich die Mitspielenden schon das erste Mal durch die Fertigkeit, mit der sie dieses schwere Musikstück a prima vista lasen, in Erstaunen gesetzt, so befriedigten sie mich bei der Wiederholung noch weit mehr dadurch, daß sie nun in den Geist der Composition eindrangen und ihn wiedergaben. — Der junge Clavierspieler Herz, von dem Du ebenfalls in dem Pariser musikalischen Allerlei gelesen haben wirst, spielte auch an jenem Abend zweimal, zuerst Variationen von sich, über ein Thema aus der Schweizerfamilie, dann die bekannten Variationen von Moscheles über den Alexander-Marsch. Die außer-

ordentliche Fertigkeit dieses jungen Mannes setzt in Erstaunen; doch scheint auch bei ihm, wie bei allen hiesigen jungen Künstlern, die ich bis jetzt hörte, die technische Ausbildung der geistigen vorgeschritten zu sein; er würde doch wohl sonst in einer Gesellschaft, in der nur Künstler zugegen waren, etwas Anderes und Gediegeneres als diese halsbrechenden Kunststücke zu hören gegeben haben. Es ist aber auffallend, wie Alles hier, Jung und Alt, nur darnach strebt, durch mechanische Fertigkeit zu glänzen und Leute, in denen vielleicht der Keim zu etwas Besserem liegt, ganze Jahre mit Aufbieten aller ihrer Kräfte dazu verwenden, ein einziges Musikstück, was als solches oft nicht den mindesten Werth hat, einzuüben, um dann öffentlich damit auftreten zu können, daß bei solchem Verfahren der Geist getödtet werden müsse, und aus solchen Leuten nicht viel Besseres werden könne, als musikalische Automaten, ist leicht begreiflich. Man hört daher auch in den hiesigen Musik-Gesellschaften selten oder nie ein ernstes, gediegenes Musikstück, etwa ein Quartett oder Quintett von unseren großen Meistern; jeder reitet nur sein Paradepferd vor; da gibt es nichts als Airs variés, Rondos favoris, Nocturnes und dergleichen Bagatellen mehr, und von den Sängern Romanzen und kleine Duetten, und wenn dies Alles auch noch so incorrekt und fade ist, es verfehlt seine Wirkungen nie, wenn es nur recht glatt und süß vorgetragen wird. Arm an solchen niedlichen Kleinigkeiten, bin ich mit meiner ernsten deutschen Musik übel

daran und habe in solchen Musikgesellschaften nicht selten das Gefühl eines Menschen, der zu Leuten spricht, die seine Sprache nicht verstehen; denn wenn ich auch manchmal von diesem oder jenem Zuhörer das Lob, was er meinem Spiele zollt, mit auf die Composition ausgedehnt höre, so darf ich darauf nicht stolz sein, da er gleich nachher die trivialsten Sachen mit denselben Lobsprüchen begleitet. Man erröthet, von solchen Kennern gelobt zu werden. Ebenso ist es auch in den Theatern; der große, tonangebende Haufen weiß durchaus das Schlechteste vom Besten nicht zu unterscheiden; er hört mit demselben Entzücken le jugement de Midas, wie les deux journées oder Joseph. Man braucht nicht lange hier zu sein, um der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizutreten, daß die Franzosen ein unmusikalisches Volk sind. Selbst die hiesigen Künstler sind dieser Meinung und antworten mir oft, wenn ich in dieser Beziehung von Deutschland rede: ja dort liebt und versteht man Musik, hier nicht. So wird es auch erklärlich, wie in Paris eine herrliche Musik zu einem schlechten Theaterstück durchfallen und eine erbärmliche Musik zu einem guten großes Glück machen kann. Dies hat mir nun auch schon alle Lust geraubt, für eines der hiesigen Theater zu schreiben, wie ich früher wohl sehr gewünscht habe; denn abgerechnet, daß ich hier wie ein junger Componist von vorn anfangen müßte, da man von meinen Compositionen bis auf einige Violinsachen noch wenig oder nichts kennt; abgerechnet ferner, daß

ich mich durch tausend Kabalen, die sich gegen mich als Fremden doppelt furchtbar erheben würden, durchzuarbeiten hätte, bis ich mein Werk zur Aufführung bringen könnte, so wäre ich am Ende mit dem Bewußtsein, gute Musik geschrieben zu haben, doch des Erfolges noch nicht gewiß, der hier, wie gesagt, fast allein vom Stück abhängt. Man sieht dies schon aus den Beurtheilungen neuer Opern in den hiesigen Journalen, wo von dem Texte seitenlang die Rede ist, und der Musik nur mit ein paar Worten im Vorbeigehen erwähnt wird. Wäre es nicht so lucrativ, für die hiesigen Theater zu schreiben, so würde sich schon längst kein guter Componist mehr dazu hergegeben haben. So aber, bei dem bedeutenden Gewinne, den eine Oper, wenn sie gefällt, auf die ganze Lebenszeit einträgt, entstehen fast täglich neue Werke; Dichter und Componist sinnen unaufhörlich auf neue Effecte, versäumen darüber aber nicht, das Publikum durch die Journale Monate lang zu bearbeiten; sorgen am Abend der Aufführung für eine gehörige Anzahl Klatscher im Parterre, um durch alles dies ihrem Werk eine brillante Aufnahme und sich durch diese oft wiederholten Aufführungen am Ende reiche Einnahmen zu verschaffen. Wäre in Deutschland auch nur halb soviel mit einer Oper zu gewinnen, so würden wir bald ebenso reich an vorzüglichen Theater-Componisten sein, wie wir es jetzt an Instrumental-Componisten sind, und man würde dann nicht mehr nöthig haben, das Fremde auf unsere Bühnen zu verpflanzen, das der Kunstbildung der Deutschen größtentheils so unwürdig ist.

Daß wir nun nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte die Theater alle und wiederholt besucht haben, versteht sich von selbst. Ich bin doppelt froh darüber, da sich jetzt bei vermehrter Bekanntschaft die Engagements für Mittag und Abend so gehäuft haben, daß wir in den nächsten vierzehn Tagen wohl nur wenige Abende dem Theater werden widmen können. Vom Theater français, dem Odéon und den vier kleinen Theatern schreibe ich Dir nicht, weil sie in musikalischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes darbieten. In den beiden ersten hört man nur Entreacts und in den zwei andern fast nichts wie Vaudevilles. Daß diese Gattung von Theaterstücken (die, Apoll und den Musen sei es gedankt, bis jetzt noch in kein anderes Land verpflanzt worden ist,) hier so sehr geliebt wird, daß vier Theater sie fast ausschließlich geben, beweist wohl am bündigsten, daß die Franzosen unmusikalisch sind; denn ärger kann die heilige Kunst nie und nirgends gemißbraucht werden, als in diesen Gesängen, die weder gesungen noch gesprochen, sondern in Intervallen herausgepoltert werden, die mit der vorgeschriebenen Melodie und der sie begleitenden Harmonie im vollsten Widerspruche sind. Es sind auch alle Franzosen von Geschmack einverstanden, daß diese Vaudevilles, die früher nur in einem Theater gegeben wurden, durch ihre Vermehrung den Sinn für wahre Musik immer mehr ersticken und daher auf die Kunstbildung sehr nachtheilig einwirken. Wir haben diese Theater jedes einmal besucht, um die berühmten Komiker Brunet, Pothier und Perlet

kennen zu lernen, werden uns aber wohl zu keinem zweiten Besuche entschließen können, da der Genuß, den jene Künstler durch ihren Witz und ihre unerschöpfliche Laune gewähren, durch das Anhören so schlechter Musik zu theuer erkauft wird. Merkwürdig war mir in diesen Theatern die Geschicklichkeit der Orchester, mit der sie dem Sänger, der sich nicht im mindesten an den Takt und die Geltung der Noten bindet, zu folgen wissen. Dies ist aber auch ihr größtes Verdienst; im Uebrigen sind sie ziemlich mittelmäßig. Das italienische Theater haben wir aber öfter besucht und manchen Kunstgenuß dort gehabt. Gestern sahen wir endlich denn auch Don Juan, nachdem er ziemlich lange ausgesetzt war. Das Haus war wieder, wie bei den früheren Aufführungen, überfüllt und Hunderte von Menschen konnten schon eine halbe Stunde vor Anfang keinen Platz mehr finden. Ich wurde versucht, zu glauben: die Pariser hätten nun endlich die klassische Vortrefflichkeit dieses Werkes begriffen und drängten sich in immer größerer Menge herbei, um es zu genießen, diese Meinung gab ich aber bald wieder auf, wie ich sah, daß die herrlichsten Nummern der Oper, das erste Duett, das Quartett, das große Septett und so manches Andere, ohne Eindruck auf sie zu machen vorüberging und nur zwei Nummern rauschenden Beifall erhielten, der überdies mehr den Sängern wie dem Componisten galt. Diese zwei Nummern, die jedesmal da capo verlangt wurden, waren: das Duett zwischen Don Juan und Zerline: „Reich mir die Hand, mein

Leben," und die Arie von Don Juan: „Treibt der Champagner," ersteres, weil es Herrn Garcia an Tiefe fehlt, in b und letzteres gar einen ganzen Ton höher, in c transponirt. Madame Mainvielle-Fodor, die wohl gewußt hat, daß die Gesangsstücke der Zerline den Parisern mehr wie alles Uebrige der Oper gefallen würden, wählte sich wohlweislich diese Rolle, und der Erfolg hat bewiesen, daß sie richtig calculirte. Was kümmert sie, daß die Oper nun ganz verkehrt besetzt worden ist, wenn ihr nur rauschender Beifall zu Theil wird. Diesen kann ihr der Kenner aber nur dann zollen, wenn er vergißt, daß sie die Rolle eines Bauernmädchens gibt; wenn er ganz auf Wahrheit der Darstellung Verzicht leistet. Denn sie schmückt die einfachen Gesänge ihrer Partie mit einer Menge hochtrabender Verzierungen aus, die, so herrlich sie sie auch ausführt, doch hier doppelt verwerflich sind, erstlich weil sie in Mozart'sche Musik überhaupt nicht hinein gehören und zweitens weil sie dem Charakter der Rolle nicht angemessen sind. Diese abgerechnet, gewährt es freilich einen ungewohnten Genuß, diese Partie, die in Deutschland gewöhnlich durch die dritte Sängerin besetzt ist, hier von der ersten und einer so ausgezeichneten singen zu hören. Herr Garcia als Don Juan that des Guten auch zu viel. Wo es nur sich einigermaßen schicken will, ist er gleich mit einer ellenlangen Verzierung bei der Hand. Am unschicklichsten sind diese in dem Ständchen, wo die figurirte Mandolinbegleitung auch die allereinfachste verbietet. Nichtsdestoweniger läuft er die Kreuz

und quer herum, und um dieses bequemer zu können, läßt er das Tempo recht langsam nehmen. Dafür singt er aber seine Arie: „Treibt der Champagner," unvergleichlich, und ich gestehe, diese Arie noch nie so gut gehört zu haben. Es kömmt ihm dabei die geläufige italienische Zunge sehr zu statten, und anstatt daß unseren deutschen Sängern gewöhnlich der Athem dabei ausgeht, steigert sich bei ihm die Kraft bis zum Schluß.

Die übrigen Rollen sind mehr oder weniger gut besetzt, keine aber schlecht, und man muß es mit Dank anerkennen, daß jeder sein möglichstes thut, um dem Werke Ehre zu machen. Man kann auch mit der Aufführung sehr zufrieden sein, sobald man vergißt, zu welchen Ansprüchen man bei einem so berühmten Künstlervereine berechtigt ist. So viel wird einem Deutschen aber doch bald klar, daß diese Sänger, welche die neue italienische, besonders Rossinische Musik in höchster Vollendung geben, die Mozart'sche nicht mit gleicher Trefflichkeit executiren können; die Gattung ist gar zu verschieden. Der weichliche, süßliche Vortrag, der bei jener ganz an seinem Platze ist, verwischt hier zu sehr den energischen Character, der dem Don Juan vor allen anderen Mozart'schen Opern eigen ist.

Das Orchester, das die Pariser immer das erste der Welt nennen, gab an diesem Abend doch einige Blößen. Erstlich fehlten die Blasinstrumente zwei Mal recht auffallend, und zweitens schwankte es mehrere Male so, daß der Director zum Taktschlagen seine Zuflucht nehmen

mußte. Ich bin von Neuem in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß ein Theaterorchester, sei es auch noch so vortrefflich, wegen der weiten Entfernung der beiden äußersten Enden, nicht anders, als durch unausgesetztes Taktgeben dirigirt werden sollte, und daß es nichts taugt, wenn der Director selbst mitspielt, auch dann nicht, wenn er, wie Hr. Grasset, durch Bewegungen des Körpers und der Geige fortwährend den Takt markirt. Im Uebrigen ist dies Orchester wegen der Direction, mit der es den Gesang begleitet, mit Recht berühmt und könnte darin den übrigen Parisern, sowie manchem Deutschen zum Muster dienen.

Auch der Chor ist vortrefflich und war beim Schluß-Allegro des ersten Finale von besonders kräftiger, herrlicher Wirkung. Warum wurde aber auch hier, wie fast allenthalben, dieses Allegro wieder so unmäßig schnell genommen? Bedenken denn die Directoren gar nicht, daß sie dadurch die Kraft nur lähmen, anstatt sie zu steigern und daß die Triolenfiguren der Geigen, die den breiten Massen erst Leben und Bewegung geben müssen, bei so rasend schneller Bewegung gar nicht mehr deutlich und kräftig herausgebracht werden können, und man am Ende statt des lebendigen Ganzen nur skeletirte Umrisse ohne Ausfüllung zu hören bekommt?!

Wenn man so einem herrlichen Musikstücke durch falsches Tempo seinen Effect schmälern hört, wird von neuem der Wunsch rege, daß doch endlich die Bezeichnung der Tempi, auf Mälzel'sche oder Weber'sche Weise (oder

besser noch auf beide zugleich) allgemein werden möchte! Freilich müssen die Directoren sich dann auch gewissenhaft darnach richten und nicht, wie jetzt, ihrem eigenen Gefühle unbedingt folgen wollen."

Ich möchte gerade keinen unserer jetzigen Violinisten beleidigen, wenn ich sage, daß Spohr 1820 Glück gehabt hat: soll ich meine volle Ueberzeugung gewissenhaft aussprechen, so glaube ich nicht, daß er im Jahre 1859 zu Paris 4 Personen gefunden hätte, welche im Stande gewesen wären, in der Art, wie er es wollte, eines seiner Quartette zu spielen; seine Musik verlangt den Bogen immer auf der Saite, die stricteste Geltung und Bedeutsamkeit für jede Phrase, für jeden Takt, für jedes Zeitmaß, ja selbst für jede Note; er ist die verkörperte Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Bogenstrich und Gesang; er ist der geschworene Feind von Schleifen, Colloraturen, Sprüngen, und wie all' die musikalischen und instrumentalen Vagabundenstreiche sonst noch heißen.

Ja, aufrichtig gestanden: in Frankreich ist man weit hinter den ersten Vorbildern zurück; man hat dort eine falsche Bahn eingeschlagen, indem man, ich weiß nicht welche Meteore, welche neue Coriphäen nachahmen wollte, die für einen Augenblick die Menge durch die Excentrität ihrer Wendungen verblendet hatten. Ja, seit Spohr ist man immer weiter heruntergekommen; das Spiel ist geleckt, kleinlich, süßlich, modisch, unstät herumhüpfend, wie die Galant aus der Zeit des Directoriums, zerzaust,

romantisch wie sogenannte Blaustrümpfe — (excentrische Schriftstellerinnen) — im Delirium; aufgegeben hat man dafür den Adel, die Fülle, die Genauigkeit, Reinheit, Correctheit, all' diese Grundlagen, auf welche sich unsere Vorfahren stützten. — Die Schule des Conservatoriums selbst steigt jedes Jahr eine Stufe tiefer herab von ihrem classischen Throne, nicht als ob die gegenwärtigen Professoren Männer wären, welche der gründlichen Kenntnisse entbehrten, sondern weil sie in Beziehung der Kunst zu traurigen Concessionen genöthigt zu sein glaubten, dem Zeitgeiste Opfer zu bringen: das thun die, deren heilige Aufgabe es ist, conservativ zu sein, weil sie es übernahmen, am Conservatorium zu wirken.

Das Urtheil des Meisters über die Art, wie man die Musik im Allgemeinen zu seinem großen Aerger zu Paris behandelte, erinnert mich an das, was ich in dieser Hinsicht 1857 in dem Blatte „Union instrumentale" sagte, bevor ich den Inhalt dieser Briefe kannte. Ich hatte mir die Frage aufgeworfen, warum die Musik und ihre Adepten zu Paris so wenig ihr Glück machten, und antwortete mir in Folgendem:

„das ist wahrlich auf die einfachste Weise klar zu machen: einestheils ist die Musik fast immer langweilig, anderntheils zu kostspielig. Ich sage „langweilig," weil mit Ausnahme einiger Concerte für Kammermusik, die an Zahl sehr gering und nur für ein auserlesenes Publikum sind, in den übrigen nur Pianisten und Sänger auftreten, die sich mit wenigen Ausnahmen von einem

Ende des Winters zum anderen durch Abspielen derselben Stücke und Wiederholen derselben Romanzen bis zum Ueberdruß verewigen, und vor der gewohnten Stunde den Schlaf in die Augen bringen. — Im Allgemeinen sind alle Productionen, welche der ersten folgen, mehr oder weniger treue Copien derselben. Dazu muß man wissen, daß das Auditorium fast immer aus den nämlichen Personen besteht, die dann gar bald müde werden, ihre Börsen zu öffnen, um ewig dieselbe Sache wieder zu hören. Ferner sind 10 Frcs., 5 Frcs. sehr bald ausgegeben, besonders wenn 2, 3, 4 Personen aus derselben Familie mitgehen sollen. Darum kommt man lieber gar nicht, und die armen Teufel von Concertgeber müssen Freibillete austheilen und ihren Saal ohne Einnahme füllen, damit es am gehörigen Applaus nicht fehle und es heißen könne: „das Concert war sehr besucht." — Das ist gewiß, daß man sich in diesen musikalischen Abendunterhaltungen so wenig amüsirt, daß ich meistentheils darauf verzichte, wie sehr ich auch die Musik liebe. Der Himmel möge uns in erster Linie vor den „Albumsconcerten" behüten. Diese bedürfen keiner Erlaubniß und werden nur für die intimsten Freunde veranstaltet, die Allem Beifall zuklatschen: das müssen sie pflichtmäßig thun und es mag ihnen wohl bekommen. Was mich anlangt, ich fliehe vor ihnen mit einem wahren Abscheu. — Nur Eine Art von Concerten macht so ziemlich ihr Glück: ich meine jene, welche von gewissen Lehrern gegeben werden, die sich zahlreicher Clienten zu erfreuen

haben. Sie haben bei ihren „lieben Zöglingen" ein Vorrecht, indem diese es sich zur Aufgabe machen, wohl oder übel die Billete bei ihren Bekannten anzubringen — 10 Billete bei Hrn. P., 5 bei Madame X. u. s. w.; so ist die Sache abgemacht; der Lehrer macht eine schöne Einnahme und gibt eine öffentliche Lection über den guten Vortrag.

Ich nehme natürlich hierbei die Concerte des Conservatoriums aus, die so zu sagen unzugänglich sind, bei diesen vererben sich die Plätze vom Vater auf den Sohn oder auf Amts- und Geschäftsnachfolger, das Auditorium besteht demnach in einigen Musiknarren, in reichen Leuten, die sorgfältig um des guten Tons willen darauf halten, da zu erscheinen, wenn sie auch nichts davon verstehen ꝛc. ꝛc."

Was hier von den Concerten gesagt wurde, gilt auch in gleicher Weise von den Privatcirkeln; ein offenbarer Beweis dafür, daß sich seit der ersten Reise Spohr's bis heute in den musikalischen Verhältnissen Frankreichs keine bedeutenden Veränderungen ergeben haben.

Was den geringen Beifall für die hervorragendsten Partien in Don Juan anlangt, so ist auch darin der Geschmack der Franzosen sich fast gleich geblieben. Ersichtlich ist dies daraus, daß unter den zwanzig Theatern, welche Paris besitzt, sich nur vier der Musik widmen, nämlich: die Oper, die komische Oper, das lyrische Theater und das italienische. Die übrigen beschäftigen sich mit dem Trauer-, Lust- und Schauspiel, mit Vaudevilles,

Feenstücken ꝛc. In derlei Stücken spielt die Musik keine oder doch nur eine sehr untergeordnete Rolle, es wird dabei das musikalische Streben eher verderben als gehoben, ja gar wie der gute Same vom Unkraut erstickt. Ich begreife recht wohl das schmerzliche Erstaunen, das Spohr empfinden mußte, als er den Mozart so mißhandeln und ausschmücken sah; damit ist es zur wahren Epidemie gekommen bei dem größten Theile der französischen Sänger ersten und zweiten Ranges, diese Epidemie pflanzt sich von einer Zeit auf die andere fort. — Madame Mainvielle-Fodor hat sie auf Damoreau, Nau, Laborde vererbt und diese ihrerseits haben sie wieder ihren Nachfolgern eingeimpft. — Eine starke Dosis Philosophie thut dabei den Componisten Noth! — Deutsche, Franzosen, Italiener, keine Nation wird verschont. — Eine Dame dieses Schlages sagt sich: Wenn Mozart für meine Stimme geschrieben hätte, würde er dies und jenes gethan haben; er würde mir c, d, es gegeben haben! Dann machen es der Tenor, der Bariton, der Baß ihrerseits ebenso; und so kommt es dann, daß man die Meisterwerke verunstaltet! — Man denkt nicht daran, daß ein Mann wie Mozart, trotz der ausgezeichneten Sänger, mit denen er verkehrte, doch nur für gewöhnliche und nicht für außergewöhnliche Stimmmittel schrieb — man begreift nicht, daß seine Musik zu schön ist, um der Bravour-Touren, Ziererreien und Uebertreibungen zu bedürfen; so ist sie gut, wie sie ist, sie könnte nicht besser sein. Dürfen diese Herren und Damen

sich erlauben, zu corrigiren, was Meisterhand gebildet hat? Nein! — Aber sie wollen glänzen, Aufsehen machen; man soll sagen können: heute Abend hat der und der das C mit Bruststimme gesungen, die und die hat eine chromatische Tonleiter, einen Triller, eine Cadenze unübertrefflich vorgetragen; Bataille hat vollkommen die Arie des Chalet umgestoßen, seine Rouladen haben darin Furore gemacht! u. s. w.

Das wirksamste Mittel gegen solche Ungebührlichkeiten wäre meiner Meinung nach eine eingehende, strenge, unparteiische Kritik, welche consequent die Musik ebenso, wie die Declamation analysirten und welche protestirte gegen jeden Frevel, der an den Schöpfungen des Genie's begangen wird. Vor solchen Argusaugen, vor solcher Censur würde wohl Jeder Scheue haben und seine Pflicht erfüllen. Der Sänger würde getreu beobachten, was der Meister geschrieben hat, der Kapellmeister würde kein unzeitiges Ritardando dulden, das traditionelle Tempo nicht ändern und die Melodie nicht wie ein Besessener mit Fußstampfen und geräuschvollen Taktschlägen stören und endlich seine Energie nicht darein setzen, daß er das Tempo zu einer lächerlichen Eile treibt, die nichts als Wirrwarr und Galimatias erzeugt. Man würde dann keinem Stücke mehr begegnen, das zu Leipzig ein Moderato, zu Wien ein Allegro und zu Mailand ein Presto ist!

Als ich 1851 mein erstes „populäres Concert für Orchester" zu Paris vorbereitete, ließ ich die herrliche, alles hinreißende Ouverture aus der „Stummen" wie-

derholen; da mußte ich mitten im Spiel einhalten und fragte meine Geiger, die sich bemühten, mich fortzureißen, ob sie glaubten, daß Auber in der Absicht geschrieben habe, damit man sein Werk spiele. Sie waren über diese sonderbare, fremdartige Frage betroffen, ließen die Ohren hängen und behielten das annehmbare Tempo, das ich ihnen angab, bei, und seit dieser Zeit waren sie sanft und lenksam wie Lämmchen! . . . . . .

XI. Dritter Brief von L. Spohr.

Paris, den 12. Januar 1821.

„Mit erleichtertem Herzen melde ich Dir, mein geliebter Freund, daß mein öffentlicher Debüt nun auch überstanden ist. Es bleibt für einen fremden Geiger immer ein gewagtes Unternehmen, in Paris aufzutreten, da die Pariser, in dem Wahne befangen, die ersten Geiger der Welt zu besitzen, es beinahe wie eine Arroganz betrachten, wenn ein Fremder sich Talent genug zutraut, einen Vergleich mit diesen aushalten zu können. Ich darf mir daher wohl ein wenig auf die brillante Aufnahme, die mir vorgestern zu Theil wurde, zu Gute thun, um so mehr, da ich den Zuhörern, etwa ein Dutzend ausgenommen, völlig fremd war, und sich unter ihnen keine durch Freibillets erkaufte Klatscher befanden. Ich hatte mich auch sehr sorgfältig vorbereitet und wurde durch das sorgsame, von Herrn Habeneck geleitete Accompagne-

ment gehörig unterstützt. Auch war ich nicht im mindesten befangen, was mir sonst, wenn ich in einem fremden Lande zum ersten Male auftrete, wohl geschieht, und was noch im vorigen Jahre in London der Fall war.

Den Grund davon glaube ich in dem Umstande zu finden, daß ich hier vor dem öffentlichen Auftreten bereits vor allen ausgezeichneten Künstlern gespielt hatte, in London aber, schon acht Tage nach unserer Ankunft, ohne von irgend Jemand vorher gehört worden zu sein, im philharmonischen Concert auftreten mußte.

Ehe ich in die Details des Concerts eingehe, muß ich Dir wohl erzählen, auf welche Weise ich es gab. Wenn es schon in jeder andern Stadt ein lästiges Geschäft ist, ein Concert zu arrangiren, so ist es vollends in dem weitläufigen Paris, wo täglich so viele Theater spielen, so vielerlei concurrirt und so manches Hinderniß zu beseitigen ist, eine wahrhaft herkulische Arbeit. Ich glaube auch, daß dies die Ursache sei, warum so viele Künstler, die nach Paris kommen, darauf Verzicht leisten, ein öffentliches Concert zu geben, das freilich auch außerdem durch die enormen Kosten von beinahe 3000 Fr. immer ein gewagtes Unternehmen bleibt. Wenn mir schon an andern Orten diese Geschäfte im höchsten Grade zuwider sind, so kannst Du Dir denken, wie ich mich davor fürchtete. Um diesen nun auszuweichen, kam ich auf die Idee, der Administration der großen Oper den Vorschlag zu thun, mit mir gemeinschaftlich zur Theilung der Kosten und der Einnahme eine Abendvorstellung zu

geben, von der die erste Hälfte ein Concert, die zweite durch ein Ballet auszufüllen wäre. Wider Erwarten aller Derer, mit denen ich davon gesprochen hatte, wurde dieser Vorschlag angenommen.

Die Zustimmung des Ministers verzögerte sich aber so lange, daß das Concert nur drei Tage vorher angekündigt werden konnte, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß das Haus, obgleich gut besetzt, doch nicht so angefüllt war, als ich es bei diesem, für die Pariser ganz neuen und durch seine Neuheit anziehenden Arrangement erwartet hatte. Die Hälfte, die mir nach Abzug der Kosten zu Theil wurde, war daher freilich nicht sehr bedeutend; da ich indessen nicht darauf gerechnet hatte, hier viel zu gewinnen, so bereue ich dieses Arrangement keineswegs, da es mich unendlicher Mühe überhoben, und mir doch Gelegenheit verschafft hat, öffentlich aufzutreten.

Ich gab von meinen Compositionen: die Ouvertüre aus Alruna, das neueste Violinconcert und das Potpourri über das Duett aus Don Juan. Dazwischen wurde eine Cavatine von Rossini, gesungen von Dem. Cinti, und ein Duett von ebendemselben, gesungen von den Herren Derdegni und Levasseur, eingeschoben. Die Ouverture war bei der Probe dreimal wiederholt worden und ging daher am Abend, wenn auch nicht gut, wie das letztemal in der Probe, doch so, daß das Publikum der Execution seinen Beifall nicht versagen konnte. Im Concerte sowohl, wie im Potpourri, fehlten einige der Blasinstrumente ein paarmal, aus einer den Franzosen ziemlich gewöhnlichen

Nachlässigkeit im Pausiren; es wurde aber dadurch glücklicher Weise nicht viel verdorben. Der Beifall des Publikums sprach sich in lebhaftem Applaudiren und Bravorufen unzweideutig aus. Nicht so günstig lautet heute die Kritik der meisten Journalisten. Ich muß Dir dies Räthsel lösen. Diese Herren sind es gewöhnt, daß jeder öffentlich Auftretende, sei er Fremder oder Einheimischer, ihnen die Visite mache, sich ein günstiges Urtheil erbitte und einige Freibillete demüthigst überreiche. Fremde Künstler, um diesen unangenehmen Visiten zu entgehen, kleiden ihr Gesuch allenfalls auch wohl nur schriftlich ein und überschicken so die Freibillets; oder, was auch schon öfters geschehen ist, veranlassen ein ihnen gewogenes Haus, an das sie empfohlen sind, die Herren Journalisten zum Mittagsessen einzuladen, wo man ihnen dann am bequemsten zu verstehen geben kann, was man vor und nach dem Concert von sich gerne gesagt haben möchte. Dies mag wohl dann und wann auch bei uns in Deutschland geschehen; doch glaube ich nicht, daß irgendwo die Kritik so feil sein kann wie hier. Man hat mich versichert, daß die vorzüglichsten Künstler des Theater français, Dem. Mars und selbst Talma, bedeutende Summen jährlich an die Journalisten zahlen, um diese Herren immer bei'm Guten zu erhalten, und daß diese sich aus einer Geldverlegenheit nie sicherer heraushelfen können, als wenn sie irgend einen geachteten Künstler so lange angreifen, bis er sich gutwillig zu einem Geldtribut versteht. Wie aber eine solche käufliche Kritik noch im

mindesten geachtet werden kann, begreife ich nicht. — Genug, diese Suplicanten-Visiten hatte ich nicht gemacht, weil sie mir eines deutschen Künstlers unwürdig schienen, und glaubte, das Schlimmste, was daraus entstehen könnte, sei, daß die Journalisten meines Concertes gar nicht erwähnen würden. Da diese aber für ihre Person bei jeder Vorstellung der großen Oper freien Eintritt haben, so hatte ich mich darin doch geirrt. Sie reden Alle davon, einige mit unbedingtem Lobe, die meisten hingegen mit einem Aber, wodurch das Lob mehr wie genug entkräftet wird. In allen diesen Berichten, spricht sich aber die französische Eitelkeit recht selbstgefällig aus. Alle fangen damit an, ihre eigenen Künstler und ihre Kunstbildung über die aller anderen Nationen zu erheben; sie meinen, das Land, welches die Herren Baillot, Lafont und Habenek besitzt, brauche kein anderes um seine Geiger zu beneiden; und wenn man hier demohngeachtet das Spiel eines Fremden mit Enthusiasmus aufgenommen habe, so sei dies bloß ein Beweis, wie gastfreundschaftlich die Franzosen überhaupt gegen Fremde seien. Diese Eitelkeit abgerechnet, sind die Berichte aber doch sehr widersprechend. In der Quotidienne heißt es z. B.: M. Spohr aborde, avec une incroyable audace, les plus grandes difficultés, et l'on ne sait ce que étonne le plus ou son audace ou la sureté avec laquelle il exécute ces difficultés; im Journal des Débats hingegen: le Concerto executé par M. Spohr n'est point surchargé de difficultés u. s. w. Ebenso ver-

schiedener Meinung sind die Herren über den Werth oder Unwerth meiner Compositionen. Die meisten finden sie gut, ohne indessen zu sagen, warum; der Courier des Spectacles aber, der mich überhaupt gewaltig mitnimmt, sagt davon: C'est une espèce de pacatille d'harmonie et d'enharmonie germaniques que M. Spohr apporte, en contrebande, de je ne sais qu'elle contrée d'Allemagne. Dafür ist aber Rossini sein Mann, von dem es weiter unten heißt: cet Orphée moderne a défrayé de chant le concert de M. Spohr et il lui suffit pour cela de prêter une petite aria et un petit duo bouffo. Als Geiger habe ich indessen etwas mehr Gnade vor seinen Augen gefunden, er sagt nämlich: M. Spohr comme executant est un homme de mérite; il a deux qualités rares et précieuses, la pureté et la justesse, schließt dann aber seine Phrase als ächter Franzose: s'il reste quelque temps à Paris, il pourra perfectionner son goût, et retourner en suite, former celui des bons allemands. Wenn doch der gute Mann wüßte, was die bons allemands von dem Kunstgeschmacke der Franzosen denken!!!

Diese lächerliche Eitelkeit der Pariser äußert sich auch in ihren Gesprächen; spielt dieser oder jener ihrer Künstler etwas, so fragen sie gleich: nun, haben sie in Deutschland wohl etwas Aehnliches aufzuweisen? — Oder stellen sie einen ihrer ausgezeichneten Künstler dem Fremden vor, so nennen sie ihn nicht etwa den ersten von Paris, sondern gleich den ersten der Welt, obgleich keine

Nation das, was das Ausland Vorzügliches besitzt, weniger kennt, wie sie in ihrer, für ihre Eitelkeit so glücklichen Unwissenheit. Daß ich Dir bis jetzt noch nichts von den Musikern in der Hofkapelle schrieb, wird Dich gewundert haben; ich zögerte aber absichtlich damit, um auch erst einige von Cherubini's Messen gehört zu haben. Lesueur und Cherubini, die beiden Hofkapellmeister, wechseln nämlich alle drei Monate in der Direction ab; unsere Ankunft traf in das Semester von Lesueur und das Cherubini'sche fing erst mit dem ersten Januar an. Die Capellmeister dirigiren die Musik aber nicht selbst, sondern präsidiren nur in ihrer Hofkleidung an der Spitze des Sängerpersonals, ohne an der Aufführung thätigen Antheil zu nehmen. Der eigentliche Musikdirecter ist Plantade; Kreutzer Vorgeiger bei der ersten und Baillot bei der zweiten Violine. Das Orchester ist aus den vorzüglichsten Künstlern von Paris zusammengesetzt, der Chor kräftig und gut. Man macht von jeder Messe ein oder zwei sorgfältige Proben, und unter Plantade's sicherer und feuriger Direction geht Alles sehr gut. War ich gleich durch des Herrn Siever's Berichte schon vorbereitet, hier Musik zu hören, die sich, im Styl von dem, was man bei uns in Deutschland Kirchenstyl nennt, sehr weit entfernt, so wurde ich doch durch den brillanten Theaterstyl in einer Messe von Plantade, die ich bei'm ersten Besuche der Capelle am 17. vorigen Monats hörte, nicht wenig überrascht. Es ist darin auch nicht der leiseste Anklang von gebundenem Styl,

keine Spur von canonischer Führung der Stimmen, noch viel weniger von einer Fuge. Dies abgerechnet, recht hübsche Gedanken und gute Instrumentirung, die in einer komischen Oper ganz an ihrem Platze wären. Das Schluß-Allegro, wahrscheinlich über die Worte: Dona nobis pacem (gewiß weiß ich es nicht, da die Franzosen das Lateinische auf eine dem deutschen Ohre sehr unverständliche Weise aussprechen) war so ganz im Styl eines Opern-Finales (wie diese gewöhnlich, mit drei oder vier Mal gesteigertem Tempo), daß ich bei'm Schlusse, ganz den Ort vergessend, wo ich mich befand, erwartete, der Vorhang werde fallen und das Publikum applaudiren.

Am 24. December des Nachts 12 Uhr hörten wir die sogenannte Messe de Minuit, diesmal von Lesueur's Composition. Vorher mußten wir eine große Geduldprobe bestehen, indem wir während zwei ziemlich langen Stunden, von 10—12 Uhr nichts als Psalmen, auf die eintönigste Weise abgesungen, dann und wann mit barbarischem Zwischenspiele der Orgel unterbrochen, anzuhören bekamen. Um 12 Uhr fing endlich die Messe an. Wieder derselbe frivole Theaterstyl, wie in der von Plantade, in der feierlichen Mitternachtstunde aber nur noch widerlicher! Was mich dabei am meisten wunderte, besonders von Lesueur, der hier in dem Ruf eines vorzüglichen Harmonikers steht und als Harmonielehrer, wenn ich nicht irre, im Conservatorium Unterricht ertheilt, nicht einmal vierstimmige Führung der Gesangsstimmen! Wenn es auch in der Oper zuweilen von Wirkung sein mag,

wenn man nur zweistimmig schreibt, die Soprane mit den Tenoren und die Alte mit den Bässen in Octaven gehen läßt, theils um den gewöhnlich schlechten Theater-Chören die Executien zu erleichtern, theils um mehr materielle Kraft dadurch zu erreichen, so scheint es mir doch ganz barbarisch, dieses in der Kirche einzuführen, und ich möchte daher wohl wissen, was Herr Lesueur, der gewiß ein denkender Künstler ist, dabei beabsichtigt. An die Stelle des Offertoriums waren Variationen von Nadermann für Harfe, Horn und Violoncell eingeschoben, vom Componisten und den Herren Dauprat und Baudiot vorgetragen. Du weißt, daß mir in Deutschland ein ernster Sinfonien-Satz an dieser Stelle schon zu weltlich vorkam, kannst Dir daher leicht denken, welchen widrigen Eindruck diese galanten französischen Harfen-Variationen in einer Messe um die Mitternachtstunde auf mich machen mußten, und doch sah ich die Anwesenden andächtig beten. Wie gelingt es ihnen nun, bei solcher trivialen Musik einen frommen Gedanken zu fassen! Entweder ist diese für sie ohne alle Bedeutung, oder sie verstehen ihr Ohr gänzlich zu verschließen; denn sonst müßten sie unausbleiblich dadurch, wie ich, an das Ballet der großen Oper erinnert werden sein, wo diese drei Instrumente bei den üppigsten Tänzen auf gleiche Weise gebraucht werden. Die Harfe, obgleich in uralten Zeiten das Lieblingsinstrument eines frommen Königs, sie sollte schon deßwegen aus der Kirche verbannt sein, weil sie zum gebundenen Style, dem einzigen für die Kirche passenden, völlig untauglich ist.

Aber wirst Du es glauben, wenn ich Dir versichere,

daß selbst der würdige Meister Cherubini sich durch das böse Beispiel hat fortreißen lassen, und auch in seinen Messen der Theaterstyl oft vorherrschend ist? Zwar entschädigt er bei solchen Stellen durch vorzügliche, effectvolle Musik, aber wer kann diese genießen, wenn es ihm nicht gelingt, gänzlich zu vergessen, an welchem Ort er sie hört? Es wäre auch weniger zu bedauern, daß Cherubini sich ebenfalls vom wahren Kirchenstyl entfernt, wenn er nicht in eizelnen Nummern zeigte, wie würdevoll er sich darin zu bewegen weiß. Mehrere einzelne Sätze seiner Messen, besonders die kunstreich durchgeführten Fugen, und vor Allem sein Pater noster (bis zum weltlichen Schlusse) liefern die herrlichsten Belege dazu. — Hat man es aber erst über sich gewonnen, an diesem, oft ausschweifendem Style kein Aergerniß mehr zu nehmen, so kann man den höchsten Kunstgenuß finden. Durch reiche Erfindung, gewählte, oft ganz fremdartige Harmoniefolgen und eine kluge, durch vieljährige Erfahrung geleitete Benutzung der materiellen Kunstmittel, weiß er so gewaltige Effecte hervorzubringen, daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird, bald alles Klügeln vergißt und sich nur seinem Gefühl und dem Genusse überläßt. Was würde dieser Mann geleistet haben, wenn er, anstatt für Franzosen, immer für Deutsche geschrieben hätte!"

Wenn der Meister die Mühseligkeiten der Concertgeber in der großen Hauptstadt Frankreichs beklagt, so ist er im vollen Rechte. Man hat behauptet, Paris sei das

Paradies der Frauen und die Hölle für die Pferde: man hätte mit gutem Rechte sagen können: . . . . für die Pferde und . . . . für die Concertgeber! — Gerade in dieser Beziehung schrieb ich 1857 in der „Union instrumentale": „Wenn man alle Concerte aufzählen sollte, welche während der Wintersaison zu Paris gegeben werden, käme man nicht zum Ende, man bedürfte dazu den Raum von wenigstens 10 großen Zeitungsblättern. Und doch unerachtet dieses Stromes, dieser Lavine, dieser Ueberfluthung mit Musik macht sie kein Glück. — Arme Concertgeber! Welche Mühseligkeiten, Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten sind euch vorbehalten! Schritte, Gänge, Arbeiten ohne Zahl erwarten euch in dem weiten Paris, das eine ganze Welt zu umschließen scheint! Da muß man einen Herrn von der „komischen Oper," ein Fräulein von der „Oper," eine Dame vom „italienischen Theater" haben! Da sind Bitten bei'm Director, Bitten bei'm Sänger, Bitten bei den Autoritäten vorzubringen. Ich rede da nicht von den Ansprüchen der Personen, die man bezahlen muß; wird keine Zahlung genommen, dann ist man noch schlimmer daran; denn Gefälligkeiten sind sehr theuer. Dann kommen die Eifersüchteleien, die Bübereien, die Schikanen. Von den Kosten will ich gar nicht reden; sie nehmen kein Ende: Anschlagzettel, Saal, Künstler, Billete, Inserate, Polizei, Aufsicht, die Berücksichtigung der Armen: da behält man die Augen nur zum Thränenvergießen! — Die kleinen Künstler verzehren darüber ihr kleines Vermögen, oder machen Schulden, wenn sie

es können; die großen Künstler sehen zu, um ihren guten Ruf zu bewahren. Es ist unglaublich! Alle Jahre dieselbe Geschichte und alle Jahre wird dennoch die Stadt mit Concerten überfluthet."

Das ist heutigen Tags fast überall das Loos des Virtuosen. Außer der Hauptstadt, in den Provinzen, ist es so weit gekommen, daß er seine Subscriptionsliste, seine Billete selbst herumtragen muß: wer vermag das auszuhalten? — Dies Uebel hat aber seine Quelle darin, daß 1) Talente selten, Concertgeber zahlreich sind; 2) richtige Beurtheilung und collegialische Aufnahme von Seiten der Künstler fehlen, 3) nirgendswo eine gut geleitete musikalische Organisation zu finden ist, welche in allen Ländern der Welt den Männern, die dessen würdig sind, den Weg bahnen und die Mittel zur productiven Entfaltung verschaffen könnte. — Wirklich, die Handwerker und Beamten haben es hundert Mal besser, als die Künstler; sie haben ihre Statuten, geordneten Verhältnisse, die ihnen überall eine gute Aufnahme, Arbeit und Gastfreundschaft sichern. Sollte man nicht auch für die Künstler Gradirungen der Befähigung anordnen, wie man sie bei den Zünften und in den anderen wissenschaftlichen Laufbahnen hat? Damit wäre dem Publikum eine Garantie für die Fähigkeit des Künstlers und dem Manne von wahrem Verdienste eine Garantie für das Gelingen seines Strebens geboten.

Was Spohr von der lauen Aufnahme der Fremden bei den Franzosen sagt, mag vor 40 Jahren richtig ge-

wesen sein; heute haben sich diese Verhältnisse zu ihrem Vortheile sehr geändert. Zu seiner Zeit waren die Communicationsmittel sehr dürftig und beschwerlich und allzu wenig förderlich: man machte sein Testament, ehe man es wagte, sich dem Eilwagen anzuvertrauen, um die schreckliche Entfernung zwischen Paris und Straßburg zurückzulegen; deutsche Zeitungen waren in der französischen Hauptstadt eine seltene Erscheinung und außer einzelnen Männern, wie Cherubini, Kreutzer, welche von unserem Helden schon gehört hatten, gab es nur Wenige, die den Namen Spohr kannten.

Konnten sich ferner die öffentlichen Organe mit einem Künstler beschäftigen, den sie wenig oder gar nicht kannten, und der, wie er es selbst gesteht, ihren Redacteuren keinen Besuch gemacht und ihnen nicht die Gunst erwiesen hatte, ihnen zu sagen: „ich bin da, ich lebe, hier ist meine Karte?" — Ich weiß, daß es Spohr, der allerdings das Selbstgefühl seiner Kraft hatte, widerstrebte, derartige Schritte zu thun; aber wer konnte seine Anwesenheit, die Ankunft eines noch gänzlich Unbekannten ahnen, und dies dazu noch in einem Paris, das damals nahe an 800,000 Seelen zählte? Und doch muß man gestehen, Spohr konnte sich über seine Aufnahme in der Metropole eigentlich nicht beklagen, da es ihm verstattet war, auf der ersten Bühne Frankreichs aufzutreten, eine Ehre, die bis dahin nur den berechtigsten Berühmtheiten vorbehalten war. — Er ließ sich zu viel von dem Verdrusse und der Bitterkeit über die böse einsichts-

lose Critik afficiren, die von einigen unwissenden Journalisten ausging; es war um so weniger der Mühe werth, sich darüber gekränkt zu fühlen, als damals die Literaten, denen die Berichterstattung über die Musik anvertraut war, von der Musik, wie der Blinde von der Farbe sprachen. Sie vermochten ja nicht die geringste Analyse gründlich zu geben, sie wußten nichts von Musik, als einige ständige Redensarten, banale Phrasen, die sie aus ihrem mageren Wissensrepertoire hervorzogen, um sie übel oder wohl für alle Fälle zu verwenden. Solche Leute repräsentiren gewiß nicht die öffentliche Meinung; der Verlauf unserer Schilderung wird es zeigen, wie wenig Einfluß sie ausübten. Sie waren Schöngeister nach dem Muster eines Fontenelle, der aufrichtig erklärte, daß es drei Dinge auf der Welt gebe, die er nie habe begreifen können: das Spiel, die Frauen und die Musik. Und doch ist er es gerade gewesen, welcher das famose Wort sprach: Sonate, que me veux-tu? Und gerade dies Wort hat die Runde durch die Welt gemacht und seinem Urheber einen ungeheueren Ruf selbst bei Sachverständigen verschafft. — Es kommt allerdings noch weiter in Betracht, daß 1821 das nationale Vorurtheil noch mächtig war, gegen „die guten Freunde von Feinden," wie 1815 der Dichter Beranger die nach Paris gekommenen alliirten Armeen in einem Liede bezeichnet hatte; heute aber würde man mit Fingern auf einen Journalisten deuten, der noch so weit zurück wäre, das einfältige Epitheton „bons allemands" (d. h. im

Munde des Franzosen so viel als „gutmüthige, dumme Deutsche) in Anwendung zu bringen, wenn er von Meistern wie Spohr redet.

Die Käuflichkeit der Critiken in Theaterangelegenheiten wird man so ziemlich eine Weltbürgerin nennen können; — die Mittelmäßigkeiten haben die Censur verdorben. Man macht sich aber keine Vorstellung davon, wie es den Journalisten zu Paris gehen würde, wenn sie dem Theaterpersonale ohne Weiteres zu Gebot stehen müßten. Das würde hinreichen, um Jedem den Kopf verrückt zu machen, wenn er Allen bis zum letzten Choristen ein unterthänigst ergebener Diener sein sollte; der arme Journalist würde so lange vor den Einzelnen keine Ruhe finden, bis er sich herbeigelassen hätte, von ihnen in seinem Blatte zu reden.

Nun noch ein Wort von den Leutchen, die sich für's Applaudiren von den Directoren und Künstlern bezahlen lassen: das war für unsern Meister ein Gegenstand gerechter Indignation, wie er es mir später noch oft wiederholte. Diese Claqueurs haben ein sonderbares Geschäft — ihre Aufgabe besteht darin, wie eine Sache auch ausfallen mag, in die Hände zu klatschen; sie sind förmlich organisirt, haben ihren Anführer, welcher den richtigen Zeitpunkt zu bezeichnen hat. Sie sind ein nothwendiges Uebel geworden und nunmehr ganz in allgemeinen Gebrauch übergegangen. Das Publikum kennt sie, schätzt sie nach ihrem wahren Werthe und läßt sich nichts destoweniger doch von ihnen hinreißen. Ich will nur eines

Beispiels aus hunderten erwähnen, um ihre traurige Nothwendigkeit zu beweisen.

Eines Tages, es war, glaube ich, im Jahre 1857, projectirte die Administration „der komischen Oper" aus ökonomischen Rücksichten, das Institut der Claqueurs gänzlich abzuschaffen: das vorzügliche Spiel ihrer Leute ermuthigte sie zu diesem Schritte. Es wird also der Tagesbefehl ertheilt: Keine Klatscher mehr! Da gab es großen Rumor unter dem ganzen Theaterpersonale! Es bildeten sich zwei Parteien, die eine für, die andere gegen die strenge Maßregel, welche die Herren und die Damen ihrer mächtigwirkenden Champions beraubte. „Es wird gehen!" „Es wird nicht glücken; man wird wieder darauf zurückkommen müssen!" hörte man hin und her reden.

Die Empörung grollte im Dumpfen, es fehlte nur wenig, daß das Theater nicht in vollen Aufruhr gerieth; aller Zündstoff war vorhanden — es durfte nur der brennende Funke einfallen. Schon äußerte die Primadonna, nicht mehr singen und ihr Engagement aufkündigen zu wollen. Aber der Director ist ein Mann von Kopf und Geist, der sich schon ein schönes Vermögen erworben hat: sein Name ist Perrin — (sein entschlossenes Benehmen, seine große reformatorische Idee ist es werth, daß man ihn nennt und seinen Namen der Nachwelt überliefert — wenn hiermit etwas dazu beigetragen werden kann —). Also Hr. Perrin spricht: „Ich will es so haben!" und Alles beugt sein Haupt, wie das immer geschieht, wenn

ein fester Wille, ein großer Charakter auftritt, welcher die Macht und die . . . . Thaler hinter sich hat. Der Abend kommt und die Vorstellung beginnt. Eine ausgezeichnete Vorstellung, eine beliebte Oper, die besten Glieder der Bühne! alles wirkt zusammen. Beim Aufgang des Vorhanges ein volles Haus — der Director reibt sich vergnügt die Hände! Aber es sind keine Klatscher da, es regt sich keine Hand, kein Beifall gibt sich kund, kein einziges „Bravo" ist zu vernehmen. Das bringt die ganze Versammlung von einem Ende bis zum anderen in Bewegung, es herrscht Todesstille auf der Gallerie! Die Menge begibt sich kälter weg, als sie gekommen war; die Sängerin ist krank vor Ermüdung und Entmuthigung, der erste Tenor fällt sich in die Haare — die Geschichte erzählt nicht, was die Uebrigen thaten. Aber Perrin ist guter Dinge und bietet dem Sturm die Stirne, wirft sich in die Cravate und ruft: „Muth gefaßt! Morgen haben wir außerordentliche Vorstellung; der Kaiser kommt, es wird applaudirt werden!"

Am folgenden Tage werden alle Segel aufgezogen; die Anschlagzettel tragen großartig an ihrer Spitze die feierlichen Worte: „Par ordre! *) außerordentliche Vorstellung" ꝛc.; was so viel sagen will, als: heute wohnen

*) Wenn der Kaiser in eines der Theater geht, so kündigt das Ministerium der Direction das Programm an, das dieselbe zu befolgen hat; es gibt seine Ordre und die Theaterzettel haben als Ueberschrift die Worte: par ordre!

Ihre Majestäten der Vorstellung bei; aber „o Greuel der Verwüstung!“ Die Vorstellung nimmt ganz denselben Verlauf, wie die gestrige, kein Applaus, kein beifälliges Murmeln ist zu vernehmen! Und doch zeigt sich in der kaiserlichen Loge die höchste Befriedigung; denn Jeder hat in ausgezeichneter Weise seine Schuldigkeit gethan: die Primadonna hat sich selbst übertroffen, eine Nachtigall konnte nicht schöner singen, der erste Tenor hatte glänzende Momente, die Chöre gingen wundervoll übereinstimmend! — Der Kaiser ist erstaunt und unangenehm berührt; er spricht sich darüber aus, daß es diesen Abend so kalt hergehe, während doch . . . .; der Director wird befohlen und gibt Aufschluß über die Sache und — der kaiserliche Befehl lautet: sogleich das Klatschen wieder einzuführen!

Was würde Spohr zu dieser possirlichen Lösung gesagt haben? Er würde es ein Majestätsverbrechen gegen die Kunst genannt haben! Er würde noch einmal geschrieben haben, die Franzosen seien ein unmusikalisches Volk, und er hätte nicht so ganz und gar Unrecht!

XII. Vierter Brief von L. Spohr.

Paris, den 30. Januar 1821.

„Das Ende der zwei Monate, die ich für unseren Aufenthalt in Paris bestimmt habe, nahet heran. Da ich nicht weiß, ob es uns je vergönnt sein wird, wieder

hierher zu kommen, so beeilen wir uns, die von uns noch nicht geschehenen Merkwürdigkeiten aufzusuchen, und machen daher fast täglich Excursionen in und außerhalb Paris. Um unsere ganze Zeit ausschließlich dazu verwenden zu können, habe ich auch darauf Verzicht geleistet, vor unserer Abreise noch eine Soirée zu geben, wozu ich früher schon einige Anstalten getroffen hatte. Die vierzehn Tage, die ich dem Arrangement einer solchen fast ausschließlich hätte widmen müssen, kann ich nun vergnügter und unabhängiger leben. Schwerer ist es mir geworden, auf ein zweites öffentliches Concert Verzicht leisten zu müssen, von dem ich bei dem Beifall, den das erste erhielt, einen glücklichen Erfolg mit Zuversicht erwarten durfte. Allein es war kein freier Tag in diesem Monate mehr zu bekommen; von den drei noch übrigen Sonntagen (an einem Wochentage gibt die Administration das Theater nicht, weil da entweder große, oder italienische Oper gegeben wird) war der erste zu nahe, der zweite, als Todestag Ludwig's XVI., nicht zu erhalten, und der dritte bereits von Hrn. Lafont zu einem Concerte belegt. Unsern Aufenthalt bis über die Mitte des folgenden Monats auszudehnen, haben wir auch keine Lust; denn wir sind des geräuschvollen Lebens und des immerwährenden Nachtschwärmens herzlich müde, und sehnen uns sehr nach einem ruhigen Aufenthalte.

In Privatgesellschaften habe ich aber in der letzten Zeit desto öfter gespielt, und mit Freuden gesehen, wie hauptsächlich von Künstlern meine Compositionen bei jeder

Wiederholung mit immer größerem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Dieß gilt besonders von einem neuen Quintett für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, welches ich für meine Frau geschrieben habe und womit sie, seit sie auf den Rath der Aerzte der Harfe ganz entsagt hat, einigemale aufgetreten ist. Den Hauptzweck meiner Hierherkunft, mich mit den hiesigen ausgezeichneten Künstlern bekannt zu machen, und mich ihnen näher zu befreunden, habe ich also vollkommen erreicht; ich kann überhaupt die Theilnahme und zuvorkommende Gefälligkeit der meisten unter ihnen nicht genug rühmen; sie haben wiederholt versucht, mich zu einem längeren Aufenthalte zu bereden, und sich für den Fall, daß ich dann ein zweites Concert geben wollte, nicht allein anheischig gemacht, mir die lästigen Geschäfte des Arrangements abzunehmen, sondern auch versprochen, mir das beste Orchester in Paris zusammenzubringen, ohne daß es mich einen Sous kosten sollte. Dieses Erbieten, obgleich ich nicht in den Fall kommen werde, Gebrauch davon zu machen, hat mich doch sehr gefreut.

Einen anderen, nicht weniger wichtigen Zweck meiner Hierherkunft habe ich erreicht, indem ich Gelegenheit gefunden habe, die vorzüglichsten der hiesigen jetzt anwesenden Geiger zu hören; Baillot gab mir auf meine Bitten eine Soirée bei sich; Lafont hörte ich in seinem Concert, und den jüngeren Kreutzer und Habeneck in Matinéen, die zu dem Zwecke veranstaltet waren. Fragst Du mich nun, welcher von diesen vier Geigern mir am

besten gefallen habe, so nenne ich Dir, wenn von bloßer Execution die Rede ist, unbedenklich Lafont. Er vereinigt in seinem Spiele schönen Ton, höchste Reinheit, Kraft und Grazie, und würde ein ganz vollkommener Geiger sein, wenn er mit diesen vorzüglichen Eigenschaften auch noch ein tiefes Gefühl verbände, und sich das, der französischen Schule eigene Herausheben der letzten Note einer Phrase nicht so sehr angewöhnt hätte. Gefühl aber, ohne welches man weder ein gutes Adagio erfinden, noch es gut vortragen kann, scheint ihm, wie fast allen Franzosen, zu fehlen; denn obgleich er seine langsamen Sätze mit vielen eleganten und niedlichen Verzierungen auszustatten weiß, so bleibt und läßt er doch dabei ziemlich kalt. Das Adagio scheint überhaupt hier, sowohl von Künstlern, wie vom Publikum, als der unwichtigste Satz eines Concertes betrachtet zu werden, und wird wohl nur beibehalten, weil es die beiden schnellen Sätze gut von einander scheidet, und deren Effect erhöht.

Dieser Gleichgültigkeit dafür, sowie überhaupt der Unempfänglichkeit der Franzosen für alles, was das Gefühl anregt, schreibe ich es auch zu, daß mein Adagio und die Weise, wie ich es vortrage, hier weniger Eindruck machte, wie die brillanten Allegrosätze. Verwöhnt durch den Beifall, den Deutsche, Italiener, Holländer und Engländer meinem Vortrage desselben insbesondere geschenkt haben, fühlte ich mich im Anfange gekränkt, es von den Franzosen so wenig beachtet zu sehen. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie selten ihnen ihre Künstler ein ernstes

Adagio zu hören geben, und wie wenig daher ihr Sinn dafür geweckt ist, bin ich darüber beruhigt. — Das Herausheben der letzten Note einer Periode, durch verstärkteren Druck und schnelles Hinaufstoßen des Bogens, selbst dann, wenn diese Note auf einen schlechten Takttheil fällt, ist allen französischen Geigern mehr oder weniger eigen, bei keinem doch so auffallend, wie bei Lafont. Es ist mir unbegreiflich, wie diese unnatürliche Accentuation, die gerade so klingt, als wenn ein Redner die kurzen Endsilben besonders stark betonen wollte, entstanden sein mag. Hätte man beim Vortrage des Cantabile den menschlichen Gesang immer zum Vorbilde genommen, (wie nach meiner Ueberzeugung ein jeder Instrumentalist thun sollte,) so würde man auf solche Abwege nicht gerathen sein. Die Pariser sind nun aber an diese Unnatur schon so gewöhnt, daß ihnen das Spiel eines Fremden, der nicht eben so bizarr vorträgt, viel zu schlecht oder, wie Herr Sievers sich ausdrückt, viel zu schlankweg vorkommt.

Daß Lafont's Virtuosität sich immer nur auf einige Musikstücke auf einmal beschränkt, und er Jahre lang dasselbe Concert übt, bevor er damit öffentlich auftritt, ist bekannt. Seitdem ich gehört habe, zu welcher vollkommenen Execution er es dadurch bringt, will ich dieses Aufbieten aller seiner Kräfte für den einzigen Zweck zwar nicht tadeln, doch fühle ich mich außer Stande, es nachzuahmen, und begreife nicht einmal, wie man es über sich gewinnen kann, dasselbe Musikstück täglich 4 bis 6

Stunden zu üben, noch weniger, wie man es anzufangen habe, daß man durch solch' mechanisches Treiben nicht endlich aller wahren Kunst gänzlich absterbe. Baillot ist im Technischen seines Spiels fast eben so vollendet, und seine Vielseitigkeit beweist, daß er es sei, ohne zu jenen verzweifelnden Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er spielt außer seinen eigenen Compositionen auch fast alle anderen der älteren und neueren Zeit. Er gab uns an jenem Abende ein Quintett von Boccherini, ein Quartett von Haydn, und drei Compositionen von sich, ein Concert, ein Air varié und ein Rondo zu hören. Alle diese Sachen spielte er vollkommen rein, und mit dem seiner Manier eigenthümlichen Ausdrucke. Dieser Ausdruck schien mir aber mehr ein erkünstelter, als natürlicher zu sein; sowie überhaupt sein Vortrag durch das zu scharfe Hervortreten der Mittel zum Ausdrucke manierirt wird. Seine Bogenführung ist gewandt, und an Nüancen reich, aber nicht so frei, wie die von Lafont, daher sein Ton nicht so schön, wie der von diesem und die Mechanik des Auf- und Abstreichens des Bogens etwas zu hörbar. Seine Compositionen zeichnen sich vor denen fast aller anderen Pariser Geigern durch Correctheit aus; auch ist ihnen eine gewisse Originalität nicht abzusprechen; aber etwas erkünsteltes, manierirtes und veraltetes im Style macht, daß er die Quintette von Boccherini oft und gerne spielt. Ich war begierig, diese Quintette, von denen ich etwa ein Dutzend kenne, von ihm spielen zu hören, um zu sehen, ob es ihm durch die Weise, wie er

sie vorträgt, gelingen könne, das Gehaltlose der Compositionen vergessen zu machen. So gelungen aber auch die Ausführung der von ihm gegebenen war, so fiel mir das oft kindische der Melodien, und die Magerkeit der fast immer nur dreistimmigen Harmonie, nicht weniger unangenehm auf, wie bei allen, früher gehörten. Es ist kaum zu begreifen, wie ein gebildeter Künstler wie Baillot, dem unsere Schätze an Compositionen dieser Gattung bekannt sind, es über sich gewinnen kann, diese Quintette (die nur mit Berücksichtigung der Zeit und Verhältnisse, in denen sie geschrieben wurden, ihr Verdienst haben,) noch immer zu spielen! Daß sie hier aber ebenso gerne, wie ein Mozart'sches, gehört werden, beweist von Neuem, daß die Pariser das Gute vom Schlechten nicht zu unterscheiden wissen, und in ihrer Kunstbildung um wenigstens 50 Jahre zurückgeblieben sind. Von Habenck hörte ich zwei Airs variés seiner Composition. Er ist ein brillanter Geiger, der viel Noten in großer Geschwindigkeit und vieler Leichtigkeit spielt. Sein Ton und sein Bogenstrich sind aber etwas rauh. — Der junge Kreutzer, Bruder und Schüler des älteren, ließ mich ein neues, sehr brillantes und graziöses Trio seines Bruders hören. Die Weise, wie er es vortrug, vergegenwärtigte mir einigermaßen die Manier des älteren, und überzeugte mich, daß sie die gediegensten von allen Pariser Geigern sind. Dem jungen Kreutzer fehlt es an physischer Kraft, er ist kränklich und darf oft Monate lang nicht spielen. Sein Ton ist daher etwas matt, im Uebrigen sein Spiel rein, feurig und voll Ausdruck.

Ich habe vor ein paar Tagen nun noch zwei, und zwar ganz neue Quintette von Reicha gehört, die er für die diesjährigen Matinéen der fünf früher schon genannten Künstler geschrieben hat. Sie wurden in einer Probe gegeben, die mir nur veranstaltet schien, um unter den zahlreich Eingeladenen noch Subscribenten für die Matinéen zu fischen. Es wurde wenigstens eine Liste herumpräsentirt. Es ist betrübt, zu sehen, welche Wege die hiesigen Künstler einschlagen müssen, um Theilnehmer für ihre Unternehmungen zu finden. Während sich die Pariser zu sinnlichen Genüssen drängen, muß man sie zu geistigen fast mit den Haaren herbeiziehen. — Die Composition dieser zwei neuen Quintette fand ich, wie die der früher bei Kreutzer gehörten, reich an interessanten Harmoniefolgen, durchaus correct in der Stimmenführung, und effectvoll in Benutzung der, im Tone und Character so verschiedenen Blasinstrumenten, dagegen aber in der Form oft mangelhaft. Hr. Reicha ist zu wenig haushälterisch mit seinen Ideen, und gibt oft schon im Anfange seiner Musikstücke vier bis fünf Themen, deren jedes in der Tonika schließt. Weniger reich wäre hier reicher. Auch sind seine Perioden oft schlecht verbunden, und klingen, als wenn er die eine gestern, die andere heute niedergeschrieben hätte. Doch sind die Menuetten und Scherzo's, als kurze Musikstücke, diesem Tadel weniger unterworfen, und einige unter ihnen, in Form und Inhalt, wahre Meisterstücke. Deutsche Gründlichkeit und Tüchtigkeit sind auch dieses Meisters schönste Zierden.

Die Ausführung war in den geschwinden Sätzen wieder bewundernswürdig genau, etwas weniger befriedigend in den langsamen. Von Feydeau habe ich Dir, glaube ich, noch nichts geschrieben. Wir haben dies Theater viel weniger, wie die anderen Operntheater. besucht, weil der Zufall wollte, daß an Abenden, wo wir frei waren, gewöhnlich Stücke gegeben wurden, die uns wenig interessirten. Doch haben wir der ersten Vorstellung von Mehüls Joseph beigewohnt, der nach langer Ruhe wieder in Scene gesetzt wurde. Es schien aber nicht, als wenn das Publikum dies der Direction großen Dank wüßte; denn die Aufnahme war ziemlich kalt. Als Beleg für meine Behauptung, daß die Franzosen nur Antheil am Stücke nehmen, und die Vorzüglichkeit der Musik wenig zu würdigen wissen, galt es mir, daß die Tiraden weit mehr beklatscht wurden, als die Gesangstücke. Den Sängern gelang es nur dann, Beifall zu erringen, wenn sie im Uebermaße eines erkünstelten Gefühls, statt zu singen, zu schluchzen anfingen. Bei den schönsten Musikstücken der Oper, z. B. dem ersten Chore der Brüder, rührte sich keine Hand. Mehrere Tempi wurden ganz anders, wie in Deutschland genommen, aber nicht zum Vortheile der Musik, so z. B. der herrliche Morgengesang der Israeliten hinter der Scene so schnell, daß er alles Feierliche verlor. Auch war eine schreiende Geige, die den Sopranen zur Stütze diente, viel zu vorlaut dabei. Das Orchester spielte gut, und zeichnete sich hauptsächlich durch ein zartes piano aus.

Seit vier Wochen ist Moscheles hier. Er erregt durch sein äußerst brillantes Spiel große Sensation, und weiß Künstler und Dilettanten für sich zu gewinnen, erstere durch den Vortrag seiner geistreichen Compositionen, letztere hauptsächlich durch seine freien Fantasien, in denen er sich dem Pariser Geschmacke, so weit es ihm sein Deutschthum erlaubt, zu nähern weiß. — Auch die Bohrer sind heute von einer Reise in die Provinzen zurückgekommen, werden aber nur wenige Tage hier verweilen, und dann eine neue Reise über München nach Wien antreten. Ich bedaure, diese Künstler, mit denen ich seit zehn Jahren nicht zusammentraf, nicht auch noch hören zu können.

Sie wollten mich bereden, eine Reise von hier aus in die südlichen Provinzen zu machen, wo, ihrer Versicherung nach, etwas zu gewinnen sei. Ich habe aber nicht die mindeste Lust dazu. Die schlechten Orchester in den Provinzialstädten, der verdorbene Geschmack und das unangenehme Unterhandeln wegen Verminderung der Abgaben an Theater und Arme, würden mir eine solche Reise zu sehr verbittern.

In einigen Tagen werden wir über Nancy und Straßburg nach Deutschland zurückkehren, und dich daher bald wieder im lieben Vaterlande begrüßen.

Bis dahin lebe wohl!"

Als mir Spohr von seiner Pariser Reise erzählte, gestand er mir, daß ihn Lafont's Compositionen sehr wenig befriedigt hätten; sie schienen ihm weit hinter dem Gehalte, den Viotti, Rode, Kreutzer den ihrigen zu geben verstanden. Mag auch sein Concerto in D-dur, das er dem Könige dedicirt hat, einen gefälligen Anfang, schöne Gesänge und brillante Passagen bieten, das Adagio und das Rondo sind dagegen arm, seine Harmonie und Orchestrirung trägt eine unverzeihliche Nacktheit zur Schau, und man kann somit dieses Werk durchaus nicht für ein Schulstück anerkennen.

Welcher Abstand ist zwischen diesem mangelhaften Werke und dem Concerto, welches Spohr aufgeführt und damit Alles, was Paris an Violinisten besaß, in Erstaunen versetzt hatte. Da findet man gewiß genugsame Befriedigung, mag Einer als Virtuos oder als Musiker den Maßstab der Beurtheilung anlegen; der Eine findet darin eine ganze Schule, der Andere eine Symphonie mit all ihrem instrumentalen und harmonischen Pompe. Dies Meisterwerk ist so vollendet, daß, wenn einmal die Schule für die Violine gänzlich verloren ginge, man dieselbe leicht aus diesem einzigen Concerto wieder herstellen könnte.

Ich hätte es sehr gewünscht, hier eine vollständige Analyse des Werkes vom Anfange bis zum Ende geben zu können; da ich mir aber, wie ich auf der ersten Seite schon sagte, hier die Aufgabe gestellt habe, eine populäre Biographie zu liefern, und eine solche Analyse nur für tiefer Eingeweihte von Interesse sein würde; so verspare ich mir diese Freude für die nächste Zukunft, wo ich in

meiner „Geschichte der Violine" von allen Geigen-Fabrikanten und Spielern seit Duiffoprugcar, der im 16. Jahrhundert lebte, bis auf Gand und Vuillaume, seit Baltazarini, welcher der Violinist der Katharina von Medici war, bis auf Spohr und die Neueren zu sprechen kommen werde. Dort werden sowohl jene, welche das Leben der Meister, als auch jene, welche in gründlichem Studium ihre Werke kennen lernen wollen, volle Befriedigung finden; denn ich gedenke in diesem Buche mit Muße die Werke der Meister zu analisiren, von denen ich die Lebensgeschichte erzähle.

Gewiß wird die Analyse jedes beliebigen Concerto's von Spohr nur auf's Neue bestätigen, was schon längst bei allen competenten Beurtheilern feststeht, daß Lafont Spohr nicht erreicht! Lafont ist, wie ich selbst, ein Franzose; aber bei Beurtheilung von Verdiensten dürfen Nationalitäten nicht beeinflussen; ich bin in dieser Beziehung alle Zeit ein ächter Cosmopolit gewesen und will es bleiben; soll es dafür der Beweise bedürfen, so kann ich auf meine Artikel und Critiken in der „Union instrumentale" verweisen. — Allerdings habe ich besondere Ursache, Spohr zu lieben und hochzuschätzen, da er so viele Mühe auf meine Ausbildung verwendete; aber sein Talent, sein Genie sind so allgemein anerkannt, daß man in keiner Hinsicht einer schmeichlerischen Erhebung oder einer befangenen Parteilichkeit sich verdächtig macht, wenn man ihn so hoch stellt.

Uebrigens war der Schüler Rode's, wie hoch er auch

als Geiger stehen mag, keineswegs der Mann für Concerto's: das gesteht er selbst stillschweigend ein, indem seine vorherrschenden Lieblingsstücke „Airs variés," „Fantaisies" waren, derlei musikalische Negationen, welche den Geschmack des Publikums verdorben haben und für die Schule das Signal des Sinkens waren.

Soll ich nun noch ein Wort von Spohr's Urtheil über Lesueur und Cherubini sprechen? — Es ist unbestritten, daß Ersterer ein Melodist war; aber ein Melodist für die Oper, nicht für die Kirche, gleich Adam, Ambroise, Thomas und tutti quanti. — Ich selbst habe Habeneck, allen sonstigen Lobeserhebungen entgegen, Lesueurs Styl, was Religiösität anlangt, nur „mittelmäßig" nennen hören. — Cherubini's Messen enthalten große Schönheit und sind im Ganzen der Majestät des Cultus würdig; der einzige Fehler, den man ihm vielleicht verwerfen könnte, wäre, daß er auf seine Compositionen bisweilen die Trockenheit seines Gemüthes und Charakters einwirken ließ.

Spohr mag seiner Art nach in dieser Sache etwas zu sehr Rigorist gewesen sein; als ein vollendeter Oratorienschreiber verfiel er, wie wir später zeigen werden, in das andere Extrem und trug diesen Styl auf Bühnenstücke über. Was meiner Meinung nach vor Allem von Compositionen für heilige Handlungen verlangt werden muß, ist ein religiöser Eindruck, und diesen zu erzeugen ist im höchsten Grade schwer; der Musiker befindet sich da zwischen zwei gleich gefährlichen Klippen: sie

heißen Kälte und Weitschweifigkeit; will er die eine vermeiden, verfällt er leicht in die andere. — Ein Werk, das für den Gottesdienst bestimmt ist, muß zum Beten stimmen, muß den Menschen nöthigen, sich niederzuwerfen und sich zu sammeln vor seinem Schöpfer; das ist der Zweck, das die Aufgabe der „heiligen Musik!" Ist dazu die Fuge, wie heilig auch ihr Ursprung sein mag, durchaus unerläßlich? — — — — — — — — — —

Gewiß kein liturgisches Musikstück erregt mehr schmerzliche Gefühle des Mitleids, als das „Stabat mater," mehr feierlich traurige, als das „Dies irae," und fromm heitere, als das „O filii!" Und ist Mozart's „Ave verum" nicht der Ausdruck einer tiefen Anbetung? und Haydn's „Benedictus" nicht ein Triumphgesang, der uns das Herz bis zum Enthusiasmus erwärmt? In all' diesen Stücken findet sich nicht eine Spur von Fuge oder Canon; und ich gestehe offen, daß sie mich allezeit mehr zum Beten anregten, als die gelehrtesten Combinationen des Fugenstyles. Mögen auch die Schulmeister ein erzürntes „Raka" oder ein „Anathem" über dieses verwegene Bekenntniß gegen mich aussprechen! Wahrhaft fromme Menschen, welche diese schönen Melodien an heiliger Stätte gehört haben, werden in solche Verurtheilung gewiß nicht einstimmen! . . . .

XIII. Spohr's Rückkehr nach Deutschland. — Sein Erscheinen in Frankfurt a. M. — Sein Aufenthalt in Dresden. — Sein Engagement in Kassel.

Wie wir in den vorhergehenden Abschnitten gesehen haben, war Spohr sehr wenig von den Tendenzen und dem Geschmacke der Pariser zufrieden gestellt. Es ist auch gewiß nicht zu verwundern, wenn er sie so weit zurück fand: die Anarchie, der Wechsel in der Regierung, all' der Wirrwar, welcher die große Stadt während fast 30 Jahren in Aufregung erhalten hatte, ließen ihr wahrlich nicht Muße, der schönen Künste zu gedenken. Weiter ist es ja Jedermann bekannt, welch' schlechter Geschmack herrschte unter dem Kaiserthume, dieser ausschließlich militärischen Epoche, wo man in allen Kreisen der gesellschaftlichen Ordnung von oben bis unten nur vom Schlachtfelde, von Siegen und Eroberungen träumte und die Bevölkerung unter dem Rufe: „Vive l'Empereur" decimiren ließ.

Mithin konnte Paris im Jahre 1821 kaum angefangen haben, seiner bisherigen politischen Lieblingsbeschäftigung Einhalt zu thun, um der nur zu lange schon ruhenden Kunst sich wieder zuzuwenden. Ohne Zweifel war die Aristokratie zu den Sälen der Oper wieder zurückgekehrt, aber mit einigen wenigen Ausnahmen waren die musikalischen Soiréen noch sehr wenig gesucht und dünn gesäet. Die berühmten „Concerts spirituels," diese

alte Institution aus dem Jahre 1725, existirten nicht mehr; nachdem sie dem Adel, den Gelehrten und Künstlern vom ganzen alten Paris zum glänzenden Rendezvous gedient, nachdem sie die ersten Meister der Welt, Mozart und seinen „Re pastore" mit einbegriffen, in ihrer Mitte aufgenommen hatten, waren sie, von der Revolution getödtet, aus der Zeitlichkeit geschieden und die Concerte des Conservatoriums, welche in Frankreich die Werke der hohen Schule populär machen sollten, hatten sie noch nicht ersetzt.

Die classische Musik der Zeit, von welcher wir jetzt reden, war stehen geblieben bei Haydn und Mozart, welche die Königin Marie Antoinette als leidenschaftliche Musikliebhaberin in die Mode gebracht hatte. Wie wahr dies gesagt ist, erhellt daraus, daß selbst Rudolph Kreutzer, den man den „großen Kreutzer" nannte, als er jene Sonate, das herrliche Concerto für Piano und Violine las, das ihm Beethoven (1805) dedicirt hatte, ausrief: „on ne comprend rien à cette musique" und doch sprach schon damals ganz Deutschland mit Stolz von dem Namen des großen Meisters. Diese „Alma Mater" der Musik hatte aber auch kein Jahr 1789 und 93 durchzumachen, und war, trotz aller Kriege, ihrem mehr künstlerischen als kriegerischen Geiste treu geblieben. Wenn Deutschland die Revolutionsphasen, die in Frankreich Alles umstürzten, durchzumachen gehabt hätte, dann wäre es sehr möglich gewesen, daß die Musik auch gelitten hätte; denn die Künste sind Blumen, die inmitten

von aufgeregten Völkern nur kümmerlich leben und spärlich aufschießen.

Spohr war gerade in dieser Uebergangsperiode angekommen, wo es zu Paris in dem sehr erschütterten Kunstgebäude Vieles wieder herzustellen gab; wie hätte der Meister sich gleich von allem Anfange allgemein verständlich machen sollen, er, dessen Styl, Manieren und originelle Combinationen eben so schwer faßlich sind, wie die von Beethoven? Je erhabener das Genie eines Mannes ist, desto mehr schreitet er aus den gewöhnlichen Wegen heraus und desto weniger ist der Mann für alle Intelligenzen faßlich. Daraus leite ich die Folgerung ab, daß diejenigen, für welche Spohr's Compositionen eine zu abstracte Sache waren, natürlich wenig Verlangen fühlen mußten, den Violinisten zu hören, wie talentvoll er auch sein mochte. So blieb der Meister für eine gewisse Anzahl ein verschlossenes Buch. Spohr's zweites Erscheinen zu Paris, wovon wir seiner Zeit und am rechten Platze reden werden, liefert uns für diese Behauptung einen schlagenden Beweis.

Unser Held jedoch schüttelte für dieses Mal beim Verlassen der französischen Hauptstadt den Staub von seinen Füßen; mehr als je erfreute er sich an dem Gedanken, Deutschland, seine Heimath wieder zu sehen, da ihm der dort gefundene Beifall eine Garantie für die Zukunft verhieß. Er entschloß sich, seine Schritte nach Dresden zu richten und erst unterwegs kam ihm der Gedanke, über Frankfurt zu reisen; für dieses hegte er,

wenn auch seine Feinde dort waren, doch eine wahre Zuneigung; schlugen ihm doch auch dort wahrhaft ergebene Herzen. Man nahm ihn mit offenen Armen auf, fetirte ihn und würde ihn auf's Neue gerne wieder behalten haben; denn gerade seine alten Gegner seufzten jetzt unter einem Joche, das drückender war als je das seinige.

Hofmann, der ein ausgezeichneter Geiger war, und mithin die Functionen eines Concertmeisters sehr gut erfüllen konnte, gab dagegen einen armseligen Capellmeister ab. Seine Unerfahrenheit machte die Repetitionen zahlreicher, ja unaufhörlich, das Repertoir schwindsüchtig und verursachte eine allgemeine Unbehaglichkeit, welche die Direction zu compromittiren drohte und schon zu beunruhigen begann.

Das Orchester war mehr als je mit seinem Chef unzufrieden, da er sogleich nach seiner Ernennung sehr unklug verfuhr. Er wollte mit seinen Untergebenen nicht auf einem kameradschaftlichen Fuße leben, hielt sie durch seine Kälte von sich fern und entfremdete sie sich. Hatten denn nicht eben sie ihn zu dem gemacht, was er war? was konnte ihn denn veranlassen, sich abzusondern, um sich einen Schein von Größe, von Ueberlegenheit besonders ihnen gegenüber zu geben, denen er seine Stellung verdankte? Er war also ein Undankbarer, den man jedenfalls auf die Seite schaffen müsse, da gab es auch dieses Mal mehr als Einen Spartacus, der seine Ketten brechen wollte; wenn man Alles in Anschlag brächte, wäre Spohr doch besser, als Hoffmann; man erinnerte

sich, daß er bei manchen Gelegenheiten seinen Solisten und Stimmführern Gehaltszulagen verschafft habe; im Allgemeinen fehlte es ihm auch nicht an der ächten Qualification, er wäre ein großer Künstler; durch solche Erwägungen kam man endlich doch zu der Erkenntniß, es sei zu bedauern, daß er nicht mehr da sei.

So machten es diese Leute des Orchesters, die unruhigsten, unzufriedensten und neidischsten Männer, die man nur finden kann; allerdings mag es nicht wenig dazu beitragen, wenn sie so sind, daß sie denken müssen, Anderen sollen wir die Mittel und Möglichkeit zur Bereicherung, durch unseren Schweiß, unsere Anstrengung verschaffen, und wir müssen bei einer spärlichen Bezahlung ein mühseliges Leben führen. Und von den Launen solcher Leute muß der Componist seine Existenz abhängen lassen! Da ist doch das Loos des Malers tausend Mal besser; der hängt doch nur von sich ab, kann, wenn er sein Werk in der Stille seines Ateliers durchdacht und ausgearbeit hat, es augenblicklich von der Staffelei nehmen, es in die Oeffentlichkeit bringen und es den Blicken des großen Haufens, ohne irgend eines Anderen Beihülfe zu bedürfen, darbieten!

Doch hier ist nicht der Ort, die Organisation und Reformen zu besprechen, welche man den besprochenen Uebelständen entgegen stellen könnte — ich müßte dazu den Raum von vielen Seiten in Anspruch nehmen und würde mich von meinem Gegenstande zu weit abführen lassen.

Spohr wurde demnach sehr freundlich, mit vieler Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit von denselben Mitgliedern der Administration behandelt, die noch vor Kurzem seine Abreise als eine willkommene Gelegenheit zur Beseitigung der Uebelstände angesehen hatten. Er wurde zum Besuche des Theaters eingeladen, die Loge der Direction ihm offerirt und man ging so weit, daß man ihm Anerbietungen machte, denen gegenüber er aber, wie man sich denken kann, taube Ohren zeigte. Was er einzig sagte, war jene schon erwähnte treffliche Hindeutung auf Guhr. Ich will hier eine pikante Anecdote einflechten, die nicht unzeitig sein mag und uns auf Augenblicke den Ernst der Sache vergessen läßt, die wir zuletzt besprechen mußten.

Der Vorfall war folgender: Bei seiner Abreise von Frankfurt drängte sich Jeder zum Meister; Jeder wollte von ihm eine Zeile, ein Wort, eine Note in sein Album haben; er entsprach den Wünschen Aller mit einer seltenen Güte und Gefälligkeit. Einer von den Administratoren, der doch gerne auch für musikalisch gelten mochte, weil er ein Bischen geigen kannte, bat daher auch um eine Passage als Andenken. Spohr geht auf seinen Wunsch ein und schreibt ihm auf ein Blättchen einen Canon für zwei Violinen, Altviole und Baß. Unser Musikliebhaber, der davon so viel wie nichts verstand, zeigte das Papier Hrn. Schnyder v. Wartensee mit Achselzucken und einem unübersetzbaren Mienenspiel und sagte: „Sehen Sie einmal, was mir Spohr da auf das Schnitzelchen Papier geschrieben

hat; er hat mir wohl keine sehr große Ehre erwiesen!" — „Das ist ja ein Canon, ein ganz herrlicher Canon, dies Papierschnitzelchen! rief der Professor aus, der jedes Mal, wie wir wissen, in seinem Elemente ist, wenn es sich um die Wissenschaft handelt. Nun folgte eine detaillirte Explication über die Schwierigkeiten des Canons im Allgemeinen, über die dabei zu beobachtenden Regeln, über seine verschiedenen Formen, über die Art und Weise der Execution, wie man ihn für zwei, drei, vier Partien einrichten könne ꝛc. Der Musikliebhaber, welcher dieser gelehrten Auseinandersetzung mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, schien davon ganz befriedigt und war nun über sein „Andenken von Spohr" sichtlich erfreut; „aber," fügte er hinzu, „kann man denn nicht auch für Eine Stimme einen Canon machen?" . . . .

Nachdem Spohr sich etwas von seinen Reisestrapatzen zu Frankfurt erholt hatte, machte er sich auf den Weg nach Dresden. Er hatte vor, sich auf einige Zeit aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und sich mit religiöser Musik zu beschäftigen. Wie wir wissen, besaß er dafür so viel Geschick, daß schon seine erste Arbeit in diesem schwierigen Zweige der Musik den Meister erkennen ließ. Um darin nun mit gutem Erfolge weiter fortarbeiten zu können, wählte er sich einen Ort, den man damals das Centrum in dieser Musikart nennen, der mithin für diese Studienart den reichsten Stoff bieten konnte.

Dresden war in der That die Wiege der deutschen Musik; dort war es Moritz, der zuerst mit seinen reli-

giösen Chören hervorzutreten wagte; allmälig verbreitete er sie von da über ganz Sachsen. Alsdann der Kurfürst August, der erleuchtete Protector der Künste, an die Regierung kam, berief er die berühmtesten Componisten und italienischen Sänger zu sich, schuf ein herrliches Orchester, sowohl für seine Kirchen, als für seine Oper; damit regte er ganz Teutschland zur Nacheiferung an. Ohne Zweifel verdanken wir Sachsen jene schöne Schule, welche die größten Componisten der Welt hervorgebracht hat.

Wer kennt nicht Heinichen und seine Generalbaßschule? Aus dieser fruchtbaren Quelle könnten unsere modernen Harmonisten noch mit Erfolg schöpfen, mag sie auch aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts sich herdatiren. Und Sebastian Bach, dieser musikalische Atlas, dessen immenses Genie ganz dafür gemacht scheint, das große Gebäude der Musikwissenschaft auf seinen Schultern zu tragen — Sebastian Bach, der Nebenbuhler und Freund jenes anderen Riesen, Händel genannt! Und Homilius, der einen Johann Adam Hiller zum Schüler hatte! Und Naumann, der Schüler von Hasse und P. Martini, Naumann, dessen „Vater unser" so lange Werth haben wird, als noch musicirt wird! Alle diese Männer nehmen gewiß Stellungen ein, daß Dresden mit Recht stolz auf sie sein kann.

Als Spohr an seinem Reiseziele ankam, war Weber am sächsischen Hofe Capellmeister und auf dem Höhepunkte seines Rufes. Zuerst wollte unser Held die Chöre in der katholischen Kirche hören: er wurde lebhaft ergriffen

von der imposanten Größe des Cultes; denn hier fand er Gesang und Ceremoniell auf gleicher Höhe nebeneinander, was Pracht und Majestät anlangt. Die Erinnerung daran prägte sich seinem Geiste so tief ein, daß sie in der Folge mächtig dazu beitrug, seinen heiligen Compositionen ihren echt religiösen Stempel aufzudrücken.

Auf die Eindrücke des Gotteshauses folgten die der Natur: er begab sich mit seiner Familie in jene schöne Gegend, welche man so trefflich mit dem Namen „sächsische Schweiz" bezeichnet. Auch da konnte er entzückt sein, wie ein Kind, wie ein Dichter; denn man muß mit Wahrheit sagen, daß Spohr bis an sein Ende jene angeborene Offenherzigkeit und Treuherzigkeit besaß, die dem Menschen, wenn Gott ihm deren Bewahrung als ein beglückendes Privileg verleiht, eine unverlierbare Frische, eine stete Kindlichkeit des Herzens, selbst im Alter, gewährt. Dieser Ausflug inspirirte ihn zu seinem Duo für Piano und Violine, betitelt: „Nachklänge einer Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz," allgemein bekannt unter dem Namen „Reise-Sonate." Sie ist ein poetisches Gemälde, in dem man des Künstlers erlebte Reisefreuden, seine Gemüthserregungen beim Anblicke der schönen Natur, dann seine Rückkehr und deren Leidwesen dargestellt findet. Das Scherzo dieser Sonate ist sehr malerisch; es bewegt sich immer um die Klänge des Posthorns.

Auch den Gesang der katholischen Kirche zu Dresden hat der Meister nicht unerwähnt gelassen und daran

in einer rührenden Weise erinnert durch ein Andante, das so schön durch seine Innigkeit ist und ganz seinen lieblichen Styl zu erkennen gibt.

Dies ist die Sonate, welche Liszt bei seiner Anwesenheit zu Kassel mit Spohr spielen wollte, dabei aber Malheur hatte. Der ausgezeichnete Virtuose, diese lebendige Incarnation des Piano's, verließ sich auf seine Fertigkeit, trat öffentlich auf, obschon er wenig oder gar nicht das Werk studirt hatte. Da aber Spohr's Harmonien, wie allgemein bekannt, nicht der Art sind, daß man sie so leicht entziffern kann, so war Liszt genöthigt, die seinen zu substituiren; er versicherte, freilich etwas zu spät, man würde ihn damit nicht mehr erwischen. — Es gibt keinen Ausdruck zur Bezeichnung des abscheulichen Mißtones, der fürchterlichen Katzenmusik, welche durch diese unzeitige Improvisation zu Tage gefördert wurde. Und Spohr — vor Unwille und Aufregung — denn für solche Sachen hatte er wenig Geduld — konnte auch kein Epitheton finden, das ihm stark genug schien, um die Art und Weise zu bezeichnen, in welcher sich der große Pianist aus der Verlegenheit zu ziehen suchte; oder vielmehr man dürfte es nicht wagen, den Ausdruck, den Spohr brauchte, hier anzuführen, weil er allzu energisch ist: ganz Kassel kennt das einsilbige Wort, das in Frankreich zweisilbig wird. Doch kehren wir wieder nach Dresden zurück.

Spohr machte natürlich die Bekanntschaft Weber's, hörte sein Orchester, das eines der schönsten und vollstän-

digsten in ganz Deutschland war. Es hat Leute gegeben, die Spohr beschuldigten, er habe die Schreibart vom Verfasser des „Freischützen" nicht geliebt; wäre es wahr, so könnte man ihm daraus kein Verbrechen machen, ebensowenig, wie man es Weber übel nehmen könnte, wenn er den Styl des Componisten vom „Faust" nicht gerne gehabt hätte. Diese zwei Genie sind meiner Meinung nach wie Feuer und Wasser.

Weber ist eine aufbrausende, stürmische, immer leidenschaftliche Natur, die sich oft auf den Flügeln der Exaltation hinreißen läßt; seine Musik zeigt bisweilen eine excentrische, ein wenig wilde Farbe, von der Sonate an bis zum Concerto und zur Oper; sie ist die personificirte Romantik.

Spohr dagegen ist sanft, zart, elegisch, sentimental, träumerisch; er kann sich selbst in den Leidenschaften beherrschen und sucht in der Kaltblütigkeit seine Größe, seine Stärke: er ist logisch, vorsichtig und seiner Sache scrupulös getreu; er ist ein König, der nie die Stufen seines Thrones verläßt.

Aber obgleich diese beiden Männer sowohl im physischen, wie im moralischen Gebiete die entschiedensten Antipoden waren, lebten sie doch auf dem freundschaftlichsten Fuße während Spohr's Aufenthalt zu Dresden, alle beide waren mit einem schönen Character begabt und hatten keine Ursache, wegen des Genie's einander zu beneiden. Ihre Unterhaltungen drehten sich hauptsächlich

um die Musik, deren Meister und ihren verschiedenen Styl. Weber, der schon lange den Wunsch hegte, seine Werke in Paris aufgeführt zu sehen, hörte begierig, was ihm Spohr über den Stand der Musik in Frankreich erzählte. Sie sprachen auch von Meyerbeer, seinem Erfolge in Italien; denn Weber kannte Meyerbeer sehr gut, sie hatten beide unter Vogler ihre Studien gemacht, und in einem Concerte, das der Verfasser des „Freischützen" am 8. Mai 1811 im Theater zu Berlin gab, hatte Meyerbeer mit seiner schönen Hymne „Gott und die Natur" debütirt; er war damals 20, und Weber 25 Jahre alt.

Gewiß hatte Spohr, als er mit der ausdrücklichen Absicht sich auf den Weg nach Dresden machte, dort auf einige Zeit zu ruhen und auf neue Werke zu sinnen, nicht im Entferntesten daran gedacht, daß von dieser Reise seine Zukunft abhängen würde; dies fügte sich indeß auf eine ganz unerwartete und wirklich providentielle Weise.

Eines Morgens kam Weber zu Spohr und sagte ihm: „Mein Lieber, ich erhalte von Kassel einen Brief, auf den ich heute noch antworten muß. Man macht mir von da Vorschläge, die sich auf die Stelle eines Capellmeisters beziehen; aber ich liebe Dresden und bin hier gut aufgenommen. Wenn ich einmal von hier weggehe, so geschieht es nur, um Paris und London zu sehen; dann komme ich wieder zurück, um Dresden nicht mehr zu verlassen. Jedenfalls gedachte ich Ihrer, ehe ich antworten wollte; vielleicht sagt Ihnen diese Stelle zu; sie scheint mir sehr vortheilhaft. Wenn Sie dieselbe anzu-

nehmen gedenken, will ich die Sache in Gang bringen." — Nachdem Spohr die Sache einige Stunden überlegt hatte, nahm er Weber's Anerbieten an und beide schrieben, der eine an den Intendanten des Theaters, der Andere an seine Bekannte, die Baronin v. Malsburg, deren Gemahl den Hof Jerome's verlassen und zu dem des Kurfürsten Wilhelm II. übergegangen war.

Die Unterhandlungen führten zu dem Resultate, daß Spohr auf Lebenszeit in den Dienst des Fürsten trat mit einem Honorar von 2500 Thalern, wovon 2000 den Gehalt der Capellmeisters ausmachten und 500 die Stelle als Violinsolist eintrug. Außerdem war ihm jährlich eine Beneficevorstellung zugesagt und bei seinem Tode sollte seine Wittwe 800 Thaler jährlich als Pension erhalten.

Nach 37 Jahren eines Lebens, das Spohr nützlich und ruhmreich verwendet hatte, beginnt für ihn mit seiner Ankunft zu Kassel eine neue Aera. Mit 15 Jahren hatte er in der herzoglichen Capelle zu Braunschweig debütirt und seine erste Ausbildung durch die Gewöhnung an das Orchester und das Studium der lyrischen Meisterwerke vollendet; mit 19 Jahren tritt er seine erste Reise mit seinem Lehrer Eck an und gewöhnt sich an das öffentliche Auftreten in Concerten; mit 20 Jahren empfängt er auf seiner Reise in Deutschland die musikalische Taufe; mit 21 Jahren wird er zum Violinisten, Concertmeister und Componisten am Hofe von Gotha ernannt; dort schuf er Werke, die schon erkennen ließen, was aus ihm einst werden würde; mit 27 Jahren ließ er seine erste Symphonie, man könnte sagen, sein erstes Meisterwerk

zu Frankenhausen hören; mit 28 Jahren wurde sein Oratorium „das jüngste Gericht" ausersehen, vor Allem executirt zu werden, was die Welt von Berühmtheiten aufzuweisen hatte; mit 29 Jahren begibt er sich in die Kaiserstadt, um dort gleichen Schrittes mit den größten Musikern des Jahrhunderts zu gehen; mit 30 Jahren erregte seine Cantate: „das befreite Deutschland" alle deutschen Herzen von einem Ende des Vaterlandes zum anderen: dann kommt „Faust," dieses zugleich so tiefe und so dramatische Werk; die Reise in die Schweiz und Italien, wo ihm auf allen Schritten wie einem Triumphator Beifall zugerufen ward; „Zemire und Azor," deren Melodien so populär geworden; die Reise nach London, wo es ihm gestattet war, die Engländer ebenso, wie das Volk des Südens, in Enthusiasmus zu versetzen; endlich wird er mit 37 Jahren zum Violinisten und Capellmeister eines deutschen Fürsten ernannt.

Ich habe Anfangs gesagt, die Periode, welche ich die der Entwickelung nannte, umfasse die 30 Jahre, welche zwischen dem Geburtstage unseres Helden und seinem Erscheinen zu Wien lägen; denn die sieben folgenden Jahre sind so zu sagen Uebergangsperiode. Spohr verwendet sie, um sein Herz zu öffnen, seine Seele zu befruchten, sein Genie mehr und mehr zur Reife zu bringen durch die Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen auf seiner Reise. Nun beginnt die zweite Periode, die fruchtbarste seines Lebens, in die wir gleich und zwar mit vollen Segeln einlaufen wollen.

XIV. Stand der Musik zu Kassel vor dem Engagement Spohr's. — Reformen des Kurfürsten Wilhelm II. — Verschiedene künstlerische Centralpunkte in Deutschland.

Die französische Herrschaft hatte sich nicht im Mindesten für die Entwickelung der Musik zu Kassel günstig gezeigt. Während der ganzen Dauer des Königreichs Westphalen gab man dort nur französische Opern oder italienische Uebersetzungen und schloß deutsche Meister total aus.

Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man das Repertoir vom Jahre 1810 durchliest. Dies liefert folgendes Resultat: Ambroise (1 Akt), Marianne (1 Akt), Camille, ou le souterrain (3 Akte), Philippe et Georgette (1 Akt), La jeune prude (1 Akt), La soirée orageuse (1 Akt), Les deux Savoyards (1 Akt), Adolphe et Clara (1 Akt), La dot (3 Akte), Alexis (1 Akt), Gulistan (3 Akte), Deux mots (1 Akt), La maison à vendre (1 Akt), Picaros et Diégo (1 Akt), La maison isolée (2 Akte); alles Opern von Dalayrac. Le Bouffe et le tailleur (1 Akt), Mr. Deschalumeaux (3 Akte), Le traité nul (1 Akt), La jambe de bois (1 Akt); Opern von Gaveaux. Jadis et aujourd'huy (1 Akt), Lodoiska (3 Akte); Opern von Kreutzer. L'avis au public (2 Akte); Oper von Piccini (nicht zu verwechseln mit dem berühmten

Piccini, dem Rivalen Gluck's.) Joseph (3 Akte), Le trésor supposé (1 Akt), Une folie (2 Akte), L'irato (1 Akt), Stratonice (1 Akt), Helène (3 Akte), Opern von Mehul. Montano et Stephanie (3 Akte), Aline (3 Akte), Le concert interrompu (1 Akt), Les maris garçons (1 Akt), Opern von Berton. Les Visitandines (2 Akte), Oper von Devienne. Ma tante aurore (2 Akte), Le calife de Bagdad (1 Akt), Opern von Boieldieu. Le Prisonnier (1 Akt), L'opéra-comique (1 Akt), Oper von Della Maria. Oedipe à colonne (3 Akte), Oper von Sacchini. Blaise et Babet (2 Akte), Oper von Dezède. Les prétendus (1 Akt), Oper von Lemoine. Le Médecin turc (1 Akt), Cendrillon (3 Akte), Les confidences (2 Akte), Michel-ange (1 Akt), L'intrigue aux fenêtres (1 Akt), Opern v. Nicole Stouard. Richardcoeur-de-Lion (3 Akte), Zémire et Azor (4 Akte), Le comte d'Albert (3 Akte), Opern von Gretry. Le naufrage comique (2 Akte), Le sacrifice d'Abraham (3 Akte), Opern von Blangini. Les deux journées (3 Akte), Oper von Cherubini. La servante maitresse (1 Akt), Oper von Pergolesi. Le secret (1 Akt), Oper von Solié. Le tonnelier (1 Akt), Oper von Audinot. La Mélomanie (1 Akt): in Allem 55 Opern, wovon 31 einactig!

Solch ein Repertoir ist gewiß für ein deutsches Publikum gering genug, wenn man bedenkt, daß es für ein ganzes Jahr bestimmt war und man fast

alle Tage spielte. Es ist wahr, die damalige Administration kümmerte sich wenig darum, was man dazu sagen werde, und um doch eine Abwechselung zu haben, ließ sie dieselben Stücke bis zum Ueberdrusse spielen! — Nicht ohne Bedeutung ist es auch, daß von 14 Personen, welche die Hauptrollen in den Opern gaben, nur fünf Musik verstanden. Unter dem Balletpersonale befanden sich drei ausgezeichnete Tänzer: Taglioni, Petitpa und Madem. Coustau; aber abgesehen davon, daß das Balletrepertoir das der Oper noch an Armuth übertraf, war seine Musik wahrhaft erbärmlich. Ich lasse darüber eine der geistreichsten Critiken jener Zeit selbst reden: „Nur dem hiesigen Theaterpublico (nämlich dem tonangebenden, wozu die Kunstverständigen nicht gehören) darf man solche Musik bieten, wo Stücke aus Haydn'schen Symphonien und Mozart'schen Opern mit elenden Gassenhauern, Contretänze mit Opernouvertüren, (die wir alle Tage hören), und dgl. abwechseln, und zwar so, daß oft auf ein Stück aus Es-dur eines aus A, auf eines aus F-moll unmittelbar eines aus D-dur u. s. w. folgt. Das einzige Ballet, welches eine gute und passende Musik hat, ist la Rosiére, mit Musik von Umlauf. Unser talentvoller Thurner hat, soviel ich weiß, schon lange ein Ballet für das hiesige Theater componirt, und wir hätten also einmal eine ordentliche, gute Balletmusik hören können: allein die Aufführung desselben ist bis jetzt, wie man sagt, durch den Abgang des Hrn. Aumer (der Verfasser des Süjets)

verhindert worden; und wir müssen also immer der alten Leier folgen."

Um die Musik außer dem Theater kümmerte man sich gar nicht, Concerte hatten zu Kassel gar keinen Erfolg, sonst würde das oben angeführte Blatt sich in Betreff des Ferdinand Ries, Schülers von Beethoven, der mitten im Januar zwei Concerte geben konnte, nicht so erstaunt über das zweite haben äußern können. „Man war allgemein," sagt es, „mit dem Genusse dieses Abends zufrieden; und Hr. Ries konnte es auch sein; denn der Saal war (o Wunder!) ganz voll, und der Beifall ungetheilt."

Vergessen wir auch die Kirchenmusik nicht, die in einem, wo möglich noch traurigeren Zustande des Verfalles war. Wir lesen in dieser Beziehung in Nr. 36 der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1810 unter der Rubrik Kassel Folgendes: „In den hiesigen protestantischen Kirchen ist gar keine Musik (außer der Orgel) gebräuchlich, oder wenn je einmal an besonderen Festtagen eine (sogenannte) Kirchenmusik aufgeführt wird: so ist sie, wegen des schwach und schlecht besetzten Orchesters, nicht anzuhören. Indessen ist auch in ein paar Jahren dergleichen fast gar nicht vorgekommen. Der einzige Ort, wo man hier zuweilen, (aber auch nur selten) eigentliche Kirchenmusik hören kann, ist die katholische Kirche. Da wird, wenn der König nebst dem Hofe dem feierlichen Hochamte beiwohnt, von der kgl. Capelle eine musikalische Messe aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit hört man

zuweilen eine von Haydn's oder Mozart's herrlichen Messen, oder auch eine kleinere geistliche Cantate welche von dem Orchester meist sehr brav, mit Kraft, Feuer, Präcision und Geschmack aufgeführt werden. In Hinsicht des Gesanges aber steht die Aufführung der des Orchesters weit nach. Die Chöre, (welche durch das hiesige Seminaristenchor besetzt werden,) gehen höchst mittelmäßig, meistens ohne Kraft und Geschmack, schwankend und unrein. Für Soloparthien gibt es nur einen Sopran und einen Tenor; andere Solosänger sind nicht vorhanden. Mad. Schüler, (vormals auch bei der deutschen Oper, jetzt blos als Kammersängerin engagirt) trägt die Sopranparthien vor. Sie ist als eine brave Sängerin bekannt. Da ihre Stimme aber mehr Mezzosopran ist, so fehlt es an einem zweiten, oder vielmehr ersten hohen Sopran, seit Mad. Willmann nicht mehr wie sonst dabei assistirt, gänzlich. Hr. Derübelle, erster Tenorist der französischen Oper und zugleich Kammersänger, ist für die Oper eine treffliche Acquisition, als Kirchensänger wohl aber nicht musikalisch genug. Es fehlt also auch an einem guten zweiten Tenor und namentlich an einem guten Bassisten, welche Partie ganz unbesetzt ist. Die mangelnden Partien können nun freilich auch nur mangelhaft besetzt werden. Es wäre allerdings nöthig, für diese Fächer gute Sänger zu engagiren, um das Ganze zu vervollkommnen. — Zu bedauern ist es, daß man nur selten eine ganze Missa aufführen kann, weil es an Zeit mangelt. Eine solche musikalische Messe darf nämlich nur 30 Minuten auf's

längste dauern; zieht man nun hiervon die Zeit ab, welche die Responsoria, Orgelspiele und stillen Ceremonien wegnehmen, so bleibt für die eigentliche Musik sehr wenig übrig. Daher können die größeren Werke nur theilweise, oder nur kleinere, einzelne Stücke gegeben werden. — Da man hier nur das Brillante und Moderne liebt, so sind auch größtentheils die älteren, strengeren Kirchencompositionen eines Bach, Händel, Graun u. a. Meister von uns verbannt; ja, wir müssen oft zwischen einem kraftvollen Gloria und einem kindlichen, innigen Benedictus von Haydn oder Mozart eine donnernde Opernouvertüre oder eine zwitschernde, französische oder italienische Bravourarie u. dgl. vernehmen. — Ueberdies ist das (bei seiner Erbauung auf keine Musik berechnete) Locale für das Orchester und den Zuhörer gleich ungünstig; denn das Orgelchor, auf dem das Orchester sich befindet, ist so eng und unbequem, daß nicht nur Sänger und Instrumentisten auf beide Seiten vertheilt (schon ein großer Uebelstand), sondern auch das Orchester unter sich so gedrängt und versteckt gestellt werden muß, daß der Capellmeister, der vor der Orgel steht und den Takt schlägt, fast nur von den ihm zunächst Stehenden gesehen werden, und von den Musikern selbst, denen noch obendrein meist eine Menge unnützer Zuhörer den ohnedies engen Raum benimmt, einer den anderen kaum sehen oder hören kann. — Wie sehr aber hierdurch ein vollkommenes, genaues Ensemble erschwert, ja fast unmöglich gemacht wird, sehen Sie ein; und nur die angestrengteste

Aufmerksamkeit des Orchesters, welches daher um so mehr Lob verdient, vermag diese Hindernisse zu besiegen und zu bewirken, daß Fehler in der präcisen Aufführung, die hier unvermeidlich sind, nur sehr selten bemerkbar werden. — Durch die vielen Säulen aber, hinter denen das Orchester versteckt ist, wird eine so verkehrte Repercussion des Schalles bewirkt, daß der Zuhörer meistens ein Instrument später oder stärker hört, als das andere, und es ihm, selbst bei dem genauesten Ensemble, immer scheint, als wäre das Orchester nicht beisammen, obgleich übrigens die Musik in dieser Kirche stark und hell klingt. Daß dadurch aber die vortrefflichste Composition, selbst bei der besten Aufführung, an ihrer guten Wirkung, und der Musikfreund viel an dem gehofften Genusse verlieren muß, ist natürlich. — Alle diese Mängel liegen nun freilich blos in zufälligen Umständen, sind aber doch (um so mehr, weil sie nur schwer abzuändern sind) der Vollkommenheit des Ganzen und der Aufnahme der Kirchenmusik höchst hinderlich."

Als daher die Jahre 1814 und 1815 kamen und Wilhelm II. zurückführten, fand der Kurfürst die Musik in einem völligen Zustande des Verfalles. Jedermann weiß, wie reich, edelmüthig, prachtliebend dieser Fürst war; die Geschichte seiner Beziehungen zu Rothschild liefert dazu den Beweis; mehr jedoch liebte er die Künste, in denen er alle Freude, alle Lust suchte. Deshalb machte er es sich zu einer Herzensangelegenheit, sogleich sein Theater wiederherzustellen und vorzügliche Künstler her-

beizuziehen. Bald hatte er auch die beste Capelle in Deutschland beisammen: Gesang, Orchester, Chor — nichts fehlte. Aber sein Intendant konnte sich Anfangs nicht mit den Capellmeistern verständigen, die er nach und nach engagirte; sei es, daß es ihnen an Talent gebrach, sei es, daß sie ihre, den Ideen des Fürsten entgegenstehenden Meinungen nicht aufgeben wollten. Zu diesen Capellmeistern gehörte Guhr, der, wie ausgezeichnet er auch als Director war, oft sein Verfahren und seine cavalieren Manieren zu wenig unterdrückte und dadurch bei all' seiner angeborenen Freimüthigkeit doch nicht die Sympathien Jedermanns gewinnen konnte. — Dann war zuletzt ein gewisser Benson gekommen, ein Mainzer — es könnte fast scheinen, es wären die Mainzer Musiker lauter schlimme Köpfe —, der mit dem ersten Hofsänger, dem berühmten Gerstäcker, in Zwiespalt gerieth. Dadurch entstand eine Spaltung zwischen dem Capellmeister und dem ganzen Opernpersonale, dessen sämmtliche Mitglieder das Talent ihres Genossen hochschätzten. Einige behaupten, daß sich zwischen den beiden Künstlern eine Erneuerung jener Vorkommnisse zwischen Paris und Menelaus zutrug und irgend eine Helena die Veranlassung zur Unordnung gab. Andere lassen die Eigenliebe im Spiele gewesen sein, die nicht zugeben wollte, daß in der „Vestalin" von Spontini, die am 28. Juli 1821, am Geburtstage des Kurfürsten, gegeben wurde, ein E für ein G, oder ein Allegro für ein Presto versehen worden sei. Wie dem nun sein möge, die Sache verschlimmerte sich

bis zu dem Grade, daß Gerstäcker nicht mehr in die von Benson angeordneten Proben kam, und Benson seinerseits die Opern nicht mehr dirigiren wollte, in denen Gerstäcker auftrat. Eine solche Sachlage mußte, wie man sich denken kann, für Alle unerträglich werden und konnte nicht lange währen. Sie endigte damit, daß beide Gegner zugleich um ihre Demission einkamen; der Kurfürst hielt aber viel auf seinen Sänger, welcher vielleicht der beste Tenorist in ganz Deutschland war, und willfahrte deshalb nur dem Entlassungsgesuche des Capellmeisters: und dies brachte den Helden unserer Geschichte nach Kassel.

Ich kann nicht umhin, so oft ich einer neuen Glücksphase für Spohr begegne, der Wirkungen der Centralisation in Sachen der Kunst zu gedenken: ich trage kein Bedenken, das Gedeihen der Musik in Deutschland der Vielfältigkeit seiner Centralpunkte zuzuschreiben. — So hat unser Meister seine ersten Waffendienste zu Braunschweig geleistet; zu Gotha die meisten seiner ersten Werke ausgearbeitet und dennoch verbreitet sich der Glanz seines Namens im ganzen Lande: man verlangt von ihm eine Symphonie für Frankenhausen und ein Oratorium für Erfurt. — Er gibt seinen „Faust" zu Wien und diese Oper erscheint auf allen Bühnen; man hört sein „Nocturn" in dem kleinen Fürstenthume Sondershausen und dies Stück wird allgemein als ein Meisterwerk aufgenommen; er componirt seine „Zemire und Azor" für die Frankfurter Bühne und dies Werk wird so populär wie ein Volkslied.

Es gibt, glaube ich, in Deutschland einige dreißig souveraine Staaten, folglich auch eben so viele Centralpunkte, wo Männer von Talent sich produciren und einen Ruf erlangen können; es gibt da eben so viele Souveräne oder Städte, die es sich angelegen sein lassen, das Verdienst zu protegiren und zu begünstigen, ihm Aufschwung und Werthschätzung zuzuwenden. Uebt dies nicht auf die Kunst einen unermeßlichen, unbestreitbaren Einfluß aus? Und muß andererseits die Kunst nicht für den schönsten und wahrsten Ruhm eines Staates gelten? — Ja, ohne Zweifel für einen edleren, größeren als der aller Eroberer!

Wenn Franz I. im Kriege nicht glücklich war, so hinderte dies keineswegs, daß sein Name stehen blieb neben dem der „Renaissance," deren Vater er war. Der Name der Mediceer wird, so lange es eine Geschichte gibt, unvergeßlich sein, weil sie die Künste wieder belebten. — Und August von Sachsen, Colbert, Stanislaus, Esterhazy, Rudolph, Joseph II., Ludwig von Bayern — haben sie nicht Alle gleiches Verdienst um die Kunst? Lassen wir das diese großen Geister sich selbst bezeugen, ihre Namen müssen unauslöschlich im Andenken der Menschen geschrieben stehen!

Ich wiederhole es noch einmal, in Deutschland ist jede große Stadt ein Centrum, ein Centrum, aus dem große Künstler hervorgegangen sind, Beweis dafür, um nur von der Musik zu reden, ist: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, Spohr, Mendelssohn und viele

Andere. In Italien ist es ebenso; dort glänzen die Namen Stradella, Scarlatti, Marcello, Corelli, Porpora, Tartini, Martini, Pergolesi, Piccini, Paisiello, Cimarosa, Paer ꝛc. ꝛc.

Frankreich hat allerdings auch große Männer erzeugt, aber es würde deren bei weitem mehr aufweisen können, wenn es mehr solcher Centralpunkte hätte. — Aber es hat deren nur Einen, einen einzigen — Paris, dieser unersättliche Strudel, diese Weltstadt schließt, trotz ihrer ungeheueren Ausdehnung, doch nicht ausreichende Quellen in sich, um allem Appetite, allen Bedürfnissen, zur Genüge sein zu können. — Was kann es z. B. den Componisten bieten? Drei Opernhäuser (das vierte nimmt nur auf, was aus Italien kommt). Und diese drei Anstalten bringen jährlich höchstens 8 Werke in die Scene, und wiederholen sie 60-, 80-, 100mal; das noch gar nicht in Anschlag gebracht, daß die drei oder vier Componisten, die in Aufnahme gekommen, Mode geworden sind und sich einen Ruf erworben haben, den Candidaten den Eingang zum Tempel des Götzen „Berühmtheit" wie andere Cerberusse verwehren.

Für die, welche dazu gelangen, ist das eine Lotterie, bei welcher nicht immer die gewinnen, welche es am Meisten verdienen. Lyon, Marseille, Bordeaux, Rouen, Lille, Straßburg ꝛc. nehmen nichts auf, was nicht vorher zu Paris gehört wurde. Hätte jede dieser Städte 100 geniale Männer in ihren Mauern, sie müßten unerkannt sterben, wenn ihr Talent nicht vorerst sanctionirt wäre

von der Hauptstadt, die nur drei musikalische, wohlbewachte und wie Citadellen vertheidigte Theater hat.

In der Zeit, welche man zu Paris auf die Einrichtung einer neuen Oper verwendet, kann man in Deutschland 20 neu einstudirt sehen. Dies wäre leicht nachzuweisen durch eine Statistik, die ich nicht aufstellen will: sie würde einen ganzen Band in Anspruch nehmen und mich zu weit von Spohr abführen: mit solchen Abschweifungen kommt man vom Hundertsten in's Tausendste! Es mag sich ein neugieriger Liebhaber dieses Geschäft machen, das übrigens nicht ohne Interesse sein würde.

Wenn auch in politischer Beziehung die Centralisation eine beneidenswerthe Sache sein mag (was ich jedoch nicht absolut behaupten will, da sich Manches dafür und dagegen sagen läßt); was die Künste anlangt, ist sie durchaus nicht zu wünschen; ihnen bereitet sie schreckliche Hindernisse, grausame Hemmnisse. Hätte ich einen Vorschlag zu machen, ich würde sagen, die Municipalitäten in der Provinz sollten die Theater unter ihren unmittelbaren Schutz nehmen, Prämien für junge Componisten aussetzen und sie ihre Werke aufführen lassen; durch den wechselseitigen Austausch verdienstvoller Werke würden sie in kurzer Frist die Musik decentralisirt und ebenso gut Männer geschaffen haben, wie die Fürsten So lange es aber nicht so gemacht wird, wird die Musik in Frankreich eine niedrige, zurückschreitende Rolle spielen und nie zu dem Grade von Popularität gelangen, deren sie sich in Deutschland erfreut.

Unglücklicher Weise nehmen im Augenblicke die Finanzmänner die Stelle der Fürsten und Adeligen ein. Börsenspiel, industrielle Unternehmen, Gründung von Bankgeschäften, Geld, Geld und immer Geld: das ist die Vorliebe, die Lust und Liebe derselben. Für diese bürgerlichen Majestäten existirt die Kunst nicht; sie läuft darum Gefahr, in den Staub zu sinken bis zu dem Tage, wo das Volk es begriffen haben wird, daß es dieselbe wieder erheben muß, indem es ihr auf fester und dauerhafter Grundlage eine Organisation verleiht. Hat es dies nicht schon einmal 1793 gethan, wo es das Institut national de Musique schuf? Ich bekenne aufrichtigen Herzens, daß ich die Adelsaristocratie bei Weitem der Geldaristocratie vorziehe; ingleichem auch das Volk: denn les extrêmes se touchent; Adel und Volk verstehen es, Großes zu vollbringen. Welcher Banquier hätte Anfangs die Kosten von Beethoven's Wiener Reise decken wollen, wie der Kurfürst von Köln es that, oder für Spohr die seiner russischen Reise wie ein Karl Wilhelm Ferdinand, den unser Held sein Leben lang seinen Wohlthäter nannte, dem er es verdanke, wenn er etwas geworden sei?

Wir wollen dies Capitel mit den Worten schließen, daß es für die Musik ein Glück genannt werden kann, daß Händel seine ersten Schritte nach Halle und Hamburg, Bach nach Weimar, Beethoven nach Köln, Spohr nach Braunschweig und Gotha richteten: wären sie in Frankreich geboren, hätten sie das Lebenslicht

in Marseille, Lyon oder Bordeaux erblickt, sie hätten große Gefahr gehabt, vor Leidwesen zu sterben, weil sie keine Gelegenheit gefunden hätten, sich zu produciren.

XV. Spohr's Installation zu Kassel. — Seine musikalischen Vereine in dieser Stadt. — Seine Stiftungen. — Seine Arbeiten. — Schicksale seiner Familie.

Spohr kam in den ersten Tagen des Monats Januar 1822 zu Kassel an; er kam gerade zur rechten Zeit, um die berühmte Katharina Canzi zu hören, die nach ihrem ersten Auftreten zu Florenz die verschiedenen Hauptstädte Deutschlands enthusiasmirte und jetzt ganz Kassel auf die Beine brachte, wie das zu Berlin, Dresden, Leipzig und Weimar ebenso geschehen war. Der Meister, den das wahre Talent nie kalt ließ, war erstaunt über diese Frau, welche dem Unterrichte Salieri's alle Ehre machte und seine auf sie gesetzten Hoffnungen vollkommen rechtfertigte. Ihre Vorstellung war die erste, der Spohr in dem Theater beiwohnte, an dessen Spitze er 35 Jahre seines Lebens wirken sollte. Der Empfang, welcher ihm an diesem Abende zu Theil ward, mußte ihm für eine gute Vorbedeutung gelten; denn nachdem er Mad. v. Malsburg in ihrer Loge begrüßt und an sein Wort aus dem Jahre 1807 erinnert hatte, ward er dem Kurfürsten vorgestellt, der ihm seine Absichten und Wünsche mittheilte und sich mit ihm, wie mit einem

Freunde, unterhielt; Rossini hatte später die gleiche Ehre, im Palaste von St. James bei Georg IV. — Bis jetzt hatte unser Held immer Glück bei fürstlichen Personen und dies sollte ihm, wie wir sehen werden, sein ganzes Leben hindurch nicht fehlen.

Er trat seine Functionen Sonntag den 20. Januar 1822 mit der Oper „das unterbrochene Opferfest" an und hatte alle Ursache, mit diesem Debüt zufrieden zu sein. Er hatte Gerstäcker auf der Bühne, dessen Talent damals in seiner vollen Reife stand; seine Stimme, welche umfangreich war, hatte in den hohen Tönen die Geschmeidigkeit der mittleren Lage, ihr Klang war rein und gleichmäßig ohne der Kraft zu ermangeln; dazu war seine äußere Erscheinung angenehm, zeugte von Bildung und als Schauspieler war er in gleichem Grade vorzüglich. — An der Spitze des Orchesters, zur Führung der Violinen, stand der Concertmeister Wiele, ein Schüler Baillot's, der unter der Regierung Jerome's den ersten Preis des Conservatoriums in Frankreich erhalten hatte. Die Harmoniemusik bestand aus den besten Musikern der kurfürstlichen Garde, deren Musikchor nach österreichischer Art eingerichtet war. — Mit diesen glänzenden Mitteln konnte der Meister wahrhaft Erstaunliches wirken: Alle waren durch seine bloße Anwesenheit wie electrisirt und schienen ein einziges Ganze auszumachen. Daher begann mit dem ersten Tage seiner Wirksamkeit eine lange Reihe von Ovationen, die ihm das Kasseler Publikum mit Liebe spendete und die erst mit seinem Ausscheiden zu Ende

gehen sollten. Fand man in Spohr auch keinen feurigen, hinreißenden, magnetisch anziehenden Capellmeister, wie das ein Weber und Mendelssohn in Deutschland, Habeneck, Valentino und Tilmant in Frankreich waren; so besaß er doch die äußere Würde, die dem Talente und Genie eigen ist, jene Großartigkeit im äußeren Erscheinen, welche den Mann mit dem Taktstocke zu einem Souverain bei seinem Hofe macht. So oft er übrigens ein bedeutendes Werk aufzuführen hatte, konnte man sagen, er übertraf sich selbst: so konnte z. B. Niemand besser, als er den „Don Juan" dirigiren.

Zwei Tage nach seiner Installation gab das Orchester seinem Capellmeister ein Banket, bei welchem ihm folgender Toast ausgebracht wurde:

„Der Meister deutscher Art, der Schöpfer hoher Werke,
Von süßer Anmuth voll, und doch voll Riesenstärke,
Der falschen Ruhm verschmäht von klingelndem Getöne,
In dem die Afterkunst zu oft nur sucht das Schöne,
Deß' Name ruhmbekränzt schon lang die Welt durchflog,
Der Hochverehrte lebe hoch!"

Seit diesen beiden denkwürdigen Abenden, an denen der Meister sich hinlänglich überzeugt haben konnte, daß er die Sympathien der Bevölkerung, wie die seiner Untergebenen in hohem Grade besitze, entschloß er sich, seine übrige Lebenszeit dem Ruhme und dem künstlerischen Gedeihen dieser Stadt zu weihen, die er von nun an als seine Heimath betrachtete. Spohr kannte gründlich seine Kunst und die einzuschlagenden Wege, um sie zu einem gedeihlichen Fortschreiten zu bringen: ermuthigt

durch die öffentliche Stimmung und die um ihn sich schaarenden Liebhaber der Musik, Mad. v. Malsburg an der Spitze, machte er sich sogleich an's Werk. Am 20. Januar hatte er debütirt und zwei Tage darauf war der Gesangverein von St. Cäcilia gegründet und ihm als Aufgabe die Producirung der Meisterwerke gegeben. Bald darauf war sein Quartettverein in's Leben gerufen, er sollte sich nicht eher auflösen, als bis ihm der Bogen aus der Hand fiel; man executirte durch ihn nur Kammermusik, die er zu Kassel componirte; namentlich die Doppelquartette, deren Schöpfer er war.

Das Orchester, das außer dem Theaterdienste unbeschäftigt war, regt er an, Concerte zu geben, um aus dem Ertrage derselben eine Hülfscasse für kranke Künstler, und für Sterbefälle eine Wittwen- und Waisencasse zu bilden; ja er beschränkt sich darauf nicht — er gibt den ganzen Betrag seiner Beneficevorstellung jährlich in diese Casse. — Sein reger Eifer sucht sich ein noch weiteres Feld für seine Thätigkeit: der Meister glaubt es sich selbst und seinem Lande schuldig zu sein, für die Verbreitung seines Styles, seiner classischen Werke zur größtmöglichsten Verherrlichung der Kunst Sorge tragen zu müssen; er thut, was auch ein Corelli, Tartini, Pugnani, Viotti, Kreutzer und Baillot gethan haben — er gründet eine Schule, aus der später eine große Zahl ausgezeichneter Violinisten hervorgeht; ich nenne nur Ferdinand David, einen der ersten Meister Deutschlands und Jean Bott, Spohr's Lieblingsschüler. Von Letzterem verdient beson-

ders erwähnt zu werden, daß er schon bei seinem Vater in der ersten Kindheit seine musikalische Ausbildung begonnen und in seinem 7. Jahre schon öffentlich ein Concerte spielte; im 10. Jahre hatte er schon Holland durchreist, dann bei seiner Rückkehr vor Spohr jene uns schon bekannte schöne und schwere „Gesangsscene" gespielt: so kam es, daß der, den man schon lange Jahre den „jungen Bott" nannte, nun zu seiner vollkommenen Ausbildung in Spohr's Schule aufgenommen wurde. Ihm gelang es, Spohr's Styl so schön und gut sich anzueignen, daß man ihm mit vollstem Rechte den Beinamen „Spohrianer" ebenso gut geben kann, wie ehemals die beste Schülerin Porpora's den Namen Porporina erhielt. Dem Vater Jean Bott's, der ein Mitglied des Kasseler Orchesters und einer der besten Practiker war, die ich je kennen lernte, soll damit kein Eintrag an seinem Verdienste um seinen Sohn geschehen; man kann recht wohl neben den Spohr'schen auch die großen Eigenschaften herausfinden, die der seltene junge Mann seinem Vater verdankte.

Aber kommen wir wieder auf Spohr zurück, dessen unermüdliche Thätigkeit noch zweimal so viel Seiten erfordern würde, als ich schon geschrieben habe, wenn man ihm Schritt für Schritt folgen und alles analysiren wollte! Eine Arbeit erzeugt bei ihm in der That allzeit eine andere; man muß ihn in moralischer wie in physischer Hinsicht kolossal nennen; nie ruht er und ist doch auch nie ermüdet. Wie viel Zeit kosten ihn seine

täglichen Orchester-Proben; die Vorstellungen im Theater, welche mit militärischer Genauigkeit ausgeführt werden; die Sorgen um seinen Cäcilienverein, seinen Quartettverein, seine Schüler, seinen Stiftungsfond? — Dabei findet er noch Zeit, täglich Promenaden von einer oder zwei Stunden zu machen; wie ein Kind mit seinen zärtlichst geliebten drei Töchtern zu spielen und mit ihnen bisweilen die Scene Heinrich's IV. und des spanischen Gesandten zu erneuern; sogar monatlich ein neues Werk zu componiren, sein Instrument zu studiren, öffentlich auf demselben sich hören zu lassen: es ist unglaublich und doch wahr! Er ist bald da, bald dort, eilt über die Straße: er ist der ewige Jude der Kunst! Will Jemand Beweise dafür? — Am 28. Juli 1823, dem Geburtstage des Fürsten, kommt „Jessonda" in Scene; Donnerstag den 24. März 1825, an dem Vermählungstage der kurfürstlichen Prinzessin Marie mit dem Herzog von Meiningen, kommt der „Berggeist"; dann „Pietro del Abano" Samstag den 13. Oktober 1827; und um dieser glänzenden Periode von weniger als acht Jahren die Krone aufzusetzen, geht am 28. Juli 1830 der „Alchimist" über die Bühne. Das hindert den unerschrockenen Arbeiter gar nicht, „Zemire und Azor," „Faust," „den Zweikampf mit der Geliebten" und ein weiteres reiches Repertoir zu Tage zu fördern, auf dem Mozart, Cherubini, Paer, Mehul, Winter, Boieldieu, Auber, Weber, Rossini figuriren. Dazu hatte er einen glänzenden Sängerkranz, aus dem man nur die Namen

Gerstäcker, Canzi, Wild, Heinefetter und Föppel zu nennen braucht, um ihn vollständig zu würdigen. Und während all dieses ihn ganz zu beschäftigen scheint, entstehen Compositionen ohne Zahl: Lieder, Duos, Trios, Quartette, Quintette, Concertos, Symphonien, und das Oratorium „die letzten Dinge," das durch seine melodischen Partien und erhabene Auffassung das großartige Werk Michel-Angelo's aus der Malerei getreu auf das musikalische Gebiet übertragen zu haben scheint. Man muß gestehen, in seinen Gesangstücken überrascht uns durchgehends eine wunderbare Einheit, die ohne Zweifel seiner lobenswerthen Gewohnheit zuzuschreiben ist, daß er gewissenhaft und lange Zeit seinen Text studirte, die Scenerie selbst anordnete, mithin von seinem Gegenstande ganz durchdrungen war. Indeß erkennt man seine Vorzüglichkeit in seinen Ensembles, in seinen Chören; denn da finden sich große Schwierigkeiten, da muß man folglich den Musiker erkennen können. Man untersuche die Chöre in der Mehrzahl der neuern Opern, ohne die beliebtesten auszunehmen; man findet dort die mittleren Partien mit wenig Sorgfalt bearbeitet, ja vernachlässigt; sie verschwinden gegenüber den äußern Partien, meistentheils sind sie darauf beschränkt, eine Rolle, die gleich Null ist, zu spielen; das Orchester steht in keinem Verhältnisse zu den Gesangstimmen, die es oft durch unzeitige, unverhältnißmäßige, unlogische Kraftäußerung erstickt. Bei Spohr dagegen schreitet Alles anziehend, proportionirt, gemessen und wohlermessen voran: so entstehen seine Meisterwerke,

— so gelangen seine Phantasien, seine ersten Inspirationen zu einer sich stets gleichbleibenden, edeln, großartigen Vollendetheit.

Bevor wir weiter gehen, will ich hier zweier Ereignisse Erwähnung thun, die nicht ohne Bedeutung für unsern Helden waren; ich will zuerst von der Anwesenheit eines in der Geschichte der Violine hochgestellten Künstlers reden, von Paganini, welcher in Kassel zwei Concerte gab, eines am 25. und das andere am 30. Mai 1830: Die Critik des Publikums über ihn läßt sich in zwei Worten zusammenfassen: „Paganini ist der Violinist des Teufels, und Spohr der Violinist Gottes!" Was unser Meister von ihm urtheilte, ist nicht weniger klar. „Paganini," sagte er, „ist ein außerordentlicher Mann; aber außer einigen Excentricitäten von üblem Geschmacke, die nur einen augenblicklichen Effekt erzielen, führt er Unmöglichkeiten vor, die ganz dafür gemacht sind, die gute Schule, wenn nicht zu vernichten, doch wenigstens vergessen zu lassen." Und dies Urtheil ist voll Wahrheit; denn seit diesem wunderbaren Virtuosen waren alle hervorragenden Violinisten, die auf der Weltbühne aufgetreten sind, mehr oder weniger schwache Nachahmer seiner Spielart. Ich nehme Vieurtemps davon aus, der nichts destoweniger auch, wie groß er auch sein mag, in seinen Concertos, um mich eines Ausdrucks von Spohr zu bedienen, Unmöglichkeiten der Art schuf, daß ich daran stets, selbst die

Gewandtesten, scheitern hörte. Wehe den Werken, die Einer unter Hundert, Einer unter Tausend vielleicht untadelig und zur Befriedigung von Kennern vortragen kann; sie sind nicht gemacht, um eine Schule in's Leben zu rufen oder auch nur zu erhalten.

Das andere erwähnenswerthe Ereigniß, das auf Spohr's Leben von Einfluß war, ist die Revolution vom Jahre 1830; sie brachte ihn unter eine andere Herrschaft, indem sie den Kurfürsten aus seiner Residenz vertrieb. Man hat viel von den Verdrießlichkeiten und Kränkungen gesprochen, die Spohr von dem Prinzregenten, der später seinem Vater in der Regierung folgte, erleiden mußte.

Gewiß ist es leicht begreiflich, welches Widerstreben der große Musiker, der Mann von Genie empfinden mußte, wenn er auf den Geschmack und die Wünsche eines Fürsten eingehen sollte, der, was künstlerische Richtung und Ideen anlangt, so zu sagen sein Antipod war. Auf der anderen Seite begreife ich aber auch, daß es dort Piccinisten und Gluckisten gegeben hat: ein Jeder thut nach seiner Art. Der Fürst hatte von Jugend auf mehr Vorliebe für Militär, als für Musik; er mußte darum geneigter für leichtere Werke sein, die Jeder sogleich zu fassen vermag, als für tiefe, philosophische Compositionen, für vielfältige Combinationen, welche ein Meisterwerk kennzeichnen und die Freude des Musikers ausmachen. — Wie vielmal hat man es dem Fürsten zum Vorwurfe gemacht, daß er dem Meister keine ausnahmsweise

Urlaubsbewilligung geben wollte; er war wahrhaft eifersüchtig auf seinen Capellmeister; er sah ihn gerne das Orchester dirigiren, dessen Stolz und Kraft er war; er wollte um keinen Preis einem Anderen davon einen Theil zukommen lassen — er bewahrte ihn sorgfältig für sich allein! Darin lag, wie ich glaube, ein Egoismus, der nicht so verwerflich gefunden werden kann. Und ein überzeugender Beweis dafür, daß dies seine Gesinnung, und daß er einer der aufrichtigsten Bewunderer des Genie's an diesem Manne war, ist, daß er ihn ausschließlich für seinen Hof in Beschlag nahm, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er ihn ehren und öffentlich und auf eclatante Weise auszeichnen konnte; dafür werden wir bald die Beweise zur Hand haben.

Neben all' seinen Triumphen, Erfolgen und glücklichen Ereignissen jeder Art sollte Spohr aber auch jenen Uebeln nicht fremd bleiben, welche so oft unser armes, menschliches Dasein geißeln und es an seine Nichtigkeit erinnern: zuerst hatte er den Verlust seines besten Freundes, seines Bruders Ferdinand, zu beweinen. Dieser war Mitgied des Orchesters und hat den größten Theil von Spohr's Kammermusik für das Piano arrangirt. Dann verlor Spohr, wie selten ein Unglück allein kommt, am 10. Novbr. 1834 seine geliebte Lebensgefährtin Dorothea, jene Frau, von der man wörtlich sagen konnte, sie betete ihren Gatten an. Für sie hatte der Meister sein schönes Quintett für Piano, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott componirt; denn seit lange schon hatte sie die

Harfe aufgegeben, um sich mit Eifer einem Instrumente zuzuwenden, das täglich an Verbreitung gewann: man glaubt, daß sie der Arbeit und Anstrengung unterlag, die sie aufbot, um mit Spohr immer in gleicher Höhe zu bleiben.

XV. Spohr's Wiederverehelichung. — Tod seiner Tochter. — Neue Arbeiten. — Neue Reisen. — Ein Wort Spohr's in Betreff Beethoven's.

Der schmerzliche Verlust, den Spohr durch den Tod seiner Frau erlitt, ließ ihn eine ungeheure Oede im Leben empfinden; er sah ein angebetetes Wesen von sich scheiden, das stets an seiner Seite war und ihm ein Leben voll Arbeit und Hingebung mit Liebe geweihet hatte; eine Frau, die das Geheimniß gefunden hatte, zugleich eine große Künstlerin und eine gute Familienmutter zu sein. Um diese schreckliche Leere auszufüllen und seinem Schmerze sich zu entreißen, gab er sich mehr als je seiner Kunst hin und verdoppelte seinen Eifer, seine Thätigkeit in jenen Arbeiten, die sein Dasein unaufhörlich fruchtreich machten. Seine musikalischen Vereine waren seine einzige Zerstreuung: in seinem Quartettcirkel probirte er seine Kammermusik, in seinem Cäcilienvereine ließ er zum ersten Male sein „Unser Vater," „die letzten Dinge," „des Heiland's letzte Stunden," seine „Psalmen," kurz, alle heilige Musik hören, die er zu Kassel componirt hatte. Diesem Vereine ist es zu ver-

danken, wenn es Spohr gelang, den gesunkenen Kunstsinn der Stadt wieder zu heben und ihm eine in Uebereinstimmung mit seinen edlen Ideen stehende neue Anregung zu geben. Die Mitglieder waren fast ausschließlich Dilettanten und unter Allen Mad. v. Malsburg durch ihr Talent und ihre hohe Stellung am einflußreichsten — ihr war die Clavierbegleitung übertragen. Eines Tages war sie unvermuthet abgehalten, zu erscheinen und mußte ihren Platz am Piano offen lassen; Spohr kommt, ist erstaunt; da er aber doch die Probe nicht aussetzen wollte, bittet er, daß Jemand aus freiem Antriebe die leere Stelle einnehmen möge. Wer aber sollte sich dazu verstehen, einen Posten von solcher Wichtigkeit, den Platz einer Musikkennerin wie Mad. v. Malsburg, einzunehmen! zumal da gerade ein Werk des Meisters auf dem Pulte lag. Dennoch entschließt sich eines der gegenwärtigen Mitglieder zum allgemeinen Besten und zur Unterstützung des Directors, den Versuch zu machen: es war Frl. Marianne Pfeiffer, eine Tochter des Oberappellationsgerichtsraths Pfeiffer. — Sie war allerdings schon an das Lesen der fraglichen Musik gewöhnt; aber doch konnte sie sich einer aus der Neuheit der Sache entstehenden Furchtsamkeit nicht erwehren, und verheimlichte sich auch gar nicht, wie viel von ihrer Leistung für das Gelingen der Sache abhinge; dennoch vollbrachte sie in bester Weise ihre Aufgabe und erwarb sich das Lob des Meisters, das, wie ich versichern kann, eine sehr seltene Sache war. Nun! was war die Folge dieses an und

für sich gar nicht so außerordentlichen Vorkommnisses? keine andere, als die, daß Spohr einige Monate später, im Januar 1836, trotz seiner 52 Jahre, eine bei Weitem jüngere Frau beirathete. Man muß in Wahrheit sagen, nichts verrieth an seiner Person eine Abnahme, und sein Geist und sein Genie konnten eine gebildete Frau den Unterschied des Alters übersehen lassen.

Marianne Pfeiffer wurde seine Frau Wer weiß, ob ohne sie Spohr nicht seiner Vereinsamung unterlegen wäre, oder ob nicht wenigstens seine Kunst darunter gelitten hätte? Man könnte allerdings einwenden, er habe seine Familie gehabt, drei Töchter, die er innigst liebte; aber ein Musiker wie er, mußte allezeit eine Freundin an der Hand haben, welcher er seine Gedanken, seine Ideen, seine Werke, die ihn beschäftigten, oder die er vollendet hatte, mittheilen konnte. Und gewiß war hierzu seine Wahl die beste, die er treffen konnte; denn Marianne war eine vorzügliche Pianistin, eine unterrichtete und in guter Erziehung gebildete Frau; sie war ihrem Gatten was sie ihm sein sollte, pflegte ihn mit Sorgfalt, Liebe und Aufmerksamkeit und unterstützte kräftig die Seinigen, um ihm unausgesetzt ein angenehmes Leben und ein friedliches Alter zu bereiten.

Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit dieser neuen Lebensgefährtin wurde ihm bald mehr als je nöthig; denn 1838 unterlag seine jüngste Tochter, die nach der Versorgung der älteren noch bei ihm geblieben war, einem Anfalle der Cholera. Armer Vater! wie viel schrecklicher

würde dir jetzt deine Isolirung geworden sein, da du dich zum dritten Male in weniger als sieben Jahren über ein Grab niederbeugen mußtest! Doch die Mission dieses Mannes ist noch nicht vollendet; er muß seine Thränen trocknen, um seinen Pflichten nachzukommen, die ihm ein gebieterischer Beruf auferlegt; er componirt auf's Neue, indem sich sein Genie an einer heiligen Quelle begeistert! — Ohne Zweifel nährte er denselben Gedanken, der Napoleon in den Tagen seines Mißgeschickes aufrecht erhielt: „Le sentiment religieux est si consolant, que c'est un bienfait du ciel de le posséder." (Das religiöse Gefühl ist so trostreich, daß sein Besitz eine Wohlthat des Himmels genannt werden muß.)

Im Juni 1839 finden wir Spohr wieder zu London bei Taylor, einem der besten bekannten Organisten; dann executirt er zu Norwich sein neues Werk, „des Heiland's letzte Stunden," für das er sich in seinem eigenen Schmerze inspirirt hatte. 1841 führt er dasselbe Werk in der musikalischen Gesellschaft zu Luzern auf, welche das Jubiläum seiner Aufnahme als Ehrenmitglied ihres Vereines feierlich beging; er begegnet daselbst, wie 1816, seinem Freunde Schnyder v. Wartensee, der einzig deshalb von Frankfurt kam, um dies Werk zu hören. 1842 geht er wieder nach England, mit einem anderen Oratorium, „der Fall Babylon's," das dort große Sensation machte. Diesmal begleiten ihn seine Schwägerin Caroline Pfeiffer und Mad. v. Malsburg. Er und seine Begleiterinnen wurden mit einer

wahrhaft englischen Gastfreiheit aufgenommen durch die Horsley, jene musikalische Familie, die sich auch schon diese auszeichnende Ehre von Mendelssohn ausgebeten hatte. Ebenso geschah es im Juli 1843, zur Zeit, als der Meister zu Exeter-Hall und zu Hannovre-Square zwei Concerte gab, in denen er seine Oratorien aufführte. „Man kann sich," sagte mir Mad. v. Malsburg, „keine Vorstellung machen von dem Enthusiasmus unserer Nachbarn jenseits des Meeres für bedeutende Sachen, schöne Musik und besonders für religiöse." Der Name Spohr's, eines Mannes, der unter so vielen Meisterwerken auch das Melodrama „Macbeth" zählte, war in ganz Großbritannien populär geworden: er setzte Alle in Aufregung, von der Königin Victoria und dem Prinzen Albert an, diesen beiden gebornen Musikern, bis zum phlegmatischen Bürger der City! Nach dem Concerte wurde die im Saale begonnene Ovation außerhalb fortgesetzt und die Menge begleitete den Componisten stürmisch bis zum Wagen mit Hurrah und Vivat!

Damit hatte Spohr seiner Hochachtung und Vorliebe zu der englischen Nation die Krone aufgesetzt; zu der Nation, welche ihre großen Männer an die Seite ihrer Könige stellt, und kein Bedenken trägt, Garrick in Westminster ein Mausoleum zu setzen! Trotz dieser hervorstechenden Vorliebe wies Spohr doch all' die zahlreichen Vorschläge zurück, die an ihn gestellt wurden, um ihn in England zu behalten. Er liebte Deutschland und vor Allem Kassel! Dies war sein Lieblingsaufenthalt; hätte

er es nicht Wien, Berlin, selbst Prag vorgezogen, wo man ihn an die Spitze des Conservatoriums stellen wollte? — Und er hatte dabei ganz Recht! Denn zu Kassel herrschte er wie in einer fürstlichen Residenz. Dies war ihm sein Versailles, mit herrlichen Parken, langen, schattigen, prächtigen Alleen, wie die Champs-Elysées, mit breiten, geräumigen Straßen, wie Regent-Street: dort hatte er seine Familie, seine Freunde, sein Haus, seine Blumen; dort hatte er seine schönsten Meisterwerke geschaffen!

Sind wir einmal gerade im Reisezuge begriffen, so wollen wir zugleich mit dem Meister seine zweite Reise nach Frankreich mitmachen! Das war eine solenne Reise; man erwies da dem großen Musiker Ehren, wie man sie Niemand auf der Welt erwiesen hatte. Er nahm sein Absteigequartier bei Schlesinger, damals dem ersten Verleger in Paris; Auber, Halevy, Pauseron, Adam, Tulou machten sich einander das Glück, ihn aufnehmen, ihm Ehren erweisen zu können, streitig; da kam eines Morgens Habeneck, der schon lange an der Spitze der von ihm gegründeten berühmten Gesellschaft der Concerte des Conservatoriums stand, und führte ihn in die Menus-Plaisirs *) und zeigte ihm sein Orchester, das schon bereit

*) Das Conservatorium gehörte dem Staate, dem Gouvernement, und der Saal, in dem man die Concerte gab, steht unter der Verwaltung, die über alle Möbel ꝛc. verfügt, deren man sich in den Tuillerien an Ball- oder anderen Ceremoniellagen bedient; deshalb nennt man diese Partie des Conservatoriums „les Menus-Plaisirs."

stand, den Meister zu empfangen und ihm seine „Weihe der Töne" zu produciren, nachdem es ihn mit lautem Jubelrufe begrüßt hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte Spohr: Es gibt auf der Welt nur zwei Orchester, die so gut zu executiren verstehen: das des Conservatoriums zu Paris und das des Conservatoriums zu Prag!

So eilen wir von einem freudigen Ereignisse zum anderen, und man weiß kaum, welchem der Vorzug zuzusprechen sei! O könnte unser Held noch recht lange so fortschreiten, recht lange für die Verherrlichung der Kunst und seines Vaterlandes! und dürfte ich doch mein Leben an seiner Seite als sein Biograph zubringen!

Es kommt das Jahr 1845, dessen erster Tag mit der ersten Aufführung „der Kreuzfahrer" bezeichnet ist; sie sind eine Nachahmung der Kotzebue'schen. Den Text der Oper, welcher Verse von großer Schönheit enthält, verdanken wir der Marianne Pfeiffer, deren Bruder früher den so herrlichen Text zum „Alchimisten" und zur „Weihe der Töne" geliefert hatte. — Mir scheint dies Werk eher eine in Scene gesetzte religiöse Musik, als eine eigentliche Oper; dies hinderte jedoch nicht, daß sie in demselben Jahre (1845) glänzenden Erfolg zu Berlin errang; Spohr empfing dort öffentlich, nach der Vorstellung, einen goldenen Lorbeerkranz, auf dem die Namen von Meyerbeer und allen Mitgliedern des königl. Theaterorchesters eingravirt waren. — Wer erinnert sich nicht des denkwürdigen Festes, das zu Bonn abgehalten wurde, als die musikalische Welt dem mit vollstem Rechte „Aeschylos

der Symphonie" genannten Beethoven den schuldigen Tribut der Bewunderung zollen wollte? Hier ward wiederum Spohr von ganz Deutschland als der Würdigste anerkannt, einer in den Annalen der Musik vielleicht unerhörten Ovation zu präsidiren. Und bei dieser Gelegenheit will ich Jenen ein Wort entgegnen, die den Meister beschuldigen, er habe Beethoven die Hochschätzung nicht zu Theil werden lassen, die er doch so wohl verdiene! — Wer so von Spohr spricht, verläumdet ihn! — Ich erinnere mich recht gut eines Abends, wo ich im Orchester zu Kassel — ich spielte mit bei der Aufführung des Melodrama's „Egmont" — auf einmal nach der Ouverture eine Hand auf meiner Schulter fühlte. Ich wandte mich um und sah das edle Antlitz Spohr's in einer eigenthümlich feierlich strahlenden Verfassung, wie es jedes Mal war, wenn er ein vollendetes Meisterwerk hörte. Er neigte sich zu mir und sagte mir mit tiefergriffenem und feierlich gerührtem Ausdrucke: „Comme c'est beau!" (Wie schön ist das!)

XVII. Meine Reise nach Kassel und meine ersten Schritte in dieser Stadt.

Von nun an werde ich auf einige Zeit in dieser Geschichte mit erscheinen — wenn auch nur als ein bescheidener Acteur oder demüthiger Statist, der auf der Bühne nur erscheint, um den Glanz der Hauptrolle zu erhöhen.

Pope sagte, für einen Erzähler ist es wichtiger, gute Augen, als eine gute Feder zu haben; deshalb nähere ich mich meinem Helden, um ihn besser beobachten und beurtheilen zu können und werde dadurch meiner Erzählung gewiß nur ein größeres Interesse verschaffen. Die Regierung Ludwig's des Heiligen ist eine der schönsten Episoden in der Geschichte Frankreichs, weil Sir de Joinville, welcher den König in das heilige Land begleitete, sein Historiograph war. Uebrigens will ich gerade den noch erübrigenden Theil meines Schriftchens mehr mit dem Herzen, als mit der Feder schreiben; denn die Dankbarkeit dictirt mir ihn; und Massieu, der sich auf's Gemüth recht wohl verstand, weil er ein Zögling von Abbé Sicard war, sagt: „La reconnaisance est la mémoire du coeur." (Dankbarkeit ist das Gedächtniß des Herzens.)

Es lautet ganz sonderbar und mag vielleicht unglaublich scheinen: weder zu Lyon, noch zu Bordeaux, noch zu Paris, nicht einmal zu Straßburg, sondern zu St. Servan, einem kleinen Städtchen der Bretagne, einer jüngeren Schwesterstadt von St. Malo, erfuhr ich, daß es einen Spohr gebe, und was er zu leisten vermöge. Ich hatte die Kühnheit, ohne zu wissen, welch' schwere Aufgabe ich mir auflud, ein Doppelquartett prima vista zu spielen, aber wie? ich weiß wirklich nichts mehr davon. Dies geschah bei einem Oberingenieur, einem Dilettanten auf dem Violoncelle; wir waren zu 8, und ich der einzige Musiker von Profession, die anderen Dilettanten

und Sautillanten,*) die, so gut es eben ging, diese Musik spielten, welche den Bogen immer auf den Saiten erfordert; ich sautillirte freilich auch ebenso, wie sie, zweifelte aber schon damals keinen Augenblick, daß dies unglückliche Sautilliren sicherlich das Haupthinderniß für die Einführung der Spohr'schen Musik in Frankreich sei. Wie kann man denn einen Autor spielen und seinen Werth schätzen, wenn man aus seiner Musik einen fortwährenden Solöcismus, Barbarismus und Widersinn macht? Dies verhinderte übrigens nicht, daß man mir viele Complimente machte, weil ich das Stück durchspielen konnte; denn man fand mit Recht meine Partie schwer. Wenn ich selbst mit mir auch nichts weniger als zufrieden sein konnte, so war ich doch ganz entzückt von diesem Werke, das von keinem Anderen, als Spohr herrührte. — Nichts kann neuer und origineller genannt werden, als zwei genau getrennte Orchester bei so einfachen Mitteln zusammen spielen zu lassen, und dies dazu noch zu Stande zu bringen, ohne von der Eigenthümlichkeit des Quartettes abzugehen und in's Octett zu gerathen, welches eine ganz andere Sache ist; den Unterschied kann man bei Mendelssohn kennen lernen, der eine Art von Symphonie für Streichinstrumente geschaffen hat. Mir ging dabei wie eine Ahnung von dem Genie

*) sautiller, hüpfen, ist ein technischer Ausdruck für Springer, der jenes Spiel bezeichnet, dem es an einer festen, stetigen, ruhigen Bogenführung gebricht.

des Meisters durch die Seele, der diese Art von Combination gerne anwendete, selbst bei'm ganzen Orchester, wo er oft zwei, drei wohlgetrennte Quartette alternirend, wie im Dialoge mit einander verhandelnd, eintreten läßt. Ich bewunderte damals seinen Styl, seine Schule und entschloß mich augenblicklich, zu ihm zu gehen. Wirklich machte ich mich drei Tage später, als ich mein Concert gegeben hatte, auf die Reise nach Deutschland mit meiner Frau und einer kleinen Adoptivtochter, die wir wie uns selbst liebten und die uns nie verlassen hat. Wir reisten über Straßburg nach Baden-Baden, wo ich die Bekanntschaft des Hrn. Rollé machte und ihm mein Vorhaben mittheilte; er gab mir einen Brief an den Meister, den er, wie er sagte, ebenso sehr als Mann, wie als Künstler hochschätze. Ich war überglücklich, und da ich vernahm, daß Spohr die Bäder von Carlsbad brauche, entschloß ich mich sogleich, dorthin zu gehen. Ich schlug den Weg über Ems ein, wo wir ein Concert gaben, unter der Protection der Prinzessin Marie von Baden, damals Marquise de Douglas, spätere Herzogin von Hamilton; mein vortrefflicher Freund, der Graf Walsh, hatte mich an sie recommandirt. Von Ems begab ich mich nach Kissingen und kam von da nach Carlsbad, aber welche Fatalität! einige Tage nach der Abreise Spohr's! — Wir waren nicht weit von Töplitz; dort wollte ich ein Concert geben; aber unglücklicher Weise war die Badesaison vorüber, und der Gewissenlosigkeit eines Reisegefährten, der sich uns als Sänger angeschlossen, hatten wir

es zu verdanken, daß wir in die schrecklichste Noth geriethen: — Durch eine glückliche Fügung der Vorsehung ließ uns die Prinzessin Clary in ihr Schloß entbieten, um dort zu musiciren. Nachdem wir dann aber am folgenden Tage über die uns zu Gebote stehenden geringen Mittel Raths gehalten hatten, übergaben wir unsere Effecten der Post und machten uns, Arm in Arm, mit philosophischer Gemüthsruhe auf den Weg, der durch Bayern nach Kassel führt: dahin waren einzig meine Gedanken gerichtet und mit den beiden Worten: Kassel und Spohr, glaubte ich wie der alte Bias ausrufen zu können: „Omnia mea mecum porto" (ich trage alles Meinige bei mir). Wir verschlangen die Entfernung mit jenem jugendlichen Feuer, das kein Hinderniß kennt; meine Frau legte mit mir täglich 7 bis 8 Stunden zurück. Als wir aber zu Eger anlangten, zeigte sich uns die Rückseite der Medaille: meine Reisegefährtin wurde von den Anstrengungen krank, wir mußten uns, wohl oder übel, aufhalten und, was darnach das Schlimmste war, einen Wagen bis Kissingen nehmen; das bekam besonders unserer schwindsüchtigen Börse sehr übel. In Kissingen fanden wir unser Kind wieder, das wir auf einige Wochen dort gelassen hatten; und nachdem ich meiner leidenden Frau einige Ruhe gegönnt hatte, machten wir uns wieder auf den Weg nach unserem Ziele. Wir schulden dem guten Doctor Welsch vielen Dank, der uns die Weiterreise ermöglichte und dies mit solcher Freundlichkeit that; er nahm so viel Interesse an uns, „weil

er mit jungen strebsamen Künstlern sympathisire." Gottes Segen über Deutschland, wo ich schon so vielen guten Herzen begegnete!

Am 16. October 1845, Nachmittags 3 Uhr, langten wir endlich in dem „gelobten Lande" Kassel an! Zwei Stunden später hatte ich meine theure Kranke in ein bescheidenes Quartier gebracht und eilte zu Spohr, den ich jedoch nicht zu Hause traf.

Am folgenden Morgen begab ich mich in aller Frühe auf's Neue zu ihm und hatte das Glück, ihn zu sprechen. Wie schlug mir das Herz, als ich ihm die Details meiner Reise erzählte und ihm meinen Empfehlungsbrief von Hrn. Rollé zustellte! Spohr sprach sehr gut, fast ohne fremdartigen Accent, französisch. — „Was haben Sie schon von meiner Musik gespielt?" fragte er mich. — „Noch nichts," antwortete ich, „als ein Doppelquartett." — „Kennen Sie meine Concerto's nicht?" — „Nein, Meister; ich wollte mir keine üble Angewöhnung zuziehen." — „Ah! . . . . kommen Sie Morgen um 7 Uhr, da können Sie mir etwas spielen, was sie wollen!" — Ich verneigte mich, um mich zu verabschieden, da fügte er noch hinzu: „ich werde Ihnen einen Arzt für Madame schicken." Wir erhielten wirklich an demselben Tage noch den Besuch des Hrn. Doctor Harnier, der ein Oheim von Mad. Spohr ist: er ward uns nicht blos Arzt, sondern auch Wohlthäter; während unseres Aufenthaltes zu Kassel verbrachten wir viele Zeit in seiner Familie, ich, indem ich mit seinem Sohne musicirte, und meine Frau,

die seiner Tochter Clavierunterricht ertheilte; er war fast täglich Zeuge meiner Arbeiten, meiner Fortschritte — kurz, ich kenne unter dem Himmel keine besseren Leute, als ihn und die Seinigen.

Tags darauf erschien ich mit militärischer Exactheit zur bestimmten Stunde vor Spohr. Ich sehe mein ganzes Leben lang das niedliche Gärtchen vor dem theuern Hause, das kleine Arbeitszimmer, von zwei Fenstern erhellt, möblirt mit einem Tafelclavier, Schreibtisch, geheizt von einem Ofen, der so groß war, wie ein Schrank. Ich stehe vor dem kleinen eisernen Pulte, der in der Wand befestigt ist; der edle Greis sitzt, einen Schritt von mir entfernt, in einem Lehnstuhle mit grünem Leder, seinem curulischen Stuhle, und hat, wie ich, die Violine in der Hand. — Man hätte ihn für einen Genius des alten Germaniens halten können, mit seinen blauen Augen, die an die alten Sachsen erinnerten, mit seiner breiten, gedankenreichen Stirne, mit seiner ernsten, erwägenden Gestalt, die durch die 60 Jahre um so ehrwürdiger erschien. — Ergriffen, wie ich war vor ihm, konnte ich nur schlecht spielen; ich hatte das Concerto von Rode gewählt, das er der Königin von Spanien dedicirt hat, da ich mir damals dachte, Spohr müsse eine wahre Vorliebe für die französischen Geiger hegen. Nach diesem Probespiele erhielt ich zum Studium das achte Concerto des Meisters, jene Gesangsscene, von der so oft schon in dieser Erzählung die Rede war. Ich besitze heute noch das Original davon

mit dem Fingersatze von Spohr's eigner Hand darüber gesetzt.

Dies ist der getreue Bericht meines ersten Zusammentreffens mit dem großen Manne, dem zu Liebe ich tief aus der Bretagne nach Kassel herausgekommen war: so zahlte er seine Schuld ab an seinen alten Freund zu Straßburg, der mir am 26. Octbr. 1845 Folgendes schrieb: „Sagen Sie Ihrem guten, vortrefflichen Lehrer, dessen Herzensgüte ebenso groß ist, wie sein Genie, daß ich ganz gerührt bin von der guten Aufnahme, die er Ihnen zu Theil werden ließ, und daß ich ihm dafür ewig dankbar sein werde. Er gab mir dadurch das schönste Andenken."

Bis dahin hatte ich drei Lehrer; der erste war ein Dilettant, Namens Lemire, ein vortrefflicher Practiker, dem ich sehr gute Anfangsgründe verdanke; der zweite ist Habeneck, der mich mein Concert von Viotti spielen ließ, während er seine Wäsche wechselte, sich kleidete und rasirte; der dritte ist der Graf de Sauzay, auch Dilettant, der den ersten Preis des Conservatoriums zu Paris erhalten hatte und ein Schüler von Kreutzer war; ihm hatte dieser sein Lehrer gesagt: „ich wollte, du wärest arm und genöthigt, die Welt von Dir sprechen zu machen." Nun befand ich mich unter den Händen Spohr's, um mir einen Styl anzueignen, von dem ich vorher keine Idee hatte. Ich nahm Anfangs jeden Morgen eine Unterrichtsstunde, dann alle zwei Tage, und als ich das Verständniß der Schule erlangt hatte, dreimal die Woche: dies blieb dann für die ganze Zeit meines

Aufenthaltes zu Kassel. Das erste Jahr übte ich acht bis zehn Stunden des Tags, und verwandte den Rest der Zeit auf das Copiren der Werke des Meisters; dies that ich, um mich ganz in seine Schreibart hineinzuarbeiten. Später trat ich als Liebhaber in die kurfürstliche Capelle, wie dies bei allen Schülern Spohr's zu geschehen pflegte. Da hörte ich die schönsten Opern der deutschen Schule: Don Juan, die Zauberflöte, Fidelio, Faust, Jessonda ꝛc. Dieses System, seine Schüler durch die Uebung im Orchester einzuschulen, hielt er für sehr geeignet, ihnen das Verständniß und die Ideen zugänglich zu machen, sie zu Virtuosen heranzubilden, indem sie sich hier für alle Fälle eine gewisse Sicherheit verschafften. Er dachte, der Violinist, der das nicht mitgemacht habe, sei nichts, als ein abgerichteter Canarienvogel, der sich an dem erlernten Stückchen heißer schreie; er habe nichts Gesetztes an sich; er bleibe stets unsicher und sei leicht aus dem Sattel zu heben. — Daher waren alle Violinisten im Orchester entweder jetzt noch, oder vorher seine Schüler.

Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller den Satz aussprach: „Wohlthätigkeit sei eine Weltsprache, welche mit wenigen Ausnahmen von Allen verstanden werde, ohne daß Alle sie sprächen." Ich war gar bald im Stande, mich davon zu überzeugen, daß Spohr und seine Freunde diese Universalsprache besser, als irgend Jemand redeten; denn außer dem Schreiber Dieses widmete der Meister seine kostbare Zeit unentgeltlich noch zwei anderen Schülern.

Der Eine war ein junger, sehr befähigter Landmann, Namens Kömpel; ein Freund des Meisters, ein begüterter Mann, Namens Lüder von Catlenburg, hatte ihn nach Kassel geschickt; der Andere war ein Knabe von 12 Jahren, Namens Zeiß, den Spohr auf der Straße, mitten in einer herumziehenden Bande Violin spielen sah. Beide lebten auf Kosten von Mad. v. Malsburg und anderer Liebhaber aus Kassel, die sich's zur Pflicht, wie zur Freude machten, an den guten Werken unseres Helden sich zu betheiligen und an seiner Wohlthätigkeit ein Beispiel zu nehmen. Kömpel ward ein tüchtiger Mann und verdienstvoller Künstler, und lohnte somit seinen Wohlthätern; von Zeiß sagt man, er habe den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Doch das macht nichts: ein Mann, der das Herz am rechten Fleck hat, thut das Gute aus höheren Rücksichten und bedauert nie, es gethan zu haben; findet er sich denn nicht in seinem eigenen Gewissen genugsam belohnt?

XVIII. Der Quartettverein. — Mad. v Malsburg. — Major Hopffe. — Ein Stückchen Critik. — Der 5. April 1846. — Spohr zu Leipzig.

Nach Verlauf einiger Zeit ward ich in den Quartettverein eingeführt; derselbe versammelte sich alle vierzehn Tage abwechselnd bei irgend einem der Mitglieder desselben. Der Meister hatte dabei als zweiten Violinisten den jungen Bott; an der Altviola Deichert, welcher

als Concertmeister den zur Zeit meiner Ankunft verstorbenen Wiele ersetzte; am Violoncello einen gewissen Knop, der durch sein freies Spiel und seinen guten Ton an Hasemann erinnerte, an diesen talentvollen, Spohr so anhänglichen Freund, der ihm von Frankfurt nach Kassel nachfolgte. Bei Quintetten übernahm die Partie der zweiten Altviola ein Primgeiger aus dem Orchester Namens Weidemüller, der mehrere Monate nach meiner Aufnahme Deichert sowohl im Theater, als im Vereine ersetzte. In der Folge hatte ich das Glück, mich selbst unter die Mitwirkenden rechnen zu dürfen, wenn ein Doppelquartett gespielt wurde. Bei jeder Soirée wurden ohne Abänderung drei Stücke gespielt: Spohr spielte ein Quartett und ein Quintett seiner Composition, zwischen welchen Bott ein anderes classisches Werk einschob, bei dem der Meister ganz demüthig die zweite Violine übernahm. Diese Aufführungen waren für mich eine ausgezeichnete Schule, indem ich stets mein Vorbild vor Augen hatte; ein wahres Vorbild, noch so kräftig und tadellos, daß ich im Verlaufe mehrerer Jahre, trotz seines Alters, nie eine zweifelhafte Note von ihm spielen hörte. Hätte man ihn nach der Reinheit, Kraft, Beweglichkeit und Fülle seines Spieles zu schätzen gehabt, man würde ihn für einen Zwanziger gehalten haben. Ebenso jugendlich, wie er sich bei dem Spiele zeigte, war er es auch bei dem kleinen Abendessen, mit welchem man die Zusammenkunft schloß. Sein angeborener Ernst verschwand allmälig, und machte einer Art Aufgeräumtheit

Platz, die bisweilen sogar in Heiterkeit überging: sein Antlitz, das gewöhnlich kalt und abgeschlossen schien, wurde dann lächelnd und liebenswürdig: dann wurde er ganz lebendig und erheiterte die Gesellschaft mit pikanten Anecdoten, witzigen Einfällen und Scherzen. In diesen Routs lernte ich auch jene Freundin, jene Bewirtherin aller Künstler, kennen, Mad. v. Malsburg, mit welcher meine Frau die Trio's des Meisters einstudirte. Diese gütige Dame übernahm bei mir die Stelle eines Repetitors und führte mich durch das Einstudiren der Duos für Piano und Violine, die der Meister componirt hat, mehr und mehr in seinen Styl ein. Ich wundere mich gar nicht, daß Spohr sie sehr hochschätzte; denn neben ihrem Talente besaß sie eine solche Anmuth, feinen Geschmack und Bildung, daß man ihr Alter gar nicht beachtete.— Jeden Donnerstag wurde bei ihr ein engerer musikalischer Cirkel abgehalten; unter der Zahl der wenigen Auserlesenen traf ich da auch Herrn und Frau Hopffe, beide Leute von großer Herzensgüte und Leutseligkeit, mit denen wir bald in die intimste Verbindung traten. Frau Hopffe war geistreich, wie eine andere Sévigné, und Hr. Hopffe, Major und Lehrer der Mathematik an der Cadettenschule, ein Gelehrter, ein Mann so vom Schlage Humbold's. Als der „Kosmos" erschien, gerieth er vor Freude fast außer sich. Seine Liebe zu den Studien war zu einer wahren Leidenschaft geworden und die schwierigsten Arbeiten waren ihm eine Spielerei. Eines Tages verschanzte er sich mit zwei enormen Wörterbüchern und

einer Grammatik der chinesischen Sprache, nahm den Confucius und machte sich ernstlich dahinter, ihn zu übersetzen. Das machte freilich der Frau Major kein sonderliches Vergnügen; sie hätte es viel lieber gesehen, wenn er auf seinem Violoncello einige Haydn'sche Sonaten mit ihr geradbrecht hätte. — Spohr hatte besonders den Major in Affection genommen, da er sein treuer Partner am Billard war; ein und alle Abend machten sie eine Partie im Museum, gegenüber dem Theater. Das Orchester konnte leicht an seiner Stimmung ermessen, ob er mit seinem Gegner Glück gehabt hatte, oder nicht; manchmal legte es dieser darauf an, Spohr gewinnen zu lassen; und machte man dann dem Meister ein Compliment über seine Geschicklichkeit, so war er überglücklich und vergnügt. — Aber das Quartett hat mich weit von meiner Bahn abgelenkt; meine verehrten Leser werden mir jedoch solche Abschweifungen zu Gute halten; ich mußte sie ja bei der intimsten Freundin des Meisters einführen und mit seinem bevorzugten Partner bekannt machen.

Gehen wir nun also weiter! In den Abonnementsconcerten des Orchesters hörte ich unter anderen Werken Spohr's „Symphonie historique." Wie schön sie auch sein mag, und obschon der Componist die Absicht hatte, in dieser Arbeit Anderen nachzuahmen, muß man doch sagen, daß ihm sein Vorhaben nicht gelang. Seine Individualität verräth sich in jeder Zeile durch den häufigen, vielleicht zu reichen Wechsel der Harmonie, durch den enharmonischen und chromatischen Styl, durch die

fremden Tonarten, durch die Seltenheit der durchgehenden Noten, und den eigenthümlichen Rythmus; sodann hat seine Orchestration auch da immer die dialogische Behandlung; er läßt die verschiedenen Einzelstimmen wie die Instrumentalgruppen auseinandergehen und wieder zusammenkommen, wie es seine Gewohnheit ist — kurz dieselbe Rolle spielen, wie in den anderen Symphonien. Ja, mochte er sich auch bemüht haben, in dieser Symphonie als Händel, Bach oder Beethoven zu erscheinen, er bleibt immer Spohr; weder hierin, noch anderwärts, gleicht er einem Anderen: in seiner „Symphonie historique," wie in seinem Concerte „Sonst und Jetzt," in dem er unsere modernen Violinisten lächerlich machen wollte, ist er ganz derselbe Spohr geblieben; — und das ist das schönste Lob, das man ihm spenden kann. Erinnere ich mich recht, so ist dies auch die Critik, welche mein Compositionslehrer, Otto Kraushaar von Cassel, gefällt hat. Kraushaar ist ein Schüler des berühmten Hauptmann von Leipzig, führt eine gute Feder und ist einer der besten Lehrer Deutschlands, wie man sich in seiner Abhandlung über die Harmonie überzeugen kann.

Es war, so viel ich mich erinnere, am Charfreitage 1846, wo wir das schöne Oratorium: „die letzten Dinge," aufführten; in diesem Werke reihen sich vierstimmige Sätze wahrhaft aneinander; sie sind auch der einzig wahre Typus einer gesunden, vollen Harmonie; das Solo ist nur angewendet, um die verschiedenen Partien des Werkes einzuleiten und mit einander zu verbinden; die Fuge gewinnt

durch ihre Klarheit sehr an Interesse und enthält Wendungen, die selbst eines Bach würdig sind; die Chöre zeichnen sich aus durch Großartigkeit, Adel, Uebereinstimmung und Bedeutsamkeit der Stimmen, Bewegung, aber eine Bewegung, die vorzüglich in der Harmonie und nicht in der größeren oder geringeren metronomischen Raschheit besteht. Ich will nicht reden von der Erhabenheit der Gedanken, noch von der Vorzüglichkeit der Melodie: bei Spohr stößt man nie auf Trivialitäten, weder in Opern, noch in Symphonien, oder in der Kammermusik, am wenigsten aber in den Oratorien, welche das Erhabenste sind, was er geschrieben hat. — Man frage darüber die Engländer, sie, welche Händel besessen, die ausgebildetste Kenntniß von dieser Musikgattung haben und leidenschaftlich für dieselbe eingenommen sind: sie haben sich zu London im Juli 1847 drei Concerte vorspielen lassen, einzig mit Oratorien von Spohr besetzt und zwar deren zwei an einem Abende, und waren mehr als je vorher enthusiasmirt. Wer könnte es auch überdrüssig werden, „das jüngste Gericht," „die letzten Dinge," „des Heilands letzte Stunde," „den Fall Babylons" zu hören? Diejenigen, welche behaupteten, der Meister sei in seinen Compositionen für Gesang weniger glücklich, als in denen für Instrumente, hatten gewiß die ersten 20 Takte einer der genannten Compositionen nicht gehört. Aures habent et non audiunt! (Sie haben Ohren und hören nicht.) Solche Leute sind zu bedauern, die der Evidenz gegenüber bei ihrer vorgefaßten Meinung stehen

bleiben! Sie sind andere Zollusse, die zum Glücke für die Kunst auf die öffentliche Meinung keinen Einfluß haben; alle Männer von Talent, alle Genie müssen deren eine gewisse Anzahl haben, die hinter ihnen her sind, um sie auf Erden schon ihr Fegfeuer ausstehen zu lassen, und sie vor der Sünde des Hochmuthes zu bewahren. Doch quälen wir uns damit nicht länger; ich will lieber einen besonderen Vorfall erzählen, den ich nicht übergeben darf; er wird uns etwas Abwechselung verschaffen. —

Mad. Spohr und ich hatten uns im Jahre 1846 gegen die Ruhe des Meisters verschworen und beschlossen, ihm am 5. April, seinem Geburtstage, ein Morgenständchen zu bringen. Ich hatte dazu das Speyer dedicirte Quartett ausersehen und nahm noch drei Mitglieder des Orchesters zu Hülfe. Wir kommen heimlich, Morgens 5½ Uhr, an's Haus, wie wenn es sich um einen schlechten Streich handelte; die alte Magd öffnet uns, wir stimmen ganz leise unsere Instrumente in seinem Arbeitszimmer, schleichen uns wie Katzen die Stiege hinauf in den ersten Stock und stellen uns in einem kleinen Zimmer neben dem Schlafzimmer auf. Beim ersten Accorde schlug mir das Herz; ich dachte mir es, welch' liebliches Aufwecken durch seine eigenen Harmonien das für den Meister sein müsse! Es war jedenfalls eine freudvolle Minute, die sich seiner arbeitsvollen Laufbahn anschloß, und meine Seele begrüßte die Stunde, in welcher Spohr auf die Welt kam mit der Mission, die Kunst

zu verherrlichen. Als das Stück beendigt war, erschien der liebenswürdige Greis vor uns, freudestrahlend, heiter auf der Schwelle, streckte uns seine Hand entgegen, wie wenn wir seine Kinder wären und wir überreichten ihm unsere Blumen. Den Augenblick vergesse ich nie: ich gedachte meiner Reise nach Deutschland, meiner Ankunft bei dem ausgezeichneten Künstler, der mich mit wahrhaft väterlicher Güte aufnahm und mit solcher Uneigennützigkeit unterrichtete. — Ich erinnere mich, daß bei dem Frühstücke, welches diese Matinée schloß, die Rede von Mendelssohn's Violinconcert war; Hilf, ein tüchtiger Schüler David's, hatte es kurz vorher im Theater vorgetragen. Der Meister war sehr erstaunt, daß einem Pianisten ein Werk, so speciell für ein Instrument bestimmt, das er nicht spiele, so wohl gelungen sei. Welch' wahre Bewunderung der Held unserer Geschichte dem Verfasser des Concertes zu Theil werden ließ, mag Jeder am besten daraus beurtheilen, daß er in Mendelsohn's Styl drei Psalmen schrieb, die als Meisterwerke der Nachwelt ein Erinnerungszeichen bleiben werden. Uebrigens fand diese Anerkennung, wie es ganz recht war, die gebührende Erwiederung; denn drei Monate nach dieser Serenade gab Mendelssohn zu Leipzig mehrere Aufführungen, in denen Werke Spohr's auflagen, um dadurch den Besuch dessen zu ehren, den er den Altmeister der Musik nannte. Ach, es war das letzte Mal, daß die beiden Männer sich sahen, sie, deren Namen allein hingereicht hätten, ein Jahrhundert be-

rühmt zu machen. Bald darauf hatte der Schmerzensruf, welcher von Leipzig aus durch ganz Europa widerhallte, auch ein tiefes Echo in dem Herzen des alten Meisters gefunden.

XIX. Spohr's Verhalten bei meinem Concerte. — Sein Jubiläum. — Sein letztes Auftreten als Virtuos.

Das Jahr 1847 begann für mich mit Aufmunterungen des Meisters, der sich von Tag zu Tag väterlicher gegen mich zeigte. Er war der Ansicht, daß ich nun beginnen könne, mich als seinen Schüler zu produciren und ich erhielt vom kurfürstlichen Generalintendanten die Erlaubniß, am 6. Januar ein Concert im Theater zu geben. Meine Frau sollte dabei natürlicher Weise auch mitwirken, ihr war das Quintett von Beethoven für Piano und Blasinstrumente zugedacht. Bei der Probe bot sich Spohr in seiner liebenswürdigen Güte aus, meiner Frau umzuwenden, in dem Finale schrieb er dann über die chromatische Tonleiter, welche zum zweiten Mal auf das Thema zurückführt, die Worte: „pas de pédale"; er wollte, daß die Spielerin immer diese schöne Composition achte und nicht Denjenigen nachahme, welche sich nach Spohr's Ausdrucksweise „gar kein Bedenken daraus machen, mittelst des unglückseligen Pedals in allen Tonarten zugleich zu spielen." Das Andante dieses Quintettes rührte ihn zu Thränen und er drückte wiederholt durch Ausrufe seine Freude aus, die er bei An-

hörung desselben empfand. Bei dem Concerte selbst suchte er mich im Foyer auf und sprach mir Muth ein. Ihm zu lieb legte ich mir beim Spielen die Musik auf; denn er konnte es nicht leiden, daß man auswendig vortrage, weil ihm das vorkomme, wie wenn ein Schulknabe seine tausend Mal abgeleierte Aufgabe hersage. Ich mußte bei einer Kälte, die einen Russen zittern gemacht hätte, das Concert spielen, in dem sich mehrere Passagen mit Doppelgriffen befinden, die mit Cadenzen nach der Art, wie sie in der famosen Gesangsscene vorkommen, unterbrochen sind. Wenn eine mißliche Stelle kam, erhob der Meister sein Gesicht nach mir und unter seinem Blicke fühlte ich meinen Muth gehoben; wenn mir dann Etwas gelungen war, machte er dies bemerklich mit einem freundlichen Nicken des Hauptes; am Ende des Andante's that er dies zwei Mal merklicher. Kurz, ich entledigte mich für das erste Mal der Sache, wenn auch nicht nach Wunsch, so doch leidlich; ich konnte für die Folge hoffen, mit Fleiß und Beharrlichkeit die schöne Schule mir ganz anzueignen, welche der Gegenstand meiner Wünsche war, und für die ich viele Opfer gebracht hatte.

Nun sind wir bei einem von jenen feierlichen Daten angelangt, welche im Leben der einzelnen Individuen wie ganzer Völker Epoche machen, ich meine den 20. Januar 1847, den 25sten Jahrestag von Spohr's Aufenthalt in Kassel. Wo ist die Feder, die beredt genug wäre, um eine rechte Darstellung von dem zu zeichnen, was ich damals sah? um den Enthusiasmus zu malen, mit wel-

dem die Deutschen ihre großen Männer zu feiren wissen? Das war herrlich, edel, großartig! — Wohlan denn! ich war es mir in meiner doppelten Eigenschaft als Franzose und Schüler des Meisters schuldig, bei dieser Veranlassung eine active Rolle zu spielen; ich erachtete das als ein Glück und als eine Pflicht für mich. Da ich einer der Ersten sein wollte, welcher dem Meister Ehre erwiesen, begab ich mich am Vorabend des Jubiläums heimlich mit meiner Frau in das kleine Haus, das ich so oft besucht hatte und das ich heute noch kenne, als wäre es mein Vaterhaus. Wir waren beide mit Blumen beladen; wir trugen sie selbst, weil wir diese Arbeit um keinen Preis andern Händen anvertrauen wollten; es war uns eine süße, heilige Freude, es selbst zu thun. — Wir benutzten die Abwesenheit des Meisters, um sein Studierzimmer in ein Blumencabinet zu verwandeln. Deshalb machten wir uns rüstig daran, wie zwei Gärtnersjungen, die Wände mit grünen Guirlanden und Schlingpflanzen zu bekleiden; auf das Piano stellten wir zwei Camelien und ein Orangebäumchen; nachdem wir unsere Sache fertig gemacht, zogen wir uns zurück und bestreuten noch mit Blumen die Treppe, welche der Triumphator den folgenden Tag passiren mußte. „Malibran ist hier gewesen," sagte der gute Greis zu seiner Magd, als er aus dem Museum nach Hause kam. Dies Wort, das ich damals erfuhr, hat mich tausend Mal mehr belohnt, als ich es verdient hatte; denn er sprach es, bevor er den Gratulationsbrief, den ich hinterlassen hatte,

empfing. In diesem hatte ich ihm geschrieben: „Wenn ich dies Jubiläum, wie alle Jene feiere, welche Sie seit 25 Jahren kennen, so geschieht es deßhalb, weil Sie in Einem Jahr so viel an mir gethan haben, daß es mir däucht, ich habe ein Jahrhundert gelebt. . . . . Deßhalb liebe ich Sie von ganzem Herzen, wie wenn Sie mein Vater wären.“ — Am folgenden Morgen erwachte Spohr unter den ersten Klängen seines zweiten Doppelquartettes, welches seine Schüler mit mehreren Künstlern aus dem Orchester ausführten; nach diesem kam eine Deputation des Cäcilien-Vereines, dann ein Schreiben der Bürgerschaft der Stadt, vom Stadtrath Nebelthau überbracht. Wir theilen es seinem ganzen Inhalte nach mit:

„Hochgeehrtester Herr Hofcapellmeister!

Auch wir, die Vertreter hiesiger Residenzstadt, legen dem Tage, an welchem Sie, hochverehrtester Herr Hofcapellmeister, vor nun fünfundzwanzig Jahren Ihre segensreiche Wirksamkeit dahier begonnen, eine Wichtigkeit bei, die wir Angesichts unseres hessischen und deutschen Vaterlandes auszusprechen uns gedrungen fühlen. So oft die Kunstgeschichte erzählen wird, wie wunderbar Meister Spohr auf vier Saiten zu singen, — mit unscheinbarem Bogen der Menschheit tiefes Sinnen und Sehnen auszudrücken gewußt, so oft eines aus der reichen Zahl großer und edler Tonwerke die Bewunderung der Geister und Herzen erwecken wird; — so oft wird man sich erinnern, daß der gefeierte Meister in unserer Stadt Kassel

gewohnt und daselbst in einer langen Reihe von Jahren die herrlichsten Schöpfungen zu Stande gebracht hat. — So gerecht und natürlich deshalb unser Stolz, so ist das doch nicht alles, was unsere Brust heute und immer erfüllt. Dank ist es auch für die unermüdliche Thätigkeit, die Sie, hochverehrtester Herr Hofcapellmeister, der Bewahrung, der Läuterung und Pflege des Kunstsinnes, der Erziehung und Förderung würdiger Kunstjünger, der Begründung und Sicherstellung von Kunstanstalten gewidmet haben, und täglich, stündlich mit seltener Uneigennützigkeit zu erneuern nicht müde werden. — Gott wolle Sie noch lange Jahre uns erhalten zum Ruhme des deutschen Vaterlandes, zur wesentlichsten Zierde unserer Stadt, Gott wolle es Ihnen immer so gut gehen lassen, als Sie es, hochverehrtester Mann, verdienen. Genehmigen Sie diesen Ausdruck unserer innigsten Hochachtung.

Der Oberbürgermeister und Stadtrath der Residenzstadt Kassel. Arnold."

Nachdem dies ehrende Schreiben übergeben war, brachte der Musikdirector Wehner von Göttingen eine Lorbeerkrone und der Liederkranz dieser Stadt ließ dem Meister das Diplom eines Ehrenmitgliedes überreichen. Ein Begleitschreiben dazu beginnt in folgender Weise: „Unter den berühmtesten Namen, die der Deutsche mit freudigem Stolze nennt, und die seinem Vaterlande Ruhm und Ehre eingetragen bei den gebildetsten Nationen der Welt, ist auch der Ihrige mit hellleuchtenden Zügen verzeichnet ꝛc."

Darauf brachte Herr v. Heeringen, der Intendant des Theaters, dem Capellmeister im Namen des Mitregenten den Titel eines Generalmusikdirektors, mit dem Range der vierten Klasse der Rangordnung. Endlich schickte auch der König von Preußen sein Geschenk — die Insignien der 3. Klasse des rothen Adlerordens — mit folgendem Begleitschreiben:

„Es ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß Sie am 20. d. M. Ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum als Capellmeister begehen, und indem Ich es mir nicht versagen kann, Ihnen meine aufrichtige Theilnahme an diesem frohen Ereignisse auszusprechen, will Ich Ihnen zugleich, als ein Zeichen der Anerkennung Ihrer vieljährigen verdienstlichen Bestrebungen und ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, den rothen Adlerorden dritter Klasse verleihen. Ich füge dessen Insignien bei und wünsche von Herzen, daß es Ihnen vergönnt sein möge, dieselben noch lange zur Freude der Ihrigen zu tragen.

Berlin, den 16. Januar 1847.

Friedrich Wilhelm."

Wollte man sämmtliche Besuche und Glückwunschschreiben aufführen, wie sie von allen Seiten an Spohr gelangten, — dann würde man einen ganzen Band anfüllen können; ich übergehe deshalb Manches, was ich gerne angeführt hätte, würde dadurch dieser Partie nicht eine allzugroße Ausdehnung gegeben.

Als der Abend kam, begab sich unser Held in's

Theater; das Haus war schon ganz besetzt, von den Logen an, bis zum Paradies hinauf, die ganze Stadt war gekommen, selbst der Fürst mit seiner Familie. Als man Spohr's ansichtig wurde, erhob man sich in Masse und während 10 Minuten gab es ununterbrochen nur Vivat, Bravo, Fußstampfen, wie bei den olympischen Versammlungen. Das war mehr als Enthusiasmus, es war trunkener, alle Besonnenheit vergessender, wilder Freudentaumel! Dieselbe Scene wiederholte sich vielleicht zwanzig Mal während der vierstündigen Versammlung. Der Regisseur Birnbaum, ein Komiker, welcher selbst eine spanische Duenna oder den ernstesten Mann zum Lachen bringen könnte, hatte dafür folgendes Programm zusammengestellt: Ouvertüre aus Alruna — Introduction aus Zweikampf mit der Geliebten — Arie (Rose ꝛc.) und Quintett (Spiegelquintett) aus Zemire und Azor — der Soldatenchor, die Arie, das Duett (Faust und Röschen) und der Fackeltanz aus Faust — die Ouverture aus Pietro von Abano — aus derselben Oper die Scenen des Podesta und seiner Gemahlin, des Cavalcanti, jene Durchkreuzung der ernstesten Trauer und des muntersten Jubels durch den Trauer- und Studentenchor und die Triumphscene — der Zigeunerchor aus dem Alchimisten — die Arie der Alma aus dem Berggeist — die Arie (Balduin), das Duett (Balduin und Bruno), der Chor der Nonnen und der Sarazenen aus den Kreuzfahrern — die Ouvertüren aus dem Berggeist und Faust. — An dieses reiche Programm, das eine wahre Blumen-

lese genannt werden muß, schloß sich eine kleine Comödie in einem Akte an; es enthielt Scenen aus der Kindheit Spohr's, namentlich jene Züge, welche die deutlichsten Anzeichen seines Berufes zum Musiker geben; dann wurde der Jubilar, von allen Künstlern umgeben, wie im Triumph auf die Bühne geführt, und öffentlich gekrönt. — Das war eine ausgezeichnete Schaar von Schauspielern und Sängern, ein würdiger Hof des großen Beherrschers der Musik. — Leute, deren Namen in ganz Deutschland mit Stolz genannt wurden, der Tenorist Derska, der Baryton Biberhofer, Föppel, der beinahe schon 20 Jahre auf dieser Bühne erschien, der Schauspieler Beltzmann, der den Text gemacht hatte, mittelst dessen die einzelnen Theile des obengenannten Programmes unter einander verbunden waren; dann die Damen Burkhard, Eder, Molendo, Hofmann und Birnbaum. — Gewiß war dies ein künstlerischer Hofstaat, der einen andern wohl aufwog und sich in seinem Glanze wohl sehen lassen konnte. — Das Publikum ließ es ihm aber auch nicht am gehörigen Applause fehlen! Es regnete von allen Seiten Verse, Blumensträuße, Kränze. Ich besitze noch eines dieser Liebeszeichen, das aus der kurfürstlichen Loge dem Jubilar zugedacht war: es war nicht das letzte, das ihm zum freundlichen Gruße an diesem Abende zugeworfen wurde. Nach diesem Schauspiele machte das Publikum Spalier, um den Jubilar im Vorübergehen zu sehen und mit neuen Acclamationen zu begrüßen; man begleitete ihn so bis zur Wohnung

seines Schwiegersohnes, des Professors Wolf, bei welchem für die Familienglieder ein Abendessen veranstaltet war. Während desselben führte der Kasseler Gesangverein eine herrliche Serenade aus, bei welcher Chöre und Soli aus den Werken des Meisters producirt wurden.

So ging der Tag zu Ende, den Spohr als den größten in seinem Lebenslaufe bezeichnete. Der folgende war von Besuchen, Sendungen, Briefen an den neuen Generalmusikdirector aus allen Ecken der Welt in Anspruch genommen, selbst Amerika zollte seinen Tribut aus weiter Entfernung. „Wie liebevoll" schreibt sein Schüler Pott aus Oldenburg, „wie nachsichtig und hülfreich und aufmunternd kamen Sie allezeit allen Kunstjüngern weit und breit mit Rath und That entgegen!" — Der Organist Schwenke aus Hamburg erinnert sich, daß er einst von einem Referenten des Dresdener Abendblattes ein wahrer Spohromane genannt werden sei und bekennt sich noch immer zu diesem Prädicate. Wilhelm Speyer drückt sich so aus: „Wie gerne würde ich der Feier beigewohnt haben und mich der Theilnahme so vieler Freunde und treuer Angehörigen angeschlossen haben. Doch mußte ich mich beschränken, Ihre Büste mit einem frischgrünenden Lorbeerkranze zu schmücken. . . . . Die Briefe, die Sie mir vor 25 Jahren aus Dresden und Kassel geschrieben, überlas ich heute und gedachte dabei mit Rührung, Freude und Leidmuth, was Freudiges, was Schmerzliches ich in diesem Zeitraume zu erfahren hatte!" — Hesse, der so wohlbekannte Organist aus Breslau,

sagt, nachdem er Spohr zu seinem neuen Titel gratulirt hatte, daß er in den Augen der musikalischen Welt ja längst der Generalissimus der deutschen Musiker gewesen sei. Endlich Hauptmann aus Leipzig bringt nachträglich — durch bestimmte falsche Nachrichten aus Kassel um die Freude gebracht, persönlich am Feste Theil zu nehmen, — seine herzlichsten Glückwünsche dar.

Am 22. Januar war es dem Quartettvereine beschieden, das Jubiläum in würdiger Weise zu beschließen; man hatte dem Maestro ein Festessen bereitet, besonders auf Betreiben dreier seiner Freunde, die ihn schon seit langer Zeit in seiner künstlerischen Propaganda secundirt hatten. Man schuldet es ihnen, ihre Namen zu nennen, weil sie die erste Anregung zum Jubiläum gegeben haben. Es sind die Herren v. Heppe, Bähr und Rebetthau. — Die Soirée wurde mit einem poetischen Gruße eröffnet, welchen ein einheimischer Dichter Namens Oetker an den Helden des Festes richtete. Wir entnehmen demselben folgende Strophe:

„Du unser Stolz! Seit fünfundzwanzig Jahren
Nennt uns die Welt, wenn Dich sie preisend nennet,
Die Wand'rer all', so hier vorüberfahren,
Erfragen Dich, da Nord und Süd Dich kennet,
Und die von uns gen Ost und Westen kamen,
Sie fanden Dich und Deinen großen Namen."

Darauf wurden Stücke von Spohr's Compositionen vorgetragen: sein erstes Doppelquartett, zwei Lieder mit Begleitung der Clarinette, und sein Quintett für Piano und Blasinstrumente. Wie nicht anders zu erwarten,

schloß das Bankett mit einer Reihe von Toasten in Prosa und Versen auf den Generalmusikdirector; man gab ihm beim Auseinandergehen den Scheidegruß des Dichters: „Du hast gelebt und wirst unsterblich leben!"

Doch war noch nicht Alles zu Ende; am 4. Februar, dem wirklichen Jahrestage seines Engagements als Capellmeister, erhielt er vom Cäcilienvereine eine kostbare Diamantnadel, welche einen Baßschlüssel mit darüber stehendem Violinschlüssel darstellt; von der Theateradministration eine silberne Urne, ein Meisterstück eines Gold- und Silberarbeiters aus Hanau; sie trug seinen Namenszug mit einer seiner musikalischen Phrasen auf einem Bande, welches sich en relief darum wand. Dem fügte der Bürgermeister und der Stadtrath das Diplom des Ehrenbürgerrechts bei.

Meiner Meinung nach ist nur das Eine zu bedauern, daß man es bei dieser herrlichen Feier übersah, den Maestro auch als Symphonisten und Componisten religiöser Musik zu feiren. Hatte man denn nicht seine „Weihe der Töne," dieses Meisterwerk der malenden Musik, das aller Welt, ob kunstverständig, oder nicht, zugänglich ist? Sein „Unser Vater," seine Hymne „Gott, du bist groß," seine Psalmen und Oratorien? In diesen religiösen Werken ist er unstreitig größer als in der Oper! . . . .

Mögen jedoch seine religiösen Töne nicht erschallt und wie Gebete für ihn zum Himmel aufgestiegen sein: die vielen, für ihn ausgesprochenen Wünsche scheinen dafür Oben gehört und erhört worden zu sein! Mit einem neuen großen Eifer machte er sich wieder an die Arbeit

und in Zeit von einigen Monaten hörte ich sein 30stes Quartett, sein Quintett für Piano und Streichinstrumente, von Mad. Spohr vorgetragen, die, wenn sie auch nur eine Dilettantin ist, die classischen Werke doch ganz vorzüglich spielt; und endlich sein Quartettconcerto. Mit diesem Werke trat der alte Violinist zum letzten Male öffentlich als Virtuos auf dem Instrumente auf, das er seit seinem Eintritte in die Welt zu seiner nie verlassenen Standarte gemacht hatte. So schloß er seine Laufbahn als Virtuos mit einem seiner hervorragendsten Meisterwerke. Wäre ich einzig nur zur Beiwohnung bei diesem letzten Auftreten nach Kassel gekommen, ich hätte weder die Reise, noch alle ihre Mühseligkeiten bedauert! So unvergleichlich war der Anblick dieses Mannes bei dieser Gelegenheit; wie ein Patriarch, der bestimmt ist, Jahrhunderte zu leben, präsentirte er sich mit seinen drei Mitspielern, welche er um einen ganzen Kopf überragte; seine Haltung war fest, wie die eines jungen Soldaten; er begrüßte seine Zuhörer mit einer jener unbeschreiblichen Verbeugungen, die voller Würde ohne Stolz, voller Artigkeit ohne Niedrigkeit waren, und stellte sich an seinen Pult. Wie er dann auf der hohen Bühne, von welcher aus er den ganzen Saal beherrschte, seinem Orchester das Zeichen zum Anfange gab — das war ein majestätisches Schauspiel, wie es nicht leicht wieder gesehen wird! — Sodann dies Quartettconcerto! das ist ein Werk, dessen Schöpfung seines Gleichen sucht; es kann die „Symphonie concertante" für vier Violinen von Maurer damit

nicht verglichen werden; denn obgleich dies ein gut combinirtes Stück ist, so wird es doch monoton durch die Gleichförmigkeit seiner Klänge; während das andere eine große Composition ist, welche ihre Mannigfaltigkeit der Töne aus der Altviola und dem Violoncello zieht; fügt man dazu noch den Styl Spohr's, seine Schule, seine hervorstechenden Einzelsätze, seine originelle Orchestrirung, so kann man in Wahrheit sagen, der Meister hat sich in diesem Concerto ein Monument gesetzt, das in der Geschichte der Musik immer groß dastehen wird.

XX. Unterredungen mit dem Meister. — Eine mir erzeigte neue Wohlthat. — Seine Gesinnung im Jahre 1848. — Meine Abreise.

Spohr hatte also die lange Carrière seines Virtuosenthums, die er am Hofe zu Braunschweig — also schon seit 1830 — begonnen hatte, beschlossen: er spielte nicht mehr öffentlich, oder doch nur in langen Zwischenräumen; er wollte sich um so ungestörter ganz der Composition widmen und begnügte sich, seine Werke in seinem Quartettcirkel aufzuführen. Längst schon hatte er sich einen herrlichen Stradivarius verschafft, an die Stelle der früheren Violine, die ein Lupot war und ihn auf seinen ersten Reisen begleitet hatte. Sonderbarer Weise gerieth diese letztere zu Frankfurt in die Hände eines gewissen Rode, seines Verwandten, jenes berühmten Violinisten gleichen Namens, der bei Spohr's erstem Erscheinen

sein Nebenbuhler und seiner Abstammung nach auch ein Deutscher war.

Bevor wir unserem Helden in eine neue, leider die letzte Periode folgen, will ich erst Einiges über sein Verhältniß zu meiner Wenigkeit und über die letzte, mir Ende 1847 erwiesene, Wohlthat mittheilen. — In der ersten Zeit meines Aufenthaltes zu Kassel war ich für Spohr weiter nichts als ein einfacher Schüler, aber mit der Zeit änderte sich das. Oefters nach dem Unterrichte schien es mir, als mache es ihm Vergnügen, sich mit mir etwas zu unterhalten; er sprach sich über Leute und Dinge aus, oder erzählte mir Einzelheiten aus seinem Leben. Er sprach z. B. von seiner Mutter, wie er ihr seine Zukunft zu verdanken hatte; oder von Eck, seinem Lehrer, den er auf's Innigste verehrte; oder von seinem Freunde Hermstedt, von seinen Reisen mit ihm, von dessen ausgezeichnetem Talente, künstlerischen Wettkämpfen als Clarinettist, die er im August 1819 zu Frankfurt gegen den berühmten Bärmann aus München zu bestehen hatte, Kämpfe, welche die ganze Stadt in zwei Lager theilte, in denen aber Hermstedt Sieger blieb über seinen wirklich talentvollen Rivalen. Er sagte mir auch, wie bewundernswerth die Improvisationen Hummel's waren, den er schon zu Wien kennen gelernt und zu Frankfurt wieder getroffen hatte; welche hohe Wissenschaft in den Präludien Hesse's läge, den er den größten Organisten seiner Zeit nannte. Dann kamen wir auf Mendelssohn zu sprechen, ihn nannte er die Seele der Musik zu Leipzig;

seinen Paulus und Elias schätzte er sehr hoch. Von Herold behauptete er, daß er für die Kunst zu früh gestorben sei; Auber dagegen habe zum Nachtheile für seinen Ruhm zu viel geschrieben; eines Tages habe derselbe in seiner Gegenwart die ihm sehr ärgerliche Aeußerung gethan: „ich sudele eben eine Oper!" Ein andermal fiel die Rede auf die Hugenotten; er fand darin die Instrumentation im Verhältnisse zu den Sängern überladen und wunderte sich, daß Meyerbeer keinen größeren Vortheil aus dem herrlichen Choral gezogen habe, der in diesem Werke doch eine Rolle spielt. Dies führte ihn darauf, von den Modernen zu reden; er machte es ihnen zum Vorwurfe, daß sie viel für ungewöhnliche Stimmen geschrieben hätten; sie hätten dabei die Stimmmittel überschritten; es könne dies für die Folge einen nachtheiligen Einfluß haben auf die lyrischen Werke, indem ihre Hülfsquellen immer seltener würden. — Eines Tages hätte ich gerne sein Urtheil über einen jetzt vielgenannten, damals erst beginnenden Componisten gehört; derselbe trug seine Geringschätzung der Formen und der herrschenden Tradition öffentlich zur Schau unter dem Vorwande, der Musik eine neue Bahn brechen zu wollen. Spohr antwortete mir, wie ein wahrer Talleyrand, mit dem italienischen Distichon:

„Fu il vincere sempre mai mirabile causa,
Vinca si o per fortuna o per ingenio."

(Zu siegen war von jeher eine bewundernswerthe Sache, mochte man durch Glück, oder durch Talent siegen.) —

Ich erinnere mich auch noch seiner Unzufriedenheit, als er einst Briefe aus Paris las; einer seiner Frankfurter Freunde schrieb ihm, daß er gehört habe, wie man im Conservatorium bloß das Andante aus seiner „Weihe der Töne" gespielt und die Wiederholung desselben verlangt habe. „Wie kann man," sagte er, „sich unterstehen, einem Componisten Arm und Beine abzuschneiden, und ihm nur den Rumpf zu lassen? Kann man ein Buch beurtheilen, wenn man davon nur ein Capitel mitten heraus liest, und nicht weiß, was vorausgeht und was noch kommt?"

So hatte mich Spohr wahrhaft einer Art Freundschaft gewürdigt: ich gestehe es gerne, daß ich mit ganzer Seele an ihm hing; ich würde für ihn in's Feuer gegangen sein, — das wußte er auch. „Deutschland," sagt Mad. de Staël, „ist das Land der Ueberlegung" und Spohr war ein ächter Deutscher; in seinen Entschließungen war er nie voreilig; er beobachtete mit kaltem Blute und Verstand, was seinem Urtheile eine große Wahrheit verlieh; mehr noch als dies, war er in hohem Grade ein redlicher, unparteiischer Mann. Nachdem er mich lange Zeit beobachtet und studirt hatte, fand er mich nicht unwerth, daß er sich um mich interessire. Den Beweis dafür liefert folgender Vorfall. Eines Tags, es war im Monat October, brachte mir ein Brief aus Frankreich die Nachricht, daß mein Vater und meine Mutter im Verlaufe einer Woche gestorben seien. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich diese Botschaft; ich war außer mir vor Schmerz und gänzlich unfähig, etwas zu

unternehmen. Meine Frau mußte sich augenblicklich auf den Weg machen, um unsere Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; und wir waren genöthigt, all' unsere Hülfsmittel für diese Reise zu verwenden, obgleich unser französischer Gesandter, der Graf Béarn, sich beeilt hatte, mit edelmüthiger Freigebigkeit uns zu unterstützen. Spohr wußte, daß wir uns durchaus nichts hatten ersparen können; er veranstaltete darum bei diesem Mißgeschicke sogleich eine öffentliche Matinée mit Kammermusik, was er zu Kassel noch nie gethan hatte; er ließ seine Frau, seine Töchter, seinen Schwiegersohn, Mad. v. Malsburg, Familie und Freunde, sich für das Gelingen der Sache bemühen: und Alle thaten ihr Mögliches. Am 31. October eilt Alles, was Kassel an Liebhabern einschließt, zum Adolph'schen Saale, um zu diesem rührenden Akte der Gastfreundlichkeit gegen einen Fremden beizutragen. Heute noch, wo ich mit bewegtem Herzen dieser Sache gedenke, besitze ich die Liste mit den Namen der Subscribenten, und ich werde dieselbe stets sorgfältig bewahren; denn sie enthält Namen, die bei mir im dankbaren Andenken bleiben müssen.

Gehen wir nun zu den denkwürdigen Ereignissen von 1848 über, welche die Welt bis in ihre Grundvesten erschütterten und für einige Jahre das Aussehen Europa's ganz umgestalteten: auch da interessirt uns der Meister mehr noch als sonst. — Eines Abends im Februar, während eines Zwischenaktes, winkt mir der Capellmeister, daß ich zu ihm kommen solle; seine Züge waren mehr

als gewöhnlich belebt; ich nähere mich ihm und er fragt mich: „Haben Sie die Zeitung gelesen?“ — „Nein, Meister! Krausbaar hat mir viel zu viel zu arbeiten gegeben, als daß ich daran hätte denken können.“ — „Nun,“ fuhr Spohr fort, „es ist eine Revolution in Frankreich ausgebrochen; der Graf von Paris regiert unter der Regentschaft seiner Mutter: da habt ihr einen König statt des anderen!“ Ich schob die Schultern in die Höhe, um anzudeuten, es scheine mir dies von keiner großen Bedeutung, und begab mich wieder an meinen Platz. Als die Vorstellung aber zu Ende war, als ich gerade meine Violine in den Kasten legen wollte, kam Spohr zu mir und sagte mit einem Tone, den ich noch nie bei ihm gehört hatte: „Die Nachrichten waren falsch: ihr habt eine Republik!“

Bald darnach erhob sich die Bevölkerung von Kassel, verjagte eines Nachts die Leibgarde, die Bürgergarde trat unter die Waffen und die Stadt war mit Barricaden angefüllt. Das Erste, was ich am folgenden Morgen that, war, daß ich sehen wollte, ob dem Meister nichts zugestoßen sei. Wie erstaunte ich, als ich ihn von Weitem schon an seiner kleinen konischen Mütze erkannte, auf einer Barricade stehend, und beide Hände, nach seiner Gewohnheit, auf seine Hüften gestemmt. „Guten Morgen!“ rief er mir zu, als er mich bemerkte, und als ich zu ihm gekommen war, fügte er hinzu, indem er mit dem Fuße sorgfältig die Festigkeit des Barricadenbaues untersuchte: „Nicht wahr, hier baut man

die Barricaden so fest, wie zu Paris!" Darauf sprach er von dem Freicorps, das sich gebildet hatte, und nannte mir die Namen zweier seiner Freunde, die in dasselbe getreten waren. Als später jenes großartige patriotische Fest durch ganz Deutschland hin gefeiert ward, wobei Jeder die nationalen Farben trug und das Lied vom deutschen Vaterlande sang, hätte man meinen sollen, Spohr habe sich verjüngt und sei erst 18 Jahre alt; er ging und kam und intereisirte sich um die kleinsten Ereignisse. Wenn ich zu ihm kam, wurde politisirt. Eines Tages äußerte er sich über Lamartine's Manifest: „das ist ein Meisterstück von Einbildungskraft, von Poesie! lauter Luftgebilde!" — „Was denken Sie denn," fragte ich, „von der Proclamation Herweg's?" — „Bah! der ist auch ein Poet!" — „Und was sagen Sie zur Frankfurter Versammlung?" — „Unsere Deputirten sind um kein Haar breit einiger, als Ihre Repräsentanten." — „Sie haben aber doch da bedeutende Männer in Hecker und Struve?" — „Struve ist ein exaltirter Kopf und Hecker ein Mann der Ideen, die aber übertrieben, utopisch für eine Reform sind, die noch in der Wiege liegt! Und dann seid Ihr zu unserem Unglücke schon wieder auf der Bahn der Reaction. Ihr Franzosen seid zu unbeständig, Ihr werdet die Republik nicht lange behalten." — „Meister!" sagte ich ihm, „wir leben nicht mehr in dem Jahre 93; einestheils ist man jetzt nicht in eine betrübende Nothwendigkeit, wie damals, versetzt; anderntheils hat das Volk Fortschritte gemacht; es will Mäßi-

gung!" — „Nein, nein!" erwiederte er, „Ihr seid schon wieder umgewendet; bald werdet Ihr aus dem Regen in die Traufe kommen!" — „Es ist möglich," sagte ich, „das ist uns schon mehr als einmal passirt . . . ." — „Ja," erwiederte er, „ich lese die Zeitungen und sehe schon die Parteien sich frei und kühn bilden." — „Das beweist, daß die Freiheit wirklich existirt," sagte ich; „Jeder kann seine eigene Meinung haben; ist ein solcher Zustand nicht dem des Zwanges vorzuziehen?" — „Wir wollen's abwarten!" sagte mir Spohr mit seinem feinen, fast hämischen Lächeln, indem er von mir wegging.

Mitten unter diesen politischen Convulsionen componirte er sein Sextett für zwei Violinen, zwei Altviolen und zwei Violoncello's; und arrangirte seinen „Faust" mit Recitativen. In derselben Zeit machte er mir ein Geschenk mit seinem dreißigsten Quartette, das ich ihn nach dem Manuscripte spielen gehört hatte, und er hatte dabei die zarte Aufmerksamkeit, auf den Titel eigenhändig einige Worte zu schreiben; das gab uns eine Veranlassung, die Sprache auf die Kammermusik zu bringen. Spohr sprach harte Vorwürfe gegen jene Künstler aus, welche nach ihren Launen Haydn, Mozart, Beethoven bald eilend, bald zögernd spielen und dadurch gewissen musikalischen Gedanken etwas Vages beilegen, das ihnen ihre Klarheit benimmt und sie schwerer verständlich macht. Zu seinem Schrecken nahm er es wahr, wie die Violinisten die Détaché's springend spielen, und dies selbst bei den ältesten Meistern thun, die, mehr als alle andere, einen freien,

wohlgenährten Ton haben wollen. Er wollte es durchaus nicht zugeben, daß man alle Autoren auf dieselbe Weise spiele; er wollte im Gegentheile, daß der Künstler sich an die wahre Tradition halte; daß er sich so zu sagen selbst verläugne und den Componisten, so, wie er ist, selbst wieder gebe. „Da kümmert man sich aber," rief er aus, „weder um den Styl des Mannes, noch um das Instrument, das in der Zeit der Composition ein ganz anderes war, als jetzt: man stellt Friedrich den Großen dar, mit dem Harschnitte à la Titus, im Rock und in Hosen von schwarzer Farbe!" — Nur in einigen Passagen, in einigen Scherze's von Beethoven, Onslow und Mendelssohn ließ er es zu, daß man den Bogen springen lasse. Was Onslow anlangt, für den er eine große Vorliebe hegte, konnte er es gar nicht glauben, daß man aus seiner Musik ein fortwährendes Staccato machen dürfe. Ich erzählte ihm in dieser Beziehung ein Wort, das mir dieser berühmte Musiker selbst eines Tages mit einer Art Verzweiflung gesagt hatte: „Ach! die Unglücklichen! sie springen mir zu viel, gar zu viel; ich spreche mich fast todt mit dem often Wiederholen dieser Ermahnung und sie thun es immer und immer wieder! Das ist einmal eine ausgemachte Sache, ein Nagel an meinem Sarge." Spohr lachte herzlich und ergötzte sich sehr über diesen Ausspruch.

Damit sind wir weit von der Politik abgekommen, auf die ich doch noch einmal zurückkommen muß. Als eines Tages die Deputirten von Hanau kamen, wurde

wurde im Theater der „Freischütz“ gegeben. Spohr war während der Vorstellung nicht an seinem Platze, und, was nirgendswo in Frankreich bei aufgeregten Volkszuständen der Fall war, das Haus war auffallend gefüllt. Während der Zwischenakte liefen die Zuschauer vor das Schloß des Fürsten und gesellten sich zu der Volksmasse, die ungeduldig auf das Resultat der genannten Deputation wartete.

Nach dem ersten Akte nahm mich der Capellmeister auf die Seite und fragte mich, ob ich die Marseillaise kenne. — Ich erstaunte über diese unerklärliche Frage und bejahte sie. — „Gut!“ sagte er, „wenn man sie heute Abend etwa verlangen sollte, so werden Sie dieselbe, da ich sie nicht kenne, auf der Violine anstimmen, und das Orchester wird einfallen.“ — Die Sache war mir gar nicht lieb, da ich mir dachte, was man von mir halten werde, wenn ich mich so als Fremden zu erkennen gebe; aber auf das Verlangen, auf ein Zeichen Spohr's würde ich das Unmöglichste gethan, oder doch versucht haben; ich verneigte mich also, zum Zeichen der Zustimmung, ohne den geringsten Einwand zu machen. Der Fürst hatte aber den Wünschen seines Volkes willfahrt; man begnügte sich mit einem „Hoch!“ auf den Regenten; die Marseillaise unterblieb zu meiner großen Befriedigung.

Endlich kam der Tag, an dem mich wichtige Angelegenheiten aus einem Lande wegriefen, das ich als mein zweites Vaterland ansah, wo man mich so liberal und

edelmüthig in die Wissenschaft eingeweiht hatte, sowohl von Seiten Spohr's, wie auch von Seiten Kraushaar's, der mich ebenfalls wie einen Freund, ja, wie einen Bruder, behandelte. Habe ich nöthig, zu sagen, wie ergriffen ich war, als ich, um Abschied zu nehmen, zu meinem alten Meister kam, bei dem ich so gerne mein Leben zugebracht hätte. Auch da noch, obgleich ich ihm lange genug von meinen Angelegenheiten, von meinen Plänen für die Zukunft vorgeredet hatte, unterließ er es nicht, noch einmal politische Anspielungen zu machen. — „Mein guter Malibran," sagte er mir, „Sie werden schwerlich je wieder nach Deutschland kommen, es müßte denn sein, daß Frankreich in Krieg mit uns geriethe." — „Meister, die Zeit der nationalen Vorurtheile ist vorüber; die Völker fraternisiren zu viel, um noch einmal Krieg mit einander zu führen." — „Die Völker — ja! aber die Könige . . . ." — „Die Könige? Frankreich hat keine mehr." „Jetzt nicht, allerdings; aber es wird nicht lange dauern, dann wird es wieder einen Herrn, vielleicht einen Dictator haben, den es gelüsten könnte, Napoleon nachahmen zu wollen." — „Andere Zeiten, andere Sitten; in unseren Tagen ist der Krieg nicht mehr zeitgemäß; die Industrie hat ihn beseitigt." — „Sie werden es erleben; es ist sehr möglich, daß ich, der ich Ihnen dies sage, Sie noch mit dem Gewehr in der Hand sehe." — „Mich? ich bin Künstler!" — „Wohl, aber Sie stehen in einem Alter, wo Sie immer noch mobil gemacht werden können; man wird Sie als Nationalgardisten sehr wohl

brauchen können." — „Meister! hier zu Lande hat man mir so viel Gutes erwiesen, daß ich mich lieber füsiliren ließe, ehe ich die Waffen gegen Deutschland trüge." — Hier ward unsere Unterredung unterbrochen: Mad. Spohr kam, und in ihrer Gegenwart durften wir dies Thema nicht weiter fortsetzen. Einige Minuten später küßte ich dem Meister die Hand; er drückte die meinige und ich ging rasch weg und wagte es nicht, mich noch einmal umzusehen. — Einen Monat später sagte meine Frau ihm Lebewohl; als er sie bis zur Treppe begleitete, glänzte eine Thräne in seinen Augen, und seine letzten Worte waren: „Wenn Sie sich in Frankreich fest niedergelassen haben, werde ich Sie besuchen und einige Zeit bei Ihnen bleiben!" —

XXI. Die letzten Arbeiten. — Die letzten Reisen. — Die letzten Jahre.

Während ich in Kassel verweilte, hatte Spohr vierundzwanzig neue Werke componirt, unter die auch die „Symphonie historique," das „Quartettconcert," das Sextet und das dreißigste Quartett zu zählen sind, von denen ich schon geredet habe; ferner seine Doppelsymphonie „Irdisches und Göttliches im Menschenleben," seine 8. Symphonie, sein 128. Psalm: „Mit ew'gem Segen krönt der Herr," mit Orgelbegleitung, seine Ouvertüre zum „Concert im ernsten Style," sein 15. Concert, sein 4. Doppelquartett, 4 Trios für Piano, Violine und

Violoncelle, deren Eines der Mad. v. Malsburg dedicirt ist, sein 7. und 8. Quintett und seine Sonate (As-dur) für Piano à 4 mains, die er Mendelssohn dedicirte. Für einen solchen Mann wäre Ruhe so viel wie Tod gewesen; deshalb erscheint bald darauf, ungeachtet der politischen Erregtheit, die Jedermanns Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, sein 5. Trio und sein 31. Quartett. — Meine Beziehungen und Verbindungen mit dem Meister müssen mir fortan das Material für meine Geschichte liefern. Meine erste Sorge, nachdem ich Kassel verlassen hatte, war, meine Fähigkeiten, wie gering sie auch sein mögen, dem Andenken an die empfangenen Wohlthaten zu widmen. Deshalb ließ ich bald nach meiner Ankunft in Straßburg, bei einer Festlichkeit zum Besten der Polen, das 10. Concert von Spohr im Theater hören; dann begab ich mich nach Colmar und veranstaltete dort 4 Concerte, deren Ertrag ganz verwendet ward für die Unterstützung der deutschen Flüchtlinge, dieser unglücklichen Verbannten, welche jeden Tag die elsäßische Hauptstadt überschwemmten, und in einem Zustande unbeschreiblicher Entblößung erschienen. Was sollte ich mich an politischen Fragen, am Parteigeiste stören? Bei mir handelte es sich nicht darum, ob ich Royalisten, oder Republikaner, Aristokraten oder Demokraten vor mir hatte: ich sah nur leidende Menschen, die, wenn sie auch proscribirt waren, jenem Deutschland angehörten, das mich so gastirei aufgenommen hatte. Ich hielt es demnach für meine Pflicht, zu thun, wie ich that, und ich behandelte

Alle gleich. Diesen ersten Feldzug beschloß ich damit, daß ich zu Straßburg einen Instrumentalverein, unter dem Schutze der hl. Cäcilia, organisirte; am 5. April 1849, am Geburtstage Spohr's, sandte ich ihm ein Gratulationsschreiben und bat ihn, zugleich mit Onslow das Ehrenpräsidium in dieser meiner ersten Stiftung zu übernehmen; schon der Name dieses Vereins war mir eine liebe Erinnerung an meinen verehrtesten Lehrer. Er antwortete mir darauf in einem langen, liebevollen Schreiben, das wirklich so interessant ist, daß ich einige Stellen im Auszuge hier beifügen will:

„Kassel, den 7. April 1849.

Geehrter Herr und Freund!

. . . . . .

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die schönen Blätter, sowie für Ihren freundlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Daß Sie in diesem Jahre der Unruhen, wo man an Alles mehr, als an Musik dachte, so ohne festes Engagement, mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben würden, konnten wir uns wohl denken, und oft hat es meine Freude über die Erhebung des deutschen Volkes zur Freiheit und Einheit getrübt, wenn ich mir Ihre Lage in dem ebenso unruhigen Frankreich und deren Schwierigkeiten lebhaft dachte! Um so mehr freue ich mich nun, von Ihnen zu hören, daß es auch bei Ihnen wieder ruhiger wird und man anfängt, wieder an Musik zu denken. Als Beweis dient mir Ihre Nach-

richt, daß Sie in Straßburg eine musikalische Gesellschaft gestiftet haben, an deren Spitze Sie stehen. Bei Ihrer mir bekannten unermüdlichen Thätigkeit zweifle ich nicht, daß dies sowohl förderlich für die Kunst, als von günstigem Einflusse für Ihre äußere Lage sein werde, und so gratulire ich von Herzen dazu. Für die mich ehrende Ernennung zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft sage ich meinen verbindlichsten Dank. . . . . Hier hat die Zeit nicht ungünstig auf die Kunst eingewirkt. Theater und Concerte haben ihren ruhigen Fortgang gehabt und waren fast besuchter, wie früher. Auch meine Arbeiten haben keine Unterbrechung erlitten; obgleich nicht zu läugnen ist, daß man jetzt noch einmal so viel Zeit dem Zeitungslesen und der Politik zuwendet, wie in früheren Zeiten. — In neuester Zeit habe ich wieder ein Violinquartett geschrieben und auch schon einmal in unserem Quartettzirkel vorgetragen. Es wird jetzt, sowie das Sextett und das 4. Doppelquartett, die Sie schon kennen, hier bei Luckhardt gestochen. . . . . .

Indem ich bitte, mich Ihrer lieben Frau bestens zu empfehlen, von Herzen der Ihrige

NB. An Hrn. Rollé Louis Spohr.

die herzlichsten Grüße."

Der innigste Wunsch, den unser Held hegte, war der, sein Vaterland frei und einig zu sehen; er dachte, wenn die Einheit hergestellt sei, werde das deutsche Volk das größte, das mächtigste Volk der Welt sein. „Ist es nicht

absurd," sagte er, „daß es ein Belgien gibt, da man doch von Paris bis Antwerpen französisch spricht? und wozu so viele kleine Staaten in einem Lande, wo man italienisch redet, von Sicilien bis Turin? Nun! ebenso ist es in dem großen Länderbereiche, wo man vom Rheine bis an die Nord- und Ostsee und bis nach Warschau deutsch spricht. Aber Frankreich und Rußland fürchten eine Einheit, die uns stärker machen würde, als sie sind; darum wird die Zerstückelung unseres Vaterlandes aufrecht erhalten, deshalb bleibt es unter der getheilten Herrschaft einer großen Anzahl von Regenten." Das war Spohr's Meinung, und obschon er sie gar nicht verheimlichte, achteten die Fürsten dennoch nicht nur seine Freimüthigkeit, sondern beeiferten sich bis zu seinem Lebensende ihm glänzende Beweise ihrer Sympathie für sein Genie zu geben, das sie mit vollstem Rechte als einen Ruhm des Jahrhunderts ansehen. Er ward nach und nach zum Ritter des kurfürstlichen Wilhelmsordens, des königl. preußischen rothen Adlerordens, der herzogl. sächsisch-ernestinischen Verdienstmedaille, und des königl. bayerischen Maximiliansordens ernannt. Ich unterlasse es, die wahrhaft fürstlichen Geschenke aufzuzählen, mit denen seine Schränke wörtlich überfüllt waren. Aber bei all' diesen Manifestationen seiner Gedanken und bei all' dieser Freimüthigkeit in seinen Aeußerungen, die überall außerhalb Deutschland von schlimmen Folgen für ihn hätten sein können, entfernte sich Spohr niemals von der Kunst, diesem Hauptziele, dem er auch jetzt noch, trotz seines hohen Alters,

mit einer unablässigen Anstrengung nachstrebte. So trieb er es schon seit 50 Jahren; denn am 10. August 1849 waren es schon 10 Lustra, daß er sich mit Musik beschäftigte und 22 Jahre, daß die Universität Marburg ihn zum Doctor ernannt hatte; darum ließ man zu Kassel auch keine Gelegenheit unbenutzt, wo man den Nestor der Musik verherrlichen konnte; man feierte, was selten möglich ist, sein Jubiläum. An diesem Tage gedachte der alte Capellmeister seiner Mutter, seines Lehrers Eck, seines Protectors Karl Wilhelm Ferdinand, denen er diese lange, glorreiche und fruchtbare Existenz verdankte; sein Herz war schmerzlich ergriffen bei dem Gedanken, wie lange schon er all' diese Geliebten verloren habe! — Gerade um diese Zeit, in der jetzt unsere Geschichte spielt, beschäftigte mich der Gedanke, meinen Wohlthäter zu verherrlichen. Ich kam auf die Idee, für das nächste Jahr ein Musikfest zu Straßburg zu veranstalten, bei dem vorzugsweise Spohr'sche Musik producirt werden sollte. Ich schrieb ihm darüber: mein Wunsch wäre es gewesen, diese Feierlichkeit nach dem Vorbilde derer in Deutschland, in der Schweiz und in England herzustellen. In seiner Antwort, datirt „Kassel den 15. Sept. 1849," finde ich folgende, für meinen Zweck geeignete Zeilen: „Gelingt es Ihnen, ein Musikfest zu Stande zu bringen, und tüchtige Kräfte für würdige Aufführungen zu vereinigen, und findet es in der Zeit meiner Ferien, von Mitte Juni bis Ende Juli statt, so bin ich sehr gerne erbötig, daran Theil zu nehmen, und die Direction einiger der größten, für die

Aufführung bestimmten Werke, zu übernehmen. Vor Allem ist es doch wohl in Ihrem Plane, am ersten Tage des Festes ein großes Oratorium zu geben? Dies bildete bei allen Musikfesten, die bisher in Deutschland, England und der Schweiz stattfanden, stets den Glanzpunkt des Festes! Für die Instrumental- und Virtuosenmusik ist dann der zweite Tag. Haben Sie erst einen Plan und ein Programm für Ihr Fest entworfen, so bitte ich um dessen Mittheilung: vielleicht werde ich Ihnen dann mit meinem Rathe nützlich sein können, da ich in meinem Leben so vielen Musikfesten beigewohnt habe. Ihrer lieben Frau unsere herzlichsten Grüße. Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft stets ganz der Ihrige Louis Spohr."

Man sieht hieraus, wie gerne Spohr zur Ausführung meines Vorhabens mitwirken wollte; und hatte ich auch keine andere, so blieb mir doch die Freude, daß meine Idee über die Festlichkeit ganz so war, wie Spohr sie im angeführten Schreiben bezeichnete. Sie mußte leider eine bloße Idee bleiben; sie sollte nicht realisirt werden, trotz aller Anstrengung von meiner Seite und von Seiten des Doctor Eissen, des ehemaligen Präfecten vom Oberrheine, welcher Präsident in unserem Cäcilienvereine war. Die Ursache vom Scheitern dieses Projectes ist kurz folgende: einestheils stimmten wir beide in unserer Ansicht nicht mit der damaligen Municipalität überein, die überhaupt sehr wetterwendig war, und deshalb durchaus nicht auf sich rechnen ließ; anderntheils hatten wir die ganze einheimische artistische Coterie gegen uns, der sehr

viel daran lag, daß das Unternehmen nicht zu Stande komme; denn es war der Anstoß dazu nicht aus ihrem Kopfe entsprungen, es war ja nur eine Schöpfung, zu der die Anregung von einem Fremden, wie sie mich zu nennen beliebten, ausging. Dies Alles war mehr als genug, um die Sache scheitern zu machen. Was ist da zu machen, wo man sich einer systematischen Opposition gegenüber befindet, die unaufhörlich durch die kleinlichsten, absurdesten Bedenklichkeiten Alles zu hemmen sucht, was der Musik den einer großen Stadt würdigen Aufschwung geben konnte? Dieser Widerwärtigkeiten und Vexationen überdrüssig, nahm ich nach einem glänzenden Concerte, in dem Beethoven's Pastoralsymphonie producirt wurde, meine Entlassung: nach aller Arbeit, nach allen gebrachten Opfern, blieb mir als Ersatz das Bedauern der Vereinsmitglieder, die mir ein Dankschreiben sandten und darin sagten: „Ihnen verdankt die Stadt Straßburg das Wiederaufleben der großen Musik, die durch Ihre Anregung nun wieder regelmäßig von ihren Liebhabern gespielt wird. ꝛc." Ich besann mich nicht lange und kehrte nach Kassel zurück, um mich bei meinem Meister und meinen Freunden wieder zu stählen; da vergaß ich gar bald wieder die Straßburger Coterie und Kleinstädterei bei der guten Musik und beim eifrigen Componiren, dem ich unter der Leitung Kraushaar's und mit Benutzung der Kritik von Spohr mich hingab. Den belehrenden Unterhaltungen, die ich mit Letzterem über die Kunst hatte, folgten andere einer anderen Art, die aber nicht

weniger interessant waren, weil sie mich mehr und mehr den Mann nach allen Seiten erkennen ließen und würdigen lehrten. Er sprach unter Anderem von seinen Reisen nach Braunschweig und Frankfurt im Jahre 1848. Dort ward er innigst bewegt, als er das Theater wieder betrat, wo er debütirt hatte, und einen Theil seiner Familie wiederfand; bei dieser genoß er Freuden, die, wie er sagte, die schönsten Triumphe aufwogen. Zu Frankfurt machte die großartige Nationalversammlung einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn, da sie, wie die französische Reaction, bei ihren Reformbestrebungen „die Berge kreisen ließ, um eine lächerliche Maus zu gebären." So viel war ihm klar geworden, daß die Einheit Deutschlands mehr als je fern sei. Ich tröstete ihn, so gut ich es vermochte, indem ich ihm meine Theorie von den Centralpunkten entgegenstellte und ihm mit mathematischer Zuverlässigkeit bewies, daß, wenn es Paris manchmal gelinge, eine Scheinfreiheit zu Tage zu fördern, es sich meistentheils so füge, daß die wahre Freiheit zu geeigneter Zeit wieder gänzlich vernichtet werde.

Am 1. Mai 1850 — es war ein Mittwoch.— hatte ich das Glück, der ersten Aufführung des umgestalteten „Faust" beizuwohnen, wie er in 3 Akten mit Recitativen gegeben wird; dadurch ist die herrliche Oper viel glänzender und zugleich vollständiger und logischer geworden. Das allein hätte die Reise aufgewogen, schrieb ich meiner Frau; ich wünschte nur, daß das Theater in Straßburg ein gleiches Meisterwerk besäße, mit der Herrlichkeit des Sängerpersonals

und der Scenerie; denn das muß man in Wahrheit sagen, es war für diese solenne Vorstellung nichts gespart worden, und der Fürst zeigte sich, wie es schon sein Vater zu thun pflegte, auf's Aeußerste sorgfältig für den Glanz seines Theaters.

Bevor ich weiter gehe, muß ich hier einen Irrthum gut machen, in den ich verfallen war, als ich am vergangenen 31. Octbr. meinen „nekrologischen Artikel" für die „Postzeitung" schrieb. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Es verstand sich von selbst, daß ich bei der Anwesenheit zu Kassel, von der ich eben erzähle, auch die mir so befreundete Familie H. nicht überging. Eines Abends, als wir bei einer Tasse Thee versammelt waren, und wie gewöhnlich eine kleine Sonate von Haydn gespielt war, erzählte mir Madame, deren Gemahl seit meiner Abreise avancirt war, im Vertrauen, daß einige Zeit nach dem Jubiläum von 1847 der Prinzregent Spohr den Adelstitel angeboten habe, um ihn für die lange Dienstzeit zu belohnen, daß der Meister aber dafür gedankt habe mit den Worten: „Mein Name ist kurzweg Spohr, ich will nichts hinzufügen!" Es scheint, daß diese Mittheilung auf einem Irrthume beruht; man erzählte sich das zu Kassel in jener Zeit der Revolution mit vielen anderen Aufschneidereien, die alle auf die Rechnung des Prinzen kamen. Meine Freunde hatten ihr Glauben geschenkt und ich ihnen. Jeder Zeit macht man gerne einen Irrthum, besonders wenn man ihn unabsichtlich beging, wieder gut; dies wollte ich nicht

unterlassen, und kehre nun wieder zu meiner Erzählung zurück.

Zur Zeit meiner Abreise ließ mich Spohr, da ich ein Fremder war, als Ehrenmitglied in den von ihm gestifteten Verein zur Unterstützung der Künstler aufnehmen. Als er diesmal von mir Abschied nahm, was, ich weiß nicht warum, noch mehr Eindruck auf mich machte, als 1848, sagte er mir für Frankreich ein Königthum voraus, und für Deutschland eine Revolution, die Alles auf den ursprünglichen Zustand zurückführen werde. Er täuschte sich nicht; denn er selbst hatte bald von den Verwirrungen zu leiden, die besonders das Kurfürstenthum Hessen betrafen. Er schrieb mir namentlich darüber, was er in künstlerischer Beziehung zu leiden hatte, am 13. November 1850 Folgendes: „Jetzt steht es so schlecht mit unserem Orchester, daß wir gar keine Opern mehr geben können; denn sämmtliche Regimentsmusiker sind nach und nach von hier weggezogen, und die Musiker der preußischen Regimenter dürfen wir nicht annehmen, da die Preußen als Feinde angesehen werden. Um daher nur Entreakte zu den Schauspielen machen zu können, hat man einige Blasinstrumente der Bürgergarde nehmen müssen, die aber für die Oper nicht tauglich sind. Auch unsere Abonnementsconcerte können in diesem Winter nicht stattfinden. Um daher nur irgend eine Einnahme für unsere Wittwencasse zu gewinnen, haben wir Quartettsoiréen angekündigt, die in 8 Tagen beginnen werden. — Um so viel wie möglich die böse Zeit — — — — —

— — — — — — — — zu vergessen, habe ich wieder mit Eifer zu arbeiten begonnen, und ein neues Quintett für Streichinstrumente (das siebente) beinahe vollendet. — Meine neue Simphonie, die Jahreszeiten, ist hier noch nicht aufgeführt worden, wohl aber in Leipzig und Berlin. Auch nach London ist sie verschrieben worden, und ich wurde sogleich eingeladen, sie dort selbst zu dirigiren, mußte aber leider, weil ich keinen Urlaub bekommen konnte, ablehnen. — Ihren schönen Aufsatz, in welchem auch dieser neuesten Sinfonie erwähnt wird, haben wir und unsere Bekannten mit großem Interesse gelesen rc." — Die Preußen waren am 2. Novbr., 11 Uhr Morgens, eingerückt; als ich diese Nachricht in den Zeitungen las, beeilte ich mich, an den Meister zu schreiben, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen: seine Antwort kennen wir nun. Dieses Jahr war für Spohr ein sehr trauriges, da er sich zum ersten Male in seinem Leben seines Orchesters beraubt sah. Mehr aber, als seine eigenen Bedrängnisse, schmerzte ihn der Gedanke, jene Wittwen und Waisen leiden zu sehen, denen er mit väterlicher Sorgfalt das tägliche Brod verschafft hatte. Und doch war er bei jenem Alter angelangt, wo ziemlich allgemein der Egoismus zur zweiten Natur wird. — Aber nein! wir würden uns sehr täuschen, wenn wir auch bei unserem Helden eine Periode des Sinkens annehmen wollten; weder auf moralischem, noch auf physischem Gebiete, ist bei ihm solches wahrzunehmen. Was Gefühle und Meinungen anlangt, haben wir schon gese-

hen, daß er jugendlich geblieben ist; was die Kunst anlangt, sehen wir ihn in seinem 65. Jahre seine Symphonie „die Jahreszeiten" componiren, welchen Gegenstand Haydn in demselben Lebensalter in einem Oratorium behandelt hat. Ebenso wie Haydn, ebenso wie Händel, der alt und blind noch erhabene Compositionen lieferte und bis zu seiner letzten Stunde noch Orgel spielte, liefert auch Spohr noch neue Meisterwerke in jener Lebensperiode, wo man so viele Leute ermüdet, abgemattet von der Last des Lebens, sich nach Ruhe sehnen sieht. Nein! bei diesem Manne zeigt sich keine Abnahme! Sucht er nicht nach Arbeit? Sagt er nicht selbst: „ich habe wieder mit Eifer zu arbeiten angefangen?" In Ermangelung eines Orchesters, in Ermangelung großer Concerte gibt er Soiréen mit Quartetten: gestern vollendete er sein 143., heute sein 144. Werk! Hatte ich nicht Recht, wenn ich ihn den Ahasverus auf dem Kunstgebiete nannte? Mir scheint, Gott hatte ihm eine ewige Jugendkraft verliehen! Wollen wir dafür einen neuen Beweis haben, so lesen wir nur sein Schreiben, das er am 18. Januar des folgenden Jahres an mich richtete: „Nach der Rückkehr der Gardemusik," schrieb er, „haben wir nun noch unsere gewöhnlichen Abonnementsconcerte veranstaltet. Gestern fand das erste Concert statt, war aber leider nur wenig besucht, obgleich es ein interessantes Programm darbot. Die Stadt hat zu sehr durch die Einquartirungen gelitten, und die Stimmung der Leute ist zu trübe, um Freude an der Musik zu haben! Es wurde zum

ersten Male meine neue Simphonie „die Jahreszeiten" executirt und zwar recht gut, obgleich sie wohl die schwerste meiner Simphonien ist. Ich mußte aber auch drei Proben daron machen. Sie wird jetzt in Hamburg bei Schuberth gestochen, sowie auch das 5. Piano-Trio." — Zwei Monate vorher war der Meister eine Seele ohne Leib, ein König ohne Unterthanen, nun ist er wieder ein Chef, der seinen Thron wieder eingenommen hat — sein Orchester ist wieder da und spielt seine Symphonien! der Cäcilienverein, der Quartettcirkel, Abonnementsconcerte, Orchesterproben und Aufführungen — Alles beginnt wieder, Alles lebt für ihn wieder auf und er ist wieder der Alte; die ersten Verleger Deutschlands reißen sich darum, seine Sachen in Stich zu bekommen. O fahre fort, großer Meister! fahre immer so fort! Könnten wir so zur Feier deines hundertsten Geburtstages kommen und diesen Tag so viel Mal segnen, an dem Dich der Himmel der Erde für die Verherrlichung der Kunst gegeben hat! . . . .

Spohr macht sich auf's Neue an die Arbeit; er schreibt fast in Einem fort, legt fast die Feder nicht aus der Hand; es erscheinen: sechs Salonsstücke für Piano und Violine, die er der Prinzeß von Sondershausen dedicirt, und dafür als Zeichen der Anerkennung einen Ring empfängt; ferner erscheint sein 32. Quartett, sein Septett für Piano, Violine, Violoncello, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, endlich ein Rondolett für Piano, sein 149. Werk!! das letzte . . . .; denn ach! wenn auch die fatale Periode,

die wir angekündigt hatten, ihren traurigen Einfluß auf die Werke des unermüdlichen Musikers nicht ausübte: kommen mußte sie doch einmal, nach einem letzten Aufflackern, nach einem letzten Aufleuchten, das schon die Spuren des Erlöschens in sich trägt, wenn es auch noch so hell leuchtet. — Gegen sein 70. Jahr hin fing der Coloß an, die Ermüdung vom langen Wege zu fühlen. Am 22. November 1857 waren es beinahe 58 Jahre, daß er auf dem Kampfplatze erschienen war und 35 davon hatte er das Orchester von Kassel dirigirt. An diesem Tage schlug ihm seine Leidensstunde — sie schlägt einem Jeden nach dem Vorbilde unsers göttlichen Meisters einmal, früher oder später. Die seine begann mit einem Abschiede, den ein ganzes Publikum vom Altmeister der Musik in ganz Europa nahm; mit jenem traurigen Rendezvous einer ganzen Stadt, die kam, um ihm noch einmal zu applaudiren bei einem seiner unsterblichen Meisterwerke: „Jessonda!" Dies Mal weinten der Greis und sein Publikum, er, indem er von seinem Directionspulte herabstieg, den er für alle Zeit verherrlicht hatte; die Andern, indem sie ihm die letzten Blumen zuwarfen! *)

---

*) Ein Kasseler Tagblatt gibt über diese Soirée nach dem Berichte von Otto Kraushaar folgende Details: „Am 22. November 1857 dirigirte Spohr seine Oper „Jessonda" zum letzten Male und beschloß damit seine Wirksamkeit als General-Musikdirector und Hofcapellmeister am kurfürstl. Hoftheater zu Kassel. Auch an diesem Abende, an welchem der Meister in

Auch nach meiner Rückkehr in mein Vaterland verlor ich meinen Wohlthäter nicht aus den Augen: 1857 war ich Hauptredacter der „Union instrumentale" und ich schickte ihm regelmäßig mein Journal, das, wie man sich leicht vorstellen kann, mehr wie Ein Mal seine Leser von ihm unterhielt. Als ich die Nachricht vom Rücktritte

---

gewohnter würdevoller Haltung an der Spitze seines Orchesters stand, war die Verehrung für ihn eine einstimmig enthusiastische. Er wurde, als er, vor dem Beginne der Oper, am reich geschmückten und bekränzten Dirigentenpulte erschien, mit maßlosem Jubel empfangen. Auch die Ouvertüre und viele andere Nummern der Oper erhielten rauschenden Beifall. Das Duett der Amazili und des Nadori im zweiten Akte wurde da capo verlangt. Nach Beendigung der Oper wurde Spohr stürmisch gerufen, und als er auf der Bühne erschien, wo sich das Personal der Sänger und Schauspieler versammelt hatte, wurde er abermals allseitig freudig begrüßt. Blumen und Kränze flogen in reicher Anzahl aus dem Raume des Auditoriums dem gefeierten Meister entgegen. Fräulein Harke nahte sich ihm, sprach einige, dem Augenblicke entsprechende Worte in gebundener Redeform mit warmem, gefühlvollem Ausdrucke und reichte ihm den verdienten Lorbeerkranz. Auch dieser Akt war von reichem Beifalle begleitet. Spohr, der sichtlich tief bewegt war, dankte schweigend. Nachdem der Vorhang gefallen, begann das Orchester den Kriegsmarsch aus des Meisters Symphonie „die Weihe der Töne." Der rauschende Jubel erneuerte sich und Spohr willfahrte nochmals dem Wunsche des enthusiastischen Publikums, ihn zu sehen; er erschien wiederholt an der Spitze des auf der Bühne versammelten Künstlerkreises und dankte nochmals durch allseitige Verbeugung."

Spohr's zu Paris vernahm, waren gerade 9 Monate verflossen, seit ich von der Behörde, mit Genehmigung des Ministeriums der schönen Künste, das Privilegium zu den Concerts-Malibran erhielt. Meine Freude darüber, daß nun Paris bald einen eigenen Concertsal erhalten werde, ward noch durch den Gedanken erhöht, daß der freigewordene Meister eines Tages kommen und meine Schöpfung im Schooße der großen Stadt einweihen und dann dort eine Reihe von Triumphen feiern könne, wie sie ihm sein ganz ergebener Schüler bei einer so feierlichen Veranlassung auf das Beste bereiten wollte. Aber, wie nichtig, wie unzuverlässig sind die menschlichen Pläne? In demselben Jahre trat die harte Handelskrise ein, setzte ganz Europa in Schrecken und nahm meinen Actionären allen Muth. Ein solch' colossales Unternehmen, eine solche künstlerische Speculation, wie ich sie beabsichtigte, läßt sich ohne active Mitwirkung der Capitalisten nicht ausführen; wir mußten unser Project auf eine bessere Zeit aufschieben. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß die ministerielle Entscheidung sich auf keine bestimmte Zeit beschränke, daß sie mithin in Geltung bleibe und bei meiner mir wohlbewußten Beharrlichkeit früher oder später doch zur Ausführung kommen werde. Kann man anders verfahren bei Verhältnissen, bei denen in jeder Minute die wichtigsten Angelegenheiten durch die kommenden Ereignisse auf unübersteigliche Hemmnisse stoßen können? Da ist es immer besser, sich zu der Schule des Demokrit als zu der des Heraklit zu bekennen. Indeß über-

steigt das System des Ersteren gar oft die menschlichen Kräfte; denn ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich die Nachricht vernahm, daß den Meister am 26. December 1857 ein Unfall betroffen habe: der arme Mann hatte den linken Arm gebrochen, als er am Tage nach Weihnachten, die er noch mit seiner Familie gefeiert hatte, aus dem Museum sich nach Hause begeben wollte. Dieser Unfall ließ um so mehr für sein Leben fürchten, da er noch die Folgen eines wenige Jahre vorher erlittenen Falles auf dem Eise empfand. Glücklicherweise waren die Befürchtungen unbegründet, Dank seiner eisernen Constitution erholte er sich wieder ziemlich schnell. Prag mit seinem kunstliebenden Publikum konnte sich sechs Monate später seiner Anwesenheit erfreuen und seine Gesinnung bei Gelegenheit einer Vorstellung der Stradella im Theater kund geben: während derselben zeigte man sich gegenseitig den großen Meister und es mußte ihm mehr als Ein Mal auffallen, wie er ein vorzüglicher Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sei. — Er wollte dem großen Musikfeste beiwohnen und dirigirte am 6. Juli 1858 seine „Jessonda" an demselben Platze, wo sein mit besonderer Vorliebe geschätzter Held seinen „Don Juan" dirigirt hatte. Nie und nirgends empfand Spohr ein größeres Entzücken und einen lebhafteren Enthusiasmus als in dieser Stadt, die er sich zur Wohnstätte ausersehen hätte, wenn nicht Kassel seine Residenz gewesen wäre. Vor der Rückreise wollte Popelka, einer der Handelsfürsten zu Prag, un-

ferm Helden besondere Ehre auf seinem Gute Koshir erweisen, wo das Meisterwerk aller lyrischen Meisterwerke componirt worden war. Wahrlich! Mozart's Geist mußte ergriffen sein bei dem Anblicke des edlen Greises, der sich mit zärtlicher Rührung vor seinem Genie ehrfurchtsvoll beugte; er hätte sich wie der Schatten Friedrich's des Großen bei dem Besuche Napaleon's I. im Grabe regen müssen. Diese feierliche Reise brachte in die traurige Lage Spohr's einige Zerstreuung und Erheiterung; konnte sie aber nicht gänzlich beseitigen; er hatte kein Orchester mehr — das war ihm die größte Entbehrung. Vergebens machte er sich an die Composition eines Requiems: er fühlte zu sehr, wie seine Geisteskraft abnahm; er sah sich genöthigt, sein Instrument, das ihm zur anderen Seele geworden war und von dem er sich nie trennen wollte, auf die Seite zu legen — er spielte nur noch Altviol bei seinen Quartetten, die er sein Leben lang mit Lust und Liebe dirigirt hatte; dann nahm sein Gehör ab und er kränkte sich wie ein Kind über die Fehler, die er, ohne es wahrzunehmen, machte. Vergebens suchten seine Frau, seine Kinder, die ihn wie Schutzengel umgaben, ihn zu zerstreuen, zu ermuthigen: sein Leben ward ihm mehr und mehr zum Ueberdruß. Seine treue Freundin, Mad. v. Malsburg, verdoppelte ihre zuvorkommende Freundlichkeit gegen ihn; sie brachte ihn auf ihr Landgut, damit er mitten unter seinen leidenschaftlich geliebten Blumen an der Landluft sich erfrische. Aber auch da zeigte sich ihm ein neuer Gegen-

stand der Betrübniß, eine neue Ursache des Schmerzes: er merkte mehr als je seine Schwäche, da er beim Aus- und Einsteigen in den Wagen die Hülfe zweier Männer bedurfte. — Auch sein Nachfolger, Capellmeister Reiß, bot alles Mögliche auf, um den Meister mit Rücksichten, Hochachtung und Ehrfurcht zu überhäufen; obgleich er ein Schüler Mendelsohn's und ein sehr gewandter Dirigent war, beiragte er doch seinen Vorgänger, hörte seine Meinung und befolgte sie nach Kräften; und dies war keineswegs ohne Folgen; Spohr betrachtete ihn als seinen Freund, machte sich ein Vergnügen daraus, in das Orchester zu kommen und ihm mit einer Art von Sorgfalt zu folgen. Als unser Held in der Folge dies nach höherer Anordnung nicht mehr durfte und in seiner Loge bleiben mußte, verursachte es ihm neuen Schmerz, daß er nicht mehr unter seinen Musikern sein könne. Ich bin fest überzeugt, wie auch das Gegentheil scheinen mag, in dieser Anordnung des Fürsten war nicht im Mindesten etwas beabsichtigt, was für Spohr hätte kränkend sein können. Man muß den Charakter der Leute kennen, um ihre Handlungen beurtheilen zu können: der Kurfürst verstand in Sachen der Etiquette keinen Scherz; Spohr war Generalmusikdirecter, ein Fürst der Kunst; darum sollte der Herr Generaldirector von seinen Untergebenen abgesondert sein und sie von der Höhe seiner Directorialloge herab regieren.

Wäre Spohr nur 10 Jahre jünger gewesen, so würde er ohne Zweifel die neue Welt besucht haben und

würde dort empfangen worden sein, wie die Amerikaner berühmte Männer auszuzeichnen pflegen; aber sein hohes Alter verhinderte ihn, den wiederholt aus New-York an ihn gestellten Gesuchen zu entsprechen. Man darf deshalb aber doch nicht glauben, daß er ein Stubenhocker geworden sei; er hatte vielmehr immer noch Lust und Liebe zu Ausflügen. So nahm er eine Einladung an, ein Concert zu Hannover zu dirigiren; er wurde dort mit offenen Armen von den Künstlern, vom Hofe und besonders vom Könige empfangen, der, wie bekannt, selbst Componist und einer der competentesten Liebhaber in ganz Deutschland ist. Bei dieser Gelegenheit überreichte ihm das Orchester des königlichen Theaters, zu dem auch Joachim und Kömpel als Violinisten gehörten, einen herrlichen silbernen Taktirstock, der auf Kosten des Königs gekauft worden war. — 1858 kam er auch wieder einmal nach Frankfurt, wo man ihm auf Betreiben seiner Freunde eine Serenade gab, bei welcher nur Musik seiner Composition producirt wurde; auch die ganze Bevölkerung der Stadt bezeugte ihm nach seinem Verdienste Theilnahme. Mochte er auch manche Kränkungen daselbst früher zu erleiden gehabt haben: er liebte diese Stadt doch, in der ihm auch viele aufrichtige Liebe bewiesen wurde; in ihr hatte er in jüngeren Jahren mit seiner Familie gewohnt, in ihr hatte er ein kunstverständiges Publikum gefunden: darum war ein Besuch in dieser Stadt für ihn stets ein wahres Fest. Man konnte jedoch bei dieser ganzen Reise merken, daß er weniger heiter,

weniger theilnehmend als sonst war; die Hinfälligkeit schien sich seiner immer mehr zu bemächtigen; das Alter, das schon viele Runzeln auf sein Gesicht gegraben hatte, machte seine Schritte wankend und beugte sein ehrwürdiges Haupt, mit einem Worte — er war nicht mehr, wenn ich so sagen darf, der jugendliche Greis, wie ihn Adel gemalt hat, sondern war der Mann geworden, wie ihn das unserer Schrift beigegebene Portrait zeigt: so sagte mir André von Offenbach, der eine sehr schöne Lithographie vom Meister besitzt. — Indeß war dem Meister am Abende seines Lebens doch noch eine schöne Freude bestimmt, die nämlich, seinen Schüler Bott, der so zu sagen sein Adoptivsohn geworden, nach dem Mißgeschicke, das ihn zu Kassel betroffen hatte, zu einer andern und zwar vortheilhaften Stellung gelangen zu sehen. Bott, der, fast noch als Kind, in die Schule des Meisters eintrat, ist bis zum Ende dessen Lieblingsschüler geblieben. Auch Stähle steht ihm in dieser Beziehung nach, der doch Spohr's einziger Schüler in der Compositionslehre war, welcher für die Bühne eine ernste Oper lieferte, und dies zwar schon in seinem zwanzigsten Jahre, dann aber leider in Folge allzu angestrengter Arbeit frühzeitig gestorben ist. Am 12. April 1859 begab sich der Meister an den Hof von Meiningen, um das Installationsconcert des neuen Capellmeisters Bott zu dirigiren, ein Concert, in welchem fast ausschließlich Werke von ihm aufgeführt wurden. Nach dieser Soirée, die durch die seltene Ver-

anlassung noch an Interesse gewann, führte die Harmonie unter den Fenstern des Meisters sein Notturno auf; rauschender Beifall ertönte von Seiten des Publikums, unter das sich — gewiß eine große Auszeichnung — der Herzog selbst begeben hatte, um den alten Meister durch seine Anwesenheit zu ehren! So etwas würde man schwerlich Einen aus unserer bürgerlichen Noblesse thun sehen! — Auf dieser wie auf der Prager Reise war Spohr von seiner Frau, von seiner Schwägerin Carolina Pfeiffer, die ihm eine seltene Anhänglichkeit bezeugte, und von Mad. v. Malsburg, die man seine Unzertrennliche nennen könnte, begleitet. „Am Tage der Abreise" erzählte mir diese gute Dame über die Reise, „bemühte sich Spohr, ohne auf seine alten Beine Rücksicht zu nehmen, meine zwei Stiegen zu mir herauf, um mich abzuholen: ich war nicht ganz wohl und lehnte es Anfangs ab; aber er ließ mit Bitten nicht nach und sagte zuletzt sein „O, kommen Sie doch!" mit einem so herzlichen Ausdrucke, daß ich wahrlich nicht mehr widerstehen konnte. Ich weiß sehr wohl, daß es zur Freundschaft nicht erforderlich ist, sich nahe zu sein, aber zum Glücklichsein! Ueberdieß sagte mir eine Ahnung, dies werde die letzte Reise sein, die ich mit Spohr machen würde." Durch eine solche Anhänglichkeit wird man unwillkürlich an jene Stelle der hl. Schrift erinnert, wo der Ecclesiasticus sagt: „Ein treuer Freund ist ein starker Schirm: und wer ihn gefunden, hat einen Schatz gefunden!" — Mad. v. Malsburg hatte Recht — sie

hatte in ihrer Ahnung gleichsam eine Botschaft von Oben erhalten; nach seiner Rückkehr von Meiningen beugte sich seine majestätische Gestalt mehr und mehr, seine Kräfte schwanden zusehends und er konnte fast nicht mehr ohne einen stützenden Arm gehen. Im Oktober 1859 kam Prinz Friedrich von Hessen mit seiner Gemahlin, der Prinzeß Anna von Preußen, auf kurze Zeit nach Kassel und wünschten Spohr zu sehen. Spohr vernahm dies und begab sich mit Mühe nach dem Schlosse Bellevue. Das hohe Paar, welches den ersten Stock im Pallais bewohnte, begab sich in das Erdgeschoß, das zum Empfang des großen Musikers bereit gehalten war, da sie dachten, es werde ihm Mühe machen, die Stufen zu ihnen hinaufzusteigen. Die Unterhaltung drehte sich um die Compositionen des alten Meisters; zuletzt bat die Prinzeß mit jener sie charakterisirenden, unbeschreiblichen Anmuth den Herrn Capellmeister, er möge doch die Güte haben, in ihr Album eine Stelle aus der Jessonda zu schreiben. Daß Spohr diesem lieblichen Ersuchen mit aller Freundlichkeit entsprach, brauchen wir nicht zu sagen. Der Prinz selbst begleitete ihn dann bis an die Pforte.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft empfindet Spohr eine außerordentliche Schwäche, eine Niedergeschlagenheit, wie er sie nie gekannt; seine Gedanken sind unstät, sein Blick ist stier und gebrochen, sein Gesichtsausdruck läßt eine völlige Theilnahmlosigkeit gegen Alles, was um ihn vorgeht, erkennen; er will gehen und wankt,

sinkt zusammen und muß zu Bett gebracht werden. Man redet ihn an und er antwortet kaum; seine Augen füllen sich mit Thränen; er hatte an seine alte Freundin gedacht, ohne die er nicht leben konnte, seiner Violine erinnerte er sich. — Dann bewegen sich seine Finger convulsivisch, sein Arm bewegt sich hin und her, als wenn er den Bogen führe. — Bald darauf hält er still und wird wieder regungslos; denn er ist müd, sehr müd! — Schon seit Langem hatte er zu Marianne gesagt: „Was thue ich jetzt noch auf der Welt?" und an die Musik denkend, für die er nun nichts mehr sein konnte, da er taub war, weinte er bitterlich. — Nun ist er krank, ohne daß die Aerzte einen Namen für diese Krankheit finden können: es ist die des Baumes, welcher keinen Saft mehr aufsaugt, die der Lampe, welche den letzten Tropfen Oel verzehrt. Bald schwindet das Bewußtsein gänzlich; seine Familie bleibt um ihn versammelt, trägt alle mögliche Sorge und bemüht sich, ihm die zärtlichste Liebe zu erweisen: aber er blickt und sieht nicht, er hört und versteht nicht, tastet und fühlt nicht: alle Sinne sind stumpf geworden. Wohnt seine Seele nicht mehr in diesem Körper? oder präludirt sie schon in himmlischen Harmonien? Möglich! denn er scheint zu träumen, und seine Finger bewegen sich noch mit Lebhaftigkeit und seine rechte Hand läßt den Bogen auf's Neue über erdachte Saiten gehen! — So geht es fünf Tage lang fort; fünf Tage, die nicht diesem, und nicht jenem Leben angehören; dann . . . . hatte er

gelebt und sein Geist enteilte zu seinem Gotte. . . . So erlosch Spohr sanft, ohne Schmerzensruf, ohne Convulsionen, ohne Agonie in seinem kleinen Hause zu Kassel, Samstag den 22. October 1859 um 9½ Uhr Abends, hundert Jahre nach Händel, in jenem fatalen Monate, der auch einen Scarlatti, Sacchini, Mehul und Boieldieu sterben sah. Er ward alt 75 Jahre, 6 Monate, 17 Tage. Am folgenden Tage legte die musikalische Welt, welche schon bei der Nachricht vom Erkranken des alten Meisters in unruhige Besorgniß gerathen war, nun bei der Todesbotschaft Trauer an; der Klang der Todtenglocke erscholl von einem Ende Deutschlands zum andern, und das Vaterland vergaß auf Augenblicke, daß es sich zur Feier eines großen Dichters rüstete, um einen Musiker zu beweinen, der ihm zu so großem Ruhme gereichte. War er als Violinist nicht der letzte Repräsentant jener großen Schule, die er nach Viotti, Rode, Kreutzer und Baillot verherrlichte? Schloß er als Componist nach Mendelssohn und Onslow nicht jene reiche musikalische Plejade, die mit Palestrina, Lulli, Händel und Bach begonnen hatte? Zu Wien, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, überall sang man die erhabenen Lieder, die seinem Geiste entströmt waren. Zu Kassel durfte auf fürstlichen Befehl, während mehreren Tagen die Militärmusik nur Stücke spielen, die der Feder des Generaldirectors entflossen waren. Zu Frankfurt, wohin ich nach Spohr's Vorhersagung aus dem Jahre 1848 während des Krieges gekommen war, sah ich Messer trotz eines nicht unbedeutenden Unwohlseins mit

einer unerhörten Willenskraft als großer Capellmeister ein Fragment aus „den letzten Dingen" durch den Cäcilienverein aufführen. O, diese hundert Stimmen, welche diese schöne Musik sangen, sagten es mir auf's Neue, daß ihr Schöpfer unsterblich sei! O, wie zerrissen mir diese Klänge das Herz! Ich war gekommen, um meinem Meister ein Werk vorzulegen, und ich sollte mich nur über sein Grab beugen! — O wie folterte dieser Gedanke mein Herz! Einigen Trost fand ich jedoch in dem Anblicke all' der Ehrenbezeugungen, welche man von allen Seiten meinem Wohlthäter darbrachte. Tatzrath von Frankfurt modelirte sein Medaillon, Schäffer von Kassel, der aus einem Musiker ein Bildhauer geworden, verfertigte seine Büste und ein annonymer Dichter schloß seine klagende Elegie mit den schönen Versen, die sein Incognito bedauern lassen:

„Tragt den Staub an seinen Ort,
Erde gebt der Erde —
Unvergänglich lebt uns fort,
Ewig, der Verklärte."

Dies irae! — Am 25. October, 3 Uhr, fährt ein Leichenwagen, von den Trauerklängen der Gesänge umwogt, die der Liederkranz vorträgt, von der leeren Trauerwohnung ab, die sterbliche Hülle des großen Mannes verläßt sie auf immer: der Kurfürst mit den Seinigen begibt sich an die Fenster eines Hauses am Königsplatze, entblößt sein Haupt und verneigt sich, als der Leichenwagen naht; er läßt seinen eigenen Wagen

in Trauerlivrée bei dem Leichenconduft mitgehen; der König von Hannover bezeugt seine ehrende Theilnahme durch einen goldnen Lorbeerzweig; der Generalintendant, der Capellmeister Reiß, das Orchester und das ganze Theaterpersonal mit seinen ältesten Mitgliedern Schupank, Föppel und Bieberhofer, und eine ganze Schaar von Schülern und Freunden, selbst aus weiter Ferne herbeigeeilt, sind dort zu erblicken. Fast eine halbe Stunde weit, die ganze Strecke entlang, welche das kleine Haus von dem Friedhofe trennt, erblickt man Leute an den Fenstern und an der Straße, welche den Sarg des alten Meisters zum letzten Male grüßen; er war ja auch 37 Jahre lang in ihrer Mitte verweilt und ihre Trauer um ihn eine völlig gerechte. Nachdem die letzten Töne des Trauergesanges verklungen und der Geistliche seine edle Ansprache und Hinweisung auf Gott beendigt hatte, geht die Schaar tiefbewegt auseinander und hat den Namen Spohr im Herzen und auf den Lippen. In dem Augenblicke kommt Böhm, ein Schüler des Verstorbenen von Rotterdam, leider zu spät an; er wirft sich auf das Grab, von dem man ihn erst nach einer peinlichen Stunde mit Mühe hinwegbringen kann.

Und jetzt! wer wird nach Spohr kommen, nach diesen so großen Männern, welche das Universum mit ihrem Namen, mit ihren Werken angefüllt haben? Gewiß will Gott nicht, daß die Kunst aus Mangel an Genie erlösche und untergehe; er hat uns die Kunst ja zum Troste in diesem Lande der Verbannung gegeben,

und sie muß, wie ihr göttlicher Ursprung, unvergänglich sein. Ja! wenn seine allmächtige Hand Einen der erhabenen Künstler von der Welt hinwegnimmt, wo sie unsere Freude, unser Stolz sind, ist schon wieder ein andrer da oder wenigstens nahe, der von da ausgeht, wo der Andere aufgehört hat, und die fortschreitende Entwicklung der Kunst vermittelt, wie sich das zu allen Zeiten in Poesie, Malerei und Musik kund gibt. Selig möge des Dahingeschiedenen Seele im Schooße ihres göttlichen Schöpfers sein — sie hat ja so viel zu seiner Verherrlichung beigetragen! Sie möge glücklich sein auf ewig um des Guten willen, das sie hienieden vollbracht hat: ja sicher hat sie dort oben ihren Lohn schon erhalten, wie er ihr auch schon auf der Erde zu Theil ward. Man kann mit vollster Wahrheit von diesem großen Musiker sagen: „Sein Leben war ein langer Triumph, sein Tod ist die Unsterblichkeit!“

Verzeichniß
der
Schüler von Louis Spohr.

Braunschweig.	1. Grünwald aus Dresden . .	1805.
„	2. Ferd. Spohr a. Braunschweig	„
Gotha.	3. Hildebrandt a. Rathenow . .	1807.
„	4. Wizmann a. Carlsruhe . .	„
„	5. Franz a. Dresden	„
„	6. Bönlein a. Mannheim . .	1808.
„	7. Frei a. Mannheim . . .	„
„	8. Ostückenberg a. Gotha . .	„
„	9. Lampert a. Gotha	„
„	10. Göze a. Weimar	„
„	11. Eberwein a. Rudolstadt . .	1809.
„	12. v. Schmerfeld a. Marburg .	„
„	13. Naß a. Breslau	1810.
„	14. Wassermann a. Philippsthal .	„
„	15. Jacob a. Carlsbad . . .	„
„	16. Probst a. Ballenstädt . . .	„

Gotha.	17. Beer a. Hamburg	1811.
„	18. Maurer a. Leipzig . . .	„
„	19. Hauptmann a. Dresden . .	„
„	20. Bach a. Meiningen . . .	„
„	21. Schäfer a. Dortmund . . .	„
Wien.	22. Keil a. Wien	1812.
„	23. Peters a. Wien	„
„	24. Friedenheim a. Wien . . .	„
„	25. Ansbacher a. Wien . . .	1813.
„	26. Gebrüder Grafen v. Germaloff a. Moskau .	„
„	27. Graf Borgewsky a. Kiew .	„
„	28. Fürst Zwetwertinsky a. Petersburg	1814.
„	29. Graf Zamoisky a. Lemberg .	„
„	30. Lübke a. Bückeburg . . .	„
Mailand.	31. Graf Albert Grzymala a. Warschau	1816.
Neapel.	32. Ornori de Vito a. Neapel .	1817.
„	33. Dannini a. Neapel	„
Frankfurt a. M.	34. Schmidt a. Detmold . . .	1818.
„	35. Urspruch a. Frankfurt a. M. .	„
„	36. Schmidtmann a. Duisburg .	„
„	37. Banzert a. Braunschweig . .	1819.
„	38. Bärwolf a. Wiesbaden . .	„
London.	39. General Cappel a. London .	1820.
„	40. Lorsen a. Bremen	„
„	41. Küper a. London	„

Gandersheim.	42. Eduard Grund a. Hamburg	1820.
Kassel.	43. Lindenau a. Hamburg . . .	1822.
„	44. Odernal a. Bremen . . .	„
„	45. Gerke a. Lüneburg zum 1. Male	„
„	46. Pott a. Nordheim	„
„	47. Küsserath a. Düsseldorf . .	„
„	48. Mühlenbruck a. Altona . .	„
„	49. Ries a. Venn	1823.
„	50. David a. Hamburg . . .	„
„	51. Pacius a. Hamburg . . .	„
„	52. Hehm a. Aschaffenburg . .	„
„	53. Radeltahr a. Hamburg . .	„
„	54. Hartmann a. Coblenz . . .	„
„	55. Hermann a. Nordhausen . .	„
„	56. Seifarth a. Hamburg . . .	„
„	57. Fischer a. Ballenstädt z. 1. Male	„
„	58. Burgmüller a. Düsseldorf . .	1827.
„	59. Gerke a. Lüneburg zum 2. Male	„
„	60. Schmidt a. Rinteln . . .	„
„	61. Güth a. Cassel	„
„	62. Bublmann a. Hamm . . .	„
„	63. Carl a. Rudolstadt . . .	„
„	64. Brand a. Rudolstadt . . .	„
„	65. Mahr a. Copenhagen . . .	„
„	66. Siebert a. Arolsen	„
„	67. Scheuermann a. Arolsen . .	„
„	68. Franz a. Celle	„
„	69. Weizmann a. Berlin . . .	1828.

Kassel.	70. Götz a. Pösneck zum 1. Male . .	1828.
„	71. Schmiedekampf a. Rostock . . .	„
„	72. Eichler a. Leipzig	„
„	73. Mawkes a. London	1830.
„	74. Fischel a. Königsberg	„
„	75. Allern a. Iserlohn	„
„	76. Heise a. Ludwigslust	„
„	77. Reuter a. Wertheim	1831.
„	78. Pfeifer a. Hersfeld	„
„	79. Will a. Hanau	„
„	80. Winter a. Leipzig	„
„	81. Göhring a. Coburg	„
„	82. Kiel a. Sondershausen	„
„	83. Teichert a. Cassel	„
„	84. Maier a. Ansbach	„
„	85. Lindner a. Hamm	„
„	86. Verninger a. Mainz	„
„	87. Abel a. Greifswalde zum 1. Male	„
„	88. Ballin a. Hanau	„
„	89. Schöne a. Brünn	„
„	90. Karbowsky a. Kassel	„
„	91. Harras a. Arnstadt	1833.
„	92. Abel a. Greifswalde zum 2. Male	„
„	93. Wolff a. Crefeld	„
„	94. Blagrove a. London	„
„	95. Martin a. Hanau	1834.
„	96. Götz a. Pösneck zum 2. Male . .	„
„	97. Brandenburg a. Erfurt	„

Kassel.	98.	Kramer a. Braunschweig	1834.
„	99.	Bork a. Königsberg	„
„	100.	Reder a. Würzburg	„
„	101.	Sarteri a. Würzburg	1835.
„	102.	Weidemüller a. Gotha	„
„	103.	Bärwelf a. Montabauer	„
„	104.	Hill a. Newyork	„
„	105.	Fischer a. Ballenstädt zum 2. Male	„
„	106.	Mansbach a. Kassel	1836.
„	107	Heisterhagen a. Kassel	„
„	108.	Howard a. Leuden	„
„	109.	Hauck a. Petersburg	„
„	110.	Hernziel a. Lemberg	„
„	111.	Töhler a. Ekardsberge	„
„	112.	Winterstein a. Dresden	„
„	113.	Haltmerth a. Dessau	1837.
„	114.	Backstatter a. Rotenburg	„
„	115.	Landowsky a. Warschau	„
„	116.	Schneider a. Schweinfurt	„
„	117.	Walbrül a. Bonn zum 1. Male .	„
„	118.	Eisenbaum a. Warschau	„
„	119.	Jacobi a. Göttingen zum 1. Male	1838.
„	120.	Kepi a. Kurhafen	„
„	121.	Lethierry a. Lille	„
„	122.	Meisner a. Lille	„
„	123.	Luminais a. Paris	„
„	124.	Hartmann a. Friedland	1839.
„	125.	Herp a. Meiningen	„

Kassel.	126.	Abendroth a. Greußen	1839.
„	127.	Müller a. Münster	„
„	128.	Wagener a. Eimbeck	„
„	129.	Bode a. Köthen	„
„	130.	Wittich a. Köthen	„
„	131.	Böhm a. Gandersheim	„
„	132.	Lehmann a. Nürnberg	„
„	133.	Wenigmann a. Königswinter .	1840.
„	134.	Restad a. Norwegen	„
„	135.	Heuckeroth a. Eschwege	1841.
„	136.	Bott a. Kassel	„
„	137.	Schürmann a. Bielefeld	„
„	138.	Langenbach a. Iserlohn	„
„	139.	Unger a. Göttingen	„
„	140.	Greiner a. Schwarzburg-Rudolstadt	„
„	141.	Mahr a. Hildburghausen	„
„	142.	Deverle a. preuß. Minden . . .	1842.
„	143.	Tivandüll a. Liverpool	„
„	144.	Stähle a. Kassel	„
„	145.	Deichmann a. Hannover	„
„	146.	Gräwe a. Westphalen	„
„	147.	Georges a. Nordhausen	1843.
„	148.	Friedrich a. Crefeld	„
„	149.	Range a. Grimmen bei Stralsund	„
„	150.	Schletterer a. Grimmen bei Stralsund	„
„	151.	Bührmann a. Kassel	„
„	152.	Beie a. Altona	1844.
„	153.	Kömpel a. Brückenau	„

Kassel.	154.	Zeiß a. Allendorf	1844.
„	155.	Jacobsen a. Altona	„
„	156.	Widmann a. Berlin	1845.
„	157.	Hauser a. Wien	„
„	158.	Kerbusch a. Köln	„
„	159.	Malibran a. Paris	„
„	160.	Walbrül a. Bonn zum 2. Male .	„
„	161.	Häßler a. Sondershausen . . .	„
„	162.	Kubnert a. Köln	1846.
„	163.	Jacobi a. Coburg	„
„	164.	Neumann a. Breslau	„
„	165.	Meyer a. Herford	„
„	166.	Otto a. Magdeburg	1847.
„	167.	Richter a. Breslau	1848
„	168.	Hermann a. Hanau	„
„	169.	Jacobi a. Göttingen zum 2. Male .	1849
„	170.	Schmidt a. Hannover	„
„	171.	Hünv a. Horgen bei Zürich . .	„
„	172.	Bargher a. Bückeburg zum 1. Male	„
„	173.	Dietz a. Marburg	„
„	174.	Rundnagel a. Hersfeld	1851.
„	175.	Hartmann a. Roßbach	1852.
„	176.	Waldau a. Roßbach	„
„	177.	Hassel a. Hagen	„
„	178.	Schöler a. Weimar	„
„	179.	Tilcher a. Fulda	„
„	180.	Hunnemann a. Möhringen . . .	„
„	181.	Carl Spehr a. Orpherode . . .	1856.

Kassel. 182. Toste a. Copenhagen . . . . . 1856.
„ 183. Zipf a. Kassel . . . . . „
„ 184. Herbold a. Kassel . . . . . „
„ 185. Tannenbaum a. Wolfhagen . . . „
„ 186. Heilemann a. Kassel . . . . . „
„ 187. Bargber a. Bückeburg zum 2. Male „

Berichtigungen.

Seite 22.	Zeile	4 v. u.	sind die Worte „ihm in dem" zu streichen.
„ 22.	„	3 v. u.	statt „Manier geschriebenen" zu setzen „Violinschule."
„ 22.	„	3 v. u.	nach „A-moll-Concerto" noch einzuschalten „desselben."
„ 23.	„	16 v. o.	statt „Tattini, Paganini" zu setzen „Tartini, Pugnani."
„ 26.	„	5 v. u.	statt „Sextett" zu lesen „Septett."
„ 209.	„	1 v. o.	ist das Wörtchen „wurde" zu streichen.
„ 263.	„	2 v. o.	statt „nicht an seinem Platze" zu lesen „in heftiger Aufregung."

Louis Spohr's

Selbstbiographie.

Erster Band.

Die Herausgabe einer Uebersetzung in englischer, französischer und anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

Louis Spohr's

Selbstbiographie.

Erster Band.

Cassel und Göttingen:

Georg H. Wigand.

1860.

[illegible]
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorrede.

Wenn wir versuchen, in diesem Vorworte, welches die schmucklose Selbstbiographie des allgemein verehrten Meisters bei dem größeren Publikum einführen soll, in einigen Hauptzügen einen kurzen Ueberblick über das Wesen eines so bedeutenden Mannes, eine der edelsten Naturen zu geben, so möchte dies von Manchem kaum für nöthig erachtet werden, da sein Charakter in weitem Kreise bekannt ist und sich in den eigenen Schilderungen, welche dieses Buch bringt, genügend und besser als es die Worte eines Anderen vermögen, kund giebt; — ja, es könnte das, was hier mitgetheilt werden soll, Einzelnen vielleicht im Lichte eines befangenen Urtheiles erscheinen, als eine in Biographien, die ihren Helden über Alles stellen, häufig vorkommende Beschönigung oder übermäßige Erhebung alles dessen, was Spohr war und was in seinem Leben und Wirken hervortrat. Diese Besorgniß darf uns jedoch nicht abhalten, die Beobachtungen, welche wir aus unmittelbarer Nähe zu machen Gelegenheit hatten, darzulegen und die hierdurch gewonnene Ueberzeugung auszusprechen. Wir gestehen es offen, wir sind in Folge eines

langen vertrauten Umganges so durchdrungen von Bewunderung und Ehrfurcht für diese seltene Vereinigung eines eben so großen Künstlers als edlen Menschen, daß wir gerne sehen im Voraus — wenigstens für die, welche ihm im Leben nicht nahe genug gestanden haben, um seine ganze Eigenthümlichkeit zu erkennen oder zu durchdringen, — einige Züge seines Wesens und Charakters zusammenstellen möchten, welche zur Ergänzung und näheren Beleuchtung des harmonischen Lebensbildes beitragen mögen, welches er selbst in so anspruchloser Weise hier allmählig vor uns aufrollt, und in denen manche Einzelnheiten ihre Erklärung finden dürften.

Schon nach dem, was allgemein bekannt und anerkannt ist, wird man leicht zugeben, daß die Künstlergeschichte nicht eben reich an Persönlichkeiten ist, welche der unseres Spohr zur Seite gesetzt werden können, welche sich, so wie er, in allen Verhältnissen eines langen Lebens frei und rein erhalten haben von den Verführungen, denen solche in die Oeffentlichkeit tretende große Männer ausgesetzt sind. Wohl ist es schön, grade in der gegenwärtigen Zeit ein Fürst auf dem Gebiete der Musik zu sein, wo eine richtigere und vollkommnere Erkenntniß des Einflusses, den diese auf die allgemeine Bildung, auf Sittlichkeit und Seelenerhebung hat, ihr eine so hohe Stelle anweisen, wo diese edle Kunst besonders gepflegt und geliebt wird und deshalb die Meister derselben vor anderen Kunstkoryphäen Vieles voraus haben; — doch unzertrennlich von diesen Vortheilen sind auch die Klippen, an denen wir die sittliche Haltung so mancher musikalischen Berühmtheit und Genialität heut zu Tage wie zu allen Zeiten haben scheitern sehen. Aber alle Verführungen eines aufregenden, der Oeffentlichkeit anheim gefallenen Lebens, zu dem die Meister der Tonkunst von vorne herein verurtheilt sind, sie prallten ab an dem so zu sagen exclusiven Charakter

unseres Spohr, der nur seiner „Idea“, wie Raphael sagt, seiner Kunst lebte, die er von ganzer Seele liebte und heilig hielt, für die er mit allen Kräften wirkte. Hierin lag ihm der Zweck, die Aufgabe seines Lebens, der Beruf, den er fast sechszig Jahre hindurch mit einem Ernst und einer Treue erfüllte, welche ihn vor vielen nahe liegenden Abwegen sicherten.

Nie sind einem Künstler wohl mehr Huldigungen jeder Art dargebracht, als ihm, und wie bescheiden, wie anspruchlos ist er dabei geblieben. Ja, wir waren oft Zeuge, daß starke Ausbrüche des Beifalls über seine Leistungen ihn eher drückten und belästigten als erfreuten. Wenn er sich bei seinem Spiele selbst genügt hatte, war er schon allein hierdurch zufrieden; hörte er jedoch von einem begeisterten Musikfreunde, oder etwa einer musikalischen Größe, die er für urtheilsfähig hielt, ein anerkennendes oder lobendes Wort aussprechen, dann lächelte er wohl und es flog ein Zug von Behagen über sein edles Gesicht, oder er knüpfte allenfalls auch einen Scherz daran. Dagegen sagte es ihm wenig zu, wenn er nach seinem meisterhaften Spiel in Concerten, so wie nach Aufführung seiner Werke, oder bei Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren im Theater veranstaltete, z. B. bei seinem Jubiläum, stürmisch hervorgerufen wurde, wonach Andere so oft begierig streben. Er äußerte dann wohl, „es sei ihm, als wenn er auf das Schaffot geführt würde.“

Auch nach anderer Richtung hin gab sich seine einfache, bescheidene Weise kund. Ich habe ihm oft namhafte und unnamhafte Fremde, die mich darum baten, zugeführt und zwar zu jeder Tageszeit, die nicht in Cassel gewesen sein wollten, ohne Spohr gehört zu haben; und immer ging er auf das Ersuchen ohne Umstände ein und spielte mit seiner Frau einige seiner schönen Salonstücke und dgl., als wenn

es nicht anders sein könnte. Ein Preciösthun, wie man es oft bei Künstlern findet, war ihm ganz fremd; er war immer bereit durch Musik zu erfreuen. So war er auch jeden Abend bis zum spätesten Alter gern erbötig, Quartett zu spielen, sofern nur die zur Mitwirkung nöthigen Musiker herbeizuschaffen waren, wodurch den Casseler Musikfreunden während einer langen Reihe von Jahren die größten Kunstgenüsse geworden sind; denn in dieser Weise, wie es hier geschah, so eingehend in den Sinn der Compositionen, wird man gewiß nicht leicht wieder Quartetten von Haydn, Mozart, Beethoven und Spohr vortragen hören!

Als ein ferneres Zeugniß für sein einfaches Wesen, und seinen Sinn für Zurückgezogenheit können wir anführen — um aus vielen Zügen einen hervorzuheben — daß er die im Anfange gemiethete schöne Wohnung in der Bellevue zu Cassel bald verließ, um sie mit einer friedlichen Ländlichkeit, mit einer kleinen Gartenwohnung zu vertauschen, während seine Einkünfte wohl ausgereicht hätten, sich seinen Verhältnissen gemäß auf größerem Fuß einzurichten. Daselbst lebte er und schaffte er während sechsunddreißig Jahren in einem Parterrezimmer von etwa vierzehn Fuß Länge und Breite; ein etwas größeres diente zum Quartettspiel. Später ließ er einen kleinen Musiksaal anbauen, nicht des Luxus wegen, sondern zur Ehre der Kunst, damit die Musik sich besser darin ausnehme. Die bescheidene Einrichtung seiner Arbeitsstube, ohne Sopha, behielt er bis an sein Ende bei, weil er von einem dolce far niente nichts wußte. Jede Mußestunde brachte er in seinem Gärtchen, zwischen seinen Blumen zu, die er sehr liebte und mitunter sorgsam pflegte.

Noch ein Beweis, wie wenig er nach äußeren Ehren strebte, liegt wohl darin, daß er — ebensowenig wie seine Musik um den Beifall der Menge buhlte — niemals einem Fürsten oder Großen irgend eine seiner Compositionen zuge-

eignet hat (er müßte denn ganz unabweislich dazu aufgefordert sein, was wohl einige Male geschehen ist), wohl aber öfter seinen Freunden und Collegen. Ebenso waren auch die Orden, mit denen er überhäuft wurde, ihm sehr lästig, weil er sie doch bei feierlichen Gelegenheiten Ehren halber tragen mußte. So kam es einst, daß er auf dem Wege nach dem Theater, wo er zur Feier des Kurfürstlichen Geburtstages die Festoper zu dirigiren hatte, bei einer Wärme von etwa zwanzig Graden in einen Wintermantel eingehüllt, betroffen wurde. Ein Begegnender fragt ihn theilnehmend, „ob er denn krank sei?“ „O, nein“, entgegnet er, seinen Mantel zurückschlagend und die Brust voll Orden zeigend, „ich schäme mich nur, so über die Straße zu gehen.“

Diesen Zügen einer fast kindlichen Bescheidenheit könnten wir hier noch viele von seiner eben so seltenen Uneigennützigkeit anreihen, wir überlassen es indessen der Lebensbeschreibung selbst, den Beweis hierfür im Allgemeinen zu liefern, und erinnern nur daran, was schon in seinen Nekrologen häufig angeführt wurde, wie er auf das für jedes Jahr ihm zugesicherte Benefiz-Concert verzichtete und dafür vom Kurfürsten die Erlaubniß erbat, in jedem Winter sechs Concerte für einen von ihm zu gründenden Unterstützungsfond für arme Musiker und deren Nachkommen, unter Mitwirkung des Orchesters und des Opernpersonales, zu geben. Eben so aufopfernd war er, wenn Schüler, die in großer Zahl hier eintrafen, talentvoll aber dabei mittellos waren. Dann verabschiedete er gerne die weniger versprechenden, wenn auch zahlenden Schüler, um jenen seine Zeit und Kräfte zuzuwenden, durch deren Förderung er zugleich zum Besten der Kunst zu wirken hoffte.

Wenn man Spohr öfter im Leben wortkarg fand — worüber ich häufig habe klagen hören — so war der Grund dazu nicht Unfreundlichkeit, Stolz oder Theilnahmlosigkeit

gegen Andere; sondern es lag dies an seinem fortwährenden Schaffen, bei dem ihm die durch Anreden verursachten Störungen zuweilen unangenehm und lästig waren *). Wo er ging und stand war er meist mit musikalischen Ideen, die ihm eben zuflossen oder die er im Geiste ausarbeitete, beschäftigt; als ich ihn einst, da er den siebenziger Jahren nahe war, fragte, warum er nicht vorzöge, einen Wagen zu nehmen, um den weiten Weg bis zur Schwimmanstalt zurückzulegen, antwortete er mir, daß er beim Hinab und Heraufsteigen in der Regel nicht viel vom Wege merke, weil er fortwährend componire. Ja, gewöhnliche Menschen wissen nicht, welche Qual sie einem Manne bereiten, der vom Himmel dazu bestimmt ist, zur Erhebung der Seelen schöpferisch zu wirken, wenn sie zur Unzeit mit ihm von alltäglichen Dingen reden, wenn er sich mit leeren Formen der Höflichkeit und Etiquette befassen soll! — Man mußte das Glück haben, Spohr grade in einem unbeschäftigten Augenblicke zu finden, wo sein Geist nach einer vollendeten Arbeit einen Moment ruhete, wenn man sich seiner gesprächigen Laune erfreuen wollte; oder man mußte ihn hören, wenn er von einer Reise zurückkam, wie er mit der liebenswürdigsten Beredtsamkeit von allem Erlebten die lebhafteste und genaueste Rechenschaft gab. Die Gewandtheit der Rede, die Schärfe des Ausdruckes, die Lieblichkeit der Vortragsweise bei solchen Gelegenheiten, so auch wenn er aus seinem Leben erzählte, war, wie mancher Glückliche erfahren hat, ganz bezaubernd und wer ihn je so mittheilend gesehen, der würde nicht begreifen

*) So erzählt man sich auch, daß der sonst so gesellige Mozart einst beim Billartspiel nicht geantwortet und immer vor sich hingebrummt hat; als er darüber zur Rede gesetzt wird, sagte er, daß er grade die Melodie für Papageno ausgebildet, die dieser mit dem Schlosse vor dem Munde vorzutragen habe.

können, wie man demselben Manne den Vorwurf der Wortkargheit machen konnte, wenn diese nicht eben ihre Erklärung gefunden hätte.

Neben seiner Bescheidenheit und Uneigennützigkeit war die Freiheitsliebe (im besten Sinne des Wortes) ein hervorstechender Charakterzug dieses bedeutenden Mannes. Wie allen hohen edlen Seelen war ihm die Unredlichkeit, das Abweichen vom Gesetzmäßigen — an welchem er auch in seiner Kunst so streng festhielt — in den Tod zuwider. Seine bekannte Hinneigung zur sogenannten liberalen Seite, die ihm wohl von oben her zum Vorwurfe gemacht ist, war eine natürliche Folge davon. So haßte er unverhohlen die Willkühr, den Druck, die Verfolgung und suchte ihnen um der guten Sache willen überall nach Kräften entgegen zu treten, ja er sprach sich wenigstens, wenn er nicht dagegen ankämpfen konnte, ohne Scheu und im Innersten entrüstet darüber aus. Im Gegensatze hierzu ordnete er sich selbst willig Allen unter, zu denen er im Verhältniß der Pietät stand, wie seinen Eltern, Lehrern, Obern ꝛc. Sein andauernd gutes Verhältniß mit Freunden, Collegen *) und Schülern ist vielfach besprochen, er kannte keinen Neid, sondern nur die aufrichtigste Freude über die Erfolge und Leistungen Anderer; er hatte daher eigentlich keinen Feind, was wohl im Leben eines Mannes, der so lange gewirkt hat und mit Tausenden in die verschiedenartigste Berührung gekommen ist, sich nicht oft wiederholen mag.

---

*) In Folge hiervon findet sich unter seinen Papieren ein reicher Schatz an musikalischen Gedenkblättern, welche in mannigfacher Hinsicht Werth und Interesse haben. Sie bestehen aus noch ungedruckten Antiphonien, Canons, Liedern, Menuetten, Präludien, Capricien, Tuettino's, Terzetten, Nachtgesängen, Märschen, Chören ꝛc., z. B. von Beethoven, Cherubini, Mozart (dem Sohne), Meyerbeer, Carl M. v. Weber, Hummel, Zelter, A. Hoffmann, Hauptmann, Ries, Romberg, Merlacchi, Clementi, Danzi, Moscheles, Rode ꝛc.

Die Harmlosigkeit, ja man darf sagen, die Kindlichkeit seines Wesens, verbunden mit der Unfähigkeit nachzutragen, welche ihm bis in's hohe Alter blieb, hat sich wohl nie auffälliger erwiesen, als da er im November 1857 plötzlich gegen seinen Wunsch pensionirt wurde und zwar mit einer geringeren Summe als der, auf welche er hätte Anspruch machen können. Er ließ sich dies nicht allein ohne Widerspruch gefallen, indem er meinte, da er von nun an nichts mehr zu leisten habe, so sei es ja eigentlich schon Geld genug, und dann könne er sich wohl diesen Abzug gefallen lassen mit Rücksicht auf die nun endlich erlangte volle Freiheit reisen zu dürfen, wann und wohin er wolle; eine Freude, die ihm früher so oft durch verweigerten Urlaub verkümmert worden war; — sondern er ging sogar auf den Wunsch der Theaterbehörde ein, noch nach seiner Verabschiedung, als Schluß seiner Wirksamkeit eine seiner Opern (zum großen Gewinne der Theaterkasse) nochmals zu dirigiren. Er zeigte also keinen Groll über die unwillkommene und ihn verkürzende Verabschiedung, selbst nicht als sein Abschiednehmen in recht auffallender Weise auf dem Theaterzettel angezeigt wurde.

Haben wir nun in dem bisher Gesagten nur einige allgemeine Anschauungen von dem liebenswürdigen Charakter unseres verewigten Meisters zu geben versucht, die in seinem hier folgenden Leben ihre Bestätigung finden werden, so sei es uns zum Schlusse vergönnt, noch auf einige einzelne Momente dieses Lebens hinzuweisen, die vielleicht in den Augen mancher Leser einer Erläuterung zu bedürfen scheinen.

Spohr war, wie alle edlen Naturen, streng sittlich und von einer fast mädchenhaften Züchtigkeit. Von dieser Ueberzeugung werden wir grade am lebhaftesten durchdrungen bei dem Lesen der naiven Bekenntnisse einiger in früheren Jahren vorgekommenen Liebesgeschichten. Einem warm fühlenden, poetischen und für alles Schöne begeisterten jungen Manne,

der so häufig in den Compositionen Anderer die Liebe schildern hört und selbst dieses menschlichste aller Gefühle musikalisch auszudrücken hat, kann man es nicht übel deuten, wenn er schönen Frauengestalten, die sich ihm wegen seiner anziehenden Persönlichkeit naheten, nicht gram war. Bei seinem Charakter, bei seiner strengen Sittlichkeit hielt er sich dabei aber immer in den Grenzen des Erlaubten, wenn auch durch seine Annäherung, oder vielmehr durch sein nicht Zurückstoßen, hie und da Hoffnungen einer Verbindung auf Lebenszeit erregt sein mögen, die aber zu seinem Glücke und zum Heile der Kunst sich nicht realisirten, bis er die wahre ihm ebenbürtige Gefährtin für's Leben gefunden hatte!

Spohr zeigt sich überall muthvoll, entschlossen, tapfer, mit einem Worte echt männlich; nur einmal mag er einer Gesellschaft in einem anderen Lichte erschienen sein, als er an einer Wirthstafel von einer Ohnmacht befallen wird, weil er sich am Zeigefinger der linken Hand beim Brodschneiden ein Stück der Fingerspitze abgeschnitten hat. Seiner Umgebung, die in dem Augenblick an die Größe der wahrscheinlichen Folgen dieser Verletzung, die Spohr mit einem Male in ihrer ganzen Totalität erfaßte und deren erschütterndes Gewicht ihn zu Boden schlug, nicht entfernt denken konnte, mochte der Contrast zwischen dem überkräftig aussehenden Manne und dieser Anwandlung von Schwäche nicht wenig auffallen. Wir können uns dagegen in diese vernichtende Gedankenreihe, die Spohr auf ein Mal überkommen mußte, wohl hineindenken und fühlen, wie ihm die furchtbare Aussicht nahe trat, seiner Kunst, dem Geigenspiel, welches er auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht, dem er den größten Theil seiner Jahre gewidmet, wodurch er sich und die Seinen zu ernähren hatte, nun vielleicht für sein ganzes Leben entsagen zu müssen. Dieser Eindruck war ein zu überwältigender!

Einiges ähnliche Andere, welches eine Erklärung verlangt, soll an seiner Stelle durch Anmerkungen in das richtige Licht gestellt werden.

Die Aufzeichnungen seiner Erlebnisse, die uns Spohr in den hier folgenden Blättern hinterlassen hat, reichen bis zum Anfange seines Casseler Aufenthaltes, also bis zum Jahre 1822 und sind in den Jahren 1847 bis zu Anfang des Jahres 1858 niedergeschrieben. Leider ist da unser Autobiograph mit einem Male verstummt, und es muß für die spätere Zeit eine aus vielen vorhandenen Quellen geschöpfte, mehr historische Darstellung seines bewegten Lebens an die Stelle der unmittelbaren eigenen Mittheilung treten; auch diese wird es sich jedoch zur Aufgabe machen, neben den äußeren Erlebnissen auch sein reiches inneres Leben, seine musikalischen Ansichten und Urtheile, wie sie aus seiner umfassenden, höchst interessanten Correspondenz zu entnehmen sind, vor dem Auge seiner Freunde und Verehrer zur Anschauung zu bringen.

Das letzte Jahr unseres Meisters war ein höchst trauriges für ihn und die Seinigen, indem er aus der geistigen und körperlichen Lethargie, in welche ihn Altersschwäche, vor Allem aber die Folgen eines Armbruches (am zweiten Weihnachtstage 1857) versetzt hatten, sich nur für Augenblicke erheben konnte. Grade die leibliche Stärke, wie die Geisteskraft, womit ihn der Himmel so reichlich ausgestattet und vor Anderen bevorzugt hatte, wurde in dieser Zeit für ihn die Quelle eines doppelten Leidens; denn einmal erschwerte es ihm sein äußeres Dasein, daß die altersschwach gewordenen Füße den fast sieben Fuß hohen Körper von verhältnißmäßigem stattlichen Umfange nicht mehr tragen wollten, — und zweitens mußte ein Mann wie er, der früher an alle Leibesübungen gewöhnt war mit denen ein körperlich starker Mensch dem Uebermaaß seiner Kräfte Rechnung trägt, an Schwimmen, Fußreisen,

Schlittschuhlaufen ꝛc., der außerdem sechs bis acht Stunden täglich durch Geigenspiel, Componiren, Dirigiren, Unterricht geben, Correspondenzen der ausgedehntesten Art, als Vorsitzender bei so vielen Preisvertheilungen für musikalische Werke ꝛc. ꝛc. ausfüllte, der also während eines so langen Lebens an eine seltene körperliche und geistige Thätigkeit sich gewöhnt hatte, — dieser mußte, als er mit einem Male dies Alles einzustellen gezwungen war, sich höchst unglücklich fühlen und es ist kein Wunder, daß in dieser Zeit, so treue Liebe und Freundschaft ihn auch in engen Kreisen umgab, der Wunsch nach Erlösung aus diesem unthätigen und darum für ihn freudlosen Leben, mehr und mehr sich in ihm festsetzte. So ist er denn auch, als die Stunde kam, die ihn zu einem höheren Dasein abrief, mit dem Ausdrucke der größten Zufriedenheit in seinen schönen edlen Zügen sanft entschlafen, und sein Andenken wird segnend fortwirken im Großen und Kleinen, sowohl durch die Werke, die er geschaffen hat, als durch das Beispiel seiner persönlichen Tugenden, für welche dieses Buch Zeugniß ablegt.

Cassel, im Januar 1860.

W.

Mein Vater, Karl Heinrich Spohr, Doctor der Arzneikunde, später Medicinalrath, war der Sohn eines Predigers zu Woltershausen im Hildesheimischen. Er hatte sich am 26. November 1782 mit Ernestine Henke, Tochter des Predigers an der Aegydienkirche zu Braunschweig, verheirathet und die erste Zeit bei den Schwiegereltern im Pfarrhause gewohnt.*) Ich war das älteste Kind dieser Ehe und wurde am 5. April 1784 geboren; zwei Jahre nachher ward mein Vater als Physicus nach Seesen versetzt. Meine frühesten Erinnerungen reichen bis zu jenem Umzuge hinauf, indem mir stets der Eindruck gegenwärtig geblieben ist, den das Weinen meiner Mutter, als sie nach dem Abschied von ihren Eltern in dem einfachen und etwas ländlichen Hause zu Seesen ankam, auf mich machte; auch erinnere ich mich noch des Geruchs frisch geweißter Wände, der mich daselbst unangenehm berührte, wie mir denn stets eine ungewöhnliche Empfänglichkeit und Feinheit der Sinne eigen geblieben ist.

In Seesen wurden mir vier Brüder und eine Schwester geboren.

Die Eltern waren musikalisch; der Vater blies Flöte, die Mutter, Schülerin des Kapellmeisters Schwaneberger in Braunschweig, spielte sehr fertig das Clavier und sang die italienischen Bravourarien der damaligen Zeit. Da sie sehr oft des Abends musicirten, so wurde der Sinn und die Liebe zur Ton-

*) Das Gebäude ist noch vorhanden und bildet unter Nr. 7 die Ecke des Aegydienkirchhofs in der Mönchsstraße. Man hat es seit längeren Jahren dem Militärmusikinstitute eingeräumt, nachdem das Kirchspiel in westphälischer Zeit aufgehoben worden war.

kunst schon früh bei mir geweckt. Zuerst begann ich, mit einer klaren Sopranstimme begabt, zu singen, und im vierten oder fünften Lebensjahre schon, durfte ich in Duetten mit der Mutter an den Abendmusiken Theil nehmen. Um diese Zeit war es, daß mir der Vater, meinem dringend geäußerten Wunsche nachgebend, auf einem Jahrmarkte eine Geige kaufte, auf der ich nun unaufhörlich spielte. Zuerst versuchte ich, die früher gesungenen Melodieen herauszubringen und war überglücklich, wenn die Mutter dazu accompagnirte.

Bald darauf bekam ich Unterricht beim Rektor Riemenschneider, und noch ist mir erinnerlich, daß ich nach der ersten Stunde, in der ich den G-dur-Accord auf allen vier Saiten der Geige hatte greifen lernen, im Entzücken über den Wohlklang desselben zur Mutter in die Küche eilte und ihr so unaufhörlich den Accord verharpeggirte, daß sie mich hinausjagen mußte. Als ich nun die Griffe der Geige nach Noten erlernt hatte, durfte ich auch als Geiger des Abends mitmusiciren, und besonders waren es drei Trios von Kalkbrenner für Piano, Flöte und Violine, die eingeübt und dann vor den Freunden des Hauses vorgetragen wurden.

Etwa um das Jahr 1790 oder 91 kam ein französischer Emigrant, Namens Dufour, nach Seesen, der, obgleich nur Dilettant, doch ein sehr fertiger Geiger und Violoncellist war. Er ließ sich dort nieder, erhielt Freitische bei den wohlhabenderen Einwohnern und ernährte sich durch Sprachunterricht. An den Tagen, wo er zu meinen Eltern kam, wurde nach Tisch jedes Mal musicirt, und mir ist erinnerlich geblieben, daß ich bis zu Thränen gerührt war, als ich ihn zum ersten Male spielen hörte. Nun ließ ich den Eltern keine Ruhe, bis ich bei ihm Unterricht erhielt.

Dufour, erstaunt über meine schnellen Fortschritte, war der Erste, welcher die Eltern zu bereden suchte, mich ganz der Musik zu widmen. Der Vater, der mich früher für das Studium der Medicin bestimmt hatte, ging bei seiner Vor-

liebe für die Musik bald darauf ein, hatte aber einen harten Kampf deshalb mit meinem Großvater, der sich unter einem Musiker nur einen Bierfiedler, der zum Tanze spielt, denken konnte. Später wurde mir die Genugthuung, nach meiner so frühen Anstellung als Kammermusikus in Braunschweig, dem alten Großvater, der mich sehr lieb hatte, eine bessere Meinung von der erwählten Künstlerlaufbahn beibringen zu können.

Während des Unterrichts bei Herrn Dufour machte ich auch meine ersten Compositionsversuche, bevor ich noch irgend einen Unterricht in der Harmonie erhalten hatte. Es waren Duette für zwei Violinen, die ich mit meinem Lehrer in den Abendmusikpartien vortrug und damit die Eltern im höchsten Grade überraschte. Noch erinnere ich mich des stolzen Gefühls, nun auch als Componist vor den Freunden des Hauses auftreten zu können. Als Honorar erhielt ich von den Eltern einen Prachtanzug, bestehend in einer rothen Jacke mit Stahlknöpfen und einem gelben Beinkleid nebst Schnürstiefeln mit Quasten, worum ich schon lange, wiewohl vergebens, sollicitirt hatte. Die Duetten, die der Vater sorgfältig aufgehoben hat, sind zwar incorrekt und kindisch, haben aber doch eine Form und einen fließenden Gesang.

Dieser erste glänzende Erfolg in der Composition hatte mich so begeistert, daß ich von nun an fast alle Stunden, die mir die Schule frei ließ, ähnlichen Versuchen widmete; ja ich wagte mich sogar an eine kleine Oper, deren Text ich aus dem Weiße'schen Kinderfreund nahm. Charakteristisch möchte es sein, daß ich bei dem Titel begann und diesen vor allen Dingen mit Tusche erst recht schön ausmalte; dann folgte die Ouvertüre, dann ein Chor, dann noch eine Arie, bei der aber die Arbeit in's Stocken gerieth. Da ich noch nie einer Opernaufführung beigewohnt hatte, so entnahm ich die Form zu diesen Musikstücken den Opern von Hiller „die Jagd" und „Lottchen am Hofe," welche die Mutter im Clavierauszuge besaß und oft mit mir und dem Vater gesungen hatte. Ich fühlte jedoch bald, daß es mir für ein solches Unter-

nehmen noch an Wissen und Geschick fehlte und wandte mich zu anderen Versuchen. Dabei hatte ich aber einen harten Strauß mit dem Vater, der fest darauf bestand, jede begonnene Arbeit müsse erst vollendet sein, bevor eine andere angefangen werden dürfe, und nur, weil der Vater sich überzeugte, daß ich so bedeutenden Arbeiten noch nicht gewachsen sei, durfte dies Mal eine Ausnahme gemacht werden; später nie wieder. Dieser Strenge habe ich meine Ausdauer in der Arbeit zu danken und bin der väterlichen Lehre stets eingedenk gewesen.

Da der Vater liebte, die Arbeiten seines Knaben zu beaufsichtigen, so gestattete er mir, mich in seiner Studirstube zu etabliren und ließ sich durch das Singen, Brummen und Pfeifen des kleinen Componisten nicht stören. Hatte dieser dann etwas Falsches aufgeschrieben, was oft genug geschah, und war genöthigt, es auszustreichen, so hörte dies der Vater sogleich und sagte halb ärgerlich: „Nun macht der dumme Junge wieder Fenster!“ So nannte er die Querstriche durch die Notenlinien beim Ausstreichen. Dies war mir empfindlich, und ist wohl die Veranlassung, daß ich mich zeitig gewöhnte, eine reinliche Partitur, in der nichts ausgestrichen sein durfte, zu schreiben.

Als es nun auf Dufour's Zureden beschlossen war, daß ich mich ganz der Musik widmen sollte, drang dieser darauf, daß ich nach Braunschweig gesandt werde, um weiteren, namentlich theoretischen Unterricht in der Musik zu erhalten. Dies konnte jedoch nicht geschehen, bevor ich confirmirt war. Nach einem streng befolgten Gesetz durfte die Confirmation im Herzogthum Braunschweig nicht vor dem vierzehnten Jahre stattfinden; um nun keine Zeit zu verlieren, wurde ich im zwölften Jahre zum Großvater in das Hildesheimische geschickt, wo es der Entscheidung der Prediger überlassen war, wie bald die Kinder zur Confirmation zugelassen werden sollten. Hier erhielt ich während eines Winterhalbjahres von dem gelehrten Großvater nicht nur in der Religion, sondern auch in manchen anderen Dingen Unterricht; nur

für Musikstunden war nicht gesorgt, da weder der Großvater, noch die Oheime etwas davon verstanden. So mußte ich denn zwei Mal in der Woche mit meiner Geige nach der Stadt Alfeld wandern und mit dem dortigen Cantor musiciren. Wie beschwerlich auch diese Wege bei der häufig unfreundlichen Winter-Witterung waren, so freute ich mich doch stets darauf, hauptsächlich wohl deshalb, weil ich mich dem Lehrer überlegen fühlte und diesen durch mein fertiges Notenlesen in Verlegenheit setzte, ja nicht selten den heimlichen Triumph hatte, ihn stecken bleiben zu sehen.

Auf der Hälfte des Wegs nach Alfeld lag eine einsame Mühle. Dort war ich bei einem starken Regenguß einmal eingetreten und hatte die Gunst der Müllerin so sehr gewonnen, daß ich von da an stets versprechen mußte, mit Kaffee, Kuchen und Obst gelabt wurde, und ihr dann zum Dank etwas auf der Violine verphantasirte. Noch ist mir erinnerlich, daß ich sie einst mit Variationen von Wranitzky über das Thema „Du bist liederlich," worin alle die Kunststückchen vorkamen, womit Paganini später die Welt entzückte, so außer sich setzte, daß sie mich an dem Tage gar nicht wieder von sich lassen wollte.

Nach der Rückkehr von Woltershausen wurde ich nun bald nach Braunschweig geschickt und in dem Hause des reichen Honigkuchenbäckers Michaelis, wo der Vater früher Arzt gewesen war und einst die Frau von der Wassersucht kurirt hatte, wie ein Kind des Hauses aufgenommen und von allen Bewohnern desselben mit Liebe behandelt.

Mit Eifer begann ich meine musikalischen und anderen Studien. Den Violinunterricht gab mir der Kammermusikus Kunisch, ein gründlicher und freundlicher Lehrer, dem ich viel verdanke. Nicht so freundlich war der Lehrer in der Harmonie und im Contrapunkt, ein alter Organist Namens Hartung, und noch weiß ich, wie dieser mich einst bös anfuhr, als ich ihm bald nach Beginn des Unterrichts eine Composition zur Ansicht vorlegte. „Damit hat es noch lange Zeit; erst muß man was lernen!" meinte

er. Nach einigen Monaten munterte er mich jedoch selbst auf, nun Versuche in der Composition zu machen, corrigirte dann aber so unbarmherzig und strich so viele nach meiner Meinung herrliche Gedanken, daß ich alle Lust verlor, ihm wieder etwas vorzulegen. Nicht lange nachher hörte wegen Kränklichkeit des alten Mannes der Unterricht auf und ist der einzige geblieben, den ich je in der Theorie gehabt habe. Ich war nun genöthigt, Belehrung in theoretischen Werken zu suchen; hauptsächlich half mir aber das Lesen guter Partituren, die ich durch Vermittlung meines Lehrers Kunisch aus der Theaterbibliothek geliehen bekam. So gelang es mir bald, correkt in der Harmonie schreiben zu lernen, und ich wagte es nun zum ersten Mal, in Braunschweig mit einer Violincomposition öffentlich aufzutreten. Es geschah dies im Schulconcert der Katharinen-Schule, die ich als Secundaner besuchte. Diese Concerte waren zur Uebung des Schulchors von dem Präfekten desselben errichtet, wurden aber durch die Theilnahme mehrerer Mitglieder der Hofkapelle, der Stadtmusiker und geschickter Dilettanten so bedeutend, daß man immer größere Werke aufführen konnte, wie Cantaten, Symphonien und Instrumental-Concerte. Von nun an wurde Alles genau eingeübt, und die Aufführungen, die in dem ziemlich großen Prima-Saale stattfanden, erlangten bald so viel Ruf, daß man ein kleines Eintrittsgeld zur Bestreitung der Kosten erheben durfte. In einem dieser Concerte trat ich also zum ersten Mal in meiner Vaterstadt auf und erwarb so viel Beifall, daß ich nun auch zur Mitwirkung in den Abonnementsconcerten des Deutschen Hauses aufgefordert wurde und das dafür übliche Honorar empfing. Diese erste Einnahme, die ich mir als Künstler erwarb, machte mich sehr glücklich, und noch erinnere ich mich des stolzen Gefühls, mit welchem ich es den Eltern meldete. Nun spielte ich auch in den Abonnementsconcerten öfters Solo und in der Regel eigene Compositionen. Auch in dem Theaterorchester durfte ich zu meiner Uebung mitwirken und lernte dadurch viel gute Musik kennen.

In dieser Zeit, wo ich noch meine klare, hohe Sopranstimme hatte, gewährte es mir auch viel Freude, mich dem Schulchor bei seinen Wanderungen durch die Stadt anzuschließen. Der Präfektus, der später als Bassist berühmt gewordene Theatersänger Strohmeyer, übertrug mir sehr gern die Sopran-Soli, da ich sie fehlerfrei a vista sang.

Mein Lehrer Kunisch, der mir väterlich wohlwollte, drang nun darauf, daß ich bei dem besten Geiger der Braunschweiger Kapelle, dem Concertmeister Mancourt, Unterricht nähme. Der Vater willigte gern ein, obgleich es ihm sehr sauer wurde, das für diesen Unterricht höhere Honorar anzuschaffen, um so mehr, da ich das Michaelis'sche Haus hatte verlassen müssen, weil man mir kein besonderes Zimmer einzuräumen vermochte, und ich mit den Kindern des Hauses in derselben Stube unmöglich ruhig spielen und componiren konnte. Eine weitere Folge dieses Wohnungswechsels war, daß mir der Vater bei seinen früheren Bekannten Freitische ausmachen mußte, was seinem ehrgeizigen Sohne sehr empfindlich war. Doch wurde ich von allen diesen Leuten freundlich behandelt, und so verlor sich das Drückende meiner Lage bald. Ich bewohnte nun mit einem anderen Secundaner ein Zimmer im Hause des Cantor Bürger, konnte aber dort ungestört üben und componiren, da mir der Hauswirth, der sich für mein Musiktreiben interessirte, sein Musikzimmer mit dem Pianoforte zur Verfügung gestellt hatte.

Durch den Unterricht des Herrn Mancourt wurde ich immer mehr zu einem für meine Jahre ausgezeichneten Solospieler ausgebildet, und nach etwa einem Jahre, als es dem Vater bei'm Heranwachsen der übrigen Kinder nicht mehr möglich war, die Kosten für den theuern Aufenthalt in Braunschweig zu erschwingen, hielt er mich für weit genug fortgeschritten, um nun als reisender Künstler mein Glück in der Welt versuchen zu können. Er beschloß daher, mich zuerst nach Hamburg zu schicken, wohin er mir Empfehlungen an frühere Bekannte mitgeben konnte.

Gewohnt, dem Vater in Allem zu gehorchen und gern geneigt, mich bereits für ein großes Licht zu halten, hatte ich dagegen nichts einzuwenden. Erscheint es nun höchst abenteuerlich, einen Knaben von vierzehn Jahren, sich selbst überlassen, auf gut Glück in die Welt zu schicken, so findet dies seine Erklärung in dem Charakter und den Schicksalen des Vaters. Dieser, im höchsten Grade kühn und unternehmend, hatte sich im sechszehnten Jahre auch schon emancipirt. Um einer Schulstrafe zu entgehen, war er von der Schule zu Hildesheim entflohen, hatte sich auf höchst kümmerliche Weise in Hamburg, Anfangs als Sprachlehrer, später durch Unterrichtertheilen an der Büsching'schen Handelsschule, ernährt, dann mehrere Universitäten besucht, sich immer ohne alle Unterstützung von Haus, bei großen Entbehrungen durch Unternehmungsgeist und angestrengte Thätigkeit durchgeschlagen, und endlich nach einer höchst abenteuerlich verlebten Jugend zum praktischen Arzte in Braunschweig emporgeschwungen. Er fand es nun sehr natürlich, daß sich der Sohn auf gleiche Weise versuchen müsse, obgleich die Mutter bedenklich den Kopf schüttelte. Dürftig mit Reisegeld, aber mit vielen guten Lehren versehen, wurde ich auf der Post nach Hamburg spedirt. Noch ganz voll von dem lebhaften Eindruck, den die wogende Handelsstadt und die zum ersten Mal gesehenen Seeschiffe auf mich gemacht hatten, ging ich wohlgemuth und voller Hoffnungen zum Professor Büsching, an den mich der Vater adressirt hatte. Aber wie bald sollten diese vernichtet werden! Der Professor, nachdem er den Brief mit immer wachsendem Erstaunen gelesen hatte, rief aus: „Ihr Vater ist doch immer noch der Alte! Welche Tollheit, einen Knaben so auf gut Glück in die Welt zu senden!“ Dann setzte er mir auseinander, daß, um ein Concert in Hamburg zu Stande zu bringen, man bereits einen berühmten Namen oder wenigstens die Mittel besitzen müsse, die bedeutenden Concertunkosten tragen zu können; daß aber im Sommer, wo alle reichen Leute auf ihren Landsitzen wohnten, ein solches Unternehmen vollends ganz

unausführbar sei. Durch diese Erklärung wie vernichtet, wußte ich keine Sylbe zu erwidern und konnte kaum die Thränen zurückhalten. Ich empfahl mich stumm und rannte, ohne an die Abgabe der anderen Empfehlungsbriefe zu denken, voller Verzweiflung nach Hause. Hier meine Lage überdenkend, erschreckte mich die Gewißheit, daß meine Baarschaft kaum noch für ein paar Tage ausreichen werde, dermaßen, daß ich mich in Gedanken schon in den Klauen der Seelenverkäufer sah, von denen mir der Vater ein warnendes Bild entworfen hatte. Ich entschloß mich daher kurz, packte meine Geige und meine Sachen wieder in den Koffer, schickte diesen, mit einer Adresse nach Braunschweig versehen, auf die Post, bezahlte meine Rechnung und wanderte mit dem kleinen Rest meiner Baarschaft in der Tasche, der allenfalls für die Zehrung ausreichen konnte, zu Fuß nach Braunschweig zurück.

Einige Meilen von der Stadt kam mit ruhigerer Ueberlegung zwar bald die Reue dieser Uebereilung, doch nun zu spät; sonst wäre ich wohl umgekehrt. Ich sagte mir, daß es thöricht gewesen sei, nicht wenigstens erst die übrigen Briefe abzugeben. Sie konnten mir ja vielleicht die Bekanntschaft eines Musikkenners verschaffen, der mein Talent zu würdigen und doch noch Rath zu einem Concert zu schaffen gewußt hätte. Dazu kam der beschämende Gedanke, daß der Vater, der selbst so unternehmend gewesen, mich kindisch, muthlos, unüberlegt schelten würde. So in tiefster Seele betrübt, wanderte ich weiter und sann unaufhörlich darüber nach, wie ich mir die Beschämung ersparen könnte, so ganz unverrichteter Sache in das elterliche Haus zurückzukehren.

Endlich kam mir der Einfall, mich an den Herzog von Braunschweig zu wenden und diesen um die Mittel zu weiterer Ausbildung anzugehen. Ich wußte, daß der Herzog früher selbst Violine gespielt hatte und hoffte daher, daß dieser mein Talent erkennen werde. Hat er dich nur erst eines deiner Concerte spielen hören, dachte ich, so ist dein Glück gemacht. Mit

neu belebtem Muth schritt ich nun weiter und legte in heiterster Stimmung den Rest des Weges zurück.

Kaum in Braunschweig angelangt, entwarf ich eine Bittschrift an den Herzog, worin ich ihm meine ganze Lage darlegte und schließlich um Unterstützung zu weiterer Ausbildung oder um eine Anstellung in der Kapelle bat. Da mir bekannt war, daß der Herzog jeden Morgen im Schloßgarten spazieren zu gehen pflegte, so suchte ich ihn, mit meinem Gesuch in der Tasche, dort auf und war so glücklich, daß er mir das Papier abnahm. Nachdem er es flüchtig überlesen und über Eltern und bisherige Lehrer Fragen gestellt hatte, die ich furchtlos beantwortete, erkundigte er sich auch, wer die Bittschrift entworfen habe. „Nun, wer anders als ich? Dazu brauche ich keinen Andern!“ antwortete ich, fast beleidigt über den Zweifel an meiner Geschicklichkeit. Der Herzog lächelte und sagte: „Nun, komm morgen um elf Uhr auf's Schloß; dann wollen wir weiter über Dein Gesuch reden.“ Wer war glücklicher, als ich! Präcis elf Uhr stand ich vor dem Kammerdiener und verlangte, bei'm Herzog angemeldet zu werden. „Wer ist Er?“ fuhr mich dieser ziemlich unfreundlich an. „Ich bin kein Er. Der Herzog hat mich hierher bestellt und Er hat mich anzumelden“, antwortete ich ganz entrüstet. Der Kammerdiener ging, mich zu melden, und bevor sich meine Aufregung gelegt hatte, wurde ich eingeführt. Mein erstes Wort zum Herzog war daher auch: „Durchlaucht, Ihr Kammerdiener nennt mich Er; das muß ich mir ernstlich verbitten!“ Der Herzog lachte laut und sagte: „Nun, beruhige Dich nur, er wird's nicht wieder thun!“ Nachdem er mich dann noch über Manches befragt hatte, worüber ich die unbefangensten Antworten ertheilte, sagte er: „Ich habe mich bei Deinem bisherigen Lehrer Mancourt nach Deinen Fähigkeiten erkundigt und bin nun begierig, Dich eine Deiner Compositionen spielen zu hören; dies kann im nächsten Concert bei der Herzogin geschehen. Ich werde es dem Kapellmeister Schwanberger sagen lassen.“

Ueberglücklich verließ ich das Schloß, eilte nach Hause und bereitete mich auf das Sorgfältigste zum Concerte vor.

Diese Hofconcerte bei der Herzogin fanden in jeder Woche ein Mal Statt und waren der Hofkapelle im höchsten Grade zuwider, da nach damaliger Sitte während der Musik Karten gespielt wurde. Um dabei nicht gestört zu werden, hatte die Herzogin befohlen, daß das Orchester immer piano spiele. Der Kapellmeister ließ daher Trompeten und Pauken weg und hielt streng darauf, daß nie ein forte zur Kraft kam. Da dies in Symphonien, so leise auch die Kapelle spielte, nicht immer ganz zu vermeiden war, so ließ die Herzogin auch noch einen dicken Teppich dem Orchester unterbreiten, um den Schall zu dämpfen. Nun hörte man das „ich spiele, ich passe" u. s. w. allerdings lauter, als die Musik.

An dem Abend, wo ich dort zum ersten Mal spielte, waren aber Spieltische und Teppich verschwunden; die Kapelle, unterrichtet, daß der Herzog anwesend sein werde, hatte sich gehörig vorbereitet, und die Musik ging vortrefflich. Da ich damals noch ohne alle Befangenheit auftrat und wohl wußte, daß von dem heutigen Erfolg mein ganzes künftiges Geschick abhängig sei, spielte ich mit wahrer Begeisterung und mußte wohl die Erwartungen des Herzogs übertreffen haben, denn dieser rief mir schon während des Spiels wiederholt bravo zu. Nach Beendigung desselben kam er zu mir, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Das Talent ist da; ich werde für Dich sorgen. Komm morgen zu mir." Ueberselig eilte ich nach Hause, meldete sogleich den Eltern mein Glück und konnte lange vor Freude und Aufregung nicht einschlafen.

Am anderen Morgen sagte der Herzog zu mir: „Es ist eine Stelle in der Kapelle erledigt, die werde ich Dir geben. Sei fleißig und führe Dich gut auf. Bist Du nach einigen Jahren tüchtig fortgeschritten, so werde ich Dich auch zu irgend einem großen Meister senden; denn hier fehlt es Dir an einem großen

Verbilde.- Diese letzte Aeußerung setzte mich in Erstaunen; denn ich hatte bis jetzt das Spiel meines Lehrers Mauceurt für das Höchste gehalten, was zu erreichen sei.

So wurde ich mit Beginn meines fünfzehnten Lebensjahres als Kammermusikus angestellt. Das Rescript, welches später ausgefertigt wurde, ist vom 2. August 1788 datirt. Obgleich der Gehalt nur 100 Thlr. betrug, so reichte er doch bei großer Sparsamkeit und mit Hülfe kleiner Nebenverdienste aus, und ich bedurfte von nun an keiner weiteren Unterstützung von Haus. Ja, ich war so glücklich, den Eltern die Erziehung der anderen Kinder dadurch erleichtern zu können, daß ich meinen acht Jahre jüngern Bruder Ferdinand, der Neigung und Talent für Musik zeigte, zu mir nahm und ihn zum Künstler bildete.

Von nun an war der junge Kammermusikus in großer Thätigkeit. Seine Berufsgeschäfte bestanden in dem Mitwirken bei den Hofconcerten und im Hoftheater, für welches seit kurzem eine französische Sänger- und Schauspielergesellschaft angenommen war. Ich lernte daher die französisch-dramatische Musik früher kennen, als die deutsche, was auf meine Geschmacksrichtung und damaligen Compositionen nicht ohne Einfluß blieb. Endlich, als für die Zeit der beiden Messen auch eine deutsche Operngesellschaft aus Magdeburg verschrieben wurde, ging mir die Herrlichkeit der Mozart'schen Opernmusik auf, und nun war für meine ganze Lebenszeit Mozart mein Idol und Vorbild. Ich erinnere mich noch deutlich der Wonneschauer und des träumerischen Entzückens, mit welchem ich zum ersten Male „Zauberflöte" und „Don Juan" hörte, und wie ich nun nicht ruhte, bis ich die Partituren geliehen bekam und dann halbe Nächte darüber brütete.

Aber auch bei allen andern Musikpartien der Stadt fehlte ich nicht; namentlich gehörte ich allen Quartettzirkeln an. In einem derselben, der von zwei Sängern der französischen Oper, die Violine spielten, errichtet war, lernte ich auch die ersten Quartetten von Beethoven kennen und schwärmte von nun an

nicht weniger für sie, als bisher für die Haydn'schen und Mozart'schen.

Bei solchem steten Musiktreiben konnte es nicht fehlen, daß mein Spiel und Geschmack sich immer mehr ausbildeten. Günstig wirkte auch die Anwesenheit zweier fremden Geiger, die in dieser Zeit Braunschweig besuchten. Es waren dies Seidler und der Knabe Pixis. Ersterer imponirte mir durch seinen schönen Ton und sein sauberes Spiel, Letzterer durch eine für seine Jahre außerordentliche Fertigkeit.

Mit den Brüdern Pixis musicirte ich sehr häufig in Privatgesellschaften und spielte auch in deren zweitem Concert mit dem Geiger öffentlich ein Doppelconcert von Pleyel. Nach solchen Aufmunterungen wurde dann immer mit doppeltem Eifer studirt.

Der Herzog, der mich nicht aus den Augen verlor, hatte mir erlaubt, ihn jedes Mal zu benachrichtigen, wenn ich eine neue Composition im Hofconcert vortrüge, und erschien auch einige Mal zum großen Verdruß der Herzogin, die dadurch in ihrer L'Hombrepartie gestört wurde. Eines Tages, als der Herzog nicht anwesend war, und daher auch Niemand auf die Musik achtete, das Verbot eines jeden forte vor Anfang der Musik erneuert und der verhängnißvolle Teppich wieder ausgebreitet war, probirte ich ein neues Concert von mir; denn eine Probe nur konnte man diese Vorträge nennen, da nie eine solche vorher Statt fand, ausgenommen an den Tagen, wo man wußte, daß der Herzog erscheinen würde. Erfüllt von meinem Werk, welches ich zum ersten Mal mit Orchester hörte, vergaß ich ganz des Verbots und spielte mit aller Kraft und allem Feuer der Begeisterung, so daß ich selbst das Orchester mit fortriß. Plötzlich wurde ich mitten im Solo von einem Lakai am Arm gefaßt, der mir zuflüsterte: „Die Frau Herzogin läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht so mörderlich darauf losstreichen!“ Wüthend über diese Störung spielte ich wo

möglich nur noch stärker, mußte mir aber auch nachher einen Verweis vom Hofmarschall gefallen lassen.

Der Herzog, dem ich am anderen Tage mein Leid klagte, lachte herzlich, erinnerte sich aber auch bei dieser Gelegenheit seines früheren Versprechens und forderte mich sogleich auf, mir unter den berühmten Geigern der damaligen Zeit einen Lehrer zu wählen. Ohne Bedenken wurde Viotti von mir genannt und diese Wahl vom Herzog gebilligt. Es ward auch gleich an diesen, der sich damals in London aufhielt, geschrieben. Leider! antwortete er aber ablehnend: „er sei Weinhändler geworden, beschäftige sich nur noch selten mit Musik und könne daher keinen Schüler annehmen.“

Nach Viotti war damals Ferdinand Eck in Paris der berühmteste Geiger. An diesen wurde sich daher zunächst gewandt. Aber auch er wollte keinen Schüler annehmen. Er hatte kurz vorher eine reiche Gräfin aus München, wo er Mitglied der Hofkapelle war, entführt, sich mit ihr in der Schweiz verheirathet und führte nun ein vornehmes Leben theils in Paris, theils auf einem von dem Vermögen der Gräfin erworbenen Gute bei Nancy. Er schlug aber seinen jüngeren Bruder und Schüler, Franz Eck, als Lehrer vor. Da dieser eben Deutschland bereiste und in Berlin mit großem Beifall aufgetreten war, so wurde an ihn geschrieben und er für den Fall, daß er den Antrag annähme, nach Braunschweig eingeladen. Eck kam, spielte bei Hofe und gefiel dem Herzog sehr. Da er auf einer Kunstreise nach Petersburg begriffen war, so wurde ich ihm auf ein Jahr als Schüler mitgegeben und ausgemacht, daß ich die Hälfte der Reisekosten zu tragen habe und Eck nach Beendigung des Unterrichts ein angemessenes Honorar vom Herzog empfangen werde. Von dieser Reise ist ein Tagebuch vorhanden, aus welchem einige Auszüge vielleicht von Interesse sind. Es beginnt wenige Tage vor der Abreise am 24. April 1802, für einen achtzehnjährigen Jüngling noch sehr kindlich, folgendermaßen:

„Der Abschied."

„Unter die traurigsten Stunden des Lebens gehören die des Abschieds von gütigen Eltern und geprüften Freunden. Sie erheitert nicht einmal die Aussicht auf eine angenehme und nützliche Reise; nur die Zeit und Hoffnung auf baldiges Wiedersehen können so schmerzliche Wunden heilen. Diese sind es, von denen auch ich Erleichterung bei'm Antritt meiner musikalischen Reise erwarte. So lebt denn wohl, Eltern, Freunde! Die Erinnerung an die fröhlichen Stunden, deren Schöpfer Ihr waret, wird mich stets begleiten!"

Die Reise ging zuerst nach Hamburg, wo Eck Concerte zu geben beabsichtigte. Mit einer gewissen Genugthuung und Selbstzufriedenheit sah ich die Stadt wieder, aus der ich einige Jahre früher so voller Verzweiflung entflohen war.

Nachdem Eck seine Empfehlungsbriefe abgegeben hatte, begann auch der Unterricht. Es findet sich darüber Folgendes im Tagebuch aufgezeichnet:

„Heute früh, den 30. April, fing Herr Eck den Unterricht bei mir an. Aber ach! wie sehr wurde ich gedemüthigt. Ich, der ich einer der ersten Virtuosen Deutschlands zu sein geglaubt hatte, konnte ihm nicht einen einzigen Takt zu Danke spielen, sondern mußte jeden wenigstens zehn Mal wiederholen, um nur endlich einigermaßen seine Zufriedenheit zu erlangen. Vorzüglich mißfiel ihm mein Strich, welchen umzuändern, ich nun auch selbst für sehr nöthig halte. Es wird mir freilich anfangs sehr schwer vorkommen; doch hoffe ich endlich, von dem großen Nutzen dieser Umänderung überzeugt, damit zu Stande zu kommen."

Das Tagebuch berichtet nun über Alles, was die Reisenden sahen und hörten. So anziehend dies auch für mich sein mußte, so versäumte ich darüber doch nicht meine Musikstudien. Der Vormittag, der damals in Hamburg bis drei Uhr dauerte, war ganz dem Einüben Dessen gewidmet, was Eck mir aufgab. Es

dauerte auch nicht lange, so äußerte sich dieser günstig über meine Fortschritte. Schon unter dem 10. Mai heißt es:

„Herr Eck fängt an, zufriedener mit meinem Spiel zu sein und war gestern so gütig, mir zu versichern, daß ich das Concert, welches ich bei ihm einstudirt habe, nun ganz ohne Fehler spielen könne."

Die Pausen zwischen den Uebungen füllte ich mit Malen aus. Von frühester Jugend an hatte ich mich im Zeichnen und Malen mit Wasserfarben geübt und es, ohne je guten Unterricht gehabt zu haben, zu ziemlicher Fertigkeit darin gebracht. Ja ich hatte eine Zeit lang geschwankt, welche der beiden Künste, Musik oder Malerei, ich als Lebensberuf erwählen wolle. Jetzt machte ich einen ersten Versuch mit Portraitiren. Das Tagebuch sagt unter'm 12. Mai:

„Am Sonntag fing ich ein Miniaturbild an, welches ich heute Vormittag beendigt habe. Ich versuchte, mich selbst zu malen und kann damit sehr wohl zufrieden sein. Dieses und mein Geigenspiel haben mich so beschäftigt, daß ich in diesen vier Tagen beinahe gar nicht aus dem Haus gekommen bin. Ich schickte dieses Bild meinen Eltern und begann dann Herrn Eck zu malen, der geduldig genug war, mir zu sitzen."

Es möchte nun an der Zeit sein, zu erwähnen, daß der junge Künstler von frühester Jugend an sehr empfänglich für weibliche Schönheit war und schon als Knabe sich in jede schöne Frau verliebte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Tagebuch des nunmehr achtzehnjährigen Jünglings auf vielen Blättern Ergüsse seiner Herzensregungen enthält. Komisch jedoch ist dabei der Ernst, mit welchem diese flüchtigen Neigungen besprochen werden.

In Hamburg war es besonders eine Demoiselle Lütgens, die Tochter eines Musiklehrers, die mein Herz gewann. Nach einem Besuche bei dem Vater schrieb ich darüber Folgendes:

„Seine älteste Tochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, ein

sehr schönes, unschuldiges Geschöpf, gefiel mir vorzüglich wegen ihres artigen und sittsamen Betragens. Sie ist sehr schön, hat von Natur gelocktes Haar, feurige braune Augen und einen blendend weißen Hals. Ihr Vater, dessen Steckenpferd die Harmonie und der Generalbaß sind, unterhielt mich, weil er bei mir die meiste Geduld fand, seinen Sermon anzuhören, beständig von Auflösung und Verbindung der Accorde, unterdessen ich viel lieber mit seiner liebenswürdigen Tochter von Verbindung der Herzen und Lippen gesprochen hätte."

Um mich ihr öfter nähern zu können, bat ich um die Erlaubniß, sie malen zu dürfen, was gern gewährt wurde. Doch ehe noch die Sitzungen begannen, ward ich durch Herrn Eck, den ich sonderbar genug zum Vertrauten meiner Liebe gemacht hatte, darauf aufmerksam gemacht, daß sie eine Kokette und meiner Zuneigung unwürdig sei. Ich vermochte Anfangs nicht zu glauben, daß ein Mädchen von dreizehn Jahren schon kokett sein könne. Allein nach der ersten Sitzung war auch ich derselben Ansicht und machte darüber folgende Bemerkung:

„Henriette bat mich, sie in dem Kleid zu malen, das sie trage und versicherte, es ausgewählt zu haben, weil ihre anderen Kleider nicht weit genug ausgeschnitten seien und den Hals zu sehr bedeckten. Ich erstaunte über ihre Eitelkeit, und der Anblick dieses reizenden Halses, der mich bei anderer Gelegenheit entzückt haben würde, machte mich nun traurig, da ich überzeugt wurde, daß sie schon von der Eitelkeit und Schamlosigkeit der Hamburgerinnen angesteckt sei. Sie sprach, während ich malte, mit ihrer Cousine, einem häßlichen, aber eitelen Mädchen, von nichts als dem Putze, den sie zu dem morgenden Balle anzulegen gedächte... Ganz mißvergnügt kam ich nach Haus und wünschte, daß wir nun bald abreisen möchten, weil mir Hamburg immer mehr mißfällt. Mein geselliges Herz, das sich so gern jedem Menschen anschließen möchte, findet hier Niemanden. ... Ich glaubte in diesem Mädchen Etwas für mein Herz gefunden zu haben, aber ich sehe mich von neuem betrogen. ... Ich

hatte mir vorgenommen, eine Copie von ihrem Bilde für mich zu machen; allein ich bin noch zu sehr auf sie erbittert, um dieses zu können. Auch habe ich nun keine Lust, auf den Ball zu gehen."

Zwei Tage später heißt es jedoch: „Heute Vormittag arbeitete ich fleißig an dem Bilde der Demoiselle Lütgens und fing auch die Copie davon für mich an. Nach Tisch ging ich zu ihr. ... Henriette empfing mich mit Vorwürfen, daß ich nicht auf den Ball gekommen sei. ... Sie war heute so sittsam gekleidet und sprach so vernünftig, daß ich mich mehr mit ihr unterhielt, als malte, weshalb ich auch nicht ganz fertig wurde. Es ist wirklich ewig schade, daß dieses Mädchen mit so großem Talente und gesundem Verstande in so schlechter Gesellschaft lebt, und dadurch zu den Thorheiten Hamburgs verführt wird."

Mit der Uebergabe des Bildes und der bald darauf folgenden Abreise von Hamburg endete dieser kleine Roman, in dem es nie zu Erklärungen gekommen war.

Ueber meine damalige Kunstbildung und meine Kunstansichten giebt das Tagebuch fast auf jeder Seite in der Beurtheilung dessen, was ich in Hamburg hörte, vielfache Belege. Freilich sind diese Urtheile mit der naiven Zuversichtlichkeit, die der Jugend eigen ist, abgefaßt und würden gewiß mancher Berichtigung bedürfen, wenn diese nach so langer Zeit noch möglich wäre. Die Urtheile über Opern und deren Darstellung können füglich übergangen werden, da diese Werke größtentheils vom Repertoire verschwunden und die Sänger längst verschollen sind.

Ueber einige andere Leistungen, sowie über die meines Lehrers, mögen aber die betreffenden Stellen hier folgen:

„Den 5. Mai. Wir waren heute Mittag bei Herrn Kiekhöver zum Essen eingeladen und trafen dort Herrn Dussek und einige andere Musiker. Mir war dies sehr erwünscht, da ich mich längst gesehnt hatte, Herrn Dussek spielen zu hören. Herr und Madame Kiekhöver sind sehr artige Leute, und in ihrem Hause ist Pracht mit Geschmack verbunden. Die Unterhaltung bei

Tische war fast immer französisch; ich kennte daher, da ich noch nicht sehr im Französischen geübt bin, nur geringen Antheil daran nehmen. Deste größeren nahm ich aber an der Musik, die nachher gemacht wurde. Herr Eck begann mit einem Quartett eigener Composition und entzückte damit alle Zuhörer. Darauf spielte Herr Dussek Clavicrsonaten seiner Composition, die aber nicht sonderlich zu gefallen schienen. Nun folgte ein zweites Quartett des Herrn Eck, welches Herrn Dussek so hinriß, daß er ihn zärtlich umarmte. Zum Beschluß spielte Herr Dussek ein neues Quintett, welches er erst in Hamburg componirte und das man bis in den Himmel erhob. So ganz wollte es mir aber nicht gefallen; denn ohnerachtet der vielen Modulationen wurde es am Ende ein wenig langweilig, und das Uebelste war, daß es weder Form noch Rhythmus hatte, und man das Ende eben so gut zum Anfang hätte machen können.«

Bei einer Musikpartie auf dem Landsitze des Herrn Thornton lernte ich Demoiselle Grund, die damals am meisten gefeierte Sängerin Hamburgs, kennen. Das Tagebuch spricht von ihr mit großer Begeisterung. Unter anderem heißt es:

„Anfangs war die Unterhaltung sehr windig; denn die Herren Kaufleute sprachen von nichts als den widrigen Winden, die ihren Schiffen den Eingang in die Elbe verwehren. Nach und nach wurde sie aber interessanter, besonders als sich Dem. Grund mit in das Gespräch mischte. Schon da bewunderte ich ihre richtige und gebildete Sprache und ihr einnehmendes, zuvorkommendes Betragen. Als sie aber bei Tische bald mit Diesem französisch, dann mit Jenem englisch sprach, und mir einer der Herren erzählte, daß sie vier Sprachen richtig spreche und schreibe, da fing ich an, sie zu beneiden und mich zu schämen, daß ich als Mann diesem Mädchen hierin so weit nachstehe. Auch in der Musik hat sie es sehr weit gebracht und entzückte uns noch gestern Abend durch ihren Gesang so sehr, daß Herr Eck sie aufforderte, in seinem Concerte zu singen, was sie auch versprach. Mein Tischnachbar erzählte mir, ihr Vater

ernähre seine Familie mit Musikunterricht und verwende sehr viel auf die Erziehung seiner Kinder. Diese, seine älteste Tochter, erleichtere ihm dieses Geschäft dadurch sehr, daß sie nicht allein ihre Geschwister in der Musik und in Sprachen unterrichte, sondern auch durch häufiges Infermiren in den ersten Häusern Hamburgs eine ansehnliche Summe Geldes verdiene. Ich hätte gern sogleich ihre Bekanntschaft gemacht, allein sie war so mit jungen Herren umlagert, daß ich nicht an sie kommen konnte."

Von dem öffentlichen Concerte des Herrn Eck im Logensaal auf der Drehbahn, am 18. Mai, sagt das Tagebuch:

„Herr Eck hatte große Ursache mit dem Orchester zufrieden zu sein, da seine Concerte vortrefflich accompagnirt wurden, nicht so gut die Arien der Demoiselle Grund, die für die Blas-Instrumente etwas schwer waren. An der Spitze dieses gut eingeübten Orchesters steht der durch seine lieblichen Compositionen bekannte Maisonneau. Man sieht es diesem Manne nicht an, wie talentvoll er ist; denn sein Anstand beim Spiel und sein Bogenstrich sind so schlecht, daß man ihn für den größten Stümper halten möchte —, und doch dirigirt er gar nicht übel."

Unser Aufenthalt in Hamburg dehnte sich bis zum 6. Juni aus. Herr Dussek, dem die Anordnung des Concertes bei einem Feste, welches die in Hamburg wohnenden Engländer zu Ehren ihres Königs für den 4. Juni veranstalteten, aufgetragen war, engagirte Herrn Eck zum Vortrag eines Violinconcertes. Erst bei der Probe, die am 3. Juni Abends neun Uhr stattfand, entdeckte Herr Eck, daß das Concert im Freien gegeben werden sollte, wovon früher nie die Rede gewesen war. Man hatte eine Bude von Leinwand aufgeschlagen und in dieser das Orchester, wohl hundert Personen stark, terrassenförmig aufgestellt. Zuerst probirte Herr Dussek eine von ihm für dieses Fest componirte Cantate, die auf mich eine außerordentliche Wirkung machte, da sie nicht allein gut geschrieben und vortrefflich einstudirt war, sondern auch durch die Mitwirkung einer großen Orgel, die man im Hintergrunde

des Orchesters aufgestellt hatte, und „durch die Execution in stiller Nacht etwas so Feierliches bekam, daß man ganz hingerissen ward."

Nach der Cantate sollte nun Herr Eck sein Concert probiren. Dieser hatte jedoch, besorgt, daß die feuchte Nachtluft ungünstig auf seine Saiten einwirken und seine Geige, nach so kräftig besetzter Vokalmusik und zwischen den Leinwandwänden eingeengt, schlecht klingen werde, den Entschluß gefaßt, gar nicht zu spielen. Er erklärte dieses und machte zugleich Herrn Dussek heftige Vorwürfe, ihm nicht gleich gesagt zu haben, daß das Concert im Freien stattfinden sollte. Es entspann sich darüber ein scharfer Wortwechsel, der zur Folge hatte, daß Eck mit mir sogleich das Lokal verließ und wir auch dem Feste selbst nicht beiwohnten.

Die Reise ging nun zunächst nach Ludwigslust, wo Eck bei Hofe gehört zu werden hoffte. Dies wurde jedoch abgelehnt und auch nach Strelitz kam er zu ungelegener Zeit, weil der Hof abwesend war. Da dieser aber bald zurückerwartet wurde und das freundliche Städtchen mit seinem reizenden Schloßgarten und dem daran gränzenden See zu längerem Aufenthalte einlud, und Eck voraussah, mitten im Sommer auch in Stettin, Danzig und Königsberg keine guten Geschäfte machen zu können, so entschloß er sich, die Rückkehr des Hofes abzuwarten. Wir suchten daher eine Privatwohnung und richteten uns für einige Zeit häuslich ein.

Dies war für meine Studien die günstigste Periode der ganzen Reise. Eck, der ohne Beschäftigung war, widmete sich nun dem Unterrichte seines Schülers mit großem Eifer und lehrte ihn alle Geheimnisse seiner Virtuosität. Ich meinerseits, von jugendlichem Ehrgeiz getrieben, war unermüdlich. Ich stand sehr früh auf und übte mein Instrument so lange, bis mich Ermattung aufzuhören zwang. Doch nach kurzer Rast begann ich von neuem und brachte es auf solche Weise an manchem Tage bis zu zehn Stunden Uebung, die Zeit mit eingerechnet, in welcher Eck mich unterrichtete. Man hatte mir von Braunschweig geschrieben, daß die mir

Mißgunstigen laut geäußert hätten, ich würde mich wohl eben so wenig auszeichnen, wie alle anderen jungen Leute, die der Herzog bisher bei ihren Studien unterstützt habe. Diese Vermuthung zu Schanden zu machen, war ich das Aeußerste aufzubieten entschlossen, und wenn daher auch zuweilen der Eifer ermatten wollte, der Gedanke an mein erstes Auftreten in Braunschweig nach meiner Rückkehr belebte mich gleich wieder zu neuer Anstrengung. So gelang es mir, binnen kurzer Zeit eine solche Gewandtheit und Sicherheit in der Technik meines Instrumentes zu erwerben, daß mir von der damals bekannten Concertmusik nichts mehr zu schwer war. Bei solchen Anstrengungen wurde ich durch kräftige Gesundheit und durch einen herkulischen Körperbau unterstützt.

Zwischendurch wurde componirt, gemalt, geschrieben und gelesen und der spätere Nachmittag dann zu Ausflügen in die Umgegend benutzt. Ein Lieblingsvergnügen der Reisenden war es, quer über den See zu schiffen und in einer jenseits gelegenen Meierei das Abendbrod einzunehmen. Ich, der ich schon damals ein geübter Schwimmer war, entkleidete mich oft auf diesen Fahrten und schwamm eine Strecke neben dem Kahne her. Mein Verhältniß zu Eck, welches mehr das zweier Kameraden zueinander als das zwischen Lehrer und Schüler war, gestattete solche Freiheiten.

In jener Zeit vollendete ich ein schon in Hamburg angefangenes Violinconcert, welches später als Op. 1 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist, und schrieb die drei Violinduetten, Op. 3 welche bei Kühnel in Leipzig herauskamen. Beim Einüben dieser Duetten mit Eck wurde es mir zuerst klar, daß mein Lehrer, wie so viele Geiger der französischen Schule, doch kein durchgebildeter Künstler war; denn so vollendet er auch seine Concertsachen und einige andere, ihm von seinem Bruder eingeübte Compositionen vortrug, so wenig verstand er es, in den Geist fremder Sachen einzudringen. Es hätte bei diesen Duetten füglich ein Rollentausch stattfinden und vom Schüler dem Lehrer angedeutet werden

können, wie sie vorzutragen seien. Auch merkte ich bei einem Compositionsversuch, den Eck machte, daß dieser unmöglich der Componist der Violinconcerte und Quartetten sein könne, die er bisher für eigene Arbeiten ausgegeben hatte. Später erschienen auch die Concerte unter dem Namen des älteren Eck und die Quartetten unter dem des Kapellmeisters Danzi in Stuttgart.

So waren in Erwartung des Hofes vier Wochen höchst einförmig, aber fruchtbringend für mich verflossen, als Eck sich unwohl fühlte und einen Arzt zu Rathe ziehen mußte. Die Unterredungen mit diesem waren sehr geheim, und ich konnte lange nicht ergründen, was meinem Lehrer fehle, bis der Arzt es für nöthig fand, den jungen unerfahrenen Menschen zu warnen und von einer Krankheit, welche Eck sich in Paris zugezogen hatte und die jetzt wieder zum Ausbruch kam, in Kenntniß zu setzen. Noch immer erinnere ich mich des Abscheues, mit dem ich damals zum ersten Male in meinem Leben von dieser Krankheit und ihren gräßlichen Folgen reden hörte, und wohl mag es diesem unauslöschlichen Eindruck mit zuzuschreiben sein, daß ich nie einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt gewesen bin.

Da der Kranke während der ersten vier Wochen das Zimmer nicht verlassen durfte, so machte ich von nun an die Abendspaziergänge allein. Auf diesen entspann sich wieder eine Herzensangelegenheit, die im Tagebuch sehr ausführlich und mit großem Ernst erzählt ist. Es heißt am 8. Juli:

„Heute Nachmittag trieb mich die Langeweile in eine Leihbibliothek, wo ich mir den bekannten Roman von Lafontaine „Quinctius Heymerem von Flaming" auswählte. Ich ging damit zur Stadt hinaus und suchte mir ein einsames und schattiges Plätzchen am Ufer des Sees, wo ich mich lagerte und zu lesen anfing. Ich vertiefte mich sehr in die Lektüre trauerte mit Lissow um seine Jakobine und verglich sie mit einer lebenden, mir bekannten Dame. Plötzlich hörte ich nahe Tritte, blickte auf, und vor mir standen zwei Mädchen, das eine mit blauen

Augen und blonden Locken, schön wie ein Engel, und das andere schwarz von Haar und Augen, minder schön, aber doch nicht häßlich. Ich sprang auf, grüßte sie ehrerbietig und sah ihnen lange nach. Myrrha, Herrn Eck's Hund, den ich mitgenommen hatte, war ihnen gefolgt und schmeichelte der Blondgelockten unaufhörlich, so daß er mein Rufen nicht hörte. Ich folgte daher, um den Hund zu holen und wo möglich der Mädchen Bekanntschaft zu machen. Die Blonde kam mir entgegen, bat um Verzeihung, daß sie den Hund zurückgehalten habe und verlangte das Versprechen, ihn für seinen Ungehorsam nicht bestrafen zu wollen. Mit ihrer süßen Silberstimme hätte sie mir wohl noch größere Versprechen abdringen können; ich gab daher das verlangte mit Vergnügen. Die Unterredung war nun begonnen; ich setzte sie fort und begleitete die Mädchen auf ihrem Spaziergange. Die Blonde lernte ich als ein sehr gebildetes und artiges Frauenzimmer kennen. Die Schwarze sprach zu wenig, um über ihre Bildung urtheilen zu können. Wir kamen zuletzt an eine Wiese, die von unserem Wege durch einen breiten, zwar sehr seichten, aber für Frauenzimmer doch zu nassen Graben getrennt war. Da sie Lust bezeigten, die Wiese zu betreten, so erbot ich mich, sie hinüber zu tragen. Sie wollten anfangs nicht einwilligen, doch ließen sie sich endlich dazu bewegen. Ich nahm die Blonde zuerst, und unbegreifliches Vergnügen ergriff mich, als ich das schöne Mädchen so auf meinen Armen trug. Als ich mit ihr an der gefährlichsten Stelle des Grabens war, fiel mir eine ihrer blonden Locken in's Gesicht. Dies machte mich so verwirrt, daß ich mit meiner schönen Last beinahe in den Graben gefallen wäre. Ich brachte sie jedoch glücklich hinüber. Sie dankte so verbindlich und sah mir mit ihren großen blauen Augen so in's Gesicht, daß ich fast vergessen hätte, die Andere nachzuholen. Wir spazierten nun auf der Wiese hin und trafen zu meinem Bedauern am Ende derselben einen Steg, der uns über den Graben zurückführte. Dieser neidische Steg raubte mir das Vergnügen, die süße Bürde noch ein-

mal zu tragen. Ich begleitete die Mädchen bis an die Stadt und trennte mich dann sehr ungern von ihnen. — Ich werde mich sogleich nach Namen und Stand derselben erkundigen."

Schon am folgenden Tage traf ich meine Schöne von neuem. Das Tagebuch erzählt dies auf naiv komische Weise:

„Heute Nachmittag machte ich, Gott weiß aus welchem Antriebe, denselben Spaziergang wie gestern und lagerte mich wieder just da, wo ich so angenehm von den Mädchen gestört wurde. Ich begann zu lesen; aber, obgleich ich bei einer interessanten Stelle war, so wußte ich dennoch, nachdem ich einige Seiten durchlaufen hatte, nicht das Geringste vom Inhalte. Ich gestand mir nun ein, daß ich nicht um zu lesen, sondern in der Hoffnung, meine neue Bekanntschaft wieder anzutreffen, hierher gegangen sei. Ich steckte das Buch ein und sah mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Orte hin, wo ich sie gestern zuerst gesehen hatte. Aber nach zweistündigem vergeblichen Warten stand ich verdrießlich auf und ging zur Stadt zurück. Dicht vor derselben, wo sich zwei Wege vereinigen, stieß ich auf von der Weide heimkehrende Kühe, die den Weg versperrten und mich zum Warten nöthigten. Ich hatte aber da noch nicht lange gestanden, als ich von weitem ein weißgekleidetes Frauenzimmer kommen sah, welches ganz die schöne Gestalt und den edlen Gang der so sehnlich Erwarteten hatte. Als sie näher kam, überzeugte ich mich immer mehr, daß sie es sein müsse und ging ihr daher entgegen. Ich hatte mich nicht getäuscht, — sie war es! Sie grüßte mich mit ihrer holden Freundlichkeit, erkundigte sich nach meinem Befinden und erzählte mir, daß ihre Freundin sich gestern Abend erkältet hätte und nun das Bett hüten müsse. Ich sprach ihr mein Bedauern und die Befürchtung aus, daß ich die Ursache der Krankheit ihrer Freundin sein werde, da ich die Damen zu lange auf ihrem Spaziergange aufgehalten habe. Sie versicherte mich aber des Gegentheils und schob alle Schuld auf ihre Freundin selbst, die sich zu leicht kleide."

„Während dessen hatte sich die Heerde verlaufen und wir

trennten uns. In diesem zweiten Gespräch habe ich wieder so viel feine Bildung und so zarte weibliche Delikatesse an ihr bemerkt, daß ich auf eine äußerst gute Erziehung schließen darf. — Noch immer weiß ich nicht, wer sie ist; doch bemerke ich aus ihren Reden, daß sie bürgerlichen Standes sein muß."

Diese Begegnungen wiederholten sich nun ohne Verabredung fast jeden Abend, und ich fühlte mich sehr unglücklich, wenn ich die Freundin einmal nicht aufgefunden hatte. Ich wurde immer vertrauter mit ihr, erzählte von meinen Eltern, von meinem Beschützer, der mir die Mittel verschaffe, meinen berühmten Lehrer auf dessen Reise begleiten zu können, sprach von meinen Arbeiten und Plänen für die Zukunft und fand mich durch ihre freundliche Theilnahme immer mehr zu ihr hingezogen. Ich sah in ihr den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten und glaubte Die gefunden zu haben, die mein Lebensglück begründen könne. Mehr als ein Mal war ich im Begriffe, wenn wir im Hölzchen am See Hand in Hand auf und ab gingen, ihr meine Liebe zu gestehen; doch eine Schüchternheit, die ich nicht zu überwinden vermochte, verhinderte mich stets daran. Sie war in Bezug auf ihre Verhältnisse sehr zurückhaltend, und ich wußte daher noch immer nicht, wer sie wohl wäre. Am 24. Juli heißt es jedoch:

„Endlich weiß ich den Namen meiner Schönen; aber die Erkundigung darnach ist mir theuer zu stehen gekommen! Herr Eck, der nun beinahe ganz wieder hergestellt ist und schon einige kleine Spaziergänge gemacht hat, ließ einen Friseur kommen. Bei diesem zog ich Erkundigungen ein. Er sagte mir, sie heiße ***, und sei die Tochter eines Kammerdieners des vorigen, vor einigen Jahren gestorbenen Herzogs. Ihre Mutter, bei der sie wohne, lebe von einer kleinen Pension. Auf meine Frage, wie diese ihr so feine und geschmackvolle Kleidung geben könne, antwortete er, es möchten wohl Geschenke des Herrn von *** sein, der sie gerne leiden möge und häufig besuche. Vor Schrecken hätte ich bei dieser Nachricht beinahe meine Geige aus den Händen fallen lassen und

hatte kaum noch den Muth, zu fragen, ob man etwa von ihrer Tugend zweideutig spreche? Er versicherte mich jedoch des Gegentheils und meinte, der Herr von ***, der erst seit zwei Monaten majorenn geworden sei, habe die Absicht, sie zu heirathen. Er sei jetzt auf Reisen und werde in einigen Wochen zurückkehren. Ich lernte diesen Herrn v. *** schon vor seiner Abreise im Speisehause kennen und muß gestehen, daß er mir der gesittetste der anwesenden jungen Edelleute zu sein schien. Um so weniger begreife ich aber, daß er ihr Geschenke macht und sie solche annimmt; denn sie kann sich doch wohl keine Hoffnung auf seine Hand machen. Wie dürfte sie sonst als kluges Mädchen in seiner Abwesenheit mit einem jungen Menschen einsame Spaziergänge machen und Abends vor der Hausthüre sitzen? Die Sache ist mir ein Räthsel und ich bin zweifelhaft, ob ich heute Abend zu ihr gehe oder nicht."

Der Charakter des Mädchens blieb mir indessen nicht lange mehr ein Räthsel; denn kaum war Eck, der nun die Abendspaziergänge wieder mitmachte, in ihre Bekanntschaft eingeführt, so nahm sie dessen Bewerbungen noch viel freundlicher und zuvorkommender auf, als die meinigen. Eck, galant und freigebig, veranstaltete ihr zu Ehren Ausflüge in die Umgegend, nach Rheinsberg, Hohenzirze und anderen Punkten. Dafür lohnte sie ihm mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit und hatte nur noch Augen für ihn. Ich fühlte mich tief gekränkt; das Tagebuch enthält leidenschaftliche Ausbrüche von Eifersucht. Zum Glück blieb es bei solchen schriftlichen und das gute Vernehmen mit dem Lehrer wurde nicht gestört. Die Verachtung, die ich nun für das Mädchen fühlte, half mir meine Leidenschaft bezwingen und ich wandte mich mit erneuetem Eifer meinen Studien zu. Im Tagebuch heißt es:

„Die Progressen, die ich im Spielen mache, merke ich nicht besser, als wenn ich von Zeit zu Zeit Altes hervorsuche und mich dann erinnere, wie ich es früher vorgetragen. So nahm ich heute das Concert vor, welches ich in Hamburg einstudirte und fand, daß

mir die Passagen, die ich damals nicht ohne Anstoß spielen konnte, nun mit der größten Leichtigkeit gelingen."

Auch ließ es der Lehrer nicht an Aufmunterung fehlen. Als ich nämlich am 16. August mein neues Concert gespielt hatte, sagte Herr Eck zu meiner großen Freude: „Wenn Sie alle Vierteljahre solche Progressen machen, als im vergangenen, so kommen Sie als ein ganzer Virtuos nach Braunschweig zurück!"

Zwei Tage später, am 18. August, war ich fast den ganzen Tag zu Hause und komponirte ein neues Adagio zu meinem Concerte; denn obgleich ich deren schon drei gemacht hatte, so schien mir doch keins so recht zu den übrigen Sätzen zu passen.

Als bezeichnend für meinen jugendlichen Künstlerstolz mag noch Folgendes hier Platz finden:

„Man erzählte mir von einem Volksfeste, welches am 27. August, dem Geburtstage des Erbprinzen, in Hohenzirze veranstaltet werden soll. Es sind dazu die Bauern der umliegenden Dörfer zu Tanz und Abendessen eingeladen. Auch auf dem Schlosse wird man tanzen. Auf meine Frage, woher man denn die vielen Musiker nehmen werde, erfuhr ich, daß die Janitscharenmusik den Bauern, und die Kapelle — man denke sich mein Erstaunen! — dem Hofe zum Tanze aufspielen werde. Ich wollte es anfangs nicht glauben, bis es mir wiederholt betheuert wurde. Aber, fragte ich, wie ist es möglich, daß der Herzog von den Mitgliedern seiner Hofkapelle so etwas verlangen kann und daß diese so wenig Ehrgefühl und Künstlerstolz besitzen, um sich dessen nicht zu weigern? Der Herzog, antwortete man mir, fühlt nicht, daß es unschicklich für seine Kapelle ist, zum Tanze zu spielen und der größte Theil der Mitglieder darf nicht wagen, sich seinen Befehlen zu widersetzen, da sie, wenn man sie hier abdankt, schwerlich bei einer anderen Kapelle ein Unterkommen finden werden, weil sie arme Stümper sind."

Da mir der Aufenthalt in Strelitz nach dem unglücklichen Ausgange meiner Herzensangelegenheit unerträglich geworden war

so sehnte ich mich sehr nach der Abreise. Diese verzögerte sich aber, weil der Arzt Herrn Eck noch immer nicht als völlig genesen entlassen konnte, bis Ende September. Das Unbehagliche in meiner Lage wurde noch dadurch gesteigert, daß die Freundin meiner Ungetreuen, welche ich bei der ersten Begegnung „die Schwarze" genannt, mir unverkennbar ihre Neigung zuwandte, die ich aber, obgleich das Mädchen recht hübsch war, nicht erwiedern konnte. So viel sich thun ließ, zog ich mich von der Gesellschaft zurück; doch konnte ich, aus Rücksicht für den Lehrer, von den Lustpartien und Ausflügen, die dieser häufig veranstaltete, nicht ganz wegbleiben, und auf diesen war es denn nicht zu vermeiden, der Gefährte der Schwarzen zu sein. Es finden sich im Tagebuch naive Klagen über die Verlegenheiten, die mir ihr zärtliches Anschmiegen bereitete und mehr als einmal wünschte ich den Augenblick der Abreise herbei, welcher mich von solchen Versuchungen befreien würde.

Am 27. September endlich war der Zeitpunkt da, wo wir unseren Schönen Lebewohl sagen sollten. Sophie, (so hieß die Schwarze), hatte schon seit drei Tagen eine außerordentliche Trauer affectirt oder vielleicht auch wirklich empfunden. Heute sprach sie kein Wort, seufzte nur zuweilen und warf sich mir, wenn die Anderen im Zimmer uns nicht beachteten, ungestüm an den Hals. Etwa um acht Uhr Abends verließen Herr Eck und Demoiselle * das Zimmer. Nun erst erfolgte der eigentliche Ausbruch ihrer Zärtlichkeit; denn nachdem sie auch ihre Geschwister fortgeschickt hatte, ließ sie mich kaum mehr aus ihren Armen. Bis zehn Uhr mußte ich aushalten; dann nahm ich Abschied. Das arme Mädchen vergoß so viel Thränen, daß ich mich meiner trockenen Augen schämte und um nicht ganz gefühllos zu scheinen, sie herzlich küßte. Sophie begleitete mich bis an die Hausthür und drückte mir noch ein Papier in die Hand mit der Bitte, es ihr zum Andenken aufzuheben. Ich eilte nach Hause, öffnete es und fand einen Brief und einen goldenen, mit Haaren durchflochtenen Ring. Der Brief lautete wie folgt:

„Sie, edler Freund, verzeihen einem Mädchen, deren Zudringlichkeit Ihnen gewiß schon auffallend gewesen sein muß. Ich wußte, daß ich zuweilen mehr that, wie sich für mein Geschlecht schickt. Aber Gott weiß es, daß ich in Ihrer Gesellschaft, die mir so sehr werth war, nie über mich herrschen konnte. Auch jetzt dränge ich Ihnen noch ein kleines Andenken auf, das zwar sehr gering ist, aber mit dem aufrichtigsten Herzen gegeben wird. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, daß Sie selbiges tragen und sich dabei meiner erinnern wollen. — Könnte Ihnen doch dieses Papier sagen, wie sehr ich es schätze, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und wie unendlich ich es bedauere, daß Sie sich so weit von uns entfernen! Ich muß schließen und in der festen Hoffnung, Sie, bester Freund, einst wieder zu sehen, freue ich mich schon jetzt auf den Tag, der Sie uns wiedergeben wird. Leben Sie wohl, so wohl und glücklich, wie es wünscht Ihre Freundin Sophie ***."

Diese unverdiente zärtliche Zuneigung blieb wohl nicht ohne dankbare Anerkennung; denn es wird im Tagebuche der Vorsatz ausgesprochen, den Brief von Stettin aus recht freundlich zu beantworten. Allein von der Ausführung dieses Vorhabens findet sich doch nichts bemerkt.

Wir reis'ten über Stettin nach Danzig, wo wir am 2. Oktober ankamen. Da Eck eine Menge Empfehlungsbriefe abzugeben und ein Concert zu veranstalten hatte, so gerieth der Unterricht, welcher bisher sehr regelmäßig stattgefunden hatte, ein wenig in's Stocken. Indessen meinte ich, „daß es mich schon fördere, Herrn Eck nur üben zu hören".

Wir wurden häufig zu Mittag und Abend eingeladen, unter anderem nach dem Landgute eines Herrn Sauermann, wo man von einem Hügel hinter dem Hause die Ostsee und einen großen Theil der Stadt übersehen konnte. Der Anblick der See und der vielen darauf befindlichen Schiffe machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Da der Tag etwas trübe war, so schienen

letztere in den Wolken zu hängen und sich mit diesen langsam fortzubewegen. Ich konnte mich nur mit Mühe von dem prächtigen Anblick losreißen.

Bei einem anderen Essen, im Garten des Herrn Simpson, wurde mir die Ehre zu Theil, bei der Frau vom Hause zu sitzen. Sie veranlaßte mich, ihr Vieles aus meiner Jugendzeit zu erzählen, namentlich wie ich anfangs für das Studium der Medicin bestimmt gewesen, dann aber durch leidenschaftliche Hinneigung zur Musik bewogen worden sei, mich ganz der Kunst zu widmen. Sie hörte mir mit wohlwollender Theilnahme zu, kränkte mich aber zum Schluß durch die hingeworfene Frage, ob ich nicht doch besser gethan haben würde, dem Berufe des Vaters zu folgen. Ganz durchdrungen von der Würde meiner Künstlerlaufbahn antwortete ich entrüstet: „So hoch der Geist über dem Körper steht, so hoch steht auch Der, welcher sich der Veredlung des Geistes widmet, über Dem, der nur den vergänglichen Körper pflegt.“

Fast jedesmal, wenn eine Oper gegeben wurde, besuchte ich das Theater und versäumte nicht, eine Kritik des Werkes und der Ausführung niederzuschreiben, wobei Sänger, Chor und Orchester immer scharf mitgenommen wurden.

Zu meiner großen Freude ward auch „Ariadne auf Naxos“ gegeben, das berühmte Melodrama von Brade, das ich noch nicht kannte. Es beleidigte aber meinen Geschmack, daß in dem darauf folgenden Lustspiele, „die Bauern und Advokaten“, Thesens als Advokat und Ariadne als naives Bauernmädchen wieder zum Vorschein kamen. „Die Musik entzückte mich, obgleich sie sehr schlecht ausgeführt wurde. Wie konnte es aber auch anders sein, da die Partitur erst am Morgen von Königsberg angekommen und Mittags die erste und einzige Probe war?! Madame Bochmann, welche die Ariadne gab, deklamirte zwar sehr gut, war aber für diese Rolle zu häßlich.“ Ein junger Engländer, der neben mir saß, meinte, es sei dem Thesens nicht übel zu nehmen, daß er eine solche Ariadne verlasse. Dabei erzählte er mir folgende Anekdote: „Auf

einem Liebhabertheater in England gab man ebenfalls die Ariadne. Eine schon etwas bejahrte und nichts weniger als schöne Dame spielte die Rolle der Ariadne so vortrefflich, daß die Gesellschaft nach beendetem Stücke in die größten Lobsprüche ausbrach. Bescheiden lehnte sie diese ab und sagte: „Um die Ariadne befriedigend darstellen zu können, muß man auch jung und schön sein.“ Ein junger Stutzer, der ihr gern etwas Schönes sagen wollte, rief aus: „O Madame, Sie beweisen das Gegentheil!“

Ein Concert des Herrn Eck am 16. Oktober im Schauspielhause fiel sehr glänzend aus. Da ich die Concertsachen, die mein Lehrer vortrug, sehr genau kannte, so übernahm ich die Leitung derselben an der ersten Violine. Die Musiker, die bald erkannten, wie sicher der junge Dirigent war, folgten mir willig und es wurde dadurch dem Solospieler der Vortrag sehr erleichtert, was dieser auch dankbar anerkannte. Außer den drei Vorträgen des Herrn Eck gab das Concert noch eine Symphonie von Haydn, eine Ouvertüre von Mozart, ein Pianoforte Concert von Danzi, gespielt von Herrn Reichel und zwei Arien von Cimarosa und Mozart, gesungen von Demoiselle Wotruba und Herrn Ciliax. „Der Beifall nach den Vorträgen des Herrn Eck war ein sehr enthusiastischer und wollte gar nicht enden. Ich hörte ihn aber auch noch nie so gut öffentlich spielen.“

Am 20. Oktober reis'ten wir weiter nach Königsberg und verweilten daselbst bis zum 18. November. Eck gab zwei Concerte, die sehr besucht waren. Durch Empfehlungsbriefe in viele der ersten Häuser eingeführt, wurden wir häufig sowohl zu Gastereien, als auch zu Musikpartien eingeladen. Beim General-Chirurgus Gerlach musicirte ich häufig mit Demoiselle Gerlach, einer durch und durch musikalisch gebildeten Dilettantin und vortrefflichen Clavierspielerin, die auch meine neuen Lieder sang. Ob diese irgend einen Kunstwerth hatten, ist nicht mehr zu ermitteln, da sie verloren gegangen sind. Mit zwei Herren Friedländer spielte ich einigemale Quartetten. Diese Quartettpartien

waren es aber nicht allein, was mich in deren Haus zog; Demoiselle Rebekka Oppenheim, die jüngere Schwester der Madame Friedländer, hatte mein leicht entzündliches Herz wieder in helle Flammen gesetzt. „Sie war Jüdin und die Gesellschaft in diesem Hause bestand fast nur aus Juden; aber es waren sämmtlich artige und gebildete Leute. Am Tage, wo ich Abschied nahm, traf ich Madame Friedländer und Demoiselle Rebekka allein. Letztere sprudelte über von Witz und Laune, und wir hörten nicht auf zu lachen und zu scherzen, so wenig sich dies auch zu dem Anlaß meines Besuches paßte. Es ist ein Glück", sagt schließlich das Tagebuch, „daß wir morgen reisen; denn die Rebekka ist ein gefährliches Mädchen! Wer seine Freiheit und seine Ruhe liebt, muß sie je eher je lieber fliehen."

Noch ehe Herr Eck sein erstes Concert gab, traf die Familie Pixis auf der Rückreise von Petersburg in Königsberg ein. Ich erneuerte sogleich die Bekanntschaft mit ihnen. Der älteste Bruder war inzwischen sehr groß geworden und seine Diskantstimme hatte sich in eine tiefe Baßstimme verwandelt. Er trug sich aber immer noch „à l'enfant mit einem Kragenhemde und ohne Halstuch". Sie waren sehr unzufrieden mit ihrer Reise nach Rußland und der Vater behauptete, in Petersburg tausend Rubel zugesetzt zu haben, obgleich er zweihundert Empfehlungsschreiben gehabt hatte.

Wir trafen uns in einer Musikpartie beim Grafen Calnheim, wo zuerst der Jüngste Variationen auf dem Pianoforte mit großer Fertigkeit und vielem Geschmack vortrug. Dann spielte der Aelteste ein Quartett von Krommer. Aber weder die Composition noch sein Spiel wollten mir gefallen. „Sein Ton", sagt eine Tagebuchsbemerkung, „ist kraftlos, und der Vortrag ohne Ausdruck. Dabei hatte er eine so schlechte Bogenführung, daß er, wenn er diese nicht ändert, nie ein vollkommener Virtuos werden kann. Er faßt den Bogen eine Handbreit vom Frosche und hebt den rechten Arm viel zu hoch. So fehlt ihm alle Kraft im Striche und die Nuancen von piano und forte fallen bei seinem Spiele

ganz fort." Nach ihm spielte Herr Eck ebenfalls ein Quartett von Kreommer. „Aber Himmel! was war das für ein Unterschied! Die Abwechselung von Stärke und Schwäche in seinen Tönen, die Deutlichkeit der Passagen, die geschmackvollen Verzierungen, womit er selbst die unbedeutendsten Kompositionen zu heben weiß, verliehen seinem Spiel einen unwiderstehlichen Reiz. Er erhielt aber auch den ungetheiltesten Beifall. Pixis spielte noch ein Quartett von Tietz, dem berühmten verrückten Geiger zu Petersburg, machte aber eben so wenig Glück damit. Zuletzt bat er Herrn Eck, mit ihm ein Duett von Pietti zu spielen, damit er doch sagen könne, er habe mit allen großen Geigern der Zeit gespielt; denn Pietti, Rode, Kreutzer, Iwanovichi, Tietz, Durand und andere hätten ihm bereits diese Ehre erzeigt. In diese Bitte stimmte die ganze Gesellschaft mit ein, und Herr Eck mußte nachgeben. Dieses Duett spielte Pixis noch am besten, obgleich er nicht eine Passage so gut herausbrachte wie Herr Eck, der doch gar nicht darauf vorbereitet war."

Auch im Concerte, das die Brüder gaben, erntete der Aeltere keinen Beifall; „die Passagen waren matt und ohne Ausdruck, ja er griff sogar sehr falsch und kratzte zuweilen, daß den Zuhörern die Ohren weh thaten. ... Meiner Meinung nach spielte er vor drei Jahren, als ich ihn in Braunschweig zum erstenmal hörte, die leichten Concerte von Iwanovichi und anderen besser, als die schweren, womit er sich heute producirte." Ja, ich zweifelte sogar, ob je ein großer Geiger aus ihm werden könne, „wenn er nicht bald einen guten Lehrer bekomme, der ihm vor allem einen guten Strich beibringe."

Auf diese sicher viel zu harten Urtheile wird wohl mein Lehrer eingewirkt haben, der ein sehr strenger Richter war. Pixis hatte sich, als ich ihn zehn Jahre später in Wien wieder traf, zu einem ausgezeichneten Virtuosen herangebildet und bewährte sich auch als Professor am Conservatorium in Prag als tüchtiger Lehrer des Violinspiels.

In Königsberg ward auch wieder gemalt. Ich lernte einen Miniaturmaler, Namens Seidel, kennen, der mir einigen Unterricht gab und dabei selbst saß. Das Bild wurde sehr ähnlich. Auch vom Componiren ist im Tagebuch die Rede. Aus einer Bemerkung über die Ausfeilung eines Concerts geht hervor, daß ich damals noch nicht verstand, in einem Guß zu arbeiten, was mir später so gut gelang, daß die Entwürfe nur selten kleine Abänderungen erlitten, das einmal in Partitur Geschriebene aber nie mehr geändert wurde.

Zur Reise nach Memel „wählten wir den Weg am Strande, weil er zwölf Meilen näher ist als der durch's Land. Auch läßt er sich im Winter, wo der Sand fest gefroren ist, besser wie jener fahren. Drei Meilen von Königsberg kommt man dicht an die See und bleibt bis Memel daran. Wir fuhren die ganze Nacht durch und litten sehr von der kalten und schneidenden Seeluft. Zwischen der vierten und fünften Station hatten wir das Unglück, daß uns ein Rad ablief. Nun mußten wir gar den Wagen verlassen, ihn mit vereinten Kräften wieder aufrichten und das Rad mit Stricken nothdürftig befestigen. Dies alles hatte wohl eine halbe Stunde gedauert und ich fürchtete, die Finger erfroren zu haben, was sich jedoch zum Glück als ungegründet erwies. Um neun Uhr kamen wir vor Memel an, mußten aber drei volle Stunden warten bis wir über den Hafen gesetzt wurden, weil die Fährleute erst aus allen Theilen der Stadt zusammen zu holen waren. Vier Meilen weiter erreicht man die Grenze."

In Mitau langten wir in verstärkter Reisegesellschaft an; denn Myrrha war, ohne daß wir es bemerkt hatten, mit neun Jungen niedergekommen, sechs lebenden und drei todten. „Bis auf zwei wurden sie der armen Mutter aber genommen."

Wir fanden in den Häusern, an welche Herr Eck adressirt war, die gastfreundlichste Aufnahme. Man lud uns Mittags und Abends, zu Musikpartien und zu Bällen ein und bot alles auf, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Bei einem Collegien-

Assessor von Berner ließ ich mich zum erstenmal neben meinem Lehrer und in dessen Gegenwart hören. Herr Eck wurde nämlich, nachdem er einige Quartetten mit großem Beifall gespielt hatte, aufgefordert, einer jungen Klavierspielerin von sechszehn Jahren, Demoiselle Brandt, die eine bewunderungswürdige Fertigkeit besaß, eine Sonate von Beethoven zu begleiten, entschuldigte sich aber mit zu großer Müdigkeit. Da ich wohl wußte, daß es Eck nicht wagen durfte, etwas Unbekanntes a vista zu spielen, so erbot ich mich statt seiner dazu. Zwar war auch mir die Sonate unbekannt, ich vertraute aber meiner Fertigkeit im Lesen. Es glückte, und der junge Künstler, dem man wahrscheinlich nicht viel zugetraut hatte, wurde mit Lobsprüchen überhäuft.

Man forderte mich in den späteren Musikpartien nun jedesmal auf, auch etwas zu spielen, und ich erinnere mich, daß mir Herr von Berner bei der Abreise mit väterlichem Wohlwollen sagte: „Mein junger Freund, Sie sind auf gutem Wege, fahren Sie nur so fort! Herr Eck steht als Virtuos wohl noch über Ihnen, Sie sind aber ein viel besserer Musiker, als er."

Im Hause des Gouverneurs hörte ich einen damals in Rußland sehr berühmten Geiger Namens Sogeneff, einen Leibeigenen des Fürsten Subow. „Er spielte Variationen eigener Composition, die ungeheuer schwer waren. Die Composition gefiel mir recht gut, sein Spiel aber war, obgleich fertig, doch sehr rauh und dem Ohr widrig. Herr Eck spielte gleich nach ihm und man konnte daher den Unterschied zwischen Beider Spiel recht deutlich hören. Des Russen Spiel war wild und ohne Abwechselung zwischen Stärke und Schwäche; des Herrn Eck Spiel aber gesetzt, kraftvoll und doch immer wohlklingend."

Auch russische Militärsänger hörten wir dort. „Es waren sechs gemeine Soldaten, von denen einige Diskant sangen. Sie schrieen fürchterlich, so daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Die Gesänge werden ihnen von einem Unteroffizier mit dem Prügel einstudirt. Bei einigen begleiteten sie sich mit einer

Art von Schalmei, die einen solchen penetranten Ton hatte, daß ich fürchtete, die Damen würden in Ohnmacht fallen. Die Melodien der Lieder waren nicht übel, wurden aber mit lauter falschen Harmonien begleitet."

In einer Klubgesellschaft im Hause, wo wir wohnten, wurde ich zu einer Spielpartie „mit drei Excellenzen eingeladen, mußte diese hohe Ehre aber theuer bezahlen; denn ich verlor über drei Thaler in wenigen Stunden."

Die Abreise nach Riga verzögerte sich bis zum 2. Dezember, weil Herr Eck von neuem unwohl wurde. Die Abende verbrachte ich abwechselnd in den Häusern der Herren von Berner und von Korf und musicirte fleißig mit Demoiselle Brandt. Der ganze Sonatenvorrath mit Violinbegleitung wurde durchgespielt und ich lernte viele mir noch unbekannte Meisterwerke von Mozart und Beethoven kennen. Nach Tische wurde dann noch ein Stündchen geplaudert oder Fr. v. Korf spielte mit mir Schach, was ich von Kindheit an leidenschaftlich liebte.

Herr v. Berner, der mich besonders liebgewonnen hatte, lud mich ein, auf der Rückreise von Petersburg einige Monate bei ihm auf dem Lande zuzubringen, und dann um Johannis, wo sich der ganze kurländische Adel in Mitau versammele, einige Concerte zu geben. Mit großer Genugthuung hörte ich, daß man mich für weit genug fortgeschritten halte, um öffentlich als Virtuos auftreten zu können. Freudig gab ich meine Zusage.

Befremdend ist es, daß im Tagebuche der Kinder des Herrn v. Berner gar nicht erwähnt wird; denn eine Tochter, die später Schülerin Rode's wurde und sich als Violinspielerin auszeichnete, muß doch damals schon ziemlich erwachsen gewesen sein.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds und ich trennte mich mit gerührtem und dankbarem Herzen von den Familien, die mich so wohlwollend bei sich aufgenommen hatten.

In Riga fand ich einen Brief aus Braunschweig, der mir viele Freude machte. Ich hatte den Herzog um die Erlaubniß

gebeten, ihm mein neues Concert, als erstes der gestochenen Werke, widmen zu dürfen, und der Brief, vom Hofmarschall v. Münchhausen, brachte die Gewährung dieser Bitte. Voller Ungeduld, mein Werk erscheinen zu sehen, bat ich Herrn Eck, an Breitkopf und Härtel in Leipzig, mit denen er in Verbindung stand, zu schreiben, und ihnen den Verlag des Concertes anzutragen. Die Antwort erfolgte bald, war aber für mich sehr entmuthigend. Zum Trost für junge Componisten, die für ihre Erstlingswerke keinen Verleger finden können, mögen die Bedingungen, unter welchen die genannte Handlung den Verlag zu übernehmen sich bereit erklärte, hier Platz finden. Ich selbst hatte auf jedes Honorar verzichtet und mir nur einige Freiexemplare ausbedungen. Die Handlung verlangte aber, ich solle ihr hundert Exemplare zum halben Ladenpreise abkaufen! — Anfangs sträubte sich mein jugendlicher Künstlerstolz gegen solche, wie es mir schien, schimpfliche Bedingungen. Doch der Wunsch, die Herausgabe des Concertes so beeilt zu sehen, daß ich es, bei der Rückkehr nach Braunschweig, dem Herzoge im Stiche überreichen könne und die Hoffnung, daß dieser mir ein Geschenk machen werde, halfen mir diese Empfindlichkeit niederzukämpfen und die Bedingungen einzugehen. Das Concert wurde auch zur bestimmten Zeit fertig und lag, als ich zurückkehrte, bereits bei einem Kaufmanne in Braunschweig; der Ballen wurde mir jedoch nicht eher verabfolgt, bis die Summe für den Ankauf der hundert Exemplare entrichtet war.

In Riga bekam Eck Händel mit der Concertgesellschaft der dortigen Dilettanten. Diese, im Besitz des Concertsaales, verlangte von ihm, wie von allen fremden Künstlern, daß er zuerst in ihrem Concerte auftreten solle, wofür sie ihm dann ihr Lokal und ihr Orchester zum eigenen Concerte bewilligen würde. Herr Eck weigerte sich, diese Bedingungen einzugehen und wollte lieber ganz auf ein Concert verzichten. Dies machte die Gesellschaft nachgiebiger; sie erklärte sich nun zufrieden, wenn er auch erst nach seinem Concert bei ihnen spiele. Er sagte dies unter der

Bedingung zu, daß es vor der Hand verschwiegen bleibe. Man hatte ihm nämlich gesagt, daß die Abonnenten der Dilettanten-Concerte, wenn sie sicher wären, den fremden Künstler in diesen zu hören, nicht Lust hätten, ein Extraconcert zu bezahlen. Es war aber doch nicht verschwiegen worden und die Folge war, daß das Concert des Herrn Eck leer blieb. Hierüber sehr aufgebracht verlangte er nun für sein Auftreten im Dilettanten-Concerte ein Honorar von fünfzig Dukaten als Entschädigung für den Verlust, den ihr Ausplaudern ihm verursachte. Die Herren Direktoren, ihr Unrecht einigermaßen fühlend, verstanden sich nach langem Unterhandeln endlich zu einem Honorar von dreißig Dukaten. Herr Eck beharrte aber auf seiner Forderung. Nun drohten die Herren, ihn durch die Polizei zum Auftreten zwingen zu lassen. Auch wurde er wirklich vor den Polizeidirektor beschieden; es gelang aber, diesen für seine Sache zu gewinnen, und die Herren Dilettanten wurden mit ihrer Klage abgewiesen. Nun endlich, am Tage des Concertes, nachdem die Concertzettel, auf welchen Herrn Eck's Name paradirte, bereits an den Straßenecken klebten, bequemten sie sich, das verlangte Honorar zu bewilligen, wurden aber nicht wenig durch die Erklärung des Herrn Eck überrascht, daß er, nachdem sie ihn vor die Polizei geladen, nun gar nicht, selbst nicht für das Doppelte des geforderten Honorars, spielen würde. Alles Drohen und Toben half nichts; sie mußten ihr Concert ohne ihn geben. „Ich war dort", heißt es im Tagebuch, „und weidete mich an der Gährung, die unter den Dilettanten herrschte. Man sprach nur von Herrn Eck und seiner Weigerung, aber Niemand ließ ein Wort zu seinen Gunsten hören; man war durch die getäuschte Erwartung zu sehr aufgebracht. Das Concert fiel schlecht aus. Ein Flötenvirtuos aus Stockholm, der sich mit einem veralteten Concerte von Devienne an Herrn Eck's Stelle hören ließ, gefiel ebensowenig, als ein Dilettant aus Petersburg, der ein Klavierconcert von Mozart sehr schülerhaft spielte."

Eck hatte übrigens die Gunst des Polizeidirektors dadurch

gewonnen, daß er sich erbot, ein Concert zum Besten des Nikolai-Armenstifts zu geben. Der Theaterdirekter Meirer gab unentgeltlich das Haus und die Herren Arnold und Ohmann, so wie die Damen Werther und Bauser schmückten es durch ihren Gesang. Die Musikgesellschaft bot alles auf, es zu hintertreiben; aber vergebens. „Gleich bei seinem Erscheinen wurde Herr Eck mit dem lebhaftesten Beifall empfangen und nach seinem Spiel steigerte sich dieser noch mehr. Die Einnahme belief sich, nach Abzug der Kosten, auf mehr als hundert Dukaten, die der Kassirer des Armenstiftes in Empfang nahm; aber auch Herrn Eck wurden hundert Dukaten, als ein Geschenk des anwesenden Adels, überreicht und am anderen Morgen folgten diesen noch fünfzig Dukaten von einigen reichen Kaufleuten, die dem Adel an Großmuth nicht nachstehen wollten."

Unter den vielen Einladungen erwähnt das Tagebuch auch einer zum reichen Zuckerbäcker Klein, der „seinen Kindern nicht weniger als drei Hofmeister" hielt, — einen Deutschen, einen Franzosen und einen Russen.

Am 17. Dezember reis'ten wir von Riga ab. In Narwa ließ uns der Gouverneur, ein großer Musikfreund, der aus der Paderoschna, die wir am Thor zum Visiren abgeben mußten, ersehen hatte, welch ein berühmter Künstler durchpassire, sogleich für den Abend zu sich einladen. „Unsere Entschuldigung, daß wir in Reisekleidern nicht erscheinen könnten, wurde zurückgewiesen. Der Gouverneur schickte seinen Staatswagen und halb mit Gewalt wurden wir zu ihm gebracht. Die Verlegenheit, uns in unserm Aufzuge plötzlich in einer glänzenden Gesellschaft zu befinden, verlor sich nach dem freundlichen Empfang und der zuvorkommenden Artigkeit der Anwesenden sehr bald, und wir verlebten einen vergnügten Abend. Um ein Uhr, als die Gesellschaft auseinander ging, fanden wir unsern Wagen mit den Postpferden schon vor der Thüre und setzten sogleich unsere Reise fort."

Aber von Narwa bis St. Petersburg traf uns ein Unfall

nach dem anderen. „Zwei Statienen diesseits ließen wir uns bereden, wegen des hohen Schnees Schlittenkufen unter die Räder zu nehmen. Aber kaum waren wir eine halbe Stunde damit gefahren, als schon die Stricke, womit sie befestigt waren, rissen und wir nicht weiter konnten. Der Postillon mußte aus einem nahe gelegenen Dorfe einige Bauern zu Hülfe rufen, welche die Kufen wieder befestigten. Nach vollendeter Arbeit gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihnen fünf Rubel zu bezahlen hätten. Sehr aufgebracht über diese unverschämte Forderung, weigerten wir uns, so viel zu geben; doch da sie Miene machten, die Stricke, mit denen sie die Räder befestigt hatten, von neuem mit ihren Aexten durchzuhauen, und da wir sahen, daß mit Gewalt gegen die vielen wilden Kerle, die nach und nach unseren Wagen umringten, nichts auszurichten sei, so mußten wir uns zur Zahlung bequemen."

„Nach einem Aufenthalt von länger als einer Stunde konnten wir endlich weiterfahren; aber es dauerte nicht lange, so blieben wir nun förmlich im Schnee stecken, und nur mit Hülfe vieler herbeigerufener Leute kamen wir wieder los. Wir sahen nun, daß die Kufen bei dem hohen Schnee mehr hinderten, als nützten und ließen sie daher abbinden. Nachdem dies geschehen und bezahlt war, ging es wieder weiter; aber noch siebenmal blieben wir stecken, so daß wir zu dieser Station von drei Meilen nicht weniger als sechzehn Stunden gebraucht hatten. So wie wir Petersburg näher kamen, fanden wir auch die Wege gebahnter und wurden auch schneller gefahren. Endlich am Mittwoch den 22. Abends neun Uhr, langten wir an, nachdem wir sechs Tage und fünf Nächte unterwegs gewesen waren. Die letzte Strecke von Narwa bis Petersburg ist furchtbar einförmig und ermüdend. Diese schnurgerade Straße, durch den Fichtenwald gehauen, mit den bunten Werstzeigern, von denen einer wie der andere aussieht, kann auch den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen! Nur selten lichtet sich der endlose Wald, um einigem Anbau und einem ärmlichen Dorfe Platz zu machen. Die Häuser oder vielmehr

Hütten dieser Dörfer haben meistentheils nur ein Zimmer mit einem Fenster in der Größe eines Quadratschuhs. In diesem Zimmer wohnen Menschen und Vieh ganz einträchtig beisammen. Die Wände bestehen aus ungezimmerten, aufeinander gelegten Balken, deren Fugen mit Moos verstopft sind. Sehr warm mag es in diesen Löchern wohl nicht sein; daraus scheinen sich die Bewohner aber auch nicht viel zu machen; denn ich sah Kinder und Erwachsene bei strenger Kälte im bloßen Hemde und barfuß im Schnee herumlaufen. Je ärmlicher und dürftiger die Gegenstände auf der Reise erschienen, um so überraschender ist dann das prächtige Petersburg mit seinen Palästen. ... Wir stiegen im Hôtel de Londres ab und nahmen uns sogleich einen Lohnbedienten, ohne den man hier auch nicht einen Tag sein kann; denn sowie dem Fremden sein Zimmer angewiesen ist, bekümmert sich kein Mensch mehr um ihn."

In Petersburg war ich anfangs ganz mir selbst überlassen. Diese Zeit wäre daher für mich die geeignetste gewesen, mich in der prächtigen Stadt umzusehen. Dies ließ aber die große Kälte, die bereits über zwanzig Grad gestiegen war, nicht zu. Ich arbeitete daher in der gewohnten Weise fleißig fort, ja mit vermehrtem Eifer, da die Zeit des Unterrichtes bei Herrn Eck schon über die Hälfte verflossen war. — Durch ein Mitglied der Kaiserlichen Kapelle, Herrn Rabe, waren wir in den Bürgerklub eingeführt und lernten dort fast alle in Petersburg anwesenden ausgezeichneten Künstler und Schöngeister kennen. Das Tagebuch nennt unter Anderen Clementi, seinen Schüler Field, den Violinisten Hartmann, ersten Geiger der Hofkapelle, Remi, ebenfalls Mitglied der Hofkapelle, Leveque, Sohn des Concertmeisters in Hannover und Musikdirektor einer Kapelle von Leibeigenen beim Senator Teplow, Bärwald aus Stockholm, den Hornisten Bernaus u. A. m.

Clementi, „ein Mann in den besten Jahren, von äußerst freier Laune und einnehmendem Wesen", unterhielt sich gern mit

mir („französisch, was ich bei der vielen Uebung in Petersburg bald ziemlich geläufig sprach") und lud mich nach Tische oft ein, mit ihm Billard zu spielen. Abends begleitete ich ihn einigemale in seine große Pianoforte-Niederlage, wo Field oft stundenlang spielen mußte, um die Instrumente den Käufern im vortheilhaftesten Lichte vorzuführen. Das Tagebuch spricht mit großer Befriedigung von der vollendeten Technik und dem „schwärmerisch-melancholischen Vortrage" des jungen Künstlers. Noch bewahre ich in der Erinnerung ein Bild von dem blassen, hochaufgeschossenen Jüngling, den ich später nie wieder sah. Wenn Field, der aus seinen Kleidern herausgewachsen war, sich vor dem Piano niedersetzte, die langen Arme nach der Tastatur ausstreckte, so daß sich die Aermel fast bis zum Ellenbogen zurückzogen, dann bekam die ganze Figur etwas höchst Englisch-linkisches; sobald aber sein seelenvolles Spiel begann, wurde alles vergessen und man war nur Ohr. Leider konnte ich dem jungen Manne, der außer seiner Muttersprache keine andere sprach, meine Rührung und Dankbarkeit nur durch einen stummen Händedruck zu erkennen geben.

Man erzählte sich schon damals manche Anekdote von dem auffallenden Geize des reichen Clementi, der in späteren Jahren, wo ich in London wieder mit ihm zusammentraf, noch bedeutend zugenommen hatte. So hieß es allgemein, Field werde von seinem Lehrer sehr kurz gehalten und müsse das Glück, dessen Unterricht zu genießen, durch viele Entbehrungen erkaufen. Von der ächt italienischen Sparsamkeit Clementi's erlebte ich selbst ein Pröbchen, denn eines Tages fand ich Lehrer und Schüler mit zurückgestreiften Hemdärmeln am Waschkübel beschäftigt, ihre Strümpfe und sonstige Wäsche zu reinigen. Sie ließen sich nicht stören, und Clementi rieth mir, es ebenso zu machen, da die Wäsche in Petersburg nicht nur sehr theuer sei, sondern auch bei der dort üblichen Waschmethode sehr leide.

Von allen Bekanntschaften, die ich im Bürgerklub machte, war mir keine lieber, als die meines jungen Freundes Remi.

Das Tagebuch nennt ihn gleich nach der ersten Bekanntschaft „einen artigen, allerliebsten jungen Franzosen.“ Gleicher Enthusiasmus für Kunst, gleiche Studien und gleiche Neigung knüpfte unsere Verbindung immer enger. Wir trafen uns an jedem Tage, wo ich mit meinem Lehrer nicht zu Gast geladen war, beim Mittagstisch im Bürgerklub, und gab es am Abend keine Oper oder kein Concert, wo Remi beschäftigt war, so spielten wir bis spät in die Nacht Duetten, von welchen Remi eine große Sammlung besaß. Solcher Abende, an welchen das Theater geschlossen blieb, gab es in jenem kalten Winter sehr viele; denn nach einem Ukas des menschenfreundlichen Kaisers Alexander waren alle öffentlichen Vergnügungen verboten, so oft die Kälte über siebenzehn Grad stieg, damit die Kutscher und Diener nicht der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt seien. Und in jenem Winter blieb die Kälte oft vierzehn Tage lang über siebenzehn Grad. Das war dann für die Fremden eine traurige, stille Zeit. Am übelsten waren aber die fremden Künstler daran, die nicht dazu kommen konnten, ihre Concerte zu geben. Sank die Kälte unter siebenzehn Grad, dann gab es Ankündigungen in Menge; aber oft mußten sie am folgenden Tage schon widerrufen werden. Auch das öffentliche Concert des Herrn Eck verzögerte sich, nachdem es bereits mehreremal angekündigt war, bis zum 6. März alten Styls. Unterdessen spielte er aber zweimal bei Hof in den Privatconcerten der Kaiserin und gefiel namentlich das zweitemal so sehr, daß die Kaiserin ihn als Solospieler der Hofkapelle mit einem Gehalt von 3500 Rubel engagiren ließ.

Je seltener in den kalten Monaten Januar und Februar Opern und Concert-Aufführungen zu Stande kamen, um so eifriger besuchte ich sie, um die einheimischen und fremden Talente näher kennen zu lernen. Auch Lietz, den berühmten irrsinnigen Violinspieler, sah und hörte ich. Wir fanden einen Mann von etwa vierzig Jahren, von blühender Gesichtsfarbe und angenehmen Aeußeren. Man sah ihm die Geistesverirrung durchaus nicht an.

Um so mehr waren wir überrascht, als er an Jeden von uns die Frage richtete: „Mein allergnädigster Monarch, wie befindest Du Dich?" Er erzählte uns dann ein Langes und Breites, worin sehr wenig Menschenverstand war, beklagte sich bitter über einen behaften Zauberer, der, eifersüchtig auf sein Violinspiel, ihm den Mittelfinger der linken Hand so behext habe, daß er nicht mehr geigen könne, sprach aber doch zuletzt die Hoffnung aus, daß es ihm noch gelingen werde, den Zauber zu besiegen u. s. f. Beim Abschiede fiel er vor Herrn Eck auf die Kniee, küßte ihm, ehe dieser es verhindern konnte, die Hand und sagte: „Mein allergnädigster Monarch, fußfällig muß ich Dich und Deine Kunst verehren!"

Vier Monate später, zu Anfang Mai 1803, war auf einmal ganz Petersburg voll von der Neuigkeit, daß Tietz, den die Russen in ihrem blinden Patriotismus für den ersten Geiger aller Zeiten hielten und der wegen seiner Narrheit seit sechs Monaten nicht mehr gespielt hatte, plötzlich wieder angefangen habe. Herr Leveque erzählte mir die näheren Umstände. Tietz war zu einer Musikpartie beim Senator Teplow eingeladen, hatte aber trotz aller Bitten nicht spielen wollen, so daß Herr Teplow voller Verdruß das Orchester fortschickte und ausrief: „So will ich auch nie wieder Musik hören!" Dies machte so tiefen Eindruck auf Tietz, daß er sagte: „Allergnädigster Monarch, laß Dein Orchester wiederkommen, so will ich eine Symphonie mitspielen." Dies geschah, und als er erst im Zuge war, spielte er auch Quartetten bis zwei Uhr Nachts. Am anderen Morgen versammelten sich die Musikfreunde in seinem Hause, und er spielte wieder. Dies gab mir Hoffnung, ihn ebenfalls zu hören, und ich eilte deshalb am 2. Mai (20. April) zu ihm. Es waren wieder viel Musikfreunde dort versammelt, die ihn mit Bitten bestürmten, zu spielen; diesmal aber vergebens. Er war nicht zu bewegen, und ich hörte später, es sei Jemand in der Gesellschaft gewesen, den er nicht habe leiden können. »

Am 18. Mai nahm ich mein neues Duett und meine Violine und ging wieder zu Herrn Tietz, den ich jetzt allein traf. Es kostete nicht viel Ueberredung, ihn zum Spielen des Duetts zu bewegen; doch wollte er nicht die erste Stimme übernehmen. Wir hatten kaum geendet, als Herr Hirschfeld, Hornist der Kaiserlichen Kapelle, und noch andere mir unbekannte Leute kamen. Herr Tietz bat mich also, das Duett zu wiederholen, und es schien nicht nur ihm, sondern auch den Anderen sehr zu gefallen. Nun legte Herr Tietz ein Quartett von Haydn auf und verlangte, ich solle die erste Violine übernehmen. Er selbst setzte sich zum Violoncell. Da mir das Quartett bekannt war, so weigerte ich mich nicht. Es wurde recht gut executirt, und Herr Tietz so wie die übrigen Anwesenden überhäuften mich mit Lobsprüchen. Tietz spielte die zweite Stimme meines Duetts, die nicht leicht ist, ohne allen Anstoß und recht sauber, und trug auch die Gesangstellen mit Geschmack und Gefühl vor. Weniger wollten mir seine Passagen gefallen, die er nach alter Weise mit springendem Bogen spielte.

Am 23. Mai trafen wir Tietz in dem wöchentlichen Abend-Concert des Senator Teplow, wo auch eine Clavierspielerin, Madame Meier, auftrat und ein Clavier-Concert eigener Compositionen, welches nicht schlecht war, vortrug. Dann folgten Eck und ich mit einer Concertante seines Bruders, die wir seit vierzehn Tagen sehr genau zusammen eingeübt hatten. Anfangs war ich furchtsam und spielte das erste Solo nicht so gut wie zu Hause; doch bald ging's besser, besonders im letzten Satze.

„Nun legte Herr Tietz ein Concert eigener Composition auf, dessen erstes Allegro und Rondo er zweimal spielte, vermuthlich weil ihm sein Spiel beim erstenmale nicht genügte. Da er seit seiner Narrheit nie mehr übte, so ist es begreiflich, daß es ihm an technischer Sicherheit fehlte. Auch gelangen ihm die schweren Stellen beim zweitenmal auffallend besser. In allen drei Sätzen brachte er nach alter Weise Cadenzen an, und zwar improvisirte,

die an sich sehr hübsch, beim zweitenmal aber ganz verschieden lauteten."

„Ist nun auch Tietz," schließt die Tagebuchs-Bemerkung, „kein großer Geiger, noch weniger der größte aller Zeiten, wie seine Verehrer behaupten, so ist er doch unbezweifelt ein musikalisches Genie, wie auch seine Compositionen hinlänglich beweisen."

Der vorzüglichste der damals in Petersburg anwesenden Geiger war ohne Zweifel Fränzl, der Sohn. Er kam eben aus Moskau zurück, wo er zu sechs Concerten für dreitausend Rubel engagirt war. Seine Stellung bei'm Spiel fiel mir unangenehm auf. Das Tagebuch sagt:

„Er hält die Violine noch nach alter Methode auf der rechten Seite des Saitenhalters und muß daher mit gebücktem Kopfe spielen. . . . Dazu kommt, daß er den rechten Arm sehr hoch hebt und die üble Angewohnheit hat, bei ausdrucksvollen Stellen die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen. Ist dies nun auch für die meisten der Zuhörer nicht störend, so fällt es einem Geiger doch sehr unangenehm auf. . . . Sein Spiel ist rein und sauber. Im Adagio macht er viele Läufe, Triller und andere Verzierungen mit einer seltenen Deutlichkeit und Delikatesse. Sobald er aber stark spielt, wird sein Ton rauh und unangenehm, weil er den Bogen zu langsam und zu dicht am Stege führt, und ihn zu sehr auf die Seite drückt. Die Passagen macht er deutlich und rein, aber immer in der Mitte des Bogens, folglich ohne Abwechslung von Stärke und Schwäche."

Noch einen Geiger von Ruf, Herrn Bärwald, später Concertmeister in Stockholm, hörte ich damals. Als er mit dem Concert von Viotti (A-dur) auftrat, wurde er schon beklatscht, noch ehe er einen Strich gethan hatte.

„Dieses, so wie sein hübscher Anstand und seine gute Bogenführung spannten meine Erwartungen sehr hoch, und ich erwartete daher mit großer Ungeduld das Ende des Tutti. Aber wie fand ich mich getäuscht, als ich nun das Solo hörte! Zwar war sein

Spiel rein und ziemlich fertig, dabei aber so schläfrig und meneten, die Passagen so matt und schleppend, daß ich lieber noch des Pixis falsches, aber doch feuriges Spiel gehört haben würde. Ein eingelegtes Adagio von seines Vaters Composition spielte er besser und sehnte mich dadurch wieder etwas aus. Nach ihm spielte ein Herr Palzow, ein wegen seiner theoretischen Kenntnisse sehr berühmter Mann, ein Klavierconcert eigener Composition auf einem Pianoforte mit einem Flötenzuge, den er zugleich mit dem Hammerwerk gebrauchte. So gut und gelehrt aber das Concert auch gearbeitet sein mochte, so wollte es doch weder mir, noch einem der anderen Zuhörer gefallen, weil es gar zu lang und meneten war. Auch machten die Töne der Saiten mit denen der Flöten zusammen einen sehr schlechten Effekt."

Auch über den damals berühmten Geiger und Componisten Feder schrieb ich ein Urtheil nieder. Ich hörte ihn im Concert des „adeligen oder musikalischen Klubs", wo es aber sehr unmusikalisch herging; denn die vornehme Welt fand sich dort ein, „nicht um zuzuhören, sondern um zu plaudern und im Saal umherzuspazieren". Zuerst wurde eine schöne Symphonie von Romberg (C-dur) vortrefflich ausgeführt. Dann sang Herr Pasco, erster Tenorist des italienischen Theaters, eine Arie so lieblich, zart und geschmackvoll, daß es wirklich etwas ruhiger im Saale wurde. Nun folgte Herr Feder mit einem Concerte eigener Composition, das mir aber schlechter schien, als die mir bekannten. Auch sein Spiel wollte mir nicht behagen. Er spielte zwar rein und ziemlich fertig, aber ohne Wärme und Geschmack. Auch ließ er bei den Passagen den Bogen fortwährend springen, was bald unerträglich wird. Madame Canavassi, erste Sängerin der italienischen Oper, die mir früher in der Oper nicht gefallen wollte, sang diesmal so schön, daß ich eingestehen mußte, ihr Unrecht gethan zu haben.

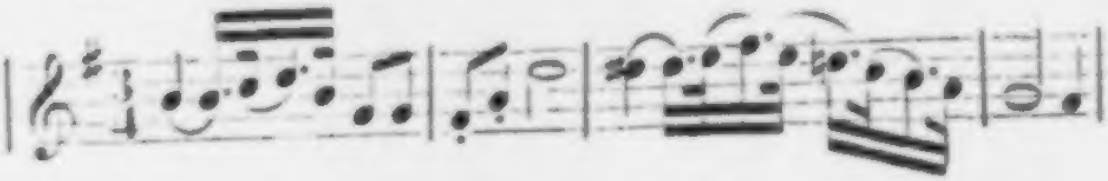
Während der Fastenzeit, in der die griechische Kirche keine Theatervorstellungen duldet, gab die Hoftheater-Intendanz wö-

chentlich zwei große Concerte im Steiner-Theater, in welchen sämmtliche Virtuosen der Kaiserlichen Kapelle, zu denen Herr Eck nun auch gezählt wurde, auftraten. Die vorzüglichsten, die ich dort zu hören Gelegenheit fand, waren die Geiger Hartmann, Jerchow und Remi, der Violoncellist Delphino, der Hautboist Scherwenka, und der Waldhornist Hirschfeld.

Das Orchester bestand beim ersten Concerte aus sechsunddreißig Violinen, zwanzig Bässen und doppelt besetzter Harmonie. Außer dieser waren zur Unterstützung der Chöre noch vierzig Hornisten der Kaiserlichen Kapelle da, von denen ein Jeder nur einen Ton zu blasen hatte. Sie dienten als Orgel und gaben dem Chorgesange, dessen Töne ihnen zugetheilt waren, große Festigkeit und Kraft. In einigen kleinen Soli's waren sie von hinreißender Wirkung. Vorn vor dem Orchester standen die Hofsänger, Männer und Knaben, etwa fünfzig an der Zahl, alle in rother, mit Gold besetzter Uniform. Nach dem ersten Theil des Oratoriums von Sarti spielte Remi ein Violinconcert von Alday mit vielem Beifall. „Nach dem Concerte, als wir nach Haus fuhren, verlangte er mein Urtheil über sein Spiel zu hören. Da nun unter Freunden stets Wahrheit herrschen muß, so verhehlte ich ihm nicht, daß ich an seinem Spiele, so rein und sauber es auch gewesen sei, doch noch Schattirung von Stärke und Schwäche, Ausdruck im Gesange und hinlängliche Kraft in den Passagen vermißt habe. Er dankte mir für meine Aufrichtigkeit und äußerte, er sei heute besonders befangen gewesen, weil er an Herrn Eck's Stelle habe auftreten müssen, der früher für dies Concert angekündigt gewesen sei.“ — Nach dem zweiten Theile des Oratoriums spielte Herr Delphino ein Violinconcert. Da man viel Rühmens von seinem Spiele machte, so erwartete ich mehr, als er leistete. „Er spielte ohne Geschmack und nicht einmal immer rein.“

Im zweiten Concerte traten die italienischen Sänger, im dritten die französischen auf. Unter den ersten zeichneten sich die schon genannten Herr Pasco und Madame Canavassi aus.

Unter den französischen waren nur zwei, die auf den Namen Sänger Anspruch machen durften, Herr St. Leon und die berühmte Phyllis Andrieux, die durch ihren korrekten, lieblichen Gesang, ihr gewandtes, graziöses Spiel und ihre Schönheit damals ganz Petersburg entzückte. Besonders war es eine Polonaise, womit sie Alles hinriß und die sie stets da capo singen mußte. Den Anfang davon giebt das Tagebuch wie folgt:



„Zwischen dem ersten und zweiten Theile dieses Concertes wurde von den Kaiserlichen Hornisten eine Ouvertüre von Gluck executirt und zwar mit einer Geschwindigkeit und Genauigkeit, die für Saiteninstrumente schon schwer gewesen wäre, wie viel mehr für die Hornisten, deren Jeder nur einen Ton bläst. Es ist kaum glaublich, daß sie die schnellsten Passagen mit großer Deutlichkeit hervorbrachten, und ich würde es auch nicht für möglich halten, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte. Doch machte begreiflicherweise das Adagio der Ouvertüre größeren Effekt, als das Allegro; denn es bleibt immer eine Unnatur, mit diesen lebendigen Orgelpfeifen so schnelle Passagen einzuüben, und man kann nicht umhin, an die Prügel zu denken, die es dabei gesetzt haben mag."

Diese Fasten-Concerte waren übrigens mit Ausnahme eines einzigen, in welchem Herr Eck spielte und Demoiselle Phyllis sang, nur wenig besucht, weshalb die Intendanz auch bald damit aufhörte.

Sehr besucht war aber eine Aufführung der „Jahreszeiten" von Haydn, die zum Besten einer Wittwenkasse ebenfalls in der Fastenzeit veranstaltet wurde. Baron Rall, der einer der Unternehmer war, hatte auch mich zur Mitwirkung eingeladen. Ich

machte daher alle Orchesterproben mit und spielte in diesen, so wie auch bei der Aufführung, mit Herrn Leveque aus einer Stimme. Das Orchester war so zahlreich, wie ich noch keins gehört hatte. Es bestand aus siebzig Violinen, dreißig Bässen und doppelten Blasinstrumenten. Die Wirkung war daher eine sehr großartige, und das Tagebuch spricht mit Entzücken davon, sowie auch von dem Werke selbst, das ich dort zum erstenmale hörte, obwohl ich „die Schöpfung" doch noch höher stellte!

Das gemeinschaftliche Spiel mit Leveque hatte mich mit diesem näher befreundet, und so erfuhr ich von ihm, daß er im Sommer seine Eltern in Hannover besuchen werde. Wir beschlossen daher, die Reise nach Lübeck auf demselben Schiffe zu machen.

Bei den nun öfteren Besuchen des neuen Freundes spielte ich ihm auch mein neues Violinconcert vor, und äußerte den Wunsch, es mit Orchester hören zu können, bevor ich es an den Verleger zum Stich abiende. Leveque erbot sich sogleich, es mit seinem Orchester einzuüben, nahm dazu die Stimmen mit und lud mich einige Tage später zu einer Probe ein.

„Ich war in großer Bewegung, da ich meine Composition nun zum erstenmale vollstimmig hören sollte. Die Tutti waren gut eingeübt, und ich konnte daher recht gut beurtheilen, in wiefern jede Stelle den von mir beabsichtigten Effekt machte. Bei den meisten war ich zufrieden, und einige übertrafen sogar noch meine Erwartung. ... Deste weniger war ich es aber mit meinem Spiel. Da meine ganze Aufmerksamkeit auf die Begleitung gerichtet war, so spielte ich viel schlechter, als zu Hause. Ich bat daher Herrn Leveque um die Erlaubniß, das Concert in acht bis zehn Tagen, wenn ich die Abschrift erhalten haben würde, noch einmal probiren zu dürfen, was er gern gewährte."

Später heißt es dann: „Gestern erhielt ich die Abschrift meines Concertes, wofür ich acht Silberrubel bezahlen mußte. In Deutschland hätte ich dafür sechs Concerte abgeschrieben bekommen können."

Das Werk wurde nun nochmals aus den neuen Stimmen probirt. Ich war viel ruhiger, als das erstemal und spielte daher viel besser. Auch wurde es noch besser als das verigemal begleitet und machte daher auch mehr Wirkung. Leveque äußerte sich sehr zufrieden. „Ich eilte daher vergnügt nach Haus, packte das Concert ein, und trug es nebst einem Briefe auf die Post. Dort hörte ich mit Verwunderung, daß es in Rußland gar keine Fahrpost, mit welcher man Packete in's Ausland schicken kann, giebt, und daß ich für mein Packet, wenn ich es mit der Briefpost versenden wolle, wenigstens fünfzig Rubel zu zahlen haben würde." Ich nahm es daher zurück, um es demnächst mit Schiffsgelegenheit abzusenden.

Ich habe eben der Kaiserlichen Hornisten gedacht, von denen jeder nur einen Ton zu blasen hatte. Am 12. Januar, dem Neujahrstage der Russen, wo der Kaiser, wie alljährlich, eine große Frei-Maskerade im Winterpalast gab, wozu zwölf tausend Billette ausgetheilt waren, fand ich dieselben dem gewöhnlichen Tanzorchester beigesellt und vernahm so eine Musik, von der ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. „Die Begleitung dieser Hörner gab dem Orchester eine Fülle und einen Wohlklang, wie ich sie nie gehört habe. Einzelne Soli der Hörner machten eine hinreißende Wirkung. Ich konnte mich lange nicht von diesem Platze losreißen."

In einem anderen Saale, dem Throne gegenüber, tanzte, vom Hofstaat umgeben, die Kaiserliche Familie. Da aber dieser Theil des Saales „durch eine Mauer von baumlangen Grenadieren mit ungeheuer hohen Bärenmützen abgesperrt war, und da ich, trotz meiner ansehnlichen Lange, nicht einmal über die Schultern dieser Riesen wegsehen konnte, so erblickte ich nicht viel von der Kaiserlichen Pracht und dem Diamantenschmuck der Damen. Ich ging daher weiter und gelangte bald in den dritten und schönsten Saal. Dieser ist ganz von polirtem Marmor, die Wände weiß, die Säulen violet, und die Fenstereinfassung blau. Die Be-

leuchtung spiegelte sich tausendfach in dem glänzenden Stein. Sie soll in sämmtlichen Räumen in zwanzigtausend Wachskerzen bestanden haben."

„Nachdem ich die Räume mehrmals durchwandert, und alle Herrlichkeiten besehen hatte, versuchte ich, Herrn Eck wieder aufzufinden, der mir gleich anfangs abhanden gekommen war. Dies war aber unter den zwölftausend Anwesenden ein vergebliches Bemühen. Ich vermuthete nun, er sei bereits nach Haus gegangen, und wurde durch den Umstand, daß unser Bedienter nicht mehr auf dem ihm angewiesenen Platze war, hierin noch mehr bestärkt. Ich hielt es daher für's Beste, nun auch nach Haus zu gehen, und hoffte, gut durchwärmt wie ich war, den kurzen Weg zu unserem Wirthshause auch ohne Mantel zurücklegen zu können, obgleich die Kälte bis auf vierundzwanzig Grad gestiegen war. Kaum hatte ich aber den Platz vor dem Winterpalaste, an dessen entgegengesetzter Seite unser Hôtel liegt, betreten, so fühlte ich, daß mir Nase und Ohren erstarrten, und sicher hätte ich sie erfroren, obgleich ich sie fortwährend rieb, wäre nicht auf der Mitte des Platzes ein großes Feuer für die Kutscher angezündet gewesen, bei dem ich mich wieder ein wenig erwärmen konnte, bevor ich die zweite Hälfte des Weges zurücklegte. Herr Eck war aber leider noch nicht nach Haus gekommen, und da er den Schlüssel zu unserem Zimmer hatte und die Kaffeestube im Hause schon geschlossen war, so mußte ich mich entschließen, wieder einzugehen. Dort angekommen, gelang es mir, zum Büffet vorzudringen und mich mit einem Glase Punsch wieder zu erwärmen. Während ich noch das reiche Gold- und Silbergeschirr, womit dieses Zimmer geschmückt war, betrachtete, kam auch Herr Eck zum Büffet. Wir durchwanderten nun noch einmal die prächtigen Räume Arm in Arm und fuhren dann, da sich unser Bedienter mit den Mänteln auch wieder eingefunden hatte, zusammen nach Haus. Freund Remi, dem ich mein Abenteuer erzählte, schalt mich sehr wegen meiner Unvorsichtigkeit."

Am 27. Februar endete die sogenannte „tolle Woche", die daher den Namen hat, weil die Russen sich während derselben die tollsten Ausschweifungen erlauben, um sich für die Entbehrungen, die ihnen die nachfolgenden Fasten auferlegen, im voraus schadlos zu halten. „Da sie sechs Wochen lang weder Fleisch, noch Milch, noch Butter essen dürfen, so stopfen sie sich noch einmal recht voll, sprechen der Branntweinsflasche so fleißig zu, daß sie gar nicht mehr nüchtern werden und erlauben sich in diesem Zustande alle mögliche Sünden, weil sie dieselben durch das nun folgende Fasten hinlänglich abzubüßen glauben. — In allen Gegenden der Stadt werden Buden aufgeschlagen, in denen Obst, Getränke und Näschereien aller Art verkauft werden. In anderen werden Puppenspiele, abgerichtete Hunde, Taschenspielerkünste und dergleichen gezeigt. Das Hauptvergnügen der Russen in dieser Woche ist aber das Hinabfahren von den Eisbergen, vermuthlich weil es so halsbrechend ist. Auf der Newa und an verschiedenen anderen Orten werden hohe Gerüste erbaut, die von der einen Seite Treppen zum Hinaufsteigen haben und auf der anderen sich allmälig bis zum Boden herabsenken. Dieser Abhang ist mit großen Eisstücken belegt, die in den Fugen durch hineingegossenes Wasser auf das Genaueste verbunden sind. Auf dieser spiegelglatten Eisfläche wird nun mit kleinen mit Stahl beschlagenen Schlitten hinabgefahren, und diese mit kurzen Stäben, in jeder Hand einer, regiert. Es gehört viel Geschicklichkeit dazu, bei dem rasend schnellen Fahren stets die Mitte der Bahn zu halten, damit man nicht an den Seiten, die nur durch eine leichte Barrière geschützt sind, hinabstürzt. Vier betrunkene Russen, die, kaum abgefahren, mit ihren Schlitten in einander geriethen, dadurch der Barrière zu nahe kamen, mußten ihre Ungeschicklichkeit hart büßen. Sie stürzten hinab; zwei blieben auf der Stelle todt, die anderen wurden mit zerbrochenen Gliedern weggetragen. Das Vergnügen wurde aber dadurch nicht im geringsten gestört, und man drängte sich immer

wieder von neuem zu den Treppen. Am 26. fuhr der Hof hin und sah eine lange Zeit dem halsbrechenden Vergnügen zu."

In einer Abendgesellschaft beim Baron Rall fand ich auch den Gouverneur von Narwa, der uns bei unserer Durchreise fast mit Gewalt zu sich holen ließ. Er erkundigte sich freundlich nach meinem Befinden und setzte hinzu: „Bei der Rückreise werden Sie in Narwa das Petersburger Thor geöffnet, das entgegengesetzte aber verschlossen finden und dann ohne Gnade auf acht Tage mein Gefangener sein müssen!"

„An diesem Abend spielte außer Herrn Eck auch Field, und zwar wundervoll. Um zwei Uhr setzte sich die Gesellschaft zu Tische und erst nach vier kamen wir nach Haus."

Am 5. April, meinem Geburtstage, lud mich Herr Eck in's Hôtel de Londres zum Mittagessen ein. Vorher machten wir bei dem freundlichen Wetter einen Spaziergang an die Newa, deren mit Granitmauern eingefaßtes Ufer der Sammelplatz der beau monde war. Man erwartete mit Ungeduld den Durchbruch des Eises und es wurden in Bezug auf den Tag, wo er erfolgen würde, große Wetten abgeschlossen. — Abends hatte ich unerwartet noch eine große Freude. „Remi hatte mich wieder eingeladen, mit ihm Duetten zu spielen, und ich konnte ihm heute ein neues von meiner Composition bringen. Nachdem wir dieses zum zweitenmal durchgespielt hatten, umarmte er mich und sagte: Du mußt mit mir die Geige tauschen, damit wir Beide ein Andenken von einander besitzen! Ich erschrak vor Freude; denn seine Geige hatte mir schon längst besser als die meinige gefallen. Da sie aber, eine ächte Guarneri, wenigstens noch einmal so viel werth ist, wie die meinige, so mußte ich sein Anerbieten ablehnen. Er ließ sich aber nicht abweisen und sagte: Deine Geige gefällt mir, weil ich Dich so oft darauf habe spielen hören, und wenn die meinige wirklich besser ist, so nimm sie als ein Geburtstagsgeschenk von mir an! Nun durfte ich mich nicht länger weigeren und trug überglücklich meinen neuen Schatz nach Haus. Hier hätte

ich gar zu gern noch die ganze Nacht gespielt und mich an dem himmlischen Tone ergötzt; da Herr Eck aber schon zu Bett gegangen war, so mußte ich sie ruhig im Kasten liegen lassen. Schlafen werde ich aber nicht können!"

Am 11. April holte mich Herr Leveque zu einem Spaziergange an die Newa ab. „Wir fanden dort halb Petersburg versammelt, den Durchbruch des Eises erwartend. Endlich verkündete ein Kanonenschuß aus der Festung den lang ersehnten Moment. Dieser war auch zugleich das Signal für die Matrosen, um die lange Schiffbrücke, die Wasiliestrow mit diesem Theil der Stadt verbindet, abzubrechen, was auch in wenigen Minuten geschah. Nun konnte das Eis ungehindert abfließen und es dauerte nicht lange, so fuhr man schon mit Booten hin und her. Das erste derselben brachte den Gouverneur der Festung herüber, der, von einem ansehnlichen Gefolge und der Regimentsmusik begleitet, dem Kaiser in seinem Palast ein Glas Wasser aus der Newa überbringt, und dafür ein Geschenk von tausend Rubel erhält. Nachher fahren die Kronmatrosen, alle in rothen Uniformen, Jedermann unentgeltlich hin und her, bis die Communication zwischen beiden Stadttheilen durch die Schiffbrücke wieder hergestellt ist. — Nachdem wir dies alles einige Stunden, hin- und herspazierend, mit großem Vergnügen angesehen hatten, kehrten wir nach Haus zurück."

In der Osternacht, Sonntag, 17. April, wurde ich durch Kanonenschüsse geweckt, die den Anbruch des Festes verkündeten. Da es sehr ruhig war, so hörte man jeden Schuß in vielfachen Echo's so lange nachhallen, bis wieder ein neuer fiel. — Am Ostertage begrüßt der Russe seine Bekannten mit den Worten: „Christus ist auferstanden!" worauf der Begrüßte den Grüßenden küssen muß. Man braucht nur an das Fenster zu treten, um allenthalben Umarmende und Küssende zu sehen. Man erzählte mir: „die Kaiserin Katharina sei einst am Ostertage, von ihrem Hofstaat umgeben, am Ufer der Newa spazieren gegangen,

als ein schmutziger Kerl, wahrscheinlich etwas angetrunken, sich ihr mit dem Gruß: „„Christus ist auferstanden!““ in den Weg stellte und sie, um nicht gegen die heilige Sitte zu verstoßen, gezwungen war, ihn zu küssen. Er wurde indessen auf einen Wink von ihr sogleich gepackt und hatte nachher in Sibirien Zeit genug, seine Keckheit zu bereuen!“

Einige Wochen später erhielt ich von Breitkopf und Härtel in Leipzig die Aufforderung, einen Bericht über die Petersburger Musikzustände für ihre Zeitung zu liefern, der auch im Jahrgang von 1803 abgedruckt worden ist.

„Am 13. Mai war wieder ein originelles Volksfest. Alles, was Equipage, ein Reitpferd, oder zwei gesunde Beine besitzt, zieht an diesem Tage zum Rigaer Thor hinaus nach Katharinenhof, begafft sich dort ein paar Stunden und kehrt dann nach Haus zurück. Ich war mit Leveque dort und muß gestehen, daß der Anblick der prächtigen Equipagen, deren wohl zweitausend sein mochten, nebst ihrem geputzten Inhalt, mir recht viel Unterhaltung gewährte. Katharinenhof ist ein kleines Gehölz, welches für das Klima ziemlich frisch aussieht. Man hat von dort eine schöne Aussicht auf das Haff. Mitten im Holze liegt Peter des Großen Lustschloß, welches mit seinen antiken Möbeln noch ganz so erhalten ist, wie er es bewohnte. Es ist sehr ärmlich und gleicht eher einem Bürgerhause, als dem Schlosse eines mächtigen Kaisers. Wir nahmen einen anderen Rückweg und sahen viele schöne Landhäuser und Gärten, deren es vor diesem Thore eine große Menge giebt.“

So nahte unter mancherlei Beschäftigungen und unter kleinen Ausflügen zur Besichtigung der prächtigen Stadt die Zeit unserer Abreise heran. Wir accordirten die Ueberfahrt mit einem Lübecker Schiffer, dem wir, Kost mit eingerechnet, zwanzig Dukaten für uns Beide zahlten. Kurz vor der Abreise erlebten wir noch ein glänzendes Fest, das ich ausführlich geschildert habe. Es war

das Jubiläum der Erbauung von Petersburg, wozu Peter der Große vor hundert Jahren den Grund gelegt hatte.

„Am 28. Mai, um neun Uhr, versammelte sich alles anwesende Militair auf dem Isaaksplatze und wurde vom Kaiser selbst aufgestellt und commandirt. In seinem Gefolge war die ganze Generalität und sämmtliche Gesandte zu Pferde. Um zehn Uhr erschien die Kaiserin mit dem Hofstaate in etwa zwanzig prächtigen Wagen. Die Staatskarosse, in welcher neben der Kaiserin auch die Kaiserin-Mutter Platz genommen hatte, war ganz vergoldet und reich mit Edelsteinen besetzt. Oben auf war sie mit einer Brillantkrone geschmückt, die auf einem Purpurkissen befestigt war. Acht eier gelbe Pferde in Silbergeschirr mit Steinen besetzt, zogen diesen Prachtwagen. Die übrigen Hofwagen, ebenfalls sehr schön, waren mit sechs Pferden bespannt. Der Kaiser ritt ein wunderschönes Pferd, reich aufgeschirrt, war im Uebrigen aber in einfache Uniform gekleidet. In seinem Gefolge war auch ein türkischer Prinz, der durch glänzende Kleidung die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Griff seines Säbels war ganz mit großen Diamanten bedeckt und Steigbügel und Sporen waren von massivem Golde. Als der Zug vor der Isaakskirche angekommen war, stieg der Kaiser vom Pferde und führte seine Gemahlin in die Kirche, wo sogleich das Tedeum-laudamus von den Hofsängern angestimmt wurde. Leider gelang es uns nicht, in die Kirche einzudringen, da sogleich nach Eintritt des Hofes die Thüren geschlossen wurden. Doch mag wohl auch im Inneren der Kirche wenig von der Musik zu hören gewesen sein, da nicht nur mit allen Glocken geläutet wurde, sondern auch von der Festung und den auf der Newa liegenden Kriegsschiffen Kanonensalven gegeben wurden. Das auf dem Platze neben der Kirche aufgestellte Militair vermehrte noch den Lärm durch Kleingewehrfeuer, und das Volk genirte sich im Toben und Lärmen auch nicht sehr. So drang denn nicht ein einziger Ton der Musik bis zu uns auf den Platz. Nach geendetem Gottesdienste ging der Hof zu Fuß durch ein

Spalier von Militair in den Senat. Was dort für Ceremonien stattgefunden, habe ich nicht erfahren können. Nach einer halben Stunde etwa wurden die Wagen wieder bestiegen, und der Zug kehrte in der früheren Ordnung in den Palast zurück. Abends war die Stadt auf das Glänzendste erleuchtet, so schön wie ich es noch nie sah. Um neun Uhr holte mich Leveque ab und führte mich zuerst in den Sommergarten. Es hingen schwere Wolken am Himmel und drohten durch einen tüchtigen Platzregen die so eben angesteckten Lampen wieder auszulöschen. Bei den jetzigen hellen Nächten, in welchen es bis zwölf Uhr so hell bleibt, daß man, ohne Licht anzuzünden, lesen und schreiben kann, war aber dieser schwarze Himmel höchst willkommen, weil sonst die Illumination wenig Wirkung gemacht haben würde. Der Garten war sehr glänzend erleuchtet. An beiden Seiten der Alleen waren Gerüste errichtet, die dicht mit Glaslampen von verschiedenen Farben behängt waren. Am Ende der Alleen sah man hell erleuchtete Triumphbogen, in deren Mitte die Buchstaben P. (Peter) und A. (Alexander) brannten. Auch sämmtliche Pavillons des Gartens waren glänzend und geschmackvoll erleuchtet. Aber einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewährte die Festung, als wir aus dem Garten an das Ufer der Newa traten. Sie schwamm in einem wahren Feuermeer! Die Granitmauern der Wälle waren mit weißen, die Säulen und das Gesimse des Eingangsthors mit rothen und die Schilderhäuser auf der Höhe der Mauern mit blauen Lampen behängt. Der zierliche Festungsthurm war bis zur höchsten Spitze erleuchtet, und da es völlig windstill, so war auch nicht eine Lampe unangezündet geblieben. Auf unserem Standpunkte spiegelte sich nun noch einmal das ganze Feenbild zu unseren Füßen in der Newa ab! Es war ein Anblick zum Entzücken! Doch der Himmel wurde immer schwärzer und drohender; wir mußten daher eilen, auch andere Gegenden der Stadt zu sehen."

„Neben der Brücke, die auch auf das Glänzendste erleuchtet

war, fanden wir ein großes Schiff, welches bis auf die höchsten Spitzen der Masten mit bunten Lampen behängt war, zwischen denen unzählige Wimpel flatterten. Die von der Admiralität fächerartig auslaufenden Straßen, deren mehrere über eine Stunde lang sind, waren tagheil erleuchtet und gewährten, von der fröhlichen bunten Menge durchwegt, einen herrlichen Anblick. Unter den öffentlichen Gebäuden, die mit Transparentgemälden und Inschriften reich verziert waren, zeichnete sich besonders die Admiralität aus. Auch einige Privatgebäude hatten Transparente, unter anderen das des Ober-Kammerherrn von Narischkin. Mars, von den allegorischen Figuren der Weisheit und Gerechtigkeit begleitet, bekränzte die Buchstaben P. und A., ersterer mit der Unterschrift: Gloire du premier siècle, letzterer: Gloire du second siècle! — Wir folgten nun dem Strome der Menschenmasse, die nach dem Sommergarten eilte, wo ein großes Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Doch kaum hatten wir die Arkaden des Winterpalastes erreicht, als ein plötzlich herabstürzender Platzregen der Herrlichkeit auf einmal ein Ende machte und das eben noch tagheile Petersburg in weniger als einer Minute in egyptische Finsterniß einhüllte! Nur der Platz unter den Arkaden, wohin wir uns geflüchtet hatten, blieb hell erleuchtet. Dieser Umstand verhalf uns noch zu einem eigenthümlichen Schauspiel. Die bunte, mit dem Sonntagsstaat behängte Menge, die aus dem Sommergarten nach Hause flüchtete, mußte nämlich vor unserem Standpunkte vorbeidefiliren und nahm sich, triefend von Regen, komisch genug aus. Einige Frauenzimmer hatten in Ermangelung eines Regenschirmes die Röcke über den Kopf gezogen; andere sogar, auf die Finsterniß vertrauend, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, um sie zu schonen, und wateten nun barfuß vorüber, nicht wenig erschrocken, einen so hell erleuchteten, mit lachenden Zuschauern besetzten Raum passiren zu müssen! Endlich, nach einer Stunde etwa, hörte der Regen auf, und wir konnten nun auch unsere Wohnungen aufsuchen."

Am 1. Juni (20. Mai) packte ich meine letzten Sachen und ging dann, um von Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Die Trennung von meinem guten Remi war sehr schmerzlich und kostete uns beiden viele Thränen. Er versprach mir, mich in einigen Jahren in Deutschland aufzusuchen. Auch der Abschied von meinem Lehrer, dem ich so viel verdankte, war ein sehr betrübter, um so mehr, da er seit einiger Zeit wieder recht leidend war und ich daher fürchten mußte, ihn nie wieder zu sehen!

Diese Befürchtung war nur zu wahr; wir sahen uns nicht wieder! Ueber seine späteren, zum Theil höchst abenteuerlichen Schicksale habe ich Folgendes erfahren, ohne mich jedoch für die strenge Wahrheit desselben verbürgen zu können, da ich es größtentheils nur vom Hörensagen habe.

Eck hatte zu der Zeit, als ich von Petersburg abreis'te, ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Mitglieds der Kaiserlichen Kapelle angeknüpft, dachte aber nicht entfernt daran, das Mädchen ehelichen zu wollen. Empört über solchen Leichtsinn, hielt ich es für meine Pflicht, die Eltern zu warnen. Es geschah; meine Warnung wurde aber kühl und ungläubig aufgenommen. Einige Monate später, als auf einmal Herrn Eck's Besuche plötzlich aufhörten, gestand die Tochter, in Thränen zerfließend, sie sei von ihm verführt und spüre schon die Folgen davon. Die Mutter, eine entschlossene Frau, wußte sich Audienz beim Kaiser zu verschaffen, warf sich ihm zu Füßen und flehte um Wiederherstellung der Ehre ihrer Tochter. Der Kaiser gewährte. Er ließ in ächt Kaiserlich Russischer Weise Herrn Eck die Wahl, ob er sich binnen vierundzwanzig Stunden mit seiner Geliebten trauen lassen, oder eine Spazierfahrt nach Sibirien antreten wolle. Herr Eck wählte natürlich das erstere. Daß aus einer solchen Ehe bald eine Hölle auf Erden werden mußte, begreift sich leicht. Eck, dessen Gesundheit durch frühere Ausschweifungen ohnehin ganz zerrüttet war, konnte die Einwirkung der täglich sich erneuernden Ehestandsscenen nicht lange ertragen. Er verlor den Verstand und

tebte bald dermaßen, daß die Schwiegermutter abermals die Hülfe des Kaisers ansehen mußte. Dieser ließ die Ehe trennen, gab der Frau eine Pension und befahl, ihren Mann, unter gehöriger Aufsicht, zu seinem Bruder nach Nancy zu schicken. Die Wahl des Menschen, dem der Unglückliche so wie das vom Kaiser bewilligte Reisegeld anvertraut wurden, war aber eine sehr unglückliche und verfehlte; denn kaum war derselbe mit seinem Kranken in Berlin angelangt, so erklärte er dem dortigen Russischen Gesandten, das Reisegeld sei ausgegeben, und er könne daher seinen Pflegebefohlenen nicht weiter begleiten. Zugleich legte er dem Gesandten eine Berechnung seiner Ausgaben vor, nach welcher allerdings die vom Kaiser bewilligte Summe erschöpft war. Es fanden sich aber sonderbare Posten darin, u. A. ein Diner von hundert Gedecken, welches der Verrückte ohne Wissen seines Führers in einem der ersten Hôtels von Riga bestellt habe und das letzterer dann vollständig habe bezahlen müssen. Ob der Gesandte sich bei dieser Berechnung beruhigte, ist nicht bekannt geworden; der Führer aber war plötzlich verschwunden!

Unterdessen war dem Geisteskranken, der sich nicht mehr bewacht sah, die Lust angekommen, davonzulaufen. Nur halb angekleidet entwischte er am Abend unbemerkt aus dem Zimmer, und da draußen starkes Schneegestöber war, so gelang es ihm auch, unaufgehalten zum Thor hinauszukommen. Erst einige Stunden von Berlin wurde er von Bauern ergriffen, und da diese ihn für einen entsprungenen Sträfling hielten, gebunden nach der Stadt zurückgebracht. Auf der Polizei erkannte man den armen, halb erfrorenen Flüchtling bald für einen Geisteskranken und lieferte ihn in's Irrenhaus ab. Einige Mitglieder der Hofkapelle, die den Unglücklichen wenige Jahre vorher in dem Glanze seiner Künstlerlaufbahn gekannt und bewundert hatten, nahmen sich seiner an. Sie veranstalteten unter ihren Collegen und wohlthabenden Kunstfreunden eine Collecte, mit deren Ertrag sie ihn unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes nach Nancy

zu seinem Bruder schickten. Dieser verschaffte ihm ein anständiges Unterkommen im Irrenhause zu Straßburg, wo er mehrere Jahre verblieb. Dann hörte seine ehemalige Gönnerin, die verwitwete Kurfürstin von Bayern, von seinem Unglück und sandte ihn zu einem Prediger in oder bei Offenbach, der sich mit der Heilung Geisteskranker beschäftigte. Hier soll er, wenn auch nicht geheilt, doch merklich ruhiger geworden sein, so daß man ihm wieder eine Violine in die Hand geben konnte, der er rührende Melodien entlockt haben soll. Nach dem Tode der Kurfürstin fand er dann im Irrenhause zu Bamberg ein Unterkommen, wo er 1809 oder 1810 gestorben ist.

Am 2. Juni (21. Mai), Vormittags um neun Uhr, fuhren wir von Petersburg ab.

„Bei einem Wachtschiffe am Ausflusse der Newa mußten wir unsere Pässe vorzeigen und erhielten sie zurück, ohne daß es etwas kostete, was uns nach den bisher gemachten Erfahrungen sehr verwunderte. Da der Wind uns entgegen kam, mußten die Matrosen fortwährend rudern, wodurch die Fahrt lang und zuletzt auch langweilig wurde, so daß wir froh waren, als wir endlich um 2 Uhr in Kronstadt ankamen. Wir kehrten beim deutschen Traiteur ein, dessen Ehrlichkeit uns gerühmt war. Er hatte aber außer dieser auch vollständig die rauhe Derbheit, um nicht zu sagen Grobheit, conservirt, denn als wir Abends um neun Uhr, von einem Spaziergange zurückkehrend, Abendessen verlangten, antwortete er: Jez is keine Tit tau eten, jez geit man schlapen! Und damit kehrte er uns den Rücken zu. Ganz verblüfft stiegen wir die Treppe hinauf, und hatten uns schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, hungrig zu Bette gehen zu müssen, als er doch noch zum Essen hinunterrufen ließ. Anfangs hatten wir große Lust, es nun zu verschmähen; doch der Hunger siegte über die Empfindlichkeit. Wir gingen hinunter, fanden recht gutes Essen und der Wirth, der uns selbst bediente, suchte durch Freundlichkeit die vorige Grobheit vergessen zu machen."

Der Wind wurde erst nach einigen Tagen zur Weiterfahrt günstig; aber gar bald und gar lange mußte der „Saturn", so hieß unser Schiff, laviren, und noch am 14. Juni waren wir „nicht weit vom Hochland entfernt, was wir schon am ersten Tage erreicht hatten." Am zweiten Tage ging die See sehr hoch und es wurden daher die Passagiere, drei Frauenzimmer und neun Männer, nach und nach sämmtlich krank. Bei mir fing es mit Kopfschmerzen an. „Es war mir so schlecht zu Muthe, daß ich es bitter bereute, zur See gegangen zu sein." Doch am vierten Tage wurde mir besser, und bald befand ich mich, obgleich die See noch immer sehr unruhig war, so wohl wie am Lande. Aber nicht Allen ging es so gut, denn die Damen und auch einige von den Herren waren noch lange krank und unsichtbar. Leveque und ich amüsirten uns indessen ganz gut. Wir spielten Duetten, lasen, schrieben, zeichneten, gingen auf dem Verdeck spazieren und ließen uns Essen und Trinken recht gut schmecken. So verging ein Tag nach dem andern. Doch seufzten wir wie die übrigen nach gutem Winde, „denn dieses ewige Laviren, wobei man nicht vorwärts kommt, ist unerträglich!"

Am 15. Juni hatten wir guten Wind, am 16. aber fast Windstille und am 20. Sturm. Dieser war so arg, daß das Schiff in allen Fugen krachte. „Ich kroch, so krank ich auch war, hinauf, um das schauerlich schöne Schauspiel anzusehen. Zwar wurde ich tüchtig durchnäßt, denn die Wellen schlugen alle Augenblick über das Verdeck; auch konnte ich wegen der Kälte und dem schneidenden Winde nicht lange oben aushalten. Aber der Mühe werth war es, zu sehen, wie die Wellen, Bergen gleich, angerollt kamen und uns zu verschlingen drohten, dann uns plötzlich packten, in die Höhe schleuderten und eben so schnell in einen tiefen Abgrund stürzen ließen! Obgleich ich durch die vorhergegangene unruhige See schon einigermaßen an dieses Schauspiel gewöhnt war, so lief es mir doch bei jedem Sturze eiskalt über den Rücken, und ich würde uns in großer Gefahr geglaubt

haben, hätte ich nicht auf des Capitäns ruhigem Gesichte das Gegentheil gelesen. Dieser gab mit demselben Phlegma wie immer seine Befehle. Schrecklich war es aber anzusehen, wie die Matrosen bis zur höchsten Spitze der Masten hinaufkletterten und dann auf den Raaen hinausrutschten, um die Segel einzureffen. Nur Leute, die bei solchen Gefahren aufgewachsen sind, können mit kaltem Blute dem tobenden Elemente so Trotz bieten.«

Am 26. Juni kamen wir in die Nähe von Bornholm, einer dänischen Insel, wo wir zwei kleine Städte, viele Dörfer und ein sorgfältig bebautes Land gewahrten. „Besonders erfreulich war mir der Anblick der grünen Getreidefelder, den ich so lange entbehrte.« Bei einer kleinen Nebeninsel »brachten uns Bauern in einem Boote frisches Fleisch, Gemüse und Milch. Letztere erfreute mich besonders, da mir der schwarze Kaffee durchaus nicht hatte munden wollen."

„Einige Abende hatten wir bei heiterm Himmel und Windstille ein Schauspiel, wie man es am Lande in dieser Majestät niemals sieht, nämlich den Sonnenuntergang. Es ist nicht möglich, die Pracht der stets wechselnden Farben zu beschreiben, mit denen sowohl die am Himmel zerstreuten Wolken, wie die einem Spiegel gleiche See übergossen wurden; aber der Eindruck, den dieses erhabene Schauspiel bei der feierlichen Stille des Abends auf die ganze auf dem Verdeck versammelte Schiffsgesellschaft machte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich sah die Gefühllosesten davon ergriffen."

Am 28. Juni endlich warf der Saturn nach einer Seefahrt von einundzwanzig Tagen auf der Rhede von Travemünde Anker, und am 5. Juli 1803 war ich wieder in meiner Vaterstadt Braunschweig, die mir durch die lange Abwesenheit doppelt lieb geworden war. Früh um zwei Uhr kamen wir an.

„Ich stieg beim Petrithore ab, ließ mich über die Ocker setzen und eilte nach der Großmutter Garten. Dort fand ich aber Haus- und Gartenthüre verschlossen, und da mein Pochen nicht gehört

wurde, so überstieg ich die Gartenmauer und legte mich in dem am Ende des Gartens befindlichen offenen Pavillon auf die Erde nieder. Ermüdet von der Reise schlief ich augenblicklich ein und würde, trotz des harten Lagers, wahrscheinlich noch lange ruhig fortgeschlafen haben, hätten mich nicht die Tanten bei einem Morgenspaziergange durch den Garten in meinem Verstecke entdeckt. Erschrocken kehrten sie zurück und verkündigten der Großmutter, es liege ein Fremder im Gartenhause. Zu Dreien zurückgekehrt, wagten sie sich näher, erkannten mich, und unter Jubel, Umarmungen und Küssen wurde ich nun geweckt. Lange konnte ich mich nicht besinnen, wo ich war; endlich erkannte ich die lieben Verwandten und freute mich, wieder bei ihnen und in der Heimath zu sein. Sie waren um mich sehr besorgt gewesen, da wegen unserer ewig langen Seereise seit sechs Wochen keine Nachrichten von uns eingetroffen waren."

Die erste erfreuliche Neuigkeit, die ich erfuhr, war die, daß der berühmte Rode da sei und nächstens bei Hofe spielen werde. Ich ließ mich daher sogleich beim Herzog melden, um das Hofconcert besuchen zu dürfen.

Zugleich schloß ich das oft erwähnte Tagebuch, mit dem Wunsche, daß „es mir noch oft eine angenehme Rückerinnerung an die schöne Reise gewähren möge".

Ich wurde von meinem Gönner mit dem alten Wohlwollen empfangen, welches sich auf's neue dadurch kundgab, daß er mir durch den Hofmarschall den nicht unbedeutenden Rest des Reisegeldes, als ich darüber Rechnung ablegte, zum Geschenk einhändigen ließ. Auch empfing ich für die Dedication meines Concertes, das ich beim ersten Besuche überreichte, zwanzig Friedrichsd'or.

Ich brannte nun vor Begierde, mit diesem Concerte als Geiger und Componist vor dem Herzog und dem Publikum aufzutreten, um Proben meines Fleißes und meiner Fortschritte abzulegen. Doch ließ sich dies nicht so schnell bewerkstelligen, da

Rode bereits ein Concert im Theater angekündigt hatte. Auch konnte ich nicht ohne Bangigkeit daran denken, so bald nach diesem großen Geiger auftreten zu müssen. Denn je öfter ich ihn hörte, desto mehr wurde ich von seinem Spiele hingerissen. Ja! ich trug kein Bedenken, Rode's Spielweise, damals noch ganz der Abglanz von der seines großen Meisters Viotti, über die meines Lehrers Eck zu stellen und mich eifrigst zu befleißigen, sie mir durch sorgfältiges Einüben der Rode'schen Compositionen möglichst anzueignen. Es gelang mir dies auch gar nicht übel, und ich war bis zu dem Zeitpunkte, wo ich mir nach und nach eine eigene Spielweise gebildet hatte, wohl unter allen damaligen jungen Geigern die getreueste Copie von Rode. Besonders gelang es mir, das achte Concert, die drei ersten Quartetten und die weltberühmten Variationen in G-dur ganz in dessen Weise vorzutragen; ich erntete damit sowohl in Braunschweig, als auch später auf meiner ersten Kunstreise großen Beifall.

Bald nach Rode's Abreise brach dann der von mir so sehnlichst erwartete Tag an, wo ich in einem von mir gegebenen Concerte im Theater die erste Probe meiner auf der Reise erworbenen Kunstfertigkeiten ablegen durfte. Die Neugierde hatte ein zahlreiches Publikum herbeigeführt. Bei der Sicherheit, mit der ich nicht nur mein eigenes Concert, sondern auch die anderen unter Eck's Leitung eingeübten Musikstücke spielen konnte, hätte ich billig ohne alle Befangenheit hintreten sollen. Doch konnte ich sie bei dem Gedanken, daß kurz vorher auf meinem Platze, vor denselben Zuhörern, ein so großer Geiger gestanden hatte, nicht ganz überwinden. Aber es galt jetzt, meine Neider zu beschämen, die bei meiner Abreise laut geäußert hatten, der Herzog werde seine Wohlthaten wieder an einen Unfähigen und Undankbaren verschwenden. Ich raffte daher allen meinen Muth zusammen und es gelang mir, schon während des Tutti's meines Concertes Alles um mich her zu vergessen und mich mit ganzer Seele nur meinem Spiele hinzugeben. Der Erfolg war nun aber auch ein

über alle Erwartung günstiger; denn schon nach dem ersten Solo brach ein allgemeiner Beifall los, der sich nach jedem folgenden noch steigerte und am Ende des Concert's gar nicht enden wollte. Auch der Herzog, der den jungen Künstler während der Zwischenpause in seine Loge rufen ließ, bezeugte ihm seine volle Zufriedenheit. Es gilt daher dieser Tag noch jetzt in meiner Erinnerung als einer der glücklichsten meines Lebens.

Ich wurde nun an die Stelle eines unlängst verstorbenen Kammermusikers zur ersten Violine versetzt und erhielt auch dessen Gehalt von zweihundert Thalern als Zulage. Da aber dieser wegen des Gnadenvierteljahres für die Witwe nicht sogleich fällig war, so wurde ich durch ein abermaliges Geschenk von zwanzig Friedrichsd'or entschädigt.

Mit meinem Gehalte von dreihundert Thalern und meinen Nebenverdiensten konnte ich nun in damaliger Zeit ganz anständig und sorgenfrei leben. Ich nahm daher meinen Bruder Ferdinand von neuem zu mir und widmete mich mit Eifer dessen Ausbildung. Da ich die Eltern und Geschwister noch nicht wiedergesehen hatte, so holte ich ihn selbst in Seesen ab. Dort erhielt ich auch einen Besuch meines Reisegefährten Levesque, der im Begriffe stand, nach Petersburg zurückzugehen. In den acht Tagen unseres Zusammenseins wurde fleißig musicirt und besonders ergötzte der Vortrag meiner Duetten, die wir während der Seereise so genau eingeübt, die Eltern und Musikfreunde des Städtchens.

Nach Braunschweig zurückgekehrt, begann ich meine Compositionsarbeiten von neuem. Zunächst vollendete ich ein schon auf der Reise angefangenes Violinconcert in E-moll, welches ungedruckt geblieben ist, weil es mir, nachdem ich Rode's Vortragsweise angenommen hatte, nicht mehr gefiel. Doch wurde es damals von mir mehreremale mit Beifall in den Winterconcerten vorgetragen. Auch eine Concertante für Violine und Violoncell mit Orchesterbegleitung schrieb ich in jener Zeit auf den Wunsch des Violoncellisten Boneke, mit dem ich häufig bei Quartett-

partien zusammentraf. Dieses Werk ist ebenfalls nicht im Stich erschienen, ja selbst nicht einmal in das Verzeichniß meiner sämmtlichen Compositionen aufgenommen, da es mir in der Zeit, wo ich dieses aufzustellen begann, schon abhanden gekommen, ja aus dem Gedächtniß entschwunden war. Doch werden wohl noch einige Abschriften davon bestehen; denn ich hörte es im Jahre 1817 oder 1818 einmal in einem Concerte in Mainz von den Gebrüdern Gans, den späteren Mitgliedern der Berliner Hofkapelle, vortragen, ohne es sogleich als meine Composition zu erkennen. Zwar schien mir das Musikstück bekannt, gleich als hätte ich es schon früher einmal gehört; doch erst als ich mir von meinem Nachbar den Concertzettel erbeten und mit Erstaunen meinen Namen erblickt hatte, dämmerte in mir die Erinnerung an diese Jugendarbeit auf. Jetzt weiß ich nichts mehr von ihr, als daß sie aus einem Adagio und Rondo bestand, und letzteres im Sechsachtel-Takt geschrieben war. Der Tonart kann ich mich nicht mehr erinnern.

Das Einüben dieser Concertante mit Beneke mag wohl die Veranlassung gewesen sein, daß wir den Entschluß faßten, gemeinschaftlich eine Kunstreise zu machen und zwar nach Paris, wohin ich mich schon längst sehnte. Der Urlaub zu dieser Reise war bei der Gunst, in der ich bei'm Herzog stand, leicht erwirkt, und so traten wir sie denn im Januar 1804 voll der fröhlichsten Hoffnungen an.

Zuerst verweilten wir einige Tage bei meinen Eltern in Seesen, von wo aus wir uns in Göttingen ankündigten, um dort unser erstes Concert zu geben. Wir nahmen zu der Reise dahin einen Miethwagen. Ich hatte mir kurz vor der Abreise aus Braunschweig für meine aus Rußland mitgebrachte herrliche Geige eine ihrer würdige Hülle, d. h. ein höchst elegantes Kästchen, machen lassen und dieses, um es gegen jede Beschädigung zu sichern, mit in den Koffer zwischen Wäsche und Kleider gepackt. Ich trug daher Sorge, daß dieser, der meine ganze Habe barg, recht sorg-

fältig mit Stricken hinten auf dem Wagen befestigt wurde. Demohngeachtet hielt ich es für nöthig, mich oft nach ihm umzusehen, besonders, als der Kutscher erzählte, es wären seit kurzem zwischen Nordheim und Göttingen einigemale Koffer von Reisewagen abgeschnitten worden. Dieses Umsehen war aber, da der Wagen nach hinten kein Fenster hatte, eine sehr beschwerliche Arbeit, und ich war daher sehr froh, als wir mit Anbruch der Nacht zwischen den Gärten vor Göttingen anlangten und ich mich noch ein letztesmal überzeugt hatte, daß der Koffer noch an seinem Platze sei. Froh, ihn glücklich so weit gebracht zu haben, äußerte ich gegen den Reisegefährten: meine erste Sorge soll nun sein, zur besseren Befestigung des Koffers eine tüchtige Kette nebst Schloß anzuschaffen.

So kamen wir am Thore an, als eben die Laternen angezündet wurden. Der Wagen hielt vor der Wache. Während Beneke dem Unteroffizier die Namen diktirte, fragte ich, von innerer Unruhe getrieben, einen der Soldaten, die den Wagen umstanden: der Koffer ist doch noch gut befestigt? — „Es ist kein Koffer da!" war die Antwort. Mit einem Sprunge war ich aus dem Wagen und rannte mit gezogenem Hirschfänger wie rasend zum Thore hinaus. Hätte ich besonnen gelauscht, so wäre es mir vielleicht geglückt, die auf einem Seitenwege davoneilenden Diebe zu hören und einzuholen. So aber war ich in meiner blinden Wuth weit über den Punkt, wo ich den Koffer zum letztenmal gesehen hatte, hinausgerannt und bemerkte meine Uebereilung erst dann, als ich mich auf freiem Felde befand. Trostlos kehrte ich zurück. Während mein Reisegefährte das Wirthshaus aufsuchte, eilte ich auf die Polizei und verlangte augenblickliche Untersuchung der Gartenhäuser außerhalb des Thores. Mit Staunen und Aerger erfuhr ich, daß die Gerichtsbarkeit jenseits des Thores dem Amte Weende zustehe und daß ich mich wegen meines Verlangens an dieses zu wenden habe. Da Weende eine halbe Stunde von Göttingen entfernt ist, so mußte ich für den Abend alle

weiteren Schritte zur Wiedererlangung meiner Sachen einstellen. Daß diese auch am anderen Morgen erfolglos sein würden, wußte ich schon jetzt, und so durchwachte ich die Nacht in einer Stimmung, wie ich sie in meinem bisherigen vom Glück begünstigten Leben noch gar nicht gekannt hatte. Wäre nur meine herrliche Guarneri-Geige, die Trägerin meiner ganzen bis dahin erworbenen Virtuosität, nicht verloren gegangen, ich hätte das Uebrige leicht verschmerzt. Bei einigem Glück wäre es auf der Reise bald wieder zu gewinnen gewesen. So aber ohne Geige mußte ich nicht nur die Reise aufgeben, sondern auch gewissermaßen mein Studium ganz von vorn wieder anfangen.

Am anderen Morgen ließ mich die Polizei benachrichtigen, es sei auf dem Felde hinter den Gärten ein leerer Koffer und ein Violinkasten gefunden worden. Voll Freude eilte ich hinaus, hoffend, es werde wohl von den Dieben die Geige, als ein für sie werthloser und in Bezug auf Entdeckung gefährlicher Gegenstand, im Kasten zurückgelassen worden sein. Leider war dem aber nicht so. Nur der Violinbogen, ein ächter Tourté, am Deckel des Kastens befestigt, war unentdeckt geblieben; alles Uebrige, worunter sich auch das Reisegeld in Geld befand, war mitgenommen worden. Die Musikalien allein hatten die Diebe verschmäht. Sie fanden sich auf dem Felde zerstreut sämmtlich wieder. Da meine Manuscripte darunter waren, von denen ich keine Abschrift hatte, so war ich froh, diese wenigstens wieder zu bekommen.

Ohne Geld, ohne Kleider und Wäsche, mußte ich mir nun erst auf Borg das Nöthigste wieder anschaffen, bevor ich mit meinem Reisegefährten das von uns bereits angekündigte Concert geben konnte. In der Zwischenzeit übte ich mich auf einer von einem Studenten aus Hannover erborgten ganz guten Geige von Stainer fleißig ein und so vorbereitet, trat ich zum erstenmale außerhalb Braunschweig als Künstler auf. Das Concert war ungemein zahlreich besucht. Vielleicht hatte die Kunde von meinem Verlust mit dazu beigetragen. Die Vorträge beider Künstler,

einzeln und in meiner Concertante zusammen, wurden mit mehr als enthusiastischem Beifalle aufgenommen.

Dies war nun zwar für die Weiterreise sehr ermunternd; doch konnte ich, ängstlich für meinen Ruf besorgt, mich nicht entschließen, öffentlich aufzutreten, bevor ich wieder eine eigene gute Geige gewonnen und mich sorgfältig darauf eingeübt hätte. Wir kehrten daher, da Beneke nicht allein reisen wollte, nach Braunschweig zurück.

Dort hatte sich die Kunde von meinem Verlust schon allgemein verbreitet. Auch der Herzog hatte davon gehört und schickte, um mir den Ankauf eines neuen Instrumentes zu erleichtern, von neuem ein ansehnliches Geschenk. Mit Hülfe desselben erkaufte ich nun zwar von einem Herrn von Hantelmann, einem ausgezeichneten Dilettanten, die beste Geige, die damals in Braunschweig war, fühlte jedoch bald, daß sie mir die verlorene nicht vollständig ersetzen könne.

Um mich für eine folgende Reise würdig vorzubereiten, wurde wieder mit großem Eifer componirt. So entstand das Concert in D-moll, das bei Kühnel in Leipzig als zweites, (Op. 2) gestochen wurde, ein Potpourri über bestimmte Themen (bei demselben als Op. 5 erschienen) und ein Concert in A-dur, welches Manuscript geblieben ist. In diesen, wie auch in einigen folgenden Compositionen herrscht nun ganz die Rode'sche Manier vor, aus der sich dann erst später mein Styl und die mir eigenthümliche Vortragsweise entwickelten.

So verlief der Sommer 1804. Im Herbste vollständig zu einer neuen musikalischen Reise gerüstet, zog es mich nun zunächst nach den deutschen Hauptstädten. Auch wünschte ich sehnlichst, einmal in Leipzig aufzutreten, das sich durch die von Rochlitz vortrefflich redigirte Musikalische Zeitung zum Mittelpunkt der musikalischen Kritik emporgeschwungen hatte. Ich trat daher meine zweite Kunstreise am 18. Oktober über Leipzig und Dresden nach Berlin an.

Auch von dieser Reise ist ein Tagebuch vorhanden, welches aber nur bis zum 9. Dezember fortgeführt ist und dann plötzlich abbricht. Die Veranlassung dazu wird später erzählt werden.

Den ersten Aufenthalt machte ich in Halberstadt, wo ich ein öffentliches Concert gab und Tags darauf beim Grafen von Wernigerode spielte. Unter den dortigen Musikfreunden, die sich meiner besonders freundlich annahmen, nenne ich den Domvikarius Körte, den Domprediger Augustin und den Auditeur Ziegler. Mit Letzterem, der ein gebildeter Musikkenner und fertiger Klavierspieler war, stand ich bis zu dessen Tode in freundschaftlicher Verbindung. Auch die dortigen Musiker, die Organisten Gebrüder Müller und Holzmärker, der Geiger Glöckner, mit dem ich meine Duetten spielte, der Fagottist Barnbeck und der Sekretär und Concertmeister des Grafen v. Wernigerode, Clase, waren sehr zuvorkommend gegen mich und zur Einrichtung meines Concertes behülflich. Ich verlebte daher vergnügte Tage in Halberstadt.

Eines Nachmittags „machte ich mit Herrn Holzmärker und einem seiner Freunde einen Spaziergang vor das Thor. Wir besuchten die Klus, einen Berg auf dessen Spitze mehrere isolirte hohe und schroffe Felsen stehen, deren Inneres ausgehöhlt ist, der Sage nach von Räubern, die ehemals dort gehaus't haben sollen. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, einen dieser Felsen zu ersteigen, so halsbrechend das Unternehmen auch war, und so ernstlich meine Gefährten davon abmahnten. Ich kam glücklich hinauf und hatte außer dem Vergnügen, etwas vollführt zu haben, was nicht Jeder wagt, auch noch eine weite und herrliche Aussicht. Bis dahin war Alles gut. Als ich nun aber hinabsteigen wollte und in die Tiefe blickte, überfiel mich ein plötzlicher Schwindel, und ich mußte mich eiligst niedersetzen, um nicht hinabzustürzen. Wohl zehn Minuten dauerte es, bis ich die nöthige Fassung zum Hinabsteigen gewann und schwerlich würde ich glücklich hinuntergekommen sein, wenn mir nicht die Herren

unten zugerufen hätten, wohin ich den Fuß zu setzen habe, was ich selbst, mit dem Gesicht nach dem Felsen gekehrt, nicht sehen konnte. Zitternd von der Anstrengung und dem krampfhaften Anklammern an den Felsen, sowie tüchtig beschämt, die Warnung der beiden Herren nicht beachtet zu haben, kam ich endlich wieder zu ihnen und kehrte froh, einer großen Gefahr glücklich entkommen zu sein, mit ihnen zur Stadt zurück."

Am 22. Oktober gab ich mein Concert. Bei der Probe erregte mein Concert in D-moll große Sensation.

„Die Herren Ziegler, Müller u. A. behaupteten zu meiner großen Freude, nie ein schöneres Violinconcert gehört zu haben."

„Das Concert selbst begann um fünf Uhr. Der Saal war sehr leer, das Auditorium aber ein kunstsinnig gebildetes, wie ich es an der Stille und Theilnahme, mit der mein Spiel aufgenommen wurde, wohl bemerken konnte."

Es wurden unter anderen folgende Sachen vorgetragen: Symphonie von Haydn; Concert D-moll von mir; Concert D-dur von Kreutzer; Polonaise von Rode aus dem Es-dur-Quartett. Nach dem Concerte bezeugte mir der Graf von Wernigerode seinen Beifall und lud mich auf nächsten Tag zu einem Concerte zu sich ein, wobei der dritte Herr Graf als Clarinettist im Orchester mitwirkte. Ich spielte das Concert von Rode A-dur und dessen Quartett Es-dur.

„Nach Beendigung des Concertes umringte mich die Gesellschaft und überhäufte mich mit Lobeserhebungen. Den Damen mußte ich viel von Petersburg erzählen."

Auch in Magdeburg fand ich als Künstler die freundlichste Aufnahme. Die Herren Hauptmann von Cornberg, Major von Witzleben, Regimentsquartiermeister Türpen und Geheimerath Schäfer, an die ich empfohlen war, boten Alles auf, mir ein zahlreiches Publikum zu werben, sowie den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Schon mein erstes Concert am 3. November

war sehr besucht. Ich spielte mein D moll Concert, das A moll Concert von Rode und die G-dur-Variationen.

„Es gelang mir Alles besonders gut und die Leute schienen von meinem Spiel ganz hingerissen zu sein."

Um dieselbe Zeit beschäftigte ich mich mit der Umarbeitung meines vorletzten Concerts in E-moll. Das Adagio schrieb ich ganz neu.

In einer Musikpartie beim Kammersekretarius Feska hörte ich dessen Sohn in einem Quartett eigener Composition.

„Das Quartett," sagt das Tagebuch, „ist sehr gut gearbeitet und zeugt von großem Talent. Als Spieler gefiel er mir weniger. Es fehlt ihm zwar nicht an mechanischer Fertigkeit, wohl aber an einer gewandten, geregelten Bogenführung, daher an einem guten Ton und an Deutlichkeit der Passagen. Auch intonirte er nicht immer ganz rein. Käme er zu einem guten Meister, so könnte viel aus ihm werden."

Ich war auch häufig in Gesellschaft bei den Kaufleuten Hildebrandt und Schmager, beim Criminalrath Sukrow und dem Geheimerath Schäfer und „allenthalben sehr vergnügt".

„Auch zu einer interessanten Musikpartie bei Türpen ward ich eingeladen. Ich fand eine kleine, aber sehr ausgesuchte Gesellschaft der eifrigsten Musikfreunde Magdeburgs versammelt. Ich spielte Quartetten von Haydn, Beethoven, Mozart und zum Schluß das Es-dur-Quartett von Rode. Es wurde mir Alles sehr gut accompagnirt, so daß ich mich ganz meinem Gefühle überlassen konnte. Die Zuhörer schienen entzückt. Herr Türpen behauptete, ich verstände wie Keiner, jeden Componisten in seinem eigenthümlichen Style wiederzugeben. Zum Schluß spielte unser Herr Wirth ein Trio von Mozart auf einem sehr guten Pianoforte von Blum in Braunschweig recht brav. Nur hat er die üble Angewohnheit, den Gesang zu dehnen, womit er dem Ausdruck mehr schadet, als nützt."

Am 10. November gab ich mein zweites Concert, welches nicht

ganz so zahlreich wie das erste besucht war und worin ich eine Symphonie von Haydn und mein Violinconcert in E-moll vortrug, auch mit Jeska eine Concertante von Eck spielte. Das umgearbeitete E-moll-Concert machte sich gut. Das neue Adagio schien sehr zu gefallen.

Von sonstigen Erlebnissen in Magdeburg will ich nur einer Bühnenvorstellung gedenken, weil der Verfasser des Stücks sich später in der Theaterwelt durch seine pikanten Berichte: „Musikalisches Allerlei aus Paris", einen Namen gemacht hat. Es war die erste Aufführung des „weiblichen Abälline" von Sievers.

„Nie habe ich ein erbärmlicheres Stück weder gelesen, noch aufführen sehen. Es ist eine unglückliche Nachahmung des bekannten „großen Banditen", hat aber weder die spannenden Scenen, noch den gewandten Dialog, die jenes Stück zum Lieblinge des Publikums gemacht haben. Die Hauptperson, Rosa Salviati, die, um ihren Geliebten gegen eine Verschwörung seines Onkels zu schützen, sich der abenteuerlichsten und abgeschmacktesten Mittel bedient, erklärt die Ursachen ihres Verfahrens am Ende des Stückes in einer Rede, die wenigstens eine Viertelstunde dauert. Das Publikum, das schon früher Zeichen von Ungeduld gegeben hatte, wurde während dieser Rede so unruhig, daß kaum zu Ende gespielt werden konnte. Als endlich der Vorhang fiel, brach ein allgemeines Zischen und Pfeifen los. Der unglückliche, in Braunschweig verkannte Dichter, der hier Triumphe feiern wollte, soll im Theater anwesend gewesen sein, aber noch vor dem Ende des Stückes das Weite gesucht haben."

Ueber den Aufenthalt in Halle, wohin ich zunächst ging, berichtet das Tagebuch nur sehr dürftig. Je mehr ich durch vermehrte Bekanntschaften zur Geselligkeit herangezogen wurde, desto weniger, scheint es, habe ich Lust gehabt, in der bisherigen oft breiten Weise darüber zu berichten. Auch mag es mir wohl an Zeit gefehlt haben, da ich mich zu allen Produktionen, sie mochten

öffentlich oder privatim stattfinden, stets sehr sorgfältig vorbereitete, auch fortwährend mit Compositionsarbeiten beschäftigt war.

Meine beiden Concerte am 21. und 23. November waren sehr besucht. Ich spielte außer meinen eigenen Werken ein Concert von Rode, A moll, und die G-dur-Variationen.

„Mein Spiel wurde mit Enthusiasmus aufgenommen."

Die Leute, die sich besonders für mich interessirten und denen ich viel vergnügte Stunden verdankte, waren die Familie Garrigues, bestehend aus Vater, Mutter, Tochter und zwei Söhnen, sämmtlich gar liebe, artige Menschen; Lafontaine und seine reizende Pflegetochter; Chodowiecki, Riemeier und Loder. Unter den Studenten lernte ich einige tüchtige Dilettanten kennen. Ein Herr Schneider spielte fertig Clavier, ein Herr Müller sehr brav die Violine. Ein Herr Gründler aus Trebnitz bei Breslau nahm sogleich Unterricht im Violinspiel bei mir.

Noch erinnere ich mich folgenden Vorfalles:

Unter Denen, die mir zum Arrangement meiner Concerte behülflich waren, befand sich auch der berühmte Contrapunktist Türk. Er dirigirte die akademischen Concerte, deren eines während meiner Anwesenheit in Halle stattfand. Es wurde die Oper „Titus" als Concertmusik gegeben. Schon war das Publikum seit einer halben Stunde versammelt, das Orchester hatte eingestimmt und harrete des Zeichens zum Anfang. Aber noch fehlte einer der Sänger, ein dortiger Gesanglehrer, der die Partie des Titus übernommen hatte. Im studentischen Theile des Auditoriums gab sich schon große Unzufriedenheit über den säumigen Sänger kund; als dieser nun aber in einem sehr unfestlichen Anzuge, im Ueberrocke und mit beschmutzten Stiefeln erschien, machte sich der allgemeine Unwille durch Scharren und Zischen Luft. Der Sänger, dem der ungeduldige Dirigent bereits die Noten in die Hand geschoben hatte, trat vor und sprach mit verächtlicher Miene: „Bin ich Ihnen so nicht recht, so kann ich auch wieder gehen!" Damit warf er die Noten dem Dirigenten vor die Füße und eilte zur Thür

hinaus. Man stürzte ihm nach, um ihn zurückzuhalten; allein Alles vergebens! Ich erwartete nun, man werde das Concert verschieben, oder doch wenigstens alle die Nummern, bei denen Titus beschäftigt ist, auslassen. Nichts weniger! Der gewissenhafte Dirigent verkürzte seine Zuhörer auch nicht um einen Takt des Werks; er wußte sich zu helfen! Er spielte auf seinem Mielflügel die ganze Partie des Titus, Recitative, Arien und Ensemble-Stücke von der ersten bis zur letzten Note! Ich erstarrte und wußte nicht, ob ich mich ärgern, oder über das naive Auskunftsmittel lachen sollte. So viel wurde mir aber an jenem Abend klar, daß man ein gelehrter Contrapunktist und doch ohne irgend eine Spur von Geschmack sein kann!

Nach der Ankunft in Leipzig am 29. November gibt das Tagebuch noch zwei kurze Berichte und verstummt dann gänzlich. Der erste bespricht eine Aufführung der Oper von Paer: „die Wegelagerer". Der zweite erzählt von einem Besuche des Gewandhaus-Concertes.

„Diese Concerte", heißt es, „werden von einer Gesellschaft von Kaufleuten veranstaltet. Es sind aber keine Dilettanten-Concerte; denn nur Musiker bilden das Orchester, welches stark besetzt und recht brav ist. Für den Gesang wird immer eine fremde Sängerin verschrieben, da der Theaterdirektor seinen Sängern das Auftreten in Concerten nicht gestattet. Dieses Jahr ist es eine Signora Albergbi von Dresden, die Tochter eines dortigen Kirchensängers. Sie ist noch sehr jung, besitzt aber schon eine recht gute Methode und eine klare, klingende Stimme. Sie sang zwei Arien mit großem Beifall. Außerdem hörte ich den Concertmeister der Gesellschaft, Herrn Campagnoli, ein Concert von Kreutzer sehr brav spielen. Seine Methode ist zwar veraltet; er spielt aber rein und fertig. Der Saal, in welchem diese Concerte gegeben werden, ist wunderschön und für die Wirkung der Musik besonders günstig."

Beim Arrangement meines Concertes hatte ich viele Schwierigkeiten zu überwinden. Bei dem geschäftsvollen Treiben der Handelsstadt kam man mir nicht so hülfreich entgegen, wie ich es bisher gewohnt gewesen war, und ich hatte manchen Weg zu machen, bis alle Hindernisse beseitigt waren. Auch kränkte es mich, daß die reichen Handelsherren, an die ich empfohlen war, noch nichts von meinen Kunstleistungen zu wissen schienen und mich zwar höflich, aber kalt empfingen. Ich wünschte daher sehnlichst einmal zu einer Musikpartie eingeladen zu werden, um mich bemerklich machen zu können. Dieser Wunsch wurde erfüllt; ich erhielt eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft mit der Bitte, etwas vorzutragen. Ich wählte dazu eines der schönsten der sechs neuen Quartetten von Beethoven, durch dessen Vortrag ich in Braunschweig schon oft meine Zuhörer entzückt hatte. Aber schon nach wenigen Takten merkte ich, daß meine Begleiter mit dieser Musik noch unbekannt und daher unfähig waren, in den Geist derselben einzudringen. Verstimmte mich dies nun schon, so steigerte sich mein Unmuth doch noch weit mehr, als ich bemerkte, daß die Gesellschaft meinem Spiele bald keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Denn es entspann sich nach und nach eine Conversation, die bald allgemein so laut wurde, daß sie die Musik fast übertönte. Ich sprang daher mitten im Spiele, noch ehe der erste Satz beendet war, auf und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zu meinem Kasten, um meine Geige einzuschließen. Dies erregte große Sensation in der Gesellschaft und der Herr vom Hause näherte sich mir mit fragender Miene. Ich trat ihm entgegen und sagte laut, daß es von der Gesellschaft gehört werden konnte: „Ich war bisher gewohnt, daß man meinem Spiele mit Aufmerksamkeit zuhörte. Da das hier nicht geschah, so glaubte ich der Gesellschaft gefällig zu sein, indem ich aufhörte.“ Der Hausherr wußte nicht, was er antworten sollte, und zog sich verlegen zurück. Als ich nun aber, nachdem ich mich zuvor bei den Musikern wegen meines brüsken Aufhörens entschuldigt hatte, Miene

machte, die Gesellschaft zu verlassen, kehrte der Wirth zurück und sagte freundlich: „Wenn Sie sich entschließen könnten, der Gesellschaft etwas Anderes vorzutragen, was ihrem Geschmacke und Fassungsvermögen angemessener wäre, so würden Sie ein sehr aufmerksames und dankbares Auditorium haben.“ Mir, dem längst klar geworden war, daß ich das Vorgefallene durch meinen Mißgriff in der Wahl der Musik für eine solche Gesellschaft selbst verschuldet hatte, war frei, wieder einlenken zu können. Ich nahm daher willfährig die Geige von neuem und spielte das Quartett in Es von Rode, welches die Musiker kannten und daher auch gut accompagnirten. Es herrschte nun eine lautlose Stille, und die Theilnahme an meinem Spiele steigerte sich mit jedem Satze. Nach Beendigung des Quartetts wurde mir so viel Schmeichelhaftes über mein Spiel gesagt, daß ich dadurch veranlaßt wurde, nun auch noch mein Paradepferd vorzureiten, die G-dur-Variationen von Rode. Mit diesen setzte ich die Gesellschaft dermaßen in Entzücken, daß ich der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit für den Rest des Abends wurde.

Dieser Vorfall machte einige Tage viel von sich reden und war wahrscheinlich die Veranlassung, daß sich die Musikfreunde, dadurch auf mich aufmerksam gemacht, schon in beträchtlicher Zahl bei meiner Concertprobe einfanden. Hier wußte ich sie besonders durch den Vortrag meines D-moll-Concertes so für mich zu gewinnen, daß sich durch sie noch vor Anbruch des Concertabends ein günstiger Ruf über meine Leistungen in der Stadt verbreitete und dadurch eine größere Zuhörerzahl herbeigelockt wurde, als ich hatte hoffen dürfen. Es war die Elite der Leipziger Musikfreunde und ein sehr empfängliches Publikum. Es gelang mir nun auch, mein Auditorium so zu enthusiasmiren, daß ich nach Beendigung des Concerts stürmisch aufgefordert wurde, ein zweites zu geben. Dieses fand acht Tage später statt und war eins der besuchtesten, die je ein fremder Künstler in Leipzig gegeben hat. In der Zwischenzeit wurde ich

häufig zu Quartettpartien eingeladen, bei welchen ich dann meine Lieblinge, die sechs ersten Beethovenschen Quartetten, nachdem ich sie vorher mit den Begleitern eingeübt hatte, vorzugsweise zu Gehör brachte. Ich war der Erste, der sie in Leipzig spielte, und es gelang mir, sie durch meine Vortragsweise zu voller Anerkennung zu bringen. Bei diesen Quartettpartien lernte ich auch zuerst den Redakteur der musikalischen Zeitung, Hofrath Rochlitz, kennen und blieb seitdem mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung bis zu seinem Tode. Rochlitz berichtete in seiner Zeitung über meine Concerte.

Da dieser Bericht meinen Ruf in Deutschland zuerst begründete und auf mein Lebensgeschick einwirkte, so möge dies als Entschuldigung dienen, daß ich ihn hier wörtlich aufnehme:

„Herr Spohr gab am 10. Dezember 1804 zu Leipzig ein Concert und auf Aufforderung Vieler am 17. ein zweites; in beiden aber gewährte er uns einen so begeisternden Genuß, als außer Rode kein Violinist uns gewährt hatte, so weit wir zurückdenken können. Herr Spohr gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten jetzt lebenden Violinspieler, und man würde über das, was er, besonders noch in so jungen Jahren, leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken zum kalten Erstaunen kommen könnte. Er gab uns ein großes Concert von seiner Composition (D-moll), und dies auf Begehren zweimal, und ein anderes eben so von ihm selbst geschrieben (E-moll). Seine Concerte gehören zu den schönsten, die nur vorhanden sind, und besonders wissen wir dem aus D-moll durchaus kein Violinconcert vorzuziehen, sowohl in Hinsicht auf Erfindung, Seele und Reiz, als auch in Hinsicht auf Strenge und Gründlichkeit. Seine Individualität neigt ihn am meisten zum Großen und in sanfter Wehmuth Schwärmenden. So ist nun auch sein herrliches Spiel. Herr Spohr kann Alles; aber durch jenes reißt er am meisten hin. Was vorerst Richtigkeit des Spiels in weitester Bedeutung heißt, ist hier, gleichsam als sicheres Fundament, nur vorausgesetzt; voll-

kommene Reinheit, Sicherheit, Präcision, die ausgezeichneteste Fertigkeit, alle Arten des Bogenstrichs, alle Verschiedenheiten des Geigentons, die ungezwungenste Leichtigkeit in der Handhabung von diesem Allen, selbst bei den größten Schwierigkeiten — das macht ihn zu einem der geschicktesten Virtuosen. Aber die Seele, die er seinem Spiele einhaucht, der Zug der Phantasie, das Feuer, die Zartheit, die Innigkeit des Gefühles, der feine Geschmack, und nun seine Einsicht in den Geist der verschiedensten Compositionen und seine Kunst, jede in diesem ihrem Geiste darzustellen, das macht ihn zum wahren Künstler. Diesen letzteren Vorzug haben wir noch an keinem Violinisten in dem Maße zu bewundern Gelegenheit gehabt, als an Herrn Spohr, und zwar vornehmlich bei seinem Quartettenspiel. Kein Wunder daher, wenn er überall wohlgefällt und fast gar keinen Wunsch zurücklässt, als daß man ihn behalten und immer hören möchte."

Ich fühlte mich damals sehr glücklich! Doch war es die Anerkennung, die ich als Künstler fand, nicht allein, die mein ganzes Sein belebte; es war noch ein anderes zarteres Gefühl. Ich liebte und wurde geliebt.

Gleich nach dem Tage, wo ich Rosa Alberghi im Gewandhausconcerte zum erstenmale gesehen und gehört hatte, machte ich ihr einen Besuch, um sie zur Mitwirkung bei meinem Concerte einzuladen. Mutter und Tochter empfingen mich sehr freundlich. Erstere, obgleich eine lange Reihe von Jahren in Deutschland, hatte doch kein Wort von unserer Sprache erlernt. Da sie auch auf meine französische Ansprache mit dem Kopfe schüttelte, so mußte ich mich mit meinem Anliegen an die Tochter wenden, die, in Dresden erzogen, geläufig Deutsch sprach. Sie gewährte sehr gern meine Bitte und plauderte nun mit kindlicher Unbefangenheit mit mir, als hätten wir uns schon lange gekannt. Beim Abschied bat mich Rosa, bald wiederzukommen. Ich hatte ihr bereits zu tief in die feurigen schwarzen Augen geblickt, um lange auf mich warten zu lassen. So brachte ich, da mich bald auch die Mutter

freundlich willkommen hieß, fast alle meine freien Stunden bei ihnen zu. Ich accompagnirte, so gut ich es vermochte, die Gesangübungen Rosa's am Piano, studirte ihr die Sachen ein, welche ihr die Concert-Direction zuschickte und schmückte ihre Arien mit neuen Verzierungen aus, worüber sie stets eine wahrhaft kindliche Freude hatte. So wurde unser Verhältniß, ohne daß wir uns dessen bewußt waren, ein immer innigeres. Die Aufzeichnungen im Tagebuche waren aber darüber in's Stocken gerathen und wurden auch späterhin nicht wieder begonnen. Rosa sang nun auch in meinem zweiten Concerte und da ihr Contrakt in Leipzig zu Ende ging und sie im Begriffe stand, nach Dresden zurückzukehren, so erbot sie sich, auch in meinem dortigen Concerte aufzutreten.

Ich ging nun, mit gewichtigen Empfehlungen versehen, nach Dresden. Ein Brief Rosa's führte mich bei ihrem Vater ein, der mich auf das freundlichste empfing. Er und einige Mitglieder der Dresdener Hofkapelle, namentlich die Gebrüder Rothe, waren mir beim Arrangement meines Concertes behülflich und erleichterten mir dadurch dieses stets unangenehme Geschäft.

Rosa kehrte einige Tage vor dem Concerte nach Dresden zurück und sang mit ihrem Vater in demselben. Der Erfolg, den mein Spiel und meine Compositionen hatten, war ein ebenso glänzender, als in Leipzig. Ich wurde, wie dort, allgemein aufgefordert, ein zweites Concert zu geben. Während ich dieses arrangirte, rieth man mir, mich auch bei Hofe zu melden, da nach dem Aufsehen, welches mein Spiel erregt habe, an einem günstigen Erfolg nicht zu zweifeln sei. Doch, da ich erfuhr, daß die Hofconcerte während der Tafel stattfänden und auch zu Gunsten der fremden Künstler kein Unterschied gemacht würde, empörte sich mein jugendlicher Künstlerstolz bei dem Gedanken, daß mein Spiel von dem Geklapper der Teller accompagnirt sein würde, so, daß ich sogleich auf die Ehre verzichtete, vom Hofe gehört zu werden.

Mein zweites Concert war außerordentlich zahlreich besucht, und der Beifall fast noch stürmischer, als beim ersten.

Ich dachte nun an meine Abreise nach Berlin, konnte mich aber nicht dazu entschließen, weil mir die Trennung von meiner geliebten Rosa gar zu schmerzlich fiel. Da überraschte mich ihr Vater mit einem Vorschlag, der diese so gefürchtete Trennung noch weiter hinausschob. Er sagte, er habe schon lange den Wunsch gehegt, daß seine Tochter einmal in Berlin auftrete; wenn ich daher geneigt wäre, dort mit ihr gemeinschaftlich Concerte zu geben, so wolle er sie in Begleitung seiner Frau, da er selbst keinen Urlaub bekommen könne, mitreisen lassen.

Ich ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und traf nun sogleich alle Anstalten zur Abreise. Da die Reise mit dem Postwagen für die Damen zu beschwerlich erachtet wurde, so nahmen wir gemeinschaftlich einen Miethwagen. Ich saß meinem geliebten Mädchen gegenüber und beklagte mich nicht über die Langsamkeit und lange Dauer der Reise. In Berlin angekommen, fanden wir in einem und demselben Hause Wohnung, die uns mein ehemaliger Lehrer Annisch, jetzt Mitglied der Berliner Hofkapelle, auf meine briefliche Anmeldung im voraus besorgt hatte. Dieser, nicht wenig stolz, den jungen Künstler als seinen ehemaligen Schüler vorführen zu können, verschaffte mir die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Künstler Berlins und war mir auch möglichst behülflich, ein Concert zu arrangiren, was jedoch wegen des großen Andranges von Concertgebenden ziemlich weit hinausgeschoben werden mußte.

Unterdessen gab ich meine Empfehlungsbriefe ab und wurde in Folge davon zu einigen Musikpartien eingeladen. Zuerst spielte ich beim Fürsten Radziwill, der bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Violoncellist und talentvoller Componist war. Ich fand dort Bernhard Romberg, Möser, Seidler, Semmler und andere ausgezeichnete Künstler versammelt. Romberg, damals in der Blüthe seiner Virtuosität, spielte eines seiner Quar-

tetten mit obligatem Violoncell. Ich hatte ihn noch nicht gehört und war entzückt von seinem Spiele. Nun selbst zu einem Vortrage aufgefordert, glaubte ich solchen Künstlern und Kennern nichts Würdigeres bieten zu können, als eines meiner Lieblingsquartetten von Beethoven. Doch abermals mußte ich bemerken, daß ich, wie früher in Leipzig, einen Fehlgriff gethan hatte; denn die Musiker Berlins kannten diese Quartetten ebensowenig, wie die Leipziger, und wußten sie daher auch weder zu spielen, noch zu würdigen. Nachdem ich geendigt, lobten sie zwar mein Spiel, sprachen aber sehr geringschätzend von dem, was ich vorgetragen hatte. Ja, Romberg fragte mich geradezu: „Aber lieber Spohr, wie können Sie nur so barockes Zeug spielen?“

Ich wurde ganz irre an meinem Geschmack, als ich einen der berühmtesten Künstler der damaligen Zeit so über meine Lieblinge urtheilen hörte. Später nochmals aufgefordert zu spielen, wählte ich nun, wie damals in Leipzig, das Es-dur-Quartett von Rode und hatte mich auch hier eines gleich günstigen Erfolges zu erfreuen.

Die zweite Musikpartie, zu der auch meine Reisegefährtin eingeladen wurde, war beim Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Wir fuhren zusammen hin und wurden vom Wirthe auf das Artigste empfangen. Wir fanden dort einen vornehmen Cirkel bestimmter Herren und geputzter Damen, sowie die vorzüglichsten Künstler Berlins versammelt. Auch traf ich einen früheren Bekannten von Hamburg, den berühmten Clavivirtuosen und Componisten Dussek, der jetzt Lehrer des Prinzen war und bei ihm wohnte. Die Musikpartie begann mit einem Clavierquartett, welches von ihm in ächt künstlerischer Vollendung vorgetragen wurde. Dann folgte ich. Gewitzigt durch den neulichen Mißgriff, wählte ich heute nur solche Compositionen, mit denen ich als Geiger glänzen konnte, nämlich ein Quartett und die G-dur-Variationen von Rode. Mein Spiel fand den lautesten Beifall, und besonders schien Dussek davon hingerissen zu sein.

Auch meine geliebte Rosa erwarb sich durch den Vortrag einer Arie, die ihr Dussek auf dem Clavier accompagnirte, allgemeine Anerkennung.

Nach beendigter Musik bot der Prinz einer der anwesenden Damen den Arm und führte die Gesellschaft, die auf einen Wink von ihm ein Gleiches gethan, in den Speisesaal, wo ein glänzendes Mahl ihrer wartete. Man nahm ohne Etikette an der Seite seiner Dame Platz; ich neben meiner lieben Reisegefährtin. Anfangs war die Unterhaltung, obgleich frei und ungenirt, doch anständig. Als aber der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren. Ich war daher, sobald ich merkte, daß die vermeintlichen vornehmen Damen nicht dem Hofe, wie ich geglaubt, sondern wahrscheinlich dem Ballete angehören mochten, darauf bedacht, mit meiner Gefährtin mich heimlich fortzuschleichen. Ich kam, ohne weiter von der Gesellschaft bemerkt oder aufgehalten zu werden, auch glücklich zu meinem Wagen und kehrte mit Rosa zu der harrenden Mutter zurück. Am anderen Tage sagte man mir, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen.

Noch einer dritten Musikpartie erinnere ich mich — beim Banquier Beer — wo ich den jetzt so berühmten Meyerbeer als dreizehnjährigen Knaben zum erstenmale im elterlichen Hause spielen hörte. Der talentvolle Knabe erregte schon damals durch seine Virtuosität auf dem Pianoforte solches Aufsehen, daß seine Verwandten und Glaubensgenossen nur mit Stolz auf ihn blickten. Man erzählte sich, daß einer von ihnen, aus einer Vorlesung über populäre Astronomie zurückkehrend, den Seinen voll Freude zurief: „Denkt Euch, man hat unseren Beer schon unter die Sterne versetzt! Der Professor zeigte uns ein Sternbild, das ihm zu Ehren „der kleine Beer" genannt wird."

Ich hatte den klugen Einfall, den jungen Virtuosen zum Vortrage eines Solo's in meinem Concerte einzuladen, was von

der Familie gern genehmigt wurde. Da es das erste öffentliche Auftreten des Knaben war, so zog es eine Menge seiner Glaubensgenossen herbei, und ich hatte es diesem Umstande wohl hauptsächlich mit zu verdanken, daß mein Concert eines der besuchtesten jener mit musikalischen Aufführungen so überhäuften Periode war. Nach Beseitigung vieler Hindernisse fand es endlich im Saale des Schauspielhauses statt. Mein Spiel und der Gesang meiner Gefährtin wurden auch hier, wie in Leipzig und Dresden, mit großem Beifalle aufgenommen. Nicht so günstig lautete der Bericht der neuen, seit kurzem vom Kapellmeister Reichard herausgegebenen musikalischen Zeitung. Dieser rügte in seiner eigenthümlich verletzenden Weise hauptsächlich mein Sichgehenlassen im Zeitmaße. Obgleich gekränkt durch solchen Tadel, an den ich noch nicht gewöhnt war, mußte ich mir doch eingestehen, daß ich, von meinem tiefen Gefühl verleitet, im Gesang wohl zu sehr zurückgehalten und, von jugendlichem Feuer fortgerissen, in den Passagen und anderen leidenschaftlichen Stellen zu sehr geeilt hatte. Ich nahm mir daher vor, meinen Vortrag, ohne daß er dadurch an Ausdruck verliere, von solchen Verirrungen zu reinigen, und durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf mich gelang es mir auch.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, ein zweites Concert in Berlin zu Stande zu bringen, mußte ich darauf verzichten. Ich theilte daher die nicht unbeträchtliche Einnahme des ersteren mit meiner Reisegefährtin und dachte nun an meine Abreise nach Braunschweig, da mein Urlaub bald zu Ende ging. Auch Rosa's Mutter machte Anstalten, in die Heimath zurückzukehren, weil ein Versuch, für ihre Tochter ein Engagement bei der italienischen Oper in Berlin zu finden, mißglückt war. Rosa hatte sich immer inniger an mich angeschlossen und mir unverhohlen ihre Neigung gezeigt. Ich dagegen hatte bei näherer Bekanntschaft mir sagen müssen, daß sie sich zu meiner Lebensgefährtin nicht eigene, und daher sorgfältig vermieden, es zu einer Erklärung kommen zu lassen. Sie war zwar ein liebenswürdiges, unver-

terbenes Kind und von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet; ihre Erziehung aber war, die geselligen Formen abgerechnet, sehr vernachlässigt, und was mich besonders abstieß, war ihre bigotte Frömmigkeit, die sie schon einigemale zu Versuchen getrieben hatte, den lutherischen Ketzer zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren. Ich ertrug den Abschied mit ziemlicher Fassung; Rosa aber zerfloß in Thränen und drückte mir bei der letzten Umarmung noch ein auf ein Kartenblatt genähtes R von ihrem schönen, schwarzen Haar als Andenken in die Hand.

Nach Braunschweig zurückgekehrt, widmete ich mich mit neuem Eifer der Composition. Ich schrieb mir das H-moll-Concert, welches später als viertes Violinconcert bei Simrock erschienen ist. Auch wurde mir zum erstenmal ein Schüler aus der Fremde zugeschickt, ein Herr Grünewald aus Dresden. Auch ein junges, sechszehnjähriges, talentvolles Mädchen, eine Demoiselle Mayer, die mit Beifall als Violinvirtuosin in Braunschweig Concerte gab, unterrichtete ich während meines Aufenthaltes daselbst und studirte ihr mein D-moll-Concert ein. Diese Schülerin erregte nach einem Vierteljahrhundert, während dem ich nichts mehr von ihr gehört hatte, auf einmal die allgemeinste Theilnahme, sowohl durch ihr Schicksal, als durch ihre Virtuosität auf der Violine.

Auf einer ihrer früheren Kunstreisen nach Polen gelangt, hatte sie sich dort mit einem wohlhabenden Gutsbesitzer verheirathet. Obgleich jetzt in glänzenden Verhältnissen hatte sie doch nicht versäumt, ihr schönes Talent, wenn auch nur als Dilettantin, fortzubilden. Dieses verschaffte ihr nun, nachdem ihr Mann in der polnischen Revolution sein ganzes Vermögen verloren hatte und landesflüchtig geworden war, das Glück, sich und ihre Tochter ernähren zu können. Als Madame Filipowicz trat sie als Künstlerin zum erstenmale in Dresden wieder auf und zwar mit demselben D-moll-Concert, welches ich ihr fünfundzwanzig Jahre vorher einstudirt hatte. Da sie glaubte, ihre nunmehrigen Er-

folge hauptsächlich dem Vortrage dieses Concertes verdanken zu müssen, so drängte es sie, dem ehemaligen Lehrer in einem Briefe ihren Dank auszusprechen. So erfuhr ich das Vorstehende. Nach ihrer Kunstreise durch Deutschland ließ sie sich in Paris nieder, später in London. Aus beiden Orten erhielt ich von ihr noch mehrere Zuschriften. Als ich sie aber bei meiner verletzten Reise nach London persönlich wiederzusehen hoffte, war sie einige Tage vorher gestorben, und ich lernte nur ihre Tochter und deren Mann, der Arzt und ebenfalls polnischer Flüchtling war, kennen.

Doch zurück zum Jahre 1805. Im Frühjahre erhielt ich von Rosa einen Brief, in welchem sie mir mit ihrer naiven Unbefangenheit schrieb, ihre Sehnsucht, mich wiederzusehen, sei so groß geworden, daß sie ihren Vater bewogen habe, mit ihr eine Kunstreise nach Braunschweig anzutreten; sie würden in einigen Tagen ankommen und bäten, vorläufige Anstalten zu einem Concerte zu treffen. Ich war nicht erfreut über diese Nachricht und sah großen Verlegenheiten entgegen. Ich bemerkte nun mit Kummer, daß Rosa's Neigung zu mir eine viel ernstlichere sei, als ich geglaubt hatte, und machte mir bittere Vorwürfe über mein Benehmen gegen sie. Auch war es mir klar, daß der Vater die Reise nur unternommen, um mich zu einer Erklärung in Bezug auf seine Tochter zu veranlassen. Ich sah daher seiner Ankunft mit großer Bangigkeit entgegen. Doch ging Alles besser, als ich erwartet hatte. Rosa's herzliche Freude, mich wiederzusehen, ihre heitere Unbefangenheit, die sie gar nicht an einer Erwiederung ihrer Gefühle zweifeln ließ, halfen über jede Erklärung hinweg. So verließen sie, sehr zufrieden mit ihrem Aufenthalte und dem unter meiner Mitwirkung gegebenen brillanten Concerte, nach vierzehn Tagen Braunschweig und kehrten nach Dresden zurück, wo ich sie nach einer von mir projectirten Reise nach Wien im Herbst wiedersehen sollte.

Da sie ihre Rückreise über Göttingen nehmen wollten, so

führte ich sie durch einen Brief im elterlichen Hause ein. Dort hatte Rosa durch ihre Liebenswürdigkeit bei einem mehrtägigen Aufenthalte die Eltern so für sich zu gewinnen gewußt, daß sie ihnen ohne Bedenken ihre Liebe zum Sohne gestehen durfte. In der Voraussetzung, daß ich diese Liebe erwidere, hatten die Eltern sie darauf als meine Verlobte umarmt. Ich war höchst erschrocken, als ich dies durch einen Brief des Vaters erfuhr, protestirte sogleich gegen diese Verlobung und führte, als Grund meiner Weigerung, Rosa's Mangel an Bildung und die Verschiedenheit unserer Religionsbekenntnisse an. Dem Vater wollte dies nicht einleuchten, und er erklärte wiederholt, ich sei ein Thor, ein so herrliches Mädchen nicht nehmen zu wollen.

Im Juni des Jahres 1805 erhielt ich einen Brief von einem mir unbekannten Kammermusikus Bärwolf in Gotha, der auf mein ferneres Geschick großen Einfluß ausübte. Herr Bärwolf schrieb mir nämlich, durch den Tod des Concertmeisters Ernst sei dessen Stelle bei der dortigen Kapelle erledigt worden, und der Intendant, Baron von Reibnitz, der so viel günstiges über meine Leistungen in der Leipziger musikalischen Zeitung gelesen habe, sei sehr geneigt, mich zu derselben vorzuschlagen, wenn ich mich sogleich darum bewerben wolle. Es sei aber dazu erforderlich, daß ich selbst nach Gotha komme. Er lade mich daher ein, in dem Hofconcerte, welches zur Geburtstagsfeier der Herzogin am 11. Juli stattfinden werde, mich hören zu lassen.

Höchst erfreut eilte ich zum Herzog, um dessen Genehmigung zur Reise zu erbitten. Ich erhielt sie und meldete dies sogleich nach Gotha. Dort angekommen, führte mich Herr Bärwolf zum Intendanten. Dieser schien erstaunt, einen noch so jungen Mann vor sich zu sehen und äußerte mit bedenklicher Miene: um mich an die Spitze so vieler, sämmtlich älterer Männer stellen zu können, scheine ich ihm doch fast noch zu jung zu sein. Nachdem ich jedoch in der Concertprobe zwei Ouvertüren dirigirt und mein D-moll-Concert probirt hatte, war der Herr In-

tendant wohl anderer Ansicht geworden, denn er bat mich, mein wahres Alter zu verschweigen und mich um vier bis fünf Jahre älter zu machen. Als fünfundzwanzigjähriger Mann wurde ich daher als Bewerber um die vakante Stelle dem Hofe vorgestellt. Doch hätte es wohl kaum eines solchen Betruges bedurft, um sie zu erlangen, da mir mein erstes Auftreten im Hofconcerte gleich so sehr die Gunst der Herzogin erwarb, daß die übrigen Bewerber um die Stelle sämmtlich zurücktraten. Ich wurde als herzoglich Gothaischer Concertmeister mit einem Gehalte von ungefähr fünfhundert Thalern, die Naturalien mit eingerechnet, laut Dekret vom 5. August 1805, angestellt und mein Dienstantritt auf den 1. Oktober festgesetzt.

Da der Urlaub noch nicht ganz abgelaufen war, so machte ich auf den Rath des Herrn Bärwolf vor meiner Rückkehr nach Braunschweig noch einen kleinen Ausflug nach Wilhelmsthal bei Eisenach, dem Stammsitze des Weimar'schen Hofes. Durch die Frau Herzogin von Gotha empfohlen, wurde es mir leicht, dort zu Gehör zu kommen. Ich spielte, gefiel sehr und wurde reich beschenkt entlassen. Nach Gotha zurückgekehrt, gab ich noch in Eile ein unterdessen arrangirtes Concert in der Stadt, welchem auch der Hof beiwohnte, und kehrte dann höchst beglückt über den Erfolg meiner Reise in die Vaterstadt zurück. Ich nahm meinen Weg über Seesen und wurde von den Eltern und den Freunden des Hauses in meiner neuen Würde mit Jubel begrüßt. Um mir den letzten Rest des Weges angenehmer zu machen, lieh mir der Vater sein Reitpferd und veranlaßte dadurch ein tragisches Ende der bisher so glücklichen Reise; denn einige Stunden vor Braunschweig, als ich, in Gedanken an die Zukunft vertieft, ohne viel auf den Weg zu achten, rasch meinem Ziele entgegentrabte, stürzte das Pferd, indem es mit dem Vorderfuße in einer tiefen Gleise hängen blieb und seinen Reiter höchst unsanft abwarf. Ich stürzte über den Kopf des Pferdes mit dem Gesicht auf einen Haufen klein geschlagener Chausseesteine, bevor ich Zeit gewann,

die Hände hinlänglich schützend vorzuschieben; es war daher von den scharfen Steinen auf solche Weise zerfleischt, daß das Blut in Strömen herabfloß. Auch verbreitete sich binnen wenigen Minuten eine solche Geschwulst über die leidenden Theile, daß beide Augen davon geschlossen wurden. Blind und völlig rathlos stand ich daher auf dem Wege, als mir einige Fußreisende zu Hülfe kamen. Sie führten mich, nachdem sie mein Pferd eingefangen hatten, zum nächsten Dorfe. Dort verschafften sie mir einen mit Stroh belegten Bauernwagen, auf welchem ich im kläglichsten Zustande spät Abends vor meiner Wohnung anlangte. Der herbeigerufene Arzt verordnete Umschläge mit Goulard'schem Wasser, welche, die ganze Nacht fortgesetzt, am Morgen die Geschwulst so weit vertheilt hatten, daß ich die Augen ein wenig wieder öffnen konnte. Nachdem der Arzt mein Gesicht sorgfältig untersucht und mich über weitere nachtheilige Folgen des Sturzes beruhigt hatte, gewann ich bald meine frohe Laune wieder und bedauerte nur, nicht sogleich zu meinem hohen Gönner eilen und ihn um Genehmigung zur Annahme der Concertmeisterstelle bitten zu können. Da ich indessen nicht ohne Besorgniß war, mein Wohlthäter, dem ich so viel verdankte, werde es übel aufnehmen, daß ich aus seinen Diensten scheiden wolle, so sah ich es nicht ungern, daß mir mein Unfall als Vorwand dienen konnte, mich schriftlich an den Herzog zu wenden. Doch hatte ich diesen sehr falsch beurtheilt; denn schon am nächsten Tage erhielt ich in einem eigenhändigen Schreiben die erbetene Entlassung. Ich habe dieses Schreiben als ein theueres Andenken sorgfältig aufbewahrt und kann mir es nicht versagen, es hier mitzutheilen. Es heißt:

„Mein lieber Herr Spohr.

Ich habe mit vieler Theilnahme den Beyfall vernommen, welchen Ihr Spiel in Wilhelmsthal und Gotha gefunden hat. Das Ihnen zu Gotha geschehene vortheilhafte Anerbieten ist von der Art, daß es ganz Ihren Ta-

lenten entspricht und da Ich jederzeit vielen Antheil an Ihrem Glück und Wohlergehen genommen habe, so kann Ich nicht anders als Ihnen Glück zu der Stelle wünschen, worin Sie ohnstreitig mehr Gelegenheit finden werden, Ihre Talente auszuüben.

Der Ich mit vieler Achtung verbleibe

Ihr
sehr wohlgeneigter
Carl W. Ferd.

Ich fühlte mich nun, meiner letzten Sorge überhoben, ganz glücklich. Nur fiel mir auf, daß mich der Herzog in diesem Briefe zum erstenmale Sie nannte, während er mich bisher stets mit dem wohlwollenden, väterlichen Du beehrt hatte. Doch beruhigte ich mich leicht bei dem Gedanken, daß der Herzog es bei einem, aus seinem Dienste Scheidenden wohl unpassend finden werde.

Nach etwa vierzehn Tagen oder drei Wochen war mein Gesicht so weit geheilt, daß ich mich wieder zu meinem Orchesterdienste melden konnte.

Bevor ich denselben antrat, erhielt ich einen Brief von Dussek, der mir schrieb, sein Herr, der Prinz Louis Ferdinand, werde das große Militärmanöver in Magdeburg besuchen und wünsche, daß ich für diese Zeit sein Gast sei, um bei den beabsichtigten Musikpartien mitwirken zu können. Der Prinz werde selbst an den Herzog schreiben, um den Urlaub für mich auszuwirken. Dieser fand keinen Anstand. Ich reis'te daher nach Magdeburg und fand in dem Hause, welches der Prinz für sich und sein Gefolge hatte einrichten lassen, auch ein Zimmer für mich.

Ich führte nun ein sonderbares, wild bewegtes Leben, das aber meinem jugendlichen Geschmack für kurze Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Morgens um 6 Uhr wurde ich wie auch Dussek aus dem Bette gejagt und im Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangsaal beschieden, wo dieser bei der

damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Costüm, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probiren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit bestornten und mit Orden behängten Offizieren angefüllt hatte. Das Costüm der Musicirenden contrastirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genirte den Prinzen nicht im Geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis Alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen.

Ich erhielt ein Pferd aus dem Marstalle des Prinzen und durfte mich dem Gefolge anschließen. So machte ich zu meiner großen Belustigung eine Zeitlang alle kriegerischen Evolutionen mit. Als ich jedoch eines Tages, neben einer Batterie eingeklemmt, länger als eine Stunde daselbst bei einem wahren Höllenlärm aushalten mußte, und es mir dann am Abend bei der Musikpartie schien, als höre ich nicht mehr so leise wie früher, da zog ich mich von dem Kriegsspektakel zurück und verbrachte von nun an die Stunden, in denen der Prinz meiner nicht bedurfte, wieder bei meinen früheren Magdeburger Bekannten. Eine besonders freundliche Aufnahme fand ich im Hause des Geheimeraths Schäfer. Dessen Tochter Jettchen, schon früher, so lange sie in Braunschweig im Hause ihres Schwagers, des Kapellmeisters Le Gaye, zubrachte, ein Gegenstand meiner Huldigungen, war nun in's elterliche Haus zurückgekehrt und mir auch hier eine freundliche, zuvorkommende Wirthin.

Doch bald wurde der Prinz aus seinem Magdeburger Exil zurückberufen und ich konnte daher, von ihm mit freundlichen Danke entlassen, nach Braunschweig zurückkehren. Dussek sagte mir beim Abschiede, der Prinz habe die Absicht gehabt, mir auch ein Honorar zuzuwenden, es sei aber jetzt solche Ebbe in seiner

Kasse, daß er es für eine spätere, günstigere Zeit verschieben müsse. Diese trat jedoch nie ein, da der Prinz schon im folgenden Jahre in einem Gefechte bei Saalfeld einen frühen Tod fand.

Anfangs Oktober verließ ich, nachdem mir ein ehrenvoller Abschied ausgefertigt war, meine Vaterstadt. Der Herzog sagte mir beim Abschiede mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen, indem er mir die Hand reichte: „Sollte es Ihnen, lieber Spohr, in Ihrer neuen Stellung nicht gefallen, so können Sie jeden Augenblick in meine Dienste zurücktreten.“

Ich verließ meinen Wohlthäter in tiefer Rührung und sah ihn leider nie wieder! denn er wurde bekanntlich in der unglücklichen Schlacht bei Jena tödtlich verwundet und mußte als Flüchtling in fremden Landen sterben. Ich betrauerte ihn wie einen Vater.

In Gotha angekommen, wurde ich den Mitgliedern der Hofkapelle durch den Intendanten, Baron von Reibnitz, als Concertmeister vorgestellt und in meinen Wirkungskreis eingeführt. Dieser bestand, sowohl im Winter wie im Sommer, in dem Arrangement eines Hofconcertes für jede Woche und in dem Einüben der dafür gewählten Musik. Da die Kapelle außer diesen Concerten keinen Dienst hatte, so konnte ich drei bis vier Proben zu jedem derselben abhalten und alles darin aufzuführende mit größter Genauigkeit einüben. Bei meinem Eifer und dem guten Willen der Mitwirkenden gelang es denn auch bald, ein höchst genaues Zusammenspiel zu erreichen, was von der Herzogin und einigen unter dem Hofzirkel befindlichen Musikkennern lebend anerkannt wurde.

Die Kapelle bestand zum Theil aus Kammermusikern, zum Theil aus Hofbauthoisten. Letztere hatten nebenbei auch die Verpflichtung, bei Tafel und auf den Hofbällen zu spielen. Unter den Kammermusikern gab es eine ganze Reihe von Solospielern. Die vorzüglichsten waren: Für Violine Madame Schlick und die Herren Preißing und Bärwolf; für Violoncell die Herren

Schlick, Preißing der Jüngere und Rohde; für Clarinette, Bassethorn und Harfe Herr Backofen; für Oboe Herr Hofmann und für Horn Herr Walch.

Für den Gesang in den Hofconcerten waren zwei Hofsängerinnen engagirt, die Damen Scheidler und Reinhard. Der Mann der Letzteren saß bei den Vokalvorträgen der Sängerinnen am Pianoforte. Da er, der Aelteste unter den Orchestermitgliedern, sich sehr eifrig um die erledigte Concertmeisterstelle beworben hatte und man ihm als Musiklehrer des Herzogs einige Rücksicht schuldig war; so hatte man ihm bei meiner Anstellung ebenfalls den Titel Concertmeister verliehen, und sein Rescript war sogar von älterem Datum als das meinige. Er machte daher anfangs einige schwache Versuche, sich bei den Vokalvorträgen als Dirigenten zu geriren. Ich wußte ihm aber als Vorgeiger durch meine Entschiedenheit so zu imponiren, daß er sich meinen Anordnungen bald eben so willig am Pianoforte fügte, wie bei der Viola, an welcher er bei der Instrumentalmusik mitwirkte. Auch einige andere Widersetzlichkeiten, namentlich der Familie Schlick, die auf die Gunst des Prinzen August, Onkels des Herzogs, fußte, wußte ich bald zu beseitigen und mich dann in ungestörtem Dirigenten Ansehen zu erhalten.

Bei den Antrittsbesuchen, die ich den Mitgliedern der Hofkapelle machte, wurde ich besonders freundlich von der Hofsängerin, Madame Scheidler empfangen. Sie stellte mir ihre achtzehnjährige Tochter Dorette vor, von deren Virtuosität auf Harfe und Pianoforte ich schon viel Rühmliches gehört hatte. Ich erkannte in dieser reizenden Blondine das Mädchen wieder, welches ich bei meinem ersten Aufenthalte in Gotha bereits gesehen und deren freundliche Gestalt mir seitdem oft in der Erinnerung vorgeschwebt hatte. Sie saß nämlich bei dem Concerte, welches ich damals in der Stadt gab, in der ersten Zuhörerreihe, neben einer Freundin, die bei meinem Auftreten, erstaunt über eine so lange und schlanke Gestalt, wohl lauter als sie es wollte, ausrief:

„Siehe doch, Dorette, welch' eine lange Hopfenstange!" Da ich den Ausruf gehört hatte, warf ich einen Blick auf die Mädchen, und sah Dorette verlegen erröthen. Mit einem solchen holden Erröthen stand sie jetzt abermals vor mir, sich jenes Vorfalles wahrscheinlich erinnernd. Um der auch für mich peinlichen Situation ein Ende zu machen, bat ich sie, mir etwas auf der Harfe vorzuspielen. Ohne Ziererei erfüllte sie meinen Wunsch.

Ich hatte als Knabe selbst einmal den Versuch gemacht, die Harfe zu erlernen, nahm auch Unterricht bei einem Herrn Hasenbalg in Braunschweig und brachte es bald so weit, daß ich mir meine Lieder begleiten konnte. Nachdem ich aber mutirt hatte und nun eine geraume Zeit ganz ohne Stimme war, wurde die Harfe vernachlässigt und endlich ganz bei Seite gesetzt. Meine Vorliebe für das Instrument war aber dieselbe geblieben; auch hatte ich mich lange genug damit beschäftigt, um zu wissen, wie schwer es ist, wenn man mehr als bloße Begleitung darauf spielen will. Man denke sich daher mein Erstaunen und Entzücken, als ich dieses noch so junge Mädchen eine schwere Phantasie ihres Lehrers Backofen mit größter Sicherheit und feinster Nuancirung vortragen hörte. Ich war so ergriffen, daß ich kaum meine Thränen zurückhalten konnte. Mit einer stummen Verbeugung schied ich; — mein Herz blieb aber zurück!

Es drängte mich nun oft hin, und immer freundlicher wurde ich empfangen. Ich begleitete die Tochter am Piano, welches sie eben so fertig wie die Harfe spielte, half der Mutter beim Einüben der Gesangstücke für die Hofconcerte und machte mich so der Familie immer unentbehrlicher. Das erste, was ich in Gotha componirte, war eine große Gesangscene für Sopran, die ich Dorettens Mutter widmete und die sie mit großem Beifall im Hofconcerte vortrug. Für mich und die Tochter schrieb ich dann eine concertirende Sonate für Violine und Harfe, die ich mit ihr auf das sorgfältigste einübte. Das waren glückliche Stunden!

So war ein Monat nach meiner Ankunft für mich höchst an-

genehm verfließen, als der Hof zum Landtage nach Altenburg zog und die Kapelle mitnahm. Auch Teresette begleitete ihre Mutter dahin. Ich trug mich ihnen als Reisegefährten an, hatte mich aber leider zu spät gemeldet; denn sie hatten bereits mit den Brüdern der Madame Scheidler, den Herren Preißing, gemeinschaftliche Fahrt verabredet. Ich mußte mir daher andere Reisegefährten suchen; doch versäumte ich nicht, mich bei jeder Einkehr auf der Reise sogleich der Scheidler'schen Familie anzuschließen und wußte mir auch stets bei Tische den Platz neben Teresetten zu verschaffen. Dieses Wiedersehen nach vier- bis fünfstündiger Trennung gab der übrigen so langen und langweiligen Reise doch einen eigenthümlichen Reiz, so daß es mir fast zu früh kam, als wir endlich am dritten Tage Abends in die Thore von Altenburg einzogen. Ich wurde beim Sekretar Brummer einquartiert, der als großer Musikfreund mich als Gast für sich erbeten hatte. Ich fand die freundlichste Aufnahme und Verpflegung. Doch hatte ich mir den Mittagstisch bei Madame Scheidler ausgemacht, die als rüstige Hausfrau sogleich für sich und ihre Brüder eigene Küche etablirte. Von nun an fast wie ein Glied der Familie behandelt, fand ich Gelegenheit, meine geliebte Teresette immer näher kennen zu lernen. Ihr Vater, ein tüchtiger Musiker und wissenschaftlich gebildeter Mann, hatte sich bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode ausschließlich mit der Erziehung und Ausbildung dieser Tochter beschäftigt. Mit einer fast zu großen Strenge war sie von ihm nicht nur seit ihrer frühesten Kindheit angehalten, ihr Musiktalent auszubilden, sondern auch in allem, für ein junges Mädchen Wissenswerthen theils selbst, theils von anderen guten Lehrern unterrichtet worden. Sie sprach daher mit großer Geläufigkeit italienisch und französisch und schrieb ihre Muttersprache correct und gewandt. Ihre Virtuosität auf Harfe und Pianoforte war aber schon damals, trotz ihrer großen Jugend, eine wahrhaft ausgezeichnete! Ja selbst im Violinspiel, worin sie ihr Onkel

Preißing unterrichtete, hatte sie so viel Fertigkeit erworben, daß sie mit mir Viotti'sche Duetten spielen konnte. Da ich ihr aber rieth, dieses für Frauenzimmer unpassende Instrument nicht weiter zu üben und ihren Fleiß lieber ungeschmälert den beiden anderen zu widmen, so befolgte sie diesen Rath und gab es von da an auf.

Die Hofconcerte hatten unterdeß begonnen. Sie fanden in einem großen, für Musik sehr günstigen Saale des Schlosses statt und wurden außer dem Hofe auch von den Landständen und den Honoratioren der Stadt besucht. Das Orchester sowohl, als meine und der übrigen Solospieler Concertvorträge fanden großen Beifall. Auch Dorettens Solovorträge auf Harfe und Piano erregten große Sensation. So wurden die Concerttage bald als wahre Festtage von den Altenburgern begrüßt, und das Zuströmen der Zuhörer nahm immer mehr zu, so daß zuletzt kaum der Raum ausreichen wollte. Auch in Privatgesellschaften wurde häufig musicirt, und ich nebst der Scheidler'schen Tischgesellschaft fehlten niemals dabei. Eines Tages wurde ich jedoch mit Doretten, und zwar ohne ihre Mutter, zu einem Feste eingeladen, das der Minister von Thümmel dem Hofe und dessen nächster Umgebung gab. Wir waren gebeten worden, meine Sonate für Harfe und Violine, die wir bereits in Hofconcerten mit großem Beifall vorgetragen hatten, hier zu wiederholen. Schüchtern wagte ich die Anfrage, ob ich Dorette im Wagen abholen dürfe und fühlte mich hochbeglückt, als die Mutter ohne Bedenken ihre Einwilligung gab. So zum erstenmale allein mit dem geliebten Mädchen drängte es mich, ihr meine Gefühle zu gestehen; doch fehlte mir der Muth und der Wagen hielt, bevor ich nur eine Sylbe hatte über die Lippen bringen können. Als ich ihr beim Aussteigen die Hand reichte, fühlte ich an dem Beben der ihrigen, wie bewegt auch sie war. Dies gab mir neuen Muth, und fast wäre ich noch auf der Treppe mit meinem Liebesgeständnisse herausgeplatzt, hätte sich nicht soeben die Thür zum Gesellschaftssaale geöffnet.

Wir spielten an dem Abende mit einer Begeisterung und einem Einklange des Gefühles, der nicht nur uns selbst ganz hinriß, sondern auch die Gesellschaft so elektrisirte, daß sie unwillkürlich aufsprang, uns umringte und mit Lobsprüchen überhäufte. Die Herzogin flüsterte dabei Doretten einige Worte in's Ohr, welche diese erröthen machten. Ich deutete auch dies zu meinen Gunsten und so gewann ich denn endlich auf der Rückfahrt den Muth, zu fragen: „Wollen wir so für's Leben mit einander musiciren?" Mit hervorbrechenden Thränen sank sie mir in die Arme; der Bund für das Leben war geschlossen! Ich führte sie zur Mutter hinauf, die segnend unsere Hände in einander legte.

Am anderen Morgen meldete ich den Eltern mein Glück. Bevor ich es jedoch ungetrübt genießen konnte, mußte ich noch einen anderen Brief schreiben, der mir sehr sauer wurde. Ich fühlte mein Unrecht gegen Rosa, und es drängte mich, es ihr abzubitten. Ich hatte ihr zwar nie ein Geständniß meiner Liebe gemacht; es lag jedoch deutlich genug in meinem Benehmen gegen sie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Dazu kam nun noch, daß die Eltern in Seesen sie als meine Braut begrüßt hatten. In welchen Wendungen ich es versuchte, mein Unrecht zu beschönigen, ist mir nach so langer Zeit nicht mehr erinnerlich. Wahrscheinlich war es wieder der Unterschied der Religion, der als Vorwand meines Rücktrittes dienen mußte. Der Brief wurde endlich fertig, und mit erleichtertem Herzen trug ich ihn zur Post. Ich hoffte sehnlichst auf Antwort; es kam jedoch keine. Später erfuhr ich, daß Rosa mit ihren Eltern, die sich in Deutschland einiges Vermögen erworben hatten, nach Italien zurückgekehrt sei. In Dresden erzählte man mir dann einige Jahre später, Rosa sei von ihrer Frömmigkeit getrieben, in ein Kloster gegangen und habe nach dem Novizenjahre die Gelübde abgelegt. Ich konnte nie ohne tiefe Wehmuth an das liebe Mädchen denken!

Am Mittagstische des folgenden Tages erschienen Alle geputzt und festlich geschmückt; denn es wurde unsere Verlobung gefeiert.

Bald drang die Kunde davon in die Stadt, und es erschienen nicht nur die Mitglieder der Hofkapelle, sondern auch viele Bewohner der Stadt, um dem Paare ihre Glückwünsche darzubringen. Ein Gleiches geschah beim nächsten Hofconcerte von der Herzogin und dem Hofe.

Mit dem scheidenden Jahre neigte sich auch der Landtag seinem Ende zu, und man sprach bereits von der Rückkehr des Hofes nach Gotha, als ich vorher noch einen achttägigen Urlaub zu einer Reise nach Leipzig nahm, um dort ein Concert zu geben. Ich hatte deshalb bereits bei meinen vorjährigen Freunden angefragt und die günstigsten Zusicherungen erhalten. Meine Braut und deren Mutter begleiteten mich, um in dem Concerte ebenfalls aufzutreten. Es bot dieses daher des Anziehenden mancherlei dar und war in Folge dessen sehr zahlreich besucht. Ich spielte ein neues Violinconcert in C-dur (als drittes bei Kühnel gestochen), welches ich in Gotha begonnen und in Altenburg vollendet hatte. Spiel und Composition fanden ebenso glänzende Aufnahme wie im vorigen Jahre. Auch meine Braut hatte sich eines enthusiastischen Beifalles zu erfreuen. Sie spielte die Phantasie von Backofen und mit mir die neue Sonate. Auch hier war es wieder unser Zusammenspiel, was als Glanzpunkt des Abends gepriesen wurde. Die Mutter, eine Sängerin mit kräftiger, klingender Stimme und guter Schule, sang, von der Tochter begleitet, die Arie von Mozart mit obligatem Pianoforte, sowie die neue Gesangsscene von mir, ebenfalls mit großem Beifalle.

Höchst zufrieden mit dem Erfolge unseres Unternehmens kehrten wir nach Altenburg und bald darauf mit dem Hofe nach Gotha zurück.

Madame Scheidler bewohnte daselbst eine sehr geräumige, vollständig möblirte Wohnung, von der sie, ohne sich im geringsten beengt zu fühlen, leicht einige Zimmer an mich abgeben konnte. Da sie sich erbot, außer uns auch meinen Bruder Ferdinand, der, als mein Schüler, bei mir wohnte, in Kost zu nehmen, so

stand meiner alsbaldigen Verheirathung nichts im Wege. Die Hochzeit wurde daher auf den 2. Februar 1806 angesetzt. Ich beeilte mich, die dazu erforderlichen Papiere, den Taufschein und die Einwilligung der Eltern, herbeizuschaffen. Leider konnten sie mir diese nicht selbst überbringen, da der Vater damals seine Patienten, unter denen lebensgefährliche waren, nicht verlassen durfte, schickten mir jedoch meinen Bruder Wilhelm *), um Zeuge meines Glückes zu sein.

Einige Verwunderung erregte es, als ich meinen Taufschein verzeigte und man nun sah, daß ich in Gotha, statt älter zu werden, um einige Jahre jünger geworden war! Da ich indessen meine Autorität als Concertmeister schon hinlänglich zu befestigen gewußt hatte, so brachte mir diese Entdeckung weiter keinen Nachtheil.

Der ersehnte 2. Februar brach an. Die Trauung fand auf den Wunsch der Herzogin, die ihr beiwohnen wollte, in der Schloßkapelle statt. Nach beendigter Ceremonie empfingen die Neuvermählten die Glückwünsche und Hochzeitsgeschenke ihrer hohen Gönnerin. Zu Hause fanden wir die beiden Onkel Preißing und mehrere andere befreundete Mitglieder der Hofkapelle, sowie auch Canter Schade, einen langjährigen Freund des Scheidler'schen Hauses, als Hochzeitsgäste. Nachmittags kamen deren noch mehrere. Unter diesen die Gespielinnen und Schulgefährtinnen Dorettens. Alle überbrachten ihr freundliche Gaben. Auch die, welche mich mit einer Heyfenstange verglichen hatte, fehlte nicht und mußte sich, zur Strafe für den ungebührlichen Vergleich, manche Neckerei gefallen lassen. Da das Wetter zu einem Ausfluge oder Spaziergange zu ungünstig war, so wurde bis zum späten Abende musicirt.

Unter Musik verlebte das glückliche Paar auch die Flitter-

*) Später Kammerbaumeister in Braunschweig, der Vater der als Harfenvirtuosin bekannten Rosalie Spohr.

wechen. Ich begann alsbald ein eifriges Studium der Harfe, um zu ergründen, was dem Charakter des Instrumentes am angemessensten sei. Da ich in meinen Compositionen reich zu moduliren gewohnt war, so mußte ich besonders die Pedale der Harfe genau kennen lernen, um nichts für sie Unausführbares niederzuschreiben. Bei der großen Sicherheit, mit der meine Frau schon damals die ganze Technik des Instrumentes beherrschte, konnte dies freilich so leicht nicht geschehen. Ich überließ mich daher auch ganz dem freien Fluge meiner Phantasie, und es gelang mir bald, dem Instrumente ganz neue Effekte abzugewinnen. Da die Harfe am vortheilhaftesten im Vereine mit dem singenden Tone meiner Geige erklang, so schrieb ich vorzugsweise concertirende Compositionen für beide Instrumente allein. Später machte ich zwar auch Versuche mit zwei Concertanten mit Orchesterbegleitung und einem Trio für Harfe, Violine und Violoncell; da ich aber fand, daß jede Begleitung unser einiges und inniges Zusammenwirken nur störe, so kam ich bald wieder davon zurück.

Ein anderer Versuch eine größere Wirkung hervorzubringen, hatte aber einen günstigeren Erfolg. Ich kam auf die Idee, die Harfe einen halben Ton tiefer als die Violine zu stimmen. Dadurch gewann ich zweierlei. Da nämlich die Geige am brillantesten in den Kreuztönen klingt, die Harfe aber am besten in den B-Tönen, wenn möglichst wenig Pedale angetreten werden, so erhielt ich dadurch für beide Instrumente die günstigsten und effektvollsten Tonarten: für Geige nämlich D und G, für Harfe Es und As. Ein zweiter Gewinn war der, daß bei der tieferen Stimmung der Harfe nun nicht so leicht während des Spieles eine Saite riß, was bei öffentlichen Vorträgen in heißen Sälen dem Harfenisten so leicht geschieht und dem Zuhörer den Genuß verleidet. Ich schrieb daher von nun an alle meine Compositionen für Harfe und Violine in einer solchen verschiedenen Stimmlage.

Dorette, von diesen neuen Compositionen mächtig ange-

zogen, widmete damals ihren Fleiß ausschließlich dem Studium der Harfe und erwarb sich daher bald eine so glänzende Virtuosität darauf, daß ich vor Eifer brannte, diese einem größern Publikum, als dem der Gothaischen Hofconcerte zu produciren. Da ich mein eigenes Spiel nun auch in einer Weise ausgebildet zu haben glaubte, daß es mir so leicht kein Anderer darin zuvorthun würde, so beschloß ich, in nächstem Herbste eine Kunstreise mit meiner Frau anzutreten. Den Urlaub dazu hatte ich mir schon bei meiner Anstellung ausbedungen, und er war mir, in Betracht meines damals noch sehr geringen Gehaltes, auch zugestanden worden.

Als indessen der Herbst herannahete, trat der Ausführung des schönen Planes ein doppeltes Hinderniß entgegen. Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich drohete auszubrechen. Schon war in der Umgegend von Gotha das preußische Heer kampfbereit aufgestellt, und die Bewohner des Herzogthums hatten durch Einquartierung und den Uebermuth der Preußen viel zu erdulden.

Hätte ich nun auch meiner Reise eine Richtung geben können, die uns von dem Kriegslärme entfernt haben würde, so konnte ich doch die Heimath, die in Gefahr stand, der Kriegsschauplatz zu werden, in solcher Bedrängniß nicht gut verlassen. Sodann gestand mir mein Weibchen eines Tages erröthend, aber mit strahlendem Auge, sie sehe zu Ende des Winters Mutterfreuden entgegen. Nun war vollends an eine Reise nicht mehr zu denken und jeder Zweifel deshalb beseitigt.

Ich sann daher für den Winter auf eine anziehende Arbeit, die mich von den Sorgen der Zeit möglichst abziehen könne. Schon längst hatte ich gewünscht, mich einmal in einer dramatischen Compositien zu versuchen; doch hatte es bisher an jeder Veranlassung dazu gefehlt. Eine solche lag nun zwar auch jetzt nicht vor, denn Gotha besaß kein Theater. Doch dachte ich: Ist nur erst die Oper da, so findet sich auch wohl eine Gelegenheit, sie zu hören. Nun besuchte mich aber gerade ein Jugend-

gefährte Eduard Henke, der jüngste Bruder meiner Mutter, später Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Halle, der sich schon mit Glück in Liederdichtungen versucht hatte. Diesen beredete ich, mir ein Opernbuch zu schreiben. Wir ersannen gemeinschaftlich den Stoff und die Scenenfolge für eine einaktige Oper und nannten sie „die Prüfung"; Eduard begann sogleich die Dichtung der Gesangsnummern und vollendete sie auch noch vor seiner Abreise. Die Dialoge versprach er nachzuliefern.

Bevor ich jedoch meine Arbeit beginnen konnte, brach das Kriegsunwetter los. Die Schlacht bei Jena wurde geschlagen und mit ihr das Geschick des preußischen Staates entschieden. Die kurz vorher noch so übermüthigen Preußen, die in und um Gotha gestanden hatten, sah man nun in größester Unordnung vorüberfliehen. Die Auflösung der Truppen war eine so vollständige, daß die weggeworfenen Gewehre zu Tausenden auf den Feldern bei Gotha aufgesucht werden konnten. Bei einem Spaziergange, den ich einige Tage nachher machte, fand ich als Nachlese noch einen Ladestock, den ich zum Andenken an die verhängnißvolle Zeit mit nach Hause nahm. An einem Faden aufgehängt, gab derselbe im hellen Klange das einmal gestrichene B und diente daher lange Jahre statt Stimmgabel beim Einstimmen der Harfe.

Wiewohl sich nun zwar der Kriegsschauplatz, nachdem das französische Heer nachgerückt war, sehr bald weiter und immer weiter von Gotha entfernte, so hörte deshalb die Einquartierung dennoch nicht auf. Immer rückten neue Zuzüge französischer und süddeutscher Truppen nach. Auch wurde ein großer Theil der bei Jena gefangenen Preußen über Gotha geführt. Diese kamen in Zügen von drei- bis viertausend von allen Waffengattungen, oft nur von vierzig bis fünfzig Voltigeuren escortirt und wurden in die große Marktkirche, unserer Wohnung gegenüber, eingesperrt, von wenigen Schildwachen vor den verschlossenen Thüren bewacht. Da die Nächte schon sehr kalt waren, so mochten die Leute in ihren dünnen Uniformen wohl frieren. Sie tobten und lärmten deshalb

auch unaufhörlich. Die Umwohnenden, in der steten Besorgniß, daß sich die Gefangenen bei ihrer großen Ueberzahl befreien und dann arge Excesse begehen würden, mußten fortwährend auf ihrer Hut sein und konnten manche Nacht gar nicht daran denken, zur Ruhe zu gehen.

Dies war nun eben nicht die bestgewählte Zeit, um mich in einer mir ganz neuen Kunstgattung zu versuchen. Doch da mein Arbeitszimmer, vom Straßenlärm entfernt, nach dem Hofe hin lag, so gelang es mir bald, Alles um mich her zu vergessen und mit ganzer Seele mich der Arbeit hinzugeben. So vollendete ich noch, bevor der Winter zur Hälfte verflossen war, die Composition der acht Nummern der Oper nebst der Ouvertüre. Die vier Gesangpartien derselben ließen sich durch die beiden Hofsängerinnen und zwei Dilettanten, die ich zur Mitwirkung bei den Hofconcerten bereits herangezogen hatte, ganz gut besetzen. Ich ließ daher die Oper eiligst ausschreiben, übte sie sorgfältig ein und führte sie dann als Concertmusik in einem der Hofconcerte auf.

So groß nun auch anfangs meine Freude über das neue Werk war, so fühlte ich doch bald dessen Mängel und Schwächen. Von Probe zu Probe wurden mir diese immer klarer und bevor noch die Aufführung stattfand, war mir die Oper (die Ouvertüre und eine Tenor-Arie ausgenommen), zuwider geworden. Selbst der große Beifall, den dieselbe sowohl bei den Ausübenden als bei den Zuhörern fand, konnte mich nicht günstiger für sie stimmen, und so legte ich sie bei Seite und gab, die beiden genannten Nummern abgerechnet, nie wieder etwas davon zu hören.

Ich fühlte mich aber in dieser Unzufriedenheit mit meiner Arbeit recht unglücklich, denn ich glaubte nun zu erkennen, daß ich für Gesangs-Compositionen kein Talent besitze. Ich hatte dabei jedoch zweierlei zu erwägen vergessen; erstens, daß ich einen viel zu hohen Maßstab angelegt, indem ich meine Oper mit den Mozart'schen verglichen hatte, und zweitens, daß es mir für diese

Compositionsgattung an der nöthigen Uebung und Erfahrung noch gänzlich fehlte. Dies fiel mir erst einige Jahre später ein und ermuthigte mich dann zu einem neuen Versuche in der dramatischen Composition.

Für jetzt widmete ich mich wieder ausschließlich der Instrumental-Composition, schrieb die schon genannten Concertanten für Harfe und Violine mit großem Orchester, eine Phantasie (Op. 35) und Variationen (Op. 36) für Harfe allein, und für mich mein fünftes Violin-Concert (Op. 17, bei Nägeli in Zürich) und den Potpourri (Op. 22 bei André in Offenbach).

Da Dorette im Frühjahre ihrer Niederkunft entgegensah, so konnten wir nicht länger in der beschränkten Wohnung der Mutter bleiben und mußten uns nun einen eigenen Hausstand einrichten. Dies geschah Ostern 1807.

Bald nachher, am 27. Mai, wurden wir durch die Geburt eines Töchterchens erfreut. Da Mutter und Kind sich wohl befanden, so war unser Glück ganz ungetrübt. Als Pathen für die Neugeborene mußte ich den Herzog einladen, da er sich schon früher für dieses Ehrenamt angetragen hatte. Er erschien denn auch am Tauftage in vollem Glanze seiner herzoglichen Würde, umgeben von seinen Hofherren und gefolgt von dem Janhagel der Stadt, der die Pracht der selten gebrauchten Galawagen und deren Inhalt anstaunte, vor meiner Wohnung und wurde von mir an der Hausthüre empfangen und in die mit Blumenkränzen geschmückten Zimmer geführt. Die Ceremonie begann und die Neugeborene wurde nach des Herzogs zweitem Namen Emilie getauft.

Zu meinem großen Leidwesen konnten meine Eltern auch diesem schönen Familienfeste nicht beiwohnen. Doch hatte ich ihnen schon im Sommer vorher, bei einem Besuche in Seesen, mein liebes Weib vorgestellt und nicht nur die Freude gehabt, daß sie dieselbe bald sehr lieb gewannen, sondern auch die Genugthuung, daß mir der Vater nun zugestehen mußte, ich hätte

mit Rosa nicht so glücklich werden können, auch wenn meine Liebe zu ihr dauernder gewesen wäre.

Sobald Dorette ihre volle Kraft wiedergewonnen hatte, begann sie von neuem das Einüben der kürzlich vollendeten Harfen-Compositionen, um sich für die beabsichtigte Kunstreise würdig vorzubereiten. Sie erkannte dabei aber immer mehr das Mangelhafte ihres bisherigen Instrumentes, einer Straßburger Pedalharfe, die sie von der Herzogin als Geschenk erhalten hatte. Es wurde daher im Familienrathe beschlossen, ein kleines Kapital, das ihr als Erbtheil angehörte, zur Anschaffung einer anderen besseren Harfe zu verwenden. Herr Backofen besaß eine solche, eine recht vorzügliche, von Nadermann in Paris, und war geneigt, sie seiner Schülerin für einen mäßigen Preis zu überlassen. Diese wurde daher angekauft. Es blieben von dem kleinen Kapitale aber noch einige hundert Thaler übrig, um noch ein zweites unerläßliches Reisebedürfniß anzuschaffen, einen Reisewagen nämlich, der für den Transport der Harfe eingerichtet war. Ich sann lange darüber nach, wie ein solcher am zweckmäßigsten zu construiren sei. Es war dabei besonders zweierlei zu bedenken, erstlich, daß er nicht zu viel koste, und zweitens, daß er leicht genug sei, um von zwei Postpferden gezogen zu werden. Endlich fiel mir das Rechte ein. Ich ließ einen langen, nicht zu schweren Korbwagen bauen, hinten mit einem Chaisenkasten für die Reisenden. Vor demselben lag zwischen den Korbwänden der Harfenkasten, schwebend auf Riemen und mit einem Leder bedeckt, das, mit einer Eisenstange eingefaßt, vor den Reisenden am Chaisenkasten eingehakt wurde. Unter demselben befand sich ein Sitzkasten, in welchem das Violin-Futteral Platz fand, und hinter ihm ein großer, für den Platz eingerichteter Koffer, in welchen alle übrigen Reisebedürfnisse gepackt werden sollten. Vorn über dem Harfenkasten befand sich der erhöhte Sitz für den Postillon. Eine Probefahrt, bei welcher der Wagen vollständig bepackt war, zeigte,

daß er seinem Zwecke entspreche. So war denn alles für die Kunstreise gerüstet!

Nach einem schmerzlichen Abschiede von unserem Kinde, welches die Schwiegermutter in Pflege nahm, traten wir die Reise in der Mitte des October an. Da ich auf dieser, so wie den folgenden von Gotha aus unternommenen Reisen leider kein Tagebuch führte, so bin ich bei dem Berichte über dieselben ganz auf meine, für jene Zeit ziemlich verwischten, Erinnerungen angewiesen, die durch einige Berichte in der Leipziger musikalischen Zeitung nur dürftig wieder aufgefrischt worden sind. Von einem Tagebuche meiner Frau aus jener Zeit, wovon sie aber nie etwas sehen ließ, habe ich nach ihrem Tode auch nichts auffinden können. Wahrscheinlich hat sie es in späteren Jahren vernichtet.

Unsere Reise begann gleich am ersten Tage sehr ominös mit dem Umwerfen des Wagens auf einer Strecke zwischen Erfurt und Weimar, wohin damals noch keine Kunststraße führte. Doch wurden zum Glück weder die Reisenden, noch ihre Instrumente beschädigt; wir konnten uns daher glücklich preisen, mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Ein ähnlicher Unfall ist uns auf keiner unserer vielen Reisen wieder begegnet.

In Weimar, wohin wir durch die Herzogin von Gotha empfohlen waren, spielten wir mit großem Beifalle bei Hofe und wurden von der Erbgroßherzogin, der Großfürstin Maria, reich beschenkt. Unter den Zuhörern im Hofconcerte befanden sich auch die beiden Dichter-Heroen Goethe und Wieland. Letzterer schien von den Vorträgen des Künstlerpaares ganz hingerissen zu sein und äußerte dies in seiner lebhaft-freundlichen Weise. Auch Goethe richtete mit vornehm-kalter Miene einige lobende Worte an uns.

In Leipzig gaben wir, wie ich aus einem Berichte der musikalischen Zeitung ersehe, am 27. October Concert. Das Urtheil über meine darin aufgeführten Compositionen, nämlich die Ouvertüre zur „Prüfung", das Violinconcert in Es, die erste Con-

certante für Harfe und Violine, den Potpourri in B und die Harfenphantasie, lautet sehr günstig. In Bezug auf unser Spiel heißt es:

„Ueber Herrn Spohr's und seiner Gattin Spiel haben wir schon früher ausführlich gesprochen und setzen hier nur hinzu, daß er sich von manchem Allzuwillkürlichen (im Takt u. dgl.), was er sonst angenommen hatte und worüber hin und wieder geklagt worden ist, jetzt ganz entwöhnt hat, und nun, ohne allen Zweifel, im Ton und Ausdruck, in Sicherheit und Fertigkeit unter die ersten aller jetzt lebenden Violinisten, im Allegro wie im Adagio (ja unserem Urtheile nach in letzterem noch mehr) gehört; sie aber, Madame Spohr, durch große Fertigkeit, Nettigkeit und Anmuth des Spiels ganz gewiß ausgezeichneten Beifall finden wird."

Von Dresden, wo wir ebenfalls Concert gaben und auch — wenn ich dies nicht etwa mit einem späteren Male verwechsele — bei Hofe spielten (doch sicher nicht während der Tafel, wozu wir uns Beide nicht verstanden haben würden) ist mir nichts Specielles mehr erinnerlich. Wohl weiß ich aber noch manches von unserem Prager Aufenthalte. Fortbin war mein Ruf noch nicht gedrungen, und ich hatte deshalb anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese waren jedoch sogleich beseitigt, als ich mit meiner Frau in einer Soirée bei der Fürstin von Hohenzollern gespielt hatte und diese Dame sich darauf als unsere Beschützerin erklärte. Nun waren wir sogleich in der Mode, und die vornehme Welt strömte in Masse zu den beiden Concerten herbei, die wir in der durch Kunstbildung so berühmten Stadt gaben. Wir hatten daher volle Ursache, mit unserem Aufenthalte zufrieden zu sein. Dies bestätigt auch ein Bericht in der Musikzeitung, der folgendermaßen beginnt:

„Der dritte (unter den fremden Concertgebenden) war der rühmlichst bekannte Herzoglich-Sachsen-Gothaische Concertmeister, Herr Spohr, der sich auf der Violine, sowie seine Frau auf der Pedalharfe, hören ließ. Nicht sobald wird wieder ein

Künstler Ursache haben, so vollkommen mit der Aufnahme zufrieden zu sein, die ihm hier zu Theil ward, als Herr Spohr, und gewiß wird jeder Freund der Kunst laut eingestehen, daß er diese Auszeichnung reichlich verdiente."

Im Verfolge des Berichtes hat aber der Verfasser doch mancherlei an meinem Spiel auszusetzen, mag mit diesem Urtheil jedoch wohl ziemlich isolirt gestanden haben, da er bei dem Berichte über das Concert der Gebrüder Pixis, welches dem meinigen unmittelbar folgte, von dem Geiger sagt: „man habe ihm seinen Platz weit unter Spohr angewiesen", und dann fortfährt: „da man wenige Tage vorher durch des Letzteren Spiel so entzückt war und das Urtheil aus diesem Gesichtspunkte fällte, so ging es dabei nicht ohne Ungerechtigkeit ab."

Ich lernte damals unter den Kunstfreunden Prags einen Mann kennen, mit dem ich bis zu dessen Tode fortwährend in freundschaftlichster Verbindung geblieben bin. Es war dies Herr Kleinwächter, Chef des Handlungshauses Ballabene. Jeden Sonntag Vormittags versammelte sich bei ihm ein kleiner, aber auserwählter Cirkel von Künstlern und Kunstfreunden, um Quartett-Musik zu machen und anzuhören. Jeder fremde Künstler suchte dort eingeführt zu werden, und war er Geiger oder Violoncellist, so nahm er thätigen Antheil. Ich spielte daselbst gern; denn meine Vortragsweise und mein Bestreben, jede Composition in dem ihr angemessenen Style wiederzugeben, wurden dort in vollem Umfange anerkannt. So trug ich an einem Sonntag Morgen ein Solo-Quartett von mir (D-moll, Op. 11, bei Simrock) vor, als der Hausherr plötzlich abgerufen wurde und, nach einiger Zeit zurückkehrend, der Gesellschaft verkündete, es sei ihm so eben während des Quartetts ein Sohn geboren worden! Unter die Glückwünsche der Anwesenden mischte sich auch der, daß diese harmonische Begrüßung des neuen Weltbürgers für sein Leben von der besten Vorbedeutung sein und ihm vor Allem den Sinn für Musik erschlossen haben möge! Letzteres traf denn auch in hohem

Grade ein. Louis Kleinwächter (man hatte ihm mir zu Ehren meinen Taufnamen gegeben) bildete sich wirklich, obgleich nur Dilettant (er wurde Jurist) zu einem ausgezeichneten Künstler aus, wie dessen Compositionen, von denen mehrere gestochen sind, genügend beweisen. War es nun, daß man ihm erzählt hatte, er sei während des Vortrages einer Spohr'schen Composition geboren, was seine Vorliebe für diese erweckte, oder war es das eifrige Studium derselben: genug, nie hat es einen enthusiastischeren Verehrer meiner Musik gegeben, als ihn. Galt es in den Prager musikalischen Vereinen eine Wahl der aufzuführenden Compositionen zu treffen, so kämpfte er stets für die Spohr'schen und ruhte nicht, bis seine Ansicht durchgedrungen war. Er hieß deshalb auch bald allgemein „Der enragirte Spohrianer."

Leider ist dieser junge Mann, von dem in diesen Blättern noch öfter die Rede sein wird, den Seinigen früh durch den Tod entrissen worden; er starb früher noch als sein Vater.

Von Prag aus ging das Künstlerpaar über Regensburg nach München. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich in ersterer Stadt ein Concert zu Stande brachte. Einen Bericht darüber habe ich nicht auffinden können. Auch von München aus wird in einem summarischen Berichte der Musikalischen Zeitung über die damalige Wintersaison nur ganz kurz bemerkt: „Herr Spohr aus Gotha gab ein Concert und fand auch hier vielen Beifall." Des dortigen Aufenthaltes erinnere ich mich jedoch noch ziemlich genau. Bevor wir unser Concert in der Stadt gaben, wurden wir bei Hofe gehört. Als wir vortraten, um unsere Concertante für Harfe und Violine zu spielen, fehlte es an einem Stuhle für Loretten. Der König Max, der neben seiner Gemahlin in der ersten Reihe der Zuhörer saß, bemerkte es und brachte sogleich seinen eigenen vergoldeten und mit der Königskrone geschmückten Lehnsessel, bevor noch ein Diener das Fehlende herbeischaffen konnte. In seiner freundlich gutmüthigen Weise bestand er darauf, daß Lorette sich dessen bedienen solle, und nur erst

dann, als ich ihm bemerklich machte, daß die Armlehnen beim Spiel hinderlich sein würden, gestattete er, daß sie den vom Bedienten herbeigebrachten annahm. Nach beendetem Spiele stellte er selbst uns der Königin und ihrer Umgebung vor, die sich auf das Zuvorkommendste mit uns unterhielt. Tags darauf wurden uns die königlichen Geschenke eingehändigt, für mich ein Brillantring, für Dorette ein Diadem; Beides sehr werthvoll.

Bei unserem Concerte in der Stadt wurden wir auf das Willfährigste von der königlichen Kapelle unterstützt. Kapellmeister Winter dirigirte. Ich war entzückt über die präcise und feurige Ausführung meiner Compositionen und fand es sehr natürlich, daß sie, so vorgetragen, gefielen. Eine besondere Genugthuung gewährte es mir aber, daß auch der Componist des „Opferfestes", in seiner aufrichtig derben Weise, mich seines Beifalles versicherte. Ich war oft bei Winter und ergötzte mich an dessen originellem Wesen, das die sonderbarsten Widersprüche in sich vereinigte. Winter, von colossalem Körperbau, begabt mit riesiger Kraft, war dabei furchtsam wie ein Hase. Bei geringfügiger Veranlassung leicht in Zorn aufbrausend, ließ er sich doch wie ein Kind lenken. Seine Haushälterin hatte das bald bemerkt und tyrannisirte ihn in arger Weise. Er hatte z. B. eine besondere Freude an dem Krippenspiel zu Weihnachten und ergötzte sich oft Stunden lang mit dem Anputzen der kleinen Figuren. Aber wehe ihm, wenn die Haushälterin ihn dabei überraschte; sie jagte ihn sogleich davon und rief: „Müssen Sie denn ewig spielen?! Setzen Sie sich sogleich an's Clavier und machen Sie Ihre Arie fertig!"

Die jüngeren Mitglieder der Hofkapelle, die er gern um sich hatte und zuweilen zu Tische einlud, neckten ihn dafür unaufhörlich. Sie hatten bald entdeckt, daß er sich vor Geistern fürchte, und veranstalteten daher allerlei Spukgeschichten und Geistererscheinungen, um ihn zu ängstigen. So besuchte er im Sommer häufig einen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, kehrte aber, da er sich im Dunkeln fürchtete, stets vor anbrechender Nacht

zurück. Eines Tages hatten ihn die jungen, muthwilligen Leute durch allerlei Künste länger, als gewöhnlich aufgehalten, und es war daher schon ganz dämmerig, als er den Rückweg antrat. Da die übrigen Gäste noch in guter Ruhe sitzen blieben, so fand er seinen Weg, der zwischen düstern Hecken hinlief, schauerlich einsam. Es überfiel ihn daher eine fürchterliche Angst und unbewußt fing er an zu traben. Kaum war dies geschehen, so fühlte er eine schwere Last auf seinem Rücken und glaubte nun nicht anders, als es sei ein Kobold auf ihn herabgesprungen. Da er noch Mehrere hinter sich hertraben hörte, so schien ihm die ganze Hölle auf den Fersen, und er rannte nun noch weit mehr. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich am Thore an; da sprang der Kobold von seinem Rücken herab und sprach mit bekannter Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Kapellmeister, daß Sie mich getragen haben; denn ich war sehr müde!" Ein Kichern der Anderen folgte dieser Rede, während der Gefoppte in einen unbändigen Zorn ausbrach.

Von München ging die Reise nach Stuttgart, wohin wir Empfehlungen an den Hof mitbrachten. Ich übergab diese dem Hofmarschall und erhielt von ihm schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß wir bei Hofe gehört werden würden. Ich hatte aber unterdessen in Erfahrung gebracht, daß auch hier während der Hofconcerte Karten gespielt und auf die Musik wenig gehört werde. Noch von Braunschweig her voller Abscheu gegen eine solche Entwürdigung der Kunst, nahm ich mir daher die Freiheit, dem Hofmarschall zu erklären, daß ich und meine Frau nur dann auftreten würden, wenn der König die Gnade habe, während unseres Spieles das Kartenspiel aufzuheben. Ganz erschrocken über eine solche Kühnheit, trat der Hofmarschall einen Schritt zurück und rief: „Wie! Sie wollen meinem gnädigsten Herrn Vorschriften machen? Nie werde ich es wagen, ihm das vorzutragen!" — „Dann muß ich auf die Ehre, bei Hofe gehört

zu werden, verzichten", war meine einfache Antwort. Hierauf empfahl ich mich.

Wie der Hofmarschall es angefangen hat, seinem Könige so Unerhörtes vorzutragen, und wie dieser es über sich hat gewinnen können, darauf einzugehen, habe ich nicht erfahren. Das Resultat aber war, daß der Hofmarschall mir sagen ließ: „Se. Majestät wolle die hohe Gnade haben, meinen Wunsch zu gewähren; nur werde die Bedingung daran geknüpft, daß die Musikstücke, die ich und meine Frau vortragen würden, sich sogleich folgen sollten, damit Se. Majestät nicht öfter incommodirt würden."

So geschah es denn auch. Nachdem der Hof an den Spieltischen Platz genommen hatte, begann das Concert mit einer Ouvertüre, auf welche eine Arie folgte. Während dem liefen die Bedienten geräuschvoll hin und her, um Erfrischungen anzubieten, und die Kartenspieler riefen ihr „ich spiele, ich passe" so laut, daß man von der Musik und dem Gesang nichts Zusammenhängendes hören konnte. Doch nun kam der Hofmarschall zu mir, um anzukündigen, daß ich mich bereit halten solle. Zugleich benachrichtigte er den König, daß die Vorträge der Fremden beginnen würden. Alsbald erhob sich dieser, und mit ihm alle Uebrigen. Die Bedienten setzten vor dem Orchester zwei Stuhlreihen, auf welche sich der Hof niederließ. Unserem Spiele wurde in großer Stille und mit Theilnahme zugehört; doch wagte Niemand ein Zeichen des Beifalles laut werden zu lassen, da der König damit nicht voranging. Seine Theilnahme an den Vorträgen zeigte sich nur am Schlusse derselben durch ein gnädiges Kopfnicken, und kaum waren sie vorüber, so eilte Alles wieder zu den Spieltischen, und der frühere Lärm begann von neuem.

Während des übrigen Concertes hatte ich Muße, mich umzusehen. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders auf den Spieltisch des Königs gelenkt, an welchem, um es der Majestät bei ihrer Corpulenz bequemer zu machen, ein halbrunder Ausschnitt angebracht war, in welchen der Bauch des Königs genau

hineinpaßte. Der große Umfang desselben und der kleine des Königreiches haben bekanntlich zu der hübschen Caricatur Veranlassung gegeben, auf welcher der König, im Krönungsornate, mit der Landkarte seines Königreiches auf dem Hosenknopfe, in die Worte ausbricht: „Ich kann meine Staaten nicht überblicken!"

So wie der König sein Spiel beendet hatte und den Stuhl rückte, wurde das Concert mitten in einer Arie der Madame Graff abgebrochen, so daß ihr die letzten Töne einer Cadenz förmlich im Halse stecken blieben. Die Musiker, an solchen Vandalismus schon gewöhnt, packten ruhig ihre Instrumente in die Kasten; ich aber war im Innersten empört über eine solche Entwürdigung der Kunst.

Würtemberg seufzte damals unter einer Despotie, wie sie das übrige Deutschland wohl nie gekannt hat. So mußte, um nur Einiges anzuführen, Jeder, der den Schloßhof in Stuttgart betrat, den Weg vom Gitterthore bis zum Schloßportal mit entblößtem Haupte zurücklegen, es mochte regnen oder schneien, weil Se. Majestät nach dieser Seite hin wohnte. Ferner war jeder Civilist auf Allerhöchsten Befehl gehalten, vor den Schildwachen den Hut abzunehmen, ohne daß diese ihm die Honneurs zu machen brauchten. Im Theater war es durch Anschlag streng verboten, Beifall zu klatschen, bevor nicht der König damit begonnen habe. Die Majestät steckte aber ihre Hände, wegen der strengen Winterkälte, in einen großen Muff und brachte sie nur heraus, wenn Höchstdieselben das Bedürfniß fühlten, eine Prise zu nehmen. War dies geschehen, dann wurde, unbekümmert um Das, was gerade auf dem Theater geschah, nun auch geklatscht. Der Kammerherr, welcher hinter dem Könige stand, fiel sogleich ein und gab dadurch dem loyalen Volke das Zeichen, nun auch seinerseits Beifall zu spenden. So wurden denn fast immer die interessantesten Scenen und besten Musikstücke der Oper durch einen heillosen Lärm gestört und unterbrochen.

Da die Stuttgarter schon längst gelernt hatten, sich den lö-

niglichen Launen willig zu fügen, so setzte es sie in nicht geringes Erstaunen, als sie erfuhren, was ich mir, bei meinem Auftreten im Hofconcerte, ausbedungen und auch wirklich bewilligt erhalten hatte. Es lenkte dies die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und hatte die Folge, daß mein Concert in der Stadt außergewöhnlich zahlreich besucht wurde. Die königliche Kapelle unterstützte mich dabei auf das Willfährigste und der Kapellmeister Danzi suchte mir das Arrangement desselben möglichst zu erleichteren.

Danzi war überhaupt ein liebenswürdiger Künstler und ich fühlte mich schon deshalb zu ihm hingezogen, weil ich bei ihm dieselbe hohe Verehrung für Mozart fand, von der ich selbst durchglüht war. Mozart und seine Werke waren der unerschöpfliche Stoff unserer Unterhaltung, und noch jetzt besitze ich ein mir theures Andenken aus jener Zeit, ein vierhändiges Arrangement der Mozart'schen G-moll-Symphonie, von Danzi gemacht und eigenhändig geschrieben.

In Stuttgart lernte ich auch zuerst den so berühmt gewordenen Carl Maria von Weber kennen, mit dem ich dann bis zu seinem Tode stets in freundschaftlicher Verbindung blieb. Weber war damals Sekretair bei einem Prinzen von Würtemberg und trieb die Kunst nur als Dilettant. Dies hinderte ihn aber nicht, fleißig zu componiren, und ich erinnere mich noch sehr gut, damals als Muster von Weber's Arbeiten, einige Nummern aus der Oper „der Beherrscher der Geister" bei ihm gehört zu haben. Diese kamen mir aber, da ich gewohnt war, bei dramatischen Arbeiten stets Mozart als Maßstab anzulegen, so unbedeutend und dilettantenmäßig vor, daß ich nicht im entferntesten ahnete, es werde Weber einst gelingen können, mit irgend einer Oper Aufsehen zu erregen.

Von den Concerten, welche wir vor unserer Rückkehr in die Heimath nur noch in Heidelberg und Frankfurt a. M. gaben, weiß ich aus der Erinnerung nichts Genaues mehr zu sagen. Ich gebe daher einige Auszüge aus den Berichten der Musikalischen Zeitung.

Zuerst heißt es von Heidelberg aus: „Eisenmengers Geige würde unvergessen geblieben sein, hätten die Heidelberger nicht in dem letzten Concert das Vergnügen gehabt, Louis Spohr in seiner Rode'schen Manier, mit dem festen, gehaltenen und sehr gewandten Bogenstriche, spielen zu hören. Seine Gattin spielte Harfe, wie man sie in Deutschland selten zu hören bekommt, — mit einer Zartheit, Leichtigkeit und Anmuth, mit einer Sicherheit und Stärke, mit einem Ausdrucke, der hinreißend ist."

Auffallend ist es mir, daß man meine Spielweise hier noch immer als die Rode'sche bezeichnet, da ich doch damals dessen Manier schon ganz überwunden zu haben glaubte. Vielleicht geschah es nur, weil ich der leichteren Begleitung wegen auch ein Rode'sches Concert zum Vortrage gewählt hatte.

Auch über das Concert in Frankfurt, am 28. März, wurde sehr lebend berichtet. Die Frankfurter Zeitung erinnerte bei dem „wohlverdienten, ausgezeichneten Beifall", den wir gefunden, an ein „in gar manchem Betracht ähnliches Paar, das vor fünf und zwanzig bis dreißig Jahren in Mannheim und nachher in Venten glänzte — an Wilhelm Kramer, den großen Violinisten und seine Gattin, die herrliche Harfenistin."

Bei meiner Rückkehr nach Gotha wurde ich von meinen Schülern, deren einige während meiner Abwesenheit dort geblieben, andere kürzlich zurückgekehrt waren, einige Stunden vor der Stadt festlich eingeholt und von ihnen in meine sorgfältig geschmückte Wohnung geführt. Hier fanden wir Dorettens Verwandte versammelt, um uns zu begrüßen und auch unser geliebtes, von der Großmutter gut gepflegtes Kind im blühendsten Wohlsein. Da wir auf unserer Reise nicht nur reichlichen Beifall eingeerntet, sondern auch eine für unsere Verhältnisse nicht unbedeutende Summe erübrigt hatten, so fühlten wir uns, in unsere Häuslichkeit zurückgekehrt, nun recht sorgenfrei und glücklich.

Sobald ich die Leitung der Hofconcerte wieder übernommen

hatte, drängte es mich zu neuen Compositions-Arbeiten. Zuerst schrieb ich einen Potpourri für Violine mit Orchesterbegleitung (Op. 23 bei André in Offenbach) auf, welchen ich bereits während der Reise, größtentheils im Wagen, ersonnen hatte. Ich war sehr begierig, eine in demselben enthaltene und wie es mir damals schien, sehr künstliche Combination zweier Themen auf dem Papiere zu sehen und noch begieriger, sie vom Orchester ausführen zu hören. Dieser Potpourri beginnt nämlich mit einem heiteren, für die Solostimme brillanten Allegro in G-dur, woran sich das Thema aus der Entführung: „Wer ein Liebchen hat gefunden" in G-moll anschließt. Nachdem dieses fünfmal abwechselnd in Moll und Dur variirt worden ist, wird es als sechste Variation von den Blasinstrumenten aufgenommen und in frei fugirten Eintritten eine zeitlang durchgeführt. Bei der Rückkehr in die Haupt-Tonart übernimmt dann das erste Horn die Melodie des Liedes in Dur und führt sie vollständig zu Ende. Hierzu ertönt nun, sehr überraschend, das Einleitungs-Allegro der Principal-Stimme von neuem und umschlingt sie gleichsam als freie Phantasie, während es früher als selbstständiges Musikstück erschien.

Ich war mit der Wirkung dieser Combination bei der Probe sehr zufrieden, mußte jedoch, als ich nun den Potpourri im Hofconcerte vortrug, zu meinem Leidwesen erleben, daß meine sinnreiche Zusammenstellung der beiden Themen nur von einigen Musikern bemerkt wurde, an den übrigen Zuhörern aber spurlos vorüberging.

Das nächste, was ich nun schrieb, war die Concertante für zwei Violinen (Op. 48 bei Peters in Leipzig). Hierzu veranlaßte mich zunächst die Virtuosität eines meiner Schüler, eines Herrn Hildebrandt aus Rathenow, mit dem ich gern zusammen spielte. Dieser junge Mann hatte unter meiner Leitung binnen einem Jahre so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er einer der ersten Geiger Deutschlands zu werden versprach. Leider trat später der völligen Ausbildung seines Talentes eine, ich weiß

nicht mehr durch welchen Unfall herbeigeführte Verwundung der linken Hand hinderend entgegen, weshalb er in der musikalischen Welt nicht so bekannt geworden ist, als dieses damals zu erwarten stand. Dieser Schüler hatte sich die Vortragsweise seines Lehrers in allen ihren Nuancen so zu eigen gemacht, daß er als ein treues Abbild desselben gelten konnte. Unser Zusammenspiel war daher auch ein so inniges, daß, ohne auf uns zu sehen, nicht herauszuhören war, wer von uns die obere, wer die untere Stimme spiele. In solcher Weise hatten wir nun auch die neue Concertante eingeübt, bevor wir sie im Hofconcerte vortrugen. Wir machten damit aber auch solches Glück, daß die Herzogin die Wiederholung derselben schon im nächsten Concerte verlangte und sie auch später, so lange Hildebrandt noch in Gotha verweilte, immer wieder auf das Programm gesetzt haben wollte, wenn Fremde bei Hofe zu Besuch waren.

Da meine Schüler damals mit mir so ziemlich von gleichem Alter und wohlerzogene, gebildete und für ihre Kunst begeisterte junge Leute waren, so hatte ich sie gern um mich und liebte es, mich von ihnen auf meinen Spaziergängen und kleinen Ausflügen in die Umgegend begleiten zu lassen. Ich schloß mich dann ihrem Thun und Treiben in Allem an, turnte und schlug Ball mit ihnen und lehrte sie schwimmen. Ja, ich war wohl etwas mehr en camerade mit ihnen, als es die Würde des Lehrers, seinen Schülern gegenüber, eigentlich gestattet. Doch litt meine Autorität dadurch nicht; denn ich wußte sie nicht nur streng während der Unterrichtsstunden, sondern auch außerdem stets aufrecht zu erhalten.

So hatte ich bereits im Frühjahr einen größeren Ausflug mit meinen Schülern nach Liebenstein und auf den Inselsberg gemacht und war so befriedigt von dieser Reise zurückgekehrt, daß ich mich nun schon, in gleicher Weise auch einmal meinen geliebten Harz mit ihnen besuchen zu können. Ganz unverhofft verschaffte mir eine Abwesenheit der Herzogin, wodurch einige Hofconcerte ausfielen,

den nöthigen Urlaub dazu. Ich schlug daher sogleich meinen Schülern eine Fußreise auf den Harz vor und erhielt ihre freudigste Zustimmung. Da diesmal unsere Abwesenheit vierzehn Tage dauern sollte, so konnte der Unterricht ohne großen Nachtheil für die Schüler auf so lange hin nicht ausgesetzt bleiben, und ich beschloß daher, denselben auf der Reise fortzusetzen. Zu diesem Behufe nahm ich zwei Geigen mit, womit der Orchesterdiener Schramm, ein noch junger, mir sehr zugethaner Mann bepackt wurde, während wir selbst das übrige, in zwei Tornister vertheilte Gepäck abwechselnd trugen.

Bevor sich die Karavane in Bewegung setzen konnte, hatte ich noch meine Frau zu trösten, die sich in eine so lange Trennung, die erste seit unserer Verheirathung, nicht zu finden wußte, und in Thränen wohl zerfloß. Erst als ich versprochen hatte, ihr jeden zweiten Tag zu schreiben, vermochte sie sich etwas zu beruhigen, und doch dauerte es noch lange, bis sie mich aus ihren Armen ließ. Auch mir war diese erste Trennung eine höchst schmerzliche!

Wie weit wir am ersten Tage kamen und wo wir die folgenden Nächte blieben, erinnere ich mich nicht mehr; doch weiß ich noch sehr gut, daß ich bei jeder Mittagsrast zweien meiner Schüler regelmäßig Unterricht ertheilte und streng darauf hielt, daß sie am Abend, sobald das Nachtquartier erreicht war, abwechselnd übten. So waren wir am dritten oder vierten Tage, bei großer Hitze, eine Stunde hinter Nordhausen angelangt und hatten uns ermüdet in den Schatten einer Eiche am Ufer eines großen Teiches zur Ruhe niedergesetzt, als durch einen unglücklichen Zufall einer von unseren Tornistern das abschüssige Ufer hinabrollte und in das Wasser fiel, und zwar so entfernt vom Ufer, daß wir ihn mit unsern Wanderstäben nicht erreichen konnten. Da das Wasser tief war, so mußte ich mich, als der einzige geübte Schwimmer unter uns, schon entschließen, ihn wieder herauszuholen. Doch ehe ich noch die Kleider abwerfen konnte, hatte

der Ternister soviel Wasser eingesogen, daß er zu sinken begann. Ich mußte daher auf der Stelle, wo er verschwunden war, untertauchen, bis es mir gelang, ihn wieder aufzufinden. Nachdem er an's Ufer gebracht und geöffnet war, fand sich sein Inhalt so durchnäßt, daß man ihn auf einem sonnigen Rasenplatze zum Trocknen ausbreiten mußte. Da vorauszusehen war, daß dies mehrere Stunden aufhalten würde, der Mittag herannahete und mit ihm sich der Hunger einstellte, so beschloß ich, hier die gewöhnliche Mittagsrast zu halten und dazu Lebensmittel aus Nordhausen herbeischaffen zu lassen. Das Loos bestimmte einen der Schüler sie einzukaufen, und Schramm begleitete ihn, um sie herzutragen. Unterdessen gab ich unter der großen Eiche meine beiden Lektionen und die dabei nicht beschäftigten Schüler badeten sich auf einer seichteren Stelle des Teiches. Nach zwei Stunden kehrten die Ausgesandten schwer bepackt zurück, und nun wurde im Schatten der lieben Eiche, die sich gleich willig zum Speise- wie zum Concert-Saale hergab, ein köstliches Diner servirt und in fröhlichster Laune und mit dem besten Appetit verzehrt. Dabei erschallten fröhliche, vierstimmige Männergesänge, von denen wir eine ansehnliche Sammlung mit uns führten und auch bereits recht gut eingeübt hatten. Hierauf wurden die, nun wieder getrockneten Habseligkeiten eingepackt, und der Zug setzte sich von neuem in Bewegung.

In solch' lustiger Weise besuchten wir alle bemerkenswerthen Punkte des Unterharzes und bestiegen dann den Brocken. Dort angelangt, erging es uns wie neun Zehntheilen aller Reisenden; wir fanden ihn in Nebel eingehüllt und warteten bis zum folgenden Mittage vergebens, daß er sich enthüllen und uns eine Aussicht in die Ferne gestatten werde. Wir suchten unseren Verdruß darüber so gut es gehen wollte, durch Singen, Spielen und Durchblättern der zahlreichen Bände des Brockenbuches niederzukämpfen, ja Einer brachte sogar unsere Jeremiaden über dieses Mißgeschick in ganz leidliche Reime, die ich sogleich

zu einem dreistimmigen Canon verarbeitete. Dieser wurde eingeübt, im Brockenhause sowie auch außerhalb desselben im Nebel fleißig gesungen und dann endlich neben unsere Namen in's Brockenbuch eingeschrieben, immer noch in der Hoffnung, es werde sich endlich dennoch aufklären *). Aber vergebens! Wir mußten uns entschließen, unsern Stab weiterzusetzen.

Wir nahmen nun die Richtung nach Clausthal und hatten noch den Aerger, daß wir, in der Ebene angelangt, nunmehr die Brockenspitze, eine Stunde später als wir sie verlassen, im hellsten Sonnenlichte glänzen sahen! — In Clausthal angekommen, mußte es unsere erste Sorge sein, die auf der Reise ungebührlich angewachsenen Bärte abnehmen zu lassen, um wieder ein etwas civilisirtes Ansehen zu gewinnen. Wir ließen daher einen Bartscherer kommen und lieferten uns ihm, einer nach dem andern, unter das Messer. Dabei ereignete sich etwas sehr Komisches. Wir hatten sämmtlich mehr oder weniger vom Halten der Geige unter dem Kinn eine wunde Stelle und ich, der sich zuerst niedersetzte, machte den Barbier auf diese aufmerksam und forderte ihn auf, mit dem Messer schonend darüber hinzugehen. Als dieser nun bei jedem Folgenden denselben wunden Fleck wiederfand, verzog sich sein Gesicht immer mehr in ein pfiffiges Lächeln, auch murmelte er wiederholt etwas in sich hinein. Darüber befragt, sagte er dann mit wichtiger Miene: „Meine Herren, ich merke sehr gut, daß Sie sämmtlich zu einem geheimen Bunde gehören und dessen Abzeichen an sich tragen. Wahrscheinlich sind Sie Freimaurer und ich freue mich, endlich zu wissen, woran man diese erkennen kann!" Als hierauf Alle in lautes Lachen ausbrachen, war er anfangs verdutzt, ließ sich aber in seinem Glauben doch nicht irre machen.

Nachdem wir eine Grube befahren und die Pochwerke und

*) Dieser Canon hat sich unter Spehr's Handschriften vorgefunden und wird als Facsimile diesem Bande beigegeben.

Schmelzhütten besucht hatten, setzten wir unseren Weg über Wildemann nach Seesen fort. Dort wurden wir von meinen Eltern und Geschwistern, sowie von den Musikfreunden des Städtchens mit Jubel empfangen. Nun wurde vom Morgen bis zum Abend musicirt, ja sogar ein öffentliches Concert veranstaltet, in welchem wir Alle unsere Künste im Spielen und Singen zum Besten gaben. Den Ertrag desselben schenkten wir der Armenschule zur Anschaffung neuer Schulbücher.

Höchst befriedigt von unserer Reise kehrten wir über Göttingen und Mühlhausen nach Gotha zurück. Noch gedenke ich mit Rührung der innigen Freude, mit der mich mein liebes Weibchen bewillkommnete und nie habe ich lebhafter empfunden, welch' ein Glück es gewährt, geliebt zu sein!

In dieser Zeit trug mir ein junger Dichter, ein Candidat der Theologie, der in Gotha seiner Anstellung harrte, eine von ihm gedichtete Oper zur Composition an, und ich ergriff mit Freude diese Gelegenheit, mich nochmals, und wie ich hoffte, nun mit besserem Erfolge, in der dramatischen Composition zu versuchen. Die Oper hieß „Alruna, die Eulenkönigin", war nach einer alten Volkssage bearbeitet und hatte dem Stoffe nach viel Aehnlichkeit mit dem „Donauweibchen", das damals so allgemeines Aufsehen erregte. Ich begann sogleich meine Arbeit mit großem Eifer und vollendete die drei Akte der Oper noch ehe das Jahr zu Ende ging. Da einige Nummern daraus, die ich im Hofconcerte zu hören gab, großen Beifall fanden, so ermuthigte mich dies, mein Werk dem Hoftheater in Weimar zur Aufführung anzubieten. Ich reis'te selbst dahin, um Herrn von Göthe, den Intendanten des Theaters, und Frau von Heigendorf, die erste Sängerin und Geliebte des Herzogs, günstig dafür zu stimmen. Ersterem überreichte ich das Buch, der letzteren die Partitur der Oper. Da sie darin für sich und ihren Günstling Stromeyer brillante Partien fand, so versprach sie die Annahme der Oper zu befürworten, und da ich wußte, daß diese nur von ihr abhing, kehrte

ich mit den besten Hoffnungen nach Gotha zurück. Doch bedurfte es noch mancher Erinnerung von meiner Seite und es vergingen Monate darüber, bis es endlich zum Einstudiren der Oper kam. Als dieses dann soweit gediehen war, daß eine große Orchesterprobe stattfinden konnte, lud Frau von Heigendorf mich ein, diese zu dirigiren. Ich reis'te daher zum zweitenmal nach Weimar; diesmal in Begleitung des Dichters.

Da ich nach Vollendung der Oper schon wieder allerlei Neues geschrieben hatte, so war sie meinem Gedächtniß ziemlich entschwunden, und ich glaubte sie deshalb nun um so unbefangener beurtheilen zu können. Ich war daher sehr gespannt auf den Eindruck, den sie auf mich machen würde. — Die Probe fand in einem Saale bei Frau von Heigendorf statt. Es hatten sich außer dem Intendanten, Herrn von Göthe, auch die Musikfreunde der Stadt, unter diesen Wieland, zum Zuhören eingefunden. Die Sänger hatten ihre Partien gut studirt; da auch das Orchester bereits eine Vorprobe gehalten hatte, so wurde die Oper unter meiner Leitung recht gut executirt. Sie gefiel allgemein, und man überhäufte den Componisten mit Lobsprüchen. Auch Herr von Göthe sprach sich lobend darüber aus.

Nicht so gut kam der Dichter weg. Göthe hatte allerlei an dem Buche auszusetzen und verlangte besonders, daß die Dialoge, die in Jamben geschrieben waren, erst in schlichte Prosa umgesetzt und bedeutend abgekürzt werden müßten, bevor die Oper zur Aufführung kommen könne. Dies Verlangen war dem Dichter besonders schmerzlich, da er sich auf seine metrischen Dialoge viel einbildete. Er erklärte sich gegen mich demungeachtet bereit, die verlangte Abänderung vorzunehmen, konnte aber wegen anderer dringender Arbeit nicht sogleich dazu kommen. Mir war dies lieb; denn, mit Ausnahme weniger Nummern, hatte mir meine Musik bei der Probe in Weimar nicht genügt, so sehr sie auch dort gefiel, und es quälte mich von neuem der Gedanke, daß ich für dramatische Musik kein Talent besitze. Die Oper wurde mir

daher immer gleichgültiger und ich sah es gern, daß sich die Aufführung verzögerte. Endlich wurde mir der Gedanke, sie aufgeführt und veröffentlicht zu sehen, so fatal, daß ich die Partitur zurücknahm. Es ist daher auch außer der Ouvertüre, die als Op. 21 bei André in Offenbach erschienen ist, nie Etwas daraus gestochen worden. Ich war übrigens ungerecht gegen diese Arbeit; denn sie zeigt, mit der ersten Oper verglichen, doch unverkennbar einen großen Fortschritt im dramatischen Style.

Im Jahr 1808 war zu Erfurt der berühmte Fürstencongreß, bei welchem Napoleon seinen Freund, den Kaiser Alexander, und die deutschen Könige und Fürsten, seine Bundesgenossen, bewirthete. Alle Neugierige der Umgegend strömten hin, um die Pracht anzustaunen, die sich dort entfaltete. Auch ich machte in Gesellschaft einiger meiner Schüler eine Fußpartie nach Erfurt, weniger um die Großen der Erde, als um die Größen des Théâtre français, Talma und die Mars, zu sehen und zu bewundern. Der Kaiser hatte seine tragischen Schauspieler aus Paris kommen lassen und es wurde an jedem Abend eines der klassischen Werke von Corneille oder Racine aufgeführt. Einer solchen Vorstellung dachte ich, nebst meinen Gefährten, beiwohnen zu dürfen; leider erfuhr ich aber, daß sie nur für die Fürsten und ihr Gefolge stattfänden und jeder Andere davon ausgeschlossen sei. Ich hoffte nun durch Vermittelung der Musiker Plätze im Orchester zu finden, aber auch dieses schlug fehl, da denselben auf's Strengste untersagt war, irgend Jemand mit hinein zu nehmen. Endlich fiel mir der Ausweg ein, daß ich und meine drei Schüler an der Stelle eben so vieler Musiker die Zwischenakte mitspielen und so der Vorstellung beiwohnen könnten. Da wir es uns Etwas kosten ließen und die Musiker wußten, daß die Stellvertreter ihre Plätze genügend ausfüllen würden, so gaben sie ihre Zustimmung. Nun zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit: es konnten nur drei von uns bei den Violinen und der Viola untergebracht werden, und da keiner von uns ein anderes Orchester-Instrument,

außer jenen, spielte, so hätte einer zurückbleiben müssen. Da kam ich auf den Gedanken, zu versuchen, ob ich bis zum Abend nicht so viel auf dem Horn erlernen könne, daß ich im Stande sei, die Partie des zweiten Horns zu übernehmen. Ich ließ mir sogleich von Dem, dessen Stelle ich einnehmen wollte, das Horn geben und begann meine Studien. Anfangs kamen fürchterliche Töne zum Vorschein; doch nach einer Stunde gelang es mir schon, die natürlichen Töne des Horns zur Ansprache zu bringen. Nach Tische, während meine Schüler spazieren gingen, erneuerte ich im Hause des Stadtmusikus meine Uebungen und obgleich mir die Lippen sehr wehe thaten, so ruhete ich doch nicht eher, als bis ich meine Hornstimme, der allerdings leichten Ouvertüre und der Zwischenakte, die am Abend gespielt werden sollten, fehlerlos herausbringen konnte.

So vorbereitet schloß ich mich nebst meinen Schülern den anderen Musikern an, und da jeder sein Instrument unter dem Arme trug, so kamen wir auch unangefochten zu unseren Plätzen. Wir fanden den Saal, in welchem das Theater aufgeschlagen war, schon glänzend erleuchtet und mit dem zahlreichen Gefolge der Fürsten angefüllt. Für Napoleon und seine Gäste befanden sich die Plätze dicht hinter dem Orchester. Bald nachdem der fähigste meiner Schüler, dem ich die Leitung der Musik übertragen und dessen Direktion ich mich selbst, als neugebackener Hornist, untergeordnet hatte, das Orchester hatte einstimmen lassen, erschienen die hohen Herrschaften und die Ouvertüre begann. Das Orchester bildete, mit dem Gesicht nach dem Theater gekehrt, eine lange Reihe, und es war jedem Mitwirkenden streng untersagt, sich umzukehren und die Fürsten neugierig zu betrachten. Da ich davon im Voraus unterrichtet war, hatte ich einen kleinen Spiegel zu mir gesteckt, mit dessen Hülfe ich, sobald die Musik geendet hatte, unbemerkt die Lenker der europäischen Geschicke, einen nach dem andern, genau betrachten konnte. Bald zog mich indessen das vortreffliche Spiel der tragischen Künstler so aus-

schließlich an, daß ich den Spiegel meinen Schülern überließ und meine ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuwandte. — Bei jedem der folgenden Zwischenakte mehrten sich aber die Schmerzen an meinen Lippen und nach Beendigung der Vorstellung waren sie so angeschwollen und wund geworden, daß ich kaum zu Abend essen konnte. Selbst am andern Tage bei der Rückkehr nach Gotha sahen sie noch sehr negerartig aus, und meine junge Frau war daher nicht wenig erschrocken, als sie mich wiedersah; aber noch mehr stutzte sie, als ich ihr scherzend sagte, es komme das vom vielen Küssen der hübschen Erfurterinnen! Nachdem ich ihr jedoch die Geschichte meiner Horn-Studien mitgetheilt hatte, wurde ich tüchtig von ihr ausgelacht.

In jener Zeit, ich erinnere mich jedoch nicht mehr, ob auf der Reise nach Erfurt oder auf einer früheren, übernachtete der Kaiser Napoleon auch einmal im Schlosse zu Gotha und es wurde daher am Abend vorher ein Hofconcert angesagt. Ich und meine Frau hatten die Ehre, vor dem Allgewaltigen zu spielen und er richtete einige freundliche Worte an uns. Auch erhielten wir am folgenden Tage unseren Antheil an den Napoleond'ors, die er als Geschenk für die Hofkapelle zurückgelassen hatte.

Damals stand der Herzog von Gotha sehr in Gunst bei ihm, und man hoffte davon viel Gutes für das Land. Später mußte er sie aber durch irgend etwas verscherzt haben; denn es ereignete sich bei einer späteren Durchreise des Kaisers eine Scene, welche die Bewohner Gotha's mit Ingrimm gegen den Tyrannen erfüllte. Man erwartete den Kaiser um elf Uhr. Es war daher im Schlosse Friedrichsthal, wo der Hof im Sommer wohnte, ein Frühstück vorbereitet und der Hofstaat in Gala versammelt. Die Postpferde warteten bereits angeschirrt im Schloßhofe, um den Kaiser sogleich nach eingenommenem Frühstücke weiter zu befördern. — Endlich ertönte oben am Friedenstein der erste Salut-Schuß, deren bei jeder Durchreise des Kaisers 101 abgefeuert wurden. Bald darauf rollte sein Wagen heran. Der Herzog,

vom Hofstaat umgeben, stand entblößten Hauptes bereits am Gitterthor, nahete sich demuthsvoll dem Wagen und bat, daß Seine Kaiserl. Majestät geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes non! und der Befehl an seinen Mamelucken, die Pferde vorhängen zu lassen, war die Antwort. Ohne den Herzog weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen, lehnte er sich im Wagen zurück und ließ den Fürsten in der peinlichsten Verlegenheit am geschlossenen Schlage stehen. Der Herzog erblaßte vor innerem Grimme, daß er sich in Gegenwart seines Hofes und Volkes so beschimpft sah und hatte dennoch nicht den Muth, sogleich in's Schloß zurückzukehren. So vergingen in lautloser Stille fünf bis sechs fürchterlich lange Minuten, bis endlich die Pferde angespannt waren. Beim ersten Anziehen derselben wurde der Kopf des Kaisers noch einmal sichtbar, und mit einem kalten Nicken fuhr er von dannen. Der Herzog kehrte wie vernichtet in's Schloß zurück und die Bürger äußerten laut ihre Wuth, daß der übermüthige Corse ihren Fürsten so beschimpft hatte.

Am 6. November 1808 wurde ich von meiner Gattin mit einem zweiten Töchterchen beschenkt, das von der Stiefschwester meiner Frau, Madame Hildt, über die Taufe gehalten, den Namen Ida bekam. Die Niederkunft ging eben so leicht und glücklich wie die frühere von statten, und das Befinden der Wöchnerin war in den ersten Tagen vortrefflich. Hierdurch verleitet, hatte sie aber zu früh das Bett verlassen, sich erkältet und die traurige Folge davon war, daß sie von einem heftigen Nervenfieber ergriffen wurde. Mehrere Tage schwebte ihr Leben in großer Gefahr. Ich verließ sie weder Tag noch Nacht, da sie nur von mir gern Pflege annahm. Was ich an ihrem Krankenlager litt, läßt sich nicht beschreiben! Geängstigt von ihren Fieberphantasien, von der bedenklichen Miene des Arztes, der meinen Fragen auswich, gepeinigt von inneren Vorwürfen, sie nicht besser gehütet zu haben, fand ich während Dorettens Krankheit auch nicht einen Augenblick Ruhe. Endlich verkündete die wieder heiter

gewordene Miene des Arztes, daß die Gefahr vorüber sei, und ich, dem in den letzten Tagen erst recht klar geworden war, was ich an meiner Frau besitze und wie unendlich ich sie liebe, fühlte mich nun unaussprechlich glücklich. Die Genesung machte rasche Fortschritte; doch blieb eine große Schwäche zurück, von der Lorette erst im Frühjahre völlig befreit wurde, als ich auf den Rath des Arztes eine Gartenwohnung miethete und ihr dadurch den fortwährenden Genuß der frischen Luft verschaffte. Hierdurch gestärkt, begann sie dann allmälig auch ihre musikalischen Studien wieder, die sie fast ein halbes Jahr lang hatte aussetzen müssen.

In dem Verzeichnisse meiner sämmtlichen Werke, das ich bald nach meiner Anstellung in Gotha begann und bis in die neueste Zeit fortführte, sind vom Jahr 1808, außer den bereits genannten Compositionen noch folgende verzeichnet: Zwei Violinduetten (Op. 9) und eines für Violine und Viola (Op. 13), Variationen für die Harfe und zwei Quartetten für Streichinstrumente. In Quartetten, wohl der schwierigsten aller Compositions-Gattungen, hatte ich mich schon ein Jahr früher versucht. Es ging mir aber damit, wie mit den Gesangs-Compositionen. Bald nach ihrer Vollendung gefielen sie mir nicht mehr. Ich würde sie deshalb auch nie veröffentlicht haben, hätte sie mir nicht mein Verleger in Leipzig, Herr Kühnel, bei dem ich sie im Herbst 1807 spielte, fast mit Gewalt zurückbehalten und bald darauf als Op. 4 herausgegeben. Die beiden neuen Quartetten (Op. 15), ebenfalls bei Kühnel, gefielen mir nun zwar etwas länger; doch habe ich es später, als ich im Quartettstyl Besseres zu leisten erlernt hatte, ebenfalls bereut, sie herausgegeben zu haben. Die beiden ersten Quartetten widmete ich dem Herzoge von Geth.., jedoch nur, weil dieser es selbst verlangte. Denn so gern ich meine Arbeiten Künstlern und Kunstfreunden als ein Zeichen meiner Achtung und Freundschaft widmete, so konnte ich es doch in meinem Künstlerstolze nie über mich gewinnen, sie des Gewinnes wegen den Fürsten zuzueignen, es sei denn, daß diese es ausdrücklich begehrten.

In jener Zeit, wo der Herzog mich aufforderte, ihm meine Compositionen zu dedicieren, ließ er mich auch öfters zu sich rufen, um sich mit mir über seine Kunstliebhabereien zu unterhalten. Er war bekanntlich, trotz seiner Sonderbarkeiten, ein Mann von Geist und Bildung, wie seine im Druck erschienenen Dichtungen und sein Briefwechsel mit Jean Paul hinlänglich darthun. Um die Regierungsgeschäfte jedoch bekümmerte er sich nicht im mindesten und überließ sie ausschließlich dem Geheimerathe von Frankenberg, der daher der eigentliche Regent des Landes war. Genöthigt, pro forma den Sitzungen des Geheimen Rathes beizuwohnen, langweilte er sich bei dem dort Verhandelten fortwährend und suchte es daher möglichst abzukürzen, indem er, seine Theilnahmlosigkeit selbst persiflirend, sagte: „Wollen die Herren Geheimeräthe nun nicht bald die Gnade haben, zu befehlen, was Ich befehlen soll?“

Damals hatte er, vielleicht durch meine Gesangs-Compositionen angeregt, Lust bekommen, eines seiner größern Gedichte, eine Art von Cantate, in Musik zu setzen. Er erzeigte mir die Ehre, mich darüber zu Rathe zu ziehen. Da der Herzog es aber wahrscheinlich nicht über sich gewinnen konnte, mich seine Unwissenheit in der Musik merken zu lassen, so wandte er sich wegen der Ausführung an seinen alten Musiklehrer, den Concertmeister Reinhard. Von diesem habe ich dann später einmal in einer unbewachten, vertraulichen Stunde erzählen hören, wie die Composition der Cantate zu Stande kam. Der Herzog las seinem am Clavier sitzenden Lehrer einen Satz des Textes vor und setzte ihm seine Ansichten über die Art, wie er componirt werden müsse, auseinander. Reinhard mußte ihm dann, weil der Herzog einmal von der Charakteristik der Tonarten gehört oder gelesen hatte, verschiedene derselben in Accordfolgen anschlagen, damit er die richtige für seinen Text herausfinde. War dieser heiter, so wurde eine Tonart in Dur, war er traurig, eine in Moll gewählt. Nun geschah es aber eines Tages, daß dem Herzog für seinen Text das Dur zu

heiter und das Moll zu traurig war, und er verlangte daher von dem armen Reinhard, er solle ihm die Tonart in halb Moll anschlagen. Waren sie nun über diesen Punkt einig, dann mußte die für den Text passende Melodie gefunden werden. Der Herzog pfiff also Alles, was ihm von Melodien einfallen wollte und überließ es dann dem Lehrer, diejenige herauszufinden, welcher sich der Text am bequemsten unterlegen ließ. Waren so einige Zeilen des Gedichts erledigt, so ging man zu den folgenden über. Der solcher Weise in den Weihestunden des Herzogs zu Stande gebrachte Entwurf der Cantate wurde nun, da Reinhard nicht componiren, wenigstens nicht instrumentiren konnte, dem Kammermusikus Backofen übergeben, um daraus die Partitur zu machen. Dieser konnte von den ihm überlieferten Materialien begreiflicherweise nur sehr wenig gebrauchen und mußte daher die Cantate so gut wie ganz neu componiren. Da er viel Compositions-Talent besaß, so entstand unter seinen Händen eine Musik, die sich recht gut anhören ließ. Das so vollendete Werk wurde nun ausgeschrieben, unter meiner Leitung sorgfältig eingeübt und dann im Hofconcerte aufgeführt. Der Herzog, der doch wohl ein wenig verwundert sein mochte, wie gut seine Musik klang, nahm mit zufriedener Miene die Glückwünsche und Huldigungen des Hofes entgegen, belobte mich, daß ich bei dem Einüben so gut in seine Intentionen einzugehen gewußt habe und ließ seinen beiden Mitarbeitern heimlich ihr Honorar auszahlen. So war alle Welt zufrieden gestellt.

Im Winter 1808 auf 1809 veranstaltete ich zum Besten des Hoforchesters Abonnements-Concerte in der Stadt. Da diese aber nichts Besseres bieten konnten, als was die Hofconcerte ebenfalls brachten, und Letztere von den Musikfreunden der Stadt, für die im Concertsaale hinter dem Orchester ein geräumiger Platz vorbehalten war, sehr zahlreich besucht wurden, so fanden sie nur wenig Theilnahme. Der Ertrag war daher nach Abzug der

Kosten ein so geringer, daß man es nicht der Mühe werth fand, das Unternehmen zu wiederholen.

In einem dieser Concerte trat Herr Hermstedt, Direktor der Harmoniemusik des Fürsten von Sondershausen, als Clarinettist auf und erregte durch seine, schon damals ausgezeichnete Virtuosität großes Aufsehen. Er war nach Gotha gekommen, um mich zu bitten, ihm ein Clarinett-Concert zu schreiben, wofür sein Fürst, unter der Bedingung, daß Hermstedt es als Manuscript besitzen solle, ein nicht unbedeutendes Honorar zu zahlen sich erbot. Ich ging gern auf den Vorschlag ein, da mir die immense Fertigkeit, welche Hermstedt neben schönem Ton und reiner Intonation besaß, volle Freiheit gewährte, mich ganz meiner Phantasie zu überlassen. Nachdem ich mit Hermstedt's Hülfe mich ein wenig mit der Technik des Instrumentes bekannt gemacht hatte, ging ich rasch an die Arbeit und vollendete sie in wenigen Wochen. So entstand das E-moll-Concert, einige Jahre später als Op. 26 bei Kühnel gestochen, mit welchem Hermstedt auf seinen Kunstreisen so großes Glück machte, daß man wohl behaupten kann, er verdanke ihm hauptsächlich seinen Ruf. Ich überbrachte es ihm selbst bei einem Besuche in Sondershausen zu Ende Januar und weihte ihn in die Vortragsweise desselben ein. Bei dieser Gelegenheit trat ich in einem von Hermstedt veranstalteten Concert auch als Geiger auf und spielte zum erstenmal mein Concert in G-moll (Op. 28), welches erst einige Tage vorher fertig geworden war, und einen ebenfalls neuen Potpourri (Op. 24). Der Hofsekretär Gerber, Verfasser des Tonkünstler-Lexikons, berichtet darüber sowohl in dem genannten Werke unter dem Artikel Spohr, als auch in einem mit Begeisterung geschriebenen Aufsatze der Musikalischen Zeitung, welcher in Nummer 26 des elften Jahrganges abgedruckt ist. Der dritte Satz dieses Concertes ist ein spanisches Rondo, dessen Melodien nicht von mir erfunden, sondern ächt spanische sind. Ich erhorchte sie von einem bei mir einquartierten spanischen Soldaten, der zur Guitarre sang. Ich

notirte, was mir gefiel, und verwebte es in mein Rondo. Um diesem dann noch mehr den spanischen Charakter zu geben, copirte ich auch in der Orchesterpartie die Guitarrebegleitung, wie ich sie von dem Spanier gehört hatte.

Zu Anfang desselben Winters erhielt ich auch einen Besuch vom Kapellmeister Reichardt aus Cassel und machte so zuerst dessen persönliche Bekanntschaft. Reichardt erzählte, er reise im Auftrag seines Hofes nach Wien, um Sänger für ein in Cassel zu errichtendes deutsches Theater zu engagiren. Diese Angabe erwies sich später als falsch, da Reichardt schon damals aus westphälischen Diensten entlassen war. Ich hatte mich durch Reichardt's herbe Kritik meines Spiels bei meinem ersten Auftreten in Berlin anfangs sehr verletzt gefühlt; da ich aber bald zu der Erkenntniß kam, daß sie manches Wahre und Begründete enthalte und dies mir Veranlassung wurde, mich von den gerügten Mängeln meines Vortrags frei zu machen, so war an die Stelle der früheren Empfindlichkeit nun längst ein Gefühl der Dankbarkeit getreten. Ich empfing daher meinen Gast mit großer Herzlichkeit und veranstaltete ihm zu Ehren sogleich eine Musikpartie bei mir, in welcher ich ihm meine beiden neuen eben vollendeten Violin Quartetten zu hören gab. Da ich in jener Zeit von Reichardt'schen Compositionen noch nichts als ein paar gelungene Lieder kannte und daher den berühmten Verfasser der „vertrauten Briefe aus Paris" und den gefürchteten Kritiker noch für einen großen Componisten hielt, so legte ich Werth auf dessen Urtheil und sah ihm mit Spannung entgegen. Daher fühlte ich mich nun von neuem unangenehm berührt, als Reichardt auch an diesen Quartetten allerhand auszusetzen hatte und dies sans gêne aussprach. Vielleicht war es aber nur die selbstgefällige Miene der Unfehlbarkeit, mit der dieser seine Urtheile verkündete, von der ich mich verletzt fühlte; denn später mußte ich mir abermals gestehen, daß in Reichardt's Ausstellungen manches Begründete enthalten sei. Besonders war es eine Be-

merkung, derer ich mich bei späteren Arbeiten noch oft erinnerte. Ich hatte nämlich in einem Adagio von Anfang bis zu Ende, nach Mozart'scher Weise, eine Figur bald in der einen, bald in der anderen Stimme durchgeführt und in meiner Freude über die künstlichen Verschlingungen nicht bemerkt, daß dies zuletzt monoton wurde. Reichardt aber, obwohl er die Durchführung lobte, sprach dies schonungslos aus und setzte noch boshaft hinzu: „Sie ruhten nicht eher, als bis Sie die Figur zu Tode gehetzt hatten!"

* *
*

Im Frühjahr 1800 sah ich mich durch die außergewöhnlichen Ausgaben, welche die Niederkunft und die darauf folgende Krankheit meiner Frau, wie der dadurch nöthig gewordene Umzug in eine zweite Wohnung außerhalb der Stadt verursacht hatten, so in meinen Finanzen bedrängt, daß ich ernstlich wünschen mußte, die Zusage baldiger Gehaltserhöhung, die mir bei meiner Anstellung gemacht worden war, zur Wahrheit werden zu sehen. Ich wandte mich daher mit einem Gesuche an den Herzog, welches aber, da dieser sich um Verwaltungs-Angelegenheiten nicht bekümmerte, ganz ohne Erfolg blieb und wahrscheinlich ungelesen bei Seite gelegt war. Der Intendant, Baron von Reibnitz, rieth mir daher, mich nun an den Geheimerath von Frankenberg zu wenden und diesem persönlich mein Gesuch um Gehaltszulage zu überreichen. Ich befolgte den Rath und pilgerte an einem schönen Frühlingsnachmittage nach dem Gute des Geheimerathes, welches, eine halbe Stunde von Gotha entfernt, an der Erfurter Straße lag. Ich traf ihn in seinem Garten unter einer großen Linde sitzend und mit seiner Tochter Schach spielend. Da ich dieses Spiel seit meiner frühesten Jugend kannte, übte und leidenschaftlich liebte, so wandte ich, nach kurzer Begrüßung der Spielenden, sogleich meine ganze Aufmerksamkeit der eben gespielten Partie zu. Als dies der Geheimerath bemerkte, ließ er für mich

neben den Spieltisch einen Stuhl setzen und spielte ruhig weiter. Das Spiel stand bei meiner Ankunft schon sehr schlecht für die Tochter, und es dauerte daher auch nicht lange, so wurde sie vom Vater matt gesetzt. Ich hatte mir den Stand der Figuren wohl gemerkt, und es war mir dabei ein Ausweg eingefallen, wie dem Matt noch vorgebeugt werden konnte. Ich äußerte dies und sogleich wurde ich vom Geheimerath, der seines Sieges gewiß zu sein glaubte, aufgefordert, einen Versuch damit zu machen. Die Figuren wurden wieder aufgesetzt, wie sie bei meiner Ankunft standen und ich übernahm nun das Spiel der Tochter. Nach einigen gut combinirten Zügen gelang es mir, meinen König aus aller Gefahr zu befreien und ich operirte nun mit solchem Erfolg gegen meinen Gegner, daß dieser sich bald für besiegt erklären mußte. Der Geheimerath, obgleich ein wenig empfindlich über seine Niederlage, war doch auch sehr betroffen über den unerwarteten Ausgang des Spiels. Er reichte mir mit Freundlichkeit die Hand und sagte: „Sie sind ein tüchtiger Schachspieler und müssen mir öfter das Vergnügen machen, mit mir zu spielen.“ Dies geschah, und da ich weltklug genug war, nicht zu viele Partien zu gewinnen, so setzte ich mich bei meinem neuen Gönner bald in große Gunst, und die Folge davon war, daß das Rescript über eine Zulage von zweihundert Thalern sehr bald ausgefertigt wurde.

* *
*

Dorette hatte gegen die Mitte des Sommers durch den fortwährenden Genuß der freien Luft und durch häufige Spaziergänge, die nach und nach bis zu kleinen Ausflügen in die Umgegend ausgedehnt wurden, ihre frühere Kraft und Gesundheit wiedergewonnen und widmete sich nun mit erneuetem Eifer dem Studium ihres Instrumentes, um sich für die beabsichtigte zweite große Kunstreise würdig vorzubereiten. Da ich die Eigenthümlichkeit der Harfe, ihre Effecte und Das, was meine Frau insbesondere darauf zu leisten vermochte, nun immer genauer kennen lernte,

schrieb ich in jener Zeit wieder eine große Sonate für Harfe und Violine (Op. 115 bei Schuberth in Hamburg) und bemühte mich, das Ergebniß meiner Erfahrungen dabei in Anwendung zu bringen. Es gelang mir; die Harfenpartie dieser Sonate war bequemer zu spielen und zugleich brillanter, wie die der früheren. Dorette übte sie daher mit besonderer Vorliebe ein und spielte dieses neue Werk bald mit derselben Sicherheit, wie die vorhergehenden.

So nun von neuem zu einer Kunstreise gerüstet, fingen wir an zu überlegen, welche Richtung für dieselbe wohl die vortheilhafteste sein werde. Ich hatte von einem Reisenden, der eben aus Rußland zurückkehrte, erfahren, daß mein und meiner Frau Künstlerruf auch schon bis dahin gedrungen sei und daß man unserem Besuche in Petersburg bereits vergangenen Winter entgegen gesehen habe. Da ich überdies hoffen durfte, vom Hofe zu Weimar gewichtige Empfehlungen an den kaiserlichen Hof zu Petersburg zu erhalten, so schien mir eine Reise nach Rußland den meisten Erfolg zu versprechen. In eine so weite Entfernung von der Heimath wollte Dorette aber nicht einwilligen, weil sie die Trennung von ihren Kindern auf so lange Zeit nicht glaubte ertragen zu können. Als ich ihr aber vorstellte, daß, wenn wir überhaupt nach Rußland reisen wollten, dies jetzt, wo unsere Kinder in der sorgsamen Pflege der Großmutter uns noch wenig vermissen würden, leichter auszuführen sein werde, als später, so gab sie, wiewohl mit blutendem Herzen, endlich ihre Zustimmung. Da ich voraus wußte, daß auch die Herzogin in eine so lange Entfernung, als zu einer Reise nach Rußland erforderlich war, nicht einwilligen werde, so verschwieg ich für jetzt das Ziel unserer Reise und nannte als solches Breslau, wozu ich einen dreimonatlichen Urlaub erbat und erhielt. Von dort aus wollte ich dann um Verlängerung desselben zur Weiterreise nachsuchen.

Wir traten unsere Reise im Oktober 1809 an, spielten

zuerst in Weimar und erhielten dort von der Großfürstin die gewünschte Empfehlung an ihren Bruder, den Kaiser Alexander, so wie noch andere an russische Große. Dann gaben wir in Leipzig Concert, worüber die Musikalische Zeitung folgenden kurzen Bericht enthält: „Herr Concertmeister Spohr mit seiner Gattin machte uns das Vergnügen, einen ganzen Abend mehrere seiner neuesten Compositionen und sich auf der Violine, sowie seine Gattin auf der Harfe hören zu lassen. Wir haben über diesen wahren Künstler und seine treffliche Gefährtin schon früher ausführlich und bestimmt gesprochen und können hier kurz sein. Beide haben während der Zeit, da wir sie nicht gehört, noch zum Bewunderen große Fortschritte gemacht, sowohl in der Fähigkeit, noch mehrere Mittel ihrer Kunst in die Gewalt zu bekommen, als auch dieselben zu den würdigsten, schönsten Zwecken zu verwenden. Und haben die Compositionen dieses Meisters sonst hier und allerwärts ungetheilten Beifall gefunden: so kann es den neuesten, welche wir jetzt hörten, noch weniger daran fehlen."

Von unseren Concerten in Dresden und Bautzen weiß ich, da ich vergebens nach einem Berichte darüber gesucht habe, nichts weiter zu melden, als daß sie stattfanden und zwar am 1. und 7. November, wie ich aus einem Verzeichniß der Einnahmen auf dieser Reise, das sich zufällig erhalten hat, ersehe. Von den drei Concerten aber, welche wir am 18. November, 2. und 9. December in Breslau gaben, findet sich ein Bericht in der Musikalischen Zeitung, der von unserem Spiele sehr lobend spricht, an den Compositionen aber einiges zu tadeln findet. Es heißt: „Das Urtheil unserer Kunstfreunde über Herrn Spohr als Componist stimmt ganz mit dem überein, das Sie selbst früher über ihn gefällt haben. Er ist wirklich ein hochachtungswürdiger Tonsetzer. Eigen ist es aber doch, und vielleicht ihn nach und nach zur Einseitigkeit verführend, daß seine neueren Compositionen, soweit sie uns bekannt geworden sind, sämmtlich einen schwermüthigen

Charakter haben. Selbst der Potpourri, welchen er zum Schluß des Concertes spielte, hatte etwas davon."

Diese Bemerkung über die Melancholie meiner Compositionen, die hier zuerst auftaucht und bei Beurtheilung meiner Werke später so oft wiederholt worden ist, daß sie förmlich stereotyp wurde, ist für mich stets ein Räthsel geblieben, da mir meine Compositionen in ihrer großen Mehrzahl vollkommen eben so heiter zu sein scheinen, als die irgend eines anderen Componisten. Besonders sind die, welche ich damals in Breslau zu hören gab, mit Ausnahme zweier Sätze, sämmtlich so heiteren Charakters, daß ich mir die Veranlassung zu der obigen Bemerkung noch immer nicht zu erklären weiß. Denn nur die beiden ersten Allegro's der Concertante in H- und G moll sind ernst, ersteres vielleicht auch etwas schwermüthig, die anderen Sätze aber sämmtlich heiter. Dieses gilt auch von der Concertante für zwei Violinen in A-dur, die ich mit Herrn Luge spielte, vom Anfang bis zu Ende; ja der dritte Satz ist sogar muthwillig scherzhaft. Auch die Harfencompositionen, sowie die Ouvertüre zu „Alruna" tragen keine Spur von Schwermuth an sich; wie kommt also der Berichterstatter zu seiner Bemerkung? — Da indessen Aehnliches bis in die neueste Zeit von meinen Compositionen behauptet worden ist, so daß Leute, denen ich nicht persönlich bekannt war, mich für einen Misanthropen oder Candidaten des Spleens hielten, während ich mich doch eines stets heiteren Sinnes zu erfreuen hatte; so muß wohl etwas Wahres daran sein, und ich glaube dies nun darin zu finden, daß man das vorherrschend Schwärmerische und Gefühlaufregende in meinen Compositionen, sowie meine Vorliebe für die Moll-Tonarten, als Ausbrüche von Melancholie genommen hat. Ist dem so, so kann ich es mir schon gefallen lassen, obgleich es mich früher stets ärgerte.

Von der Ouvertüre zu „Alruna" sagt jener Breslauer Berichterstatter, „sie sei nicht frei von Reminiscenzen." Er hätte geradezu sagen können, sie sei der Ouvertüre der Zauberflöte ganz

und gar nachgebildet; denn dies war die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Bei meiner Verehrung für Mozart und der Bewunderung, die ich dieser Ouvertüre zollte, schien mir eine Nachbildung derselben etwas sehr Natürliches und Lobenswerthes, und ich hatte in jener Zeit der Entwickelung meines Compositionstalentes schon mehrere ähnliche Nachbildungen Mozart'scher Meisterwerke versucht, unter anderen die einer Arie voller Liebesklagen in Alruna nach der wundervollen Arie der Pamina: „Ach ich fühl's, es ist verschwunden." Obwohl ich nun bald nach jener Zeit zu der Einsicht kam, daß der Componist auch in der Form seiner Musikstücke, sowie in der Entwickelung seiner musikalischen Ideen originell zu sein sich bestreben müsse, so hat sich doch eine Vorliebe für jene Nachbildung der Zauberflöten-Ouvertüre noch bis in die neueste Zeit bewahrt, und noch jetzt halte ich sie für eine meiner besten und wirksamsten Instrumental-Compositionen. Sie ist auch nicht so sclavisch nachgeahmt, daß sie nicht auch Einiges von eigener Erfindung enthielte, wie z. B. die auffallenden Modulationen in dem Einleitungs-Adagio und das zweite Fugenthema, womit die zweite Hälfte des Allegro beginnt und das dann mit dem Hauptthema recht glücklich verbunden ist. Auch die Instrumentirung, obwohl noch ganz in Mozart'scher Weise, hat doch schon einiges Eigenthümliche.

In Breslau fanden wir einen alten Bekannten aus Gotha, den bisherigen Intendanten der Kapelle, Baron von Reibnitz, der seinen Abschied genommen und sich auf sein Gut in Schlesien zurückgezogen hatte. Für die Wintermonate war er zur Stadt gekommen und bekannt mit Allem, was in Breslau Musik trieb und liebte, führte er mich in die dortigen musikalischen Zirkel ein und war mir auch zu meinen Concerten sehr behülflich. Breslau, von jeher eine der musikalischsten Städte Deutschlands, hatte damals so viele stehende Concerte, daß fast an jedem Wochentage eins stattfand. Da nun auch noch täglich Theater war, so hielt es sehr schwer, einen passenden Tag für ein Extra-Concert zu

finden und fast noch schwerer, ein zahlreiches und gutes Orchester zusammen zu bringen. Dieser Schwierigkeit wurde ich jedoch durch die Gefälligkeit des Domkapellmeisters Schnabel überhoben, der mir nicht nur zu jedem meiner drei Concerte ein gutes Orchester verschaffte, sondern auch jedesmal die Leitung übernahm. Der erfahrene Dirigent widmete meinen Compositionen eine besondere Theilnahme, die er bald auch auf den Componisten übertrug und die von diesem auf das herzlichste erwidert wurde. Wir gewannen uns sehr lieb und blieben bis zu Schnabel's frühem Tode in freundschaftlicher Verbindung.

Bald nach meiner Ankunft in Breslau, als ich mich eben anschickte, in Gotha die Verlängerung des Urlaubs zur Reise nach Rußland zu erwirken, erhielt ich durch Baron von Reibnitz ein Schreiben des Hofmarschalls Grafen Salisch in Gotha, der mir Folgendes mittheilte:

Die Herzogin habe zu ihrem großen Leidwesen aus Weimar die Nachricht erhalten, daß ich eine Reise nach Rußland beabsichtige und erst nach Jahresfrist zurückzukehren gedenke. Da sie mich, sowie auch meine Frau höchst ungern so lange bei den Hofconcerten vermissen werde, so erbiete sie sich, wenn ich die Reise aufgeben und baldigst nach Gotha zurückkehren wolle, meiner Frau als Entschädigung dafür eine Anstellung als Solospielerin bei den Hofconcerten und als Musiklehrerin der Prinzessin *) zu verschaffen. — Kaum hatte ich meiner Frau den Inhalt dieses Briefes mitgetheilt, so sah ich, wie die Hoffnung, ihre Kinder nun früher wiederzusehen, ihren Augen Freudenthränen entlockte. Dies rührte mich so sehr, daß mein Entschluß, die Reise aufzugeben, sogleich feststand. Ich knüpfte daher mit dem Grafen Salisch, dem nunmehrigen Intendanten der Gothaer Kapelle,

*) Der Herzogin Stieftochter, später mit dem Herzog von Coburg vermählt, Mutter des jetzt regierenden Herzogs und des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England.

Unterhandlungen an und als diese die Anstellung meiner Frau mit einem angemessenen Gehalt vom 1. Januar 1810 an sicher gestellt hatten, versprach ich meinerseits, nun möglichst bald nach Gotha zurückzukehren. Wir beeilten daher unsere Abreise von Breslau und gingen über Liegnitz nach Glogau, wo wir am 13. und 18. December sehr besuchte, von den dortigen Musikfreunden im voraus veranstaltete Concerte gaben, nach Berlin.

Von dem Concerte in Glogau erinnere ich mich noch eines höchst komischen Vorfalles. Es fand nämlich in einem Gebäude statt, das wohl einzig in seiner Art sein mochte; denn es enthielt im unteren Stocke die Fleischscharren, in der ersten Etage den Concertsaal und darüber endlich das Theater der Stadt. Da der Saal sehr niedrig und mit Menschen überfüllt war, so wurde es bald unerträglich heiß. Das Publikum verlangte daher das Oeffnen einer Fallthür, die sich an der Decke des Saales befand und im Parterre des Theaters aufgezogen werden konnte. Nun war aber der Schlüssel zum Theater, das den Winter über unbenutzt geblieben war, durchaus nicht aufzufinden, und man brachte daher eine Stange herbei, um die Fallthür aufzustoßen. Anfangs wollte sie nicht weichen; als jedoch mehrere Männer ihre Anstrengungen vereinten, sprang sie plötzlich auf, überschüttete aber in demselben Augenblick die darunter sitzenden Damen mit einer solchen Masse von Staub, Kirschkernen, Apfelschalen u. dgl., was sich seit Jahren im Parterre angehäuft hatte, daß diese nicht nur ganz damit bedeckt, sondern auch Orchester und Auditorium in eine solche Staubwolke eingehüllt wurden, daß im ersten Augenblick Niemand erkennen konnte, was denn eigentlich geschehen sei. Nachdem es wieder hell geworden war, suchten die Damen, so gut es gehen wollte, ihre Hälse und Kleider von dem Schmutze zu befreien; die Musiker putzten ihre Instrumente ab, und das Concert nahm seinen Fortgang.

Berlin fanden wir von Fremden sehr belebt und in festlicher Aufregung, weil man die Rückkehr des Hofes erwartete, der seit

der unglücklichen Schlacht bei Jena fortwährend in Königsberg residirt hatte. Der Moment war zum Concertgeben günstig; auch hatten wir schon im ersten Concerte noch vor Ankunft des Hofes ein zahlreiches Auditorium. Ueber unsere Leistungen sagt der Berichterstatter der Musikal. Zeitung: „Gestern, am 4. Januar, gab der Gothaer Concertmeister, Herr Spohr, Concert im Theatersaal. Er spielte das von ihm componirte Violinconcert in G-moll mit spanischem Rondo, ein Potpourri für die Violine und mit seiner fertig und ausdrucksvoll spielenden Frau eine Sonate für Pedalharfe und Violine, ebenfalls von seiner Composition. Die Musikal. Zeitung hat schon mehrmals dieses talentvollen Virtuosen und neulich auch dieser Compositionen mit Ruhm gedacht. Auch hier lobte man Compositionen und Spiel. Besonders bewunderte man die Doppelgriffe, die Sprünge und Triller, welche Herr Spohr mit größter Fertigkeit ausführte und durch den seelenvollen Ausdruck seines Spiels, besonders im Adagio, nahm er alle Herzen für sich ein. Wir haben Hoffnung, dieses ehrenwerthe Künstlerpaar künftige Woche noch einmal zu hören."

Am 10. fand der festliche Einzug des zurückkehrenden Hofes statt. Es war in der That eine ergreifende Scene, als der König an der Seite seiner Gemahlin im offenen Wagen langsam durch die vollgedrängten Straßen fuhr und von tausendstimmigem Zurufe und dem Wehen der Tücher aus allen Fenstern begrüßt wurde. Die Königin schien tief gerührt; denn es stahl sich eine Thräne nach der anderen aus ihren schönen Augen. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet.

Am folgenden Tage gaben wir unser zweites Concert. Schon am frühen Morgen wurden wir mit Fragen bestürmt, ob der Hof es besuchen werde. Wir konnten darüber noch keine Auskunft geben; doch als die Königin gegen Mittag Billette holen ließ, verbreitete sich dies wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und die Zuhörer strömten nun in solcher Menge herbei, daß sie der weite Saal kaum fassen konnte. Ich spielte, wie ich aus dem Bericht

der Musikal. Zeitung ersehe, mein drittes Concert in C-dur und mit meinem Schüler Hildebrandt, der bei einem Verwandten in Berlin zum Besuch anwesend war, meine Concertante in A-dur. Die Genauigkeit unseres Zusammenspiels war noch die frühere und gewann uns auch hier, wie damals in Gotha, den lebhaftesten Beifall. Der Berichterstatter ist jedoch damit nicht ganz einverstanden, indem er sich, wie folgt, darüber äußert: „Beide Spieler waren in der Concertante nicht bloß einig, sondern wie Einer; und wenn das von der einen Seite Lob und sogar Bewunderung verdient, so wurde es doch auch etwas einförmig und einfarbig; man vermißte, und nicht gern, das Anziehende, welches aus der Vereinigung des Verschiedenen entspringt, wenn man durch die Vereinigung doch die Verschiedenheit noch hindurchblicken sieht, — statt eins zu werden, ward es einerlei." — Das klingt sinnreich und hat doch wenig Sinn! Die beiden Solostimmen dieser Concertante sind in einer Weise geschrieben, daß ihre volle Wirkung nur durch das genaueste Zusammenspiel zu erreichen ist. Dies ist aber in höchster Potenz nur dann möglich, wenn beide Spieler dieselbe Schule und dieselbe Vortragsweise haben. Ja es ist sogar erforderlich, daß ihre Instrumente gleiche Stärke und möglichst gleiche Klangfarbe besitzen. Dies Alles fand sich bei mir und meinem Schüler vereinigt; daher die große Wirkung unseres Zusammenspiels. Später habe ich auf meinen Reisen innerhalb und außerhalb Deutschlands diese Concertante mit mehreren der berühmtesten Geiger meiner Zeit gespielt, die sämmtlich als Virtuosen höher standen, als mein Schüler Hildebrandt; eine gleiche Wirkung, wie bei meinem Zusammenspiel mit diesem, habe ich aber nie wieder erreichen können, da deren Schule und Vortragsweise von der meinigen zu verschieden waren.

Ich hatte anfangs die Absicht, von Berlin aus direct nach Gotha zurückzukehren, um meiner Zusage nachzukommen. Da ich aber von einem Hamburger Musikfreunde erfuhr, daß dort jetzt ein sehr günstiger Zeitpunkt sei, um Concerte zu geben, so bat ich in

Gotha noch um einige Wochen Frist, um auch Hamburg vor meiner Rückkehr noch besuchen zu können. Sie wurde mir gewährt.

Hamburg war in jener Zeit von den Franzosen besetzt, die eine strenge Handelssperre gegen England verfügt hatten. Die dortigen damals noch sehr reichen Kaufleute hatten daher wenig zu thun und um so mehr Muße, sich mit Musik zu beschäftigen und Concerte zu besuchen. Da uns nun ein guter Künstlerruf voranging, so war schon unser erstes Concert, welches wir am 8. Februar im Apollosaal gaben, ein zahlreich besuchtes, und es trug uns, bei dem hohen Eintrittspreise von einem Hamburger Species, beinahe 400 Thaler ein. Da unser Spiel in diesem Concerte große Sensation machte, so steigerte sich die Einnahme beim zweiten am 21. Februar zu der großen Summe von 1015 Thaler. Zwischen beiden Concerten gaben wir am 14. auch eines in Lübeck, wohin wir von den dortigen Musikfreunden eingeladen waren und spielten dann zuletzt noch, gegen ein angemessenes Honorar, im Museum zu Altona.

Höchst zufrieden mit unseren Geschäften wollten wir nun abreisen. Da erschien der Sekretär des französischen Gouverneurs bei uns und forderte uns im Namen desselben auf, noch ein drittes Concert zu geben, weil er und seine Gesellschaft es versäumt hätten, uns zu hören. Da ich, in der Besorgniß, daß ein solches nicht sehr besucht sein werde, mit der Antwort zögerte, so setzte der Herr noch hinzu, er habe den Auftrag, für den Gouverneur und dessen Gesellschaft zweihundert Billette zu nehmen. Dadurch waren alle Bedenken beseitigt, und wir gaben am 3. März noch ein drittes Concert, welches abermals eine Einnahme von 510 Thaler abwarf.

In Hamburg machte ich damals zuerst die persönliche Bekanntschaft von Andreas Romberg und dem Musikdirecter Schwenke. Beide berühmten Künstler nahmen mich auf das Freundlichste auf und waren mir bei meinen Concerten möglichst

behülflich. Romberg sorgte für ein gutes Orchester und übernahm die Leitung desselben, und Schwenke, der gefürchtete Kritiker, besorgte die Ankündigungen der Concerte in den Zeitungen. Da sein Ausspruch als die höchste Autorität galt, so trug die günstige Weise, auf welche er das Künstlerpaar beim Publikum einführte und dann später unsere Leistungen, sowie meine Compositionen beurtheilte, nicht wenig zu dem großen Erfolge bei, den wir in Hamburg fanden. Beide Künstler lebten in angenehmen Familienkreisen und hatten es gern, wenn ich und meine Frau zur Theestunde zu ihnen kamen. Dann wurde nur von Musik geplaudert und manches Belehrende und Ergötzliche vorgebracht. Romberg erzählte gern von seinem früheren Aufenthalte in Paris und wußte manches Pikante von den dortigen musikalischen Berühmtheiten zu berichten. Schwenke ergötzte durch seine geistreiche aber beißende Kritik, von der fast nichts verschont blieb. Ich konnte es mir daher hoch anrechnen, daß meine Compositionen wie mein Spiel günstig von ihm beurtheilt wurden. Die Einzelnheiten, in die Schwenke dabei einging, waren für mich sehr belehrend, und ich freute mich daher jedesmal, wenn ich ihn bei den Musikpartien als Zuhörer fand. Man machte damals viel Quartettmusik in Hamburg, und Romberg hatte sein Quartett, dessen Zierde der Violoncellist Prell war, vortrefflich eingeübt. Es war daher ein Vergnügen, ihnen sich anzuschließen. Romberg spielte nur eigene Quartetten und trug sie, obwohl kein großer Virtuos auf seinem Instrumente, doch fertig und mit Geschmack vor. Nur wurde er nie recht warm dabei, was schon daraus hervorging, daß er während des Quartettspieles in Ruhe seine Pfeife rauchen konnte *). Ich spielte seine Lieblinge unter den Mozart'schen und Beethoven'schen Quar-

*) Auch Bernhard Romberg rauchte beständig beim Musiciren und ich hörte ihn einst bei sich in Gotha sein schwerstes Concert in Fis-moll vortragen, ohne daß ihm dabei die Pfeife ausging.

tetten und erregte auch hier durch meine, sich dem jedesmaligen Charakter der Composition treu anschmiegende Vortragsweise große Sensation. Schwenke sprach sich geistreich darüber aus. Auf seinen Wunsch mußte ich auch zwei meiner eigenen Quartetten spielen. Ich that es ungern, da sie den Ansprüchen, die ich jetzt an diese Compositions-Gattung machte, nicht mehr entsprachen. Ich äußerte dies auch unverhohlen; doch gefielen sie und fanden sogar vor Schwenke's scharfer Kritik Gnade. Nur Romberg war anderer Ansicht. Er sagte zu mir mit naiver Offenherzigkeit: „Mit Ihren Quartetten ist es noch nichts; sie stehen den Orchestersachen weit nach!" So einverstanden ich damit war, so kränkte es mich doch, dieses Urtheil von einem Anderen aussprechen zu hören. Als ich daher einige Jahre nachher in Wien Quartetten geschrieben hatte, die mir meiner übrigen Compositionen würdiger zu sein schienen, so widmete ich sie Romberg, um ihm zu zeigen, daß ich nun Quartetten schreiben könne, „mit denen es etwas sei!"

Bei einer der Musikpartien, denen ich und meine Frau beiwohnten, gab ein komisches Mißverständniß viel zu lachen.

Ein reicher jüdischer Banquier, der mein Quartettspiel hatte rühmen hören, wollte seine Gesellschaft auch damit regaliren und lud mich also ein. Obgleich ich wußte, daß ich dort eine, für solch' edle Musik wenig empfängliche Gesellschaft finden würde, so durfte ich doch nicht ablehnen, da der reiche Mann zu jedem meiner Concerte vierzig Billette genommen hatte. Ich sagte also zu, jedoch unter der Bedingung, daß zu meiner Begleitung die besten Künstler Hamburgs eingeladen werden müßten. Dies wurde versprechen und wirklich fand ich auch, als ich in die glänzende Gesellschaft eintrat, nicht nur Romberg anwesend, sondern sah auch noch einen anderen ausgezeichneten Geiger. Ich war daher der Begleitung wegen ganz beruhigt. Als aber die Quartettmusik beginnen sollte, kam noch ein vierter Geiger mit seinem Instrumente herbei, und wir sahen nun mit Erstaunen, daß der Hausherr nur Geiger ein-

geladen hatte. Als guter Rechner wußte er nämlich, daß zu einem Quartett viere gehören, aber nicht, daß unter diesen auch ein Bratschist und ein Violoncellist sein müsse. Man rieth dem in seiner Verlegenheit Rathlosen, schnell zu Herrn Prell in's Theater zu schicken. Da dieses aber schon beendet war, so konnte nun trotz allen Schickens weder dieser, noch irgend ein anderer Violoncellist aufgetrieben werden und die Gesellschaft hätte ganz ohne Musik auseinandergehen müssen, wenn ich und meine Frau nicht eine unserer Sonaten vorgetragen hätten. War nun schon die Musikkenntniß dieses Mäcens der Kunst nicht sehr groß, so war es seine Delikatesse noch viel weniger. Denn als ich an diesem Abend Abschied von ihm nahm, holte er aus seinem Schreibtische vierzig Species und sagte, indem er sie mir hinreichte: „Ich höre, Sie geben ein drittes Concert; schicken Sie mir wieder vierzig Billets; ich habe zwar die anderen noch fast alle, will aber doch wieder neue nehmen." Empört über die Unverschämtheit des reichen Juden, wies ich das Geld zurück und sagte: „Die früheren Billette gelten zwar im nächsten Concerte nicht; die übrigen sollen es aber doch. Sie brauchen also keine neuen." Und so ließ ich ihn abermals verlegen und beschämt vor seiner Gesellschaft stehen und kehrte ihm den Rücken. Am Tage des Concertes kam aber doch ein Diener des Krösus und holte die vierzig Billette.

Bevor ich Hamburg verließ, wurde mir noch ein Antrag gemacht, der mir viele Freude gewährte. Der berühmte Schauspieldirector, Schauspieler und Schauspieldichter Schröder, der sich vor beinahe zehn Jahren in Ruhe gesetzt und damals sein Theater an andere Unternehmer verpachtet hatte, bekam plötzlich Lust, dasselbe, nach Ablauf der Pachtzeit, wieder selbst zu übernehmen. Die Hamburger Theaterfreunde jubelten, denn sie hofften davon ein neues Aufblühen ihrer, ehemals unter Schröder's Leitung so ausgezeichneten Bühne. Das neue Unternehmen sollte mit Anfang des Jahres 1811 beginnen und zuerst lauter Neues an

Schauspielen und Opern bringen. Schröder selbst hatte dazu eine ganze Reihe von Schau- und Lustspielen gedichtet und auch vier Opernbücher erworben, die nun componirt werden sollten. Drei davon waren bereits an Winter in München, Andreas Romberg und den Musiklehrer Clasing in Hamburg vergeben; das vierte aber, „Der Zweikampf mit der Geliebten" von Schink, wurde mir zur Composition angetragen. Den Unterhändler machte ein früherer Bekannter von mir, der Schauspieler Schmit, ehemals bei der Magdeburger, jetzt bei der Hamburger Bühne angestellt.

So wenig ich bisher mit meinen dramatischen Arbeiten zufrieden gewesen war, so hatte doch die Lust, mich an solchen zu versuchen, nicht abgenommen. Ich nahm daher den Antrag an, ohne erst viel nach den Bedingungen zu fragen und ohne das mir bestimmte Opernbuch einer Prüfung zu unterwerfen. Die Bedingungen waren jedoch ganz annehmbar. Es wurde ein schriftlicher Vertrag darüber aufgenommen und von beiden Theilen unterzeichnet. Ich machte mich verbindlich, im Frühjahr 1811 meine Composition abzuliefern und im Laufe des Sommers dann nach Hamburg zu kommen, um die drei ersten Aufführungen der Oper zu leiten.

So mit der Aussicht auf eine interessante Arbeit kehrte ich gern nach dem stillen Gotha zurück. Nur quälte mich noch die Besorgniß, daß die Herzogin unser langes Ausbleiben übel vermerkt haben werde, und ich wurde darin noch mehr bestärkt, als wir bei unserem Antrittsbesuch von der Herzogin nicht angenommen wurden. Wir sahen sie daher erst im Hofconcerte wieder. Da ich wohl wußte, daß sie am sichersten zu versöhnen sei, wenn wir sogleich in diesem aufträten, so spielte ich mit meiner Frau eine meiner Sonaten und nach dieser die Lieblings-Variationen der Herzogin, die Rode'schen in G-dur. Dies verfehlte seine Wirkung nicht, denn nach beendetem Concerte trat die Herzogin zu uns, begrüßte uns auf das Freundlichste und ließ uns unsere Entschuldigungen nicht einmal zu Ende bringen. Beruhigt

kennten wir nun das Glück, mit unsern Kindern wieder vereinigt zu sein, im ganzen Umfange genießen.

Sobald wir wieder eingewohnt waren, drängte es mich zur Composition der mitgebrachten Oper. Ich sah nun erst, bei näherer Prüfung des Buches, daß ich eben kein großes Loos gezogen hatte. Der an sich nicht uninteressante Stoff war in einer Weise bearbeitet, die mir wenig zusagen wollte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, Abänderungen zu treffen und holte daher vor allem die Erlaubniß dazu von Herrn Schröder ein. Diese wurde mir gern gewährt, und ich änderte daher mit Hülfe eines jungen Dichters in Gotha, was mir nicht gefiel, sah aber später bei der Aufführung, daß ich noch manches Andere ebenfalls hätte ausmerzen müssen. Es fehlte mir aber damals noch zu sehr an der nöthigen Erfahrung in dramatischen Arbeiten.

Kaum war die Composition der ersten Nummern der Oper begonnen, als ich durch eine andere Arbeit wieder davon abgezogen wurde. Im Frühjahr kam nämlich der Cantor Bischoff aus Frankenhausen nach Gotha und trug mir die Leitung eines Musikfestes an, das er im Laufe des Sommers in der Kirche seines Ortes zu veranstalten gedachte. Bereits hatte er sich der Mitwirkung ausgezeichneter Sänger, sowie der vorzüglichsten Mitglieder der in der Nähe befindlichen Hofkapellen der thüringischen Residenzen versichert und zweifelte daher nicht an einem höchst glänzenden Erfolge. Als der jüngste der Directoren dieser Hofkapellen fühlte ich mich nicht wenig geschmeichelt, daß man mir die Leitung übertragen wollte und sagte daher mit Freuden zu, obgleich ich noch nie ein so großes Orchester und Gesangpersonal, wie dort vereinigt werden sollte, dirigirt hatte. Meine eben begonnene Arbeit mußte ich nun auf einige Zeit zurücklegen, da Hermstedt mich dringend bat, ihm noch ein neues Clarinett-Concert für das Fest zu schreiben. Obgleich ungern in meiner Arbeit unterbrochen, ließ ich mich doch bewegen und beendete es auch zeitig genug, daß Hermstedt es unter meiner Leitung noch

einstudiren konnte. Dieses erste Frankenhäuser Musikfest, das damals in der Musikwelt großes Aufsehen erregte und Veranlassung wurde, daß sich an der Elbe, am Rheine, in Norddeutschland und in der Schweiz Vereine bildeten, um ähnliche Musikfeste zu veranstalten, hat in Herrn Gerber, dem Verfasser des Tonkünstler-Lexicons, einen so beredten Beschreiber gefunden, daß ich am besten zu thun glaube, wenn ich dessen Bericht (in der Musikalischen Zeitung, 12. Jahrgang, Nr. 47) größtentheils hier aufnehme:

„Am 20. und 21. Juni dieses Jahres feierte man der Tonkunst in der, vier Stunden von Sondershausen liegenden Schwarzburg-Rudolstädtischen Stadt Frankenhausen, durch Aufführung der Schöpfung von Haydn und eines großen Concerts ein Fest, eben so merkwürdig durch die so glücklich überwundenen mannichfachen Schwierigkeiten bei Veranstaltung des Ganzen, als durch den hohen Grad der Vortrefflichkeit, mit der hier auf Tausende von Zuhörern, von mehr als zwanzig Meilen im Umkreise, gewirkt wurde. Da hier von einer Landstadt Thüringens die Rede ist, in der sich das Musikpersonal einzig auf den Stadtmusikus nebst seinen Gehülfen und das etwaige Singcher beschränkt, so muß allerdings die Verwunderung über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens hoch steigen. ...

„Der Herr Cantor Bischoff zu Frankenhausen, ein junger, thätiger und für die Musik glühender Mann, der schon im Jahre 1804 mit Hülfe seiner Nachbarn und einiger Mitglieder der Herzoglich Gothaischen Kapelle, unter der Direction des Herrn Concertmeister Fischer aus Erfurt und Ernst aus Gotha, „die Schöpfung" mit etwa achtzig Sängern und Instrumentalisten zur allgemeinen Zufriedenheit der Zuhörer in dasiger Hauptkirche aufgeführt hatte, fühlte sich dadurch aufgemuntert, dies große Kunstwerk noch einmal, nach der Idee seines großen Meisters, durch zweihundert Sänger und Instrumentalisten zu geben. Lange hinderten Hin- und Herzüge fremder Völker die Ausführung seines

Verhabens. Endlich wagte er es bei der gegenwärtig scheinbaren Ruhe in Deutschland, sein Verhaben auszuführen. Er besuchte deswegen schon vor einiger Zeit Weimar, Rudolstadt, Gotha und Erfurt; in mehrere Städte wurden schriftliche Aufforderungen geschickt und aller Orten fanden seine Einladungen ein geneigtes Ohr, so daß sich am 19. Juni früh zur Probe bereits 101 Sänger und 101 Instrumentalisten, größtentheils aus Thüringen, eingefunden hatten, darunter zwanzig Künstler aus Gotha mit ihrem berühmten Director, Herrn Concertmeister Spohr.

„Die Mitwirkenden waren theils graduirte Tonkünstler und Kapellisten, theils ausgezeichnete Dilettanten und zum Theil Virtuosen vom ersten Range, ein Jeder mit seinem eigenen Instrumente, und die Meisten mit der Schöpfung schon vertraut....

„Aus dieser Masse bildete sich nachstehendes Orchester: Director: Concertmeister Spohr; Sopranfole: Madame Scheidler aus Gotha; Tenorfole: Kammersänger Methfessel aus Rudolstadt; Bassfole: Kammersänger Strohmeyer aus Weimar; Orgel: Concertmeister Fischer und Professor Scheibner, Beide aus Erfurt; Flügel: Kapellmeister Krille aus Stollberg; Chordirector: Kantor Bischoff aus Frankenhausen; Choristen: Sopran 28, Alt 20, Tenor 20, Bass 20."

Hier folgen die Namen sämmtlicher Musiker, und eine Beschreibung der Aufstellung des Orchesters. Dann fährt der Bericht fort:

„Diese schöne, zweckmäßige Stellung, wobei Jeder Platz genug um sich und den Director beständig vor Augen hatte, trug unstreitig nicht wenig zu der, nach einer einzigen Probe, gelungenen Aufführung so großer, zum Theil neuer und höchst schwieriger Kunstwerke, bei, wie besonders am zweiten Tage aufgeführt wurden. Dies waren:

„1) Eine große neue Ouvertüre für's ganze Orchester (auch mit Posaunen), von Spohr. 2) Eine große italienische Scene für den Baß, von Righini, welche Strohmeyer sang. 3) Ein neues, von Spohr für dies Fest geschriebenes großes Clarinetten-

Concert, welches Musikdirector Hermstedt vortrug. Hierauf machte 4) Concertmeister Fischer auf der vollen Orgel eine kunstvolle Einleitung zum 5) letzten Chor aus Haydn's Jahreszeiten. Darauf folgte 6) ein Doppelconcert für zwei Violinen, ebenfalls von Spohr's eriginellen Arbeit, durch ihn selbst und Matthäi vorgetragen. 7) Ein großes Rondo, aus einem Concert D-dur, von Bernhard Romberg, durch Detzauer kunstvoll ausgeführt, und 8) die Symphonie aus C-dur von Beethoven....

„Herrn Spohr's Direction mit der Papierrolle, ohne alles Geräusch und ohne die geringste Grimasse, möchte man eine graziöse Direction nennen, wenn dies Wort, außer dem gefälligen Anstande, auch die Bestimmtheit und Wirksamkeit seiner Bewegungen auf die ganze, ihm und sich selbst fremde Masse, ausdrückte. Diesem glücklichen Talent des Herrn Spohr schreibe ich den größten Theil der Vortrefflichkeit und Präcision — der erschütternden Gewalt, sowie des sanften Anschmiegens dieses zahlreichen Orchesters an den Sänger, beim Vortrag der „Schöpfung" zu.

„Die für eine große Kirche geeignete, volltönende und doch auch biegsame Stimme der Madame Scheidler, der ausdrucksvolle Vortrag des in der Kunst erfahrenen Herrn Methfessel, die herrliche Baßstimme des Herrn Strohmeyer, unstreitig die schönste, die ich je gehört habe vom contra D bis zum eingestrichenen G, ... diese drei Solosänger, im Verein so vieler ausgezeichneter Virtuosen, an der Spitze jeder Stimme, wo Jeder freiwillig und mit Lust sang oder spielte, machen mir die Versicherung leicht, daß diese Aufführung der Schöpfung die kräftigste, ausdrucksvollste, mit einem Worte, gelungenste war, der ich je beigewohnt habe....

„Die Ouvertüre, womit am folgenden Tage das Concert anhub, gehört im eigentlichen Verstande unter die Kunststücke im Moduliren. Fast mit jedem neuen Takte drängt ein Inganno das andere, so daß sie als eine zusammenhängende Reihe

ren Studien in der Modulation angesehen werden kann. Wahrscheinlich bezieht sich diese Unruhe, dieses Schwanken auf den Inhalt der „Alruna", zu welchem Drama sie geschrieben sein soll. So gewiß aber diese Ouvertüre vor dem Theater von großem Effecte sein kann, so schien sie als Concertmusik doch den Eindruck nicht zu machen, den man von der Ausführung eines so braven und zahlreichen Orchesters erwarten durfte. Dieser Erfolg läßt sich nicht anders erklären, als daß, wie ununterbrochene und anhaltend getäuschte Hoffnungen das Gemüth in Unbehaglichkeit versetzen, so auch eine Musik, welche das Ohr bis zum Ende in seinen Erwartungen täuscht und nie befriedigt. Lauter krumme mitunter rauhe Wege, welche zu keinem Ziele, zu keiner Ruhe und zu weiter keinem Genusse führen und wodurch der Componist blos den Verstand des Zuhörers beschäftigt, ermüden dennoch zuletzt. Auch die Musik unserer Vorfahren vor 200 Jahren, ihre Madrigale und Motetten, bestanden aus lauter solchen krummen Wegen ohne Ruheplatz — aus lauter Modulationen und aufgehaltenen Schlußfällen. Aber unseren guten Alten fehlte es noch an den nöthigen Blumen, um ein Ruheplätzchen zu verschönern und interessant zu machen; d. h. es fehlte ihnen noch an melodischen Figuren, um den Zuhörer in einer Tonart auf angenehme Weise zu unterhalten. Wie leicht wäre dies aber dem trefflichen Spohr, der der schönen Blumen so viele hat! Der sogenannte Contrast in großen Musikwerken ist gar nicht zu verachten; um so weniger, je mehr er sich auf die menschliche Empfindungsweise gründet.

„Von der Wirkung der von Herrn Strohmeyer vorgetragenen großen Scene von Righini braucht hier um so weniger etwas beigebracht zu werden, da seinem schönen Vortrage schon eben volle Gerechtigkeit widerfahren ist. Auch Righini's schöner Gesang und vortreffliche Instrumentirung ist bekannt genug. Die Scene versetzte die ganze Versammlung in Enthusiasmus.

„Das von Hermstedt vorgetragene Clarinetten-Concert von

Spohr aus Fa... gehört unstreitig zu den vollendetsten Kunstwerken dieser Art. Eine große und brillante Behandlung des concertirenden Instrumentes, verbunden mit einer ganz originellen Begleitung des Orchesters, wo gleichsam jede Stimme, selbst die Pauke, obligat ist, was aber deswegen ein um so geübteres und aufmerksameres Orchester erfordert, berechtigt zu dieser hohen Stelle. Besonders zeichnet sich der dritte, polenaisenartige Satz aus, wo man ungewiß bleibt, ob man mehr den Glanz der kunstvollen Soli's, oder die vortrefflich gearbeiteten Tuttisätze, bewundern soll — in welchen letzteren die Blasinstrumente mitunter in wahre thematische Kämpfe miteinander zu treten scheinen. Ueberdies gewinnt dies Kunstwerk noch besonders durch den heiteren Geist, der es durchaus beseelt. Die herrliche Ausführung dieses Concertes machte dem Componisten, dem Concertisten, sowie dem ganzen Orchester sehr viel Ehre; auch brachte sie Tausende von Händen der Zuhörer in die lebhafteste und anhaltende Bewegung.

„Hierauf überraschte Herr Concertmeister Fischer das Orchester, sowie das Auditorium nicht wenig, indem er mit der vollen Orgel einfiel, um das nun folgende Schlußchor, aus C-dur, einzuleiten. Diese neue Art von Musik, wovon in der Probe nichts gehört worden war, seine künstliche Verkettung der Stimmen, seine harmonischen Wendungen und seine meisterhaften Modulationen machten jedes Mitglied des Orchesters doppelt aufmerksam. Mehrere Minuten mochte er die Versammlung auf diese Weise unterhalten haben, als er auf der Dominante verweilte und, um die Erwartung auf den Eintritt des Chors um so mehr zu spannen, vermittelst einer Art von Orgelpunkt auf diesem Intervalle einen Schluß bildete. Nicht sobald bemerkte dies Herr Spohr, als er seine Papierrolle aufhob; und kaum war der letzte Orgelton verhallt, als das ganze Orchester mit dem ersten einzelnen Schlage, C, des Chores einfiel; welches C dann die Trompeten durch Zungenstöße, bis zum Ende des Taktes, allein fortzusetzen hatten. Dies geschah auf das pünktlichste. Allein über dem Orgelspiele

hatte einer der Trompeter sein Einsatzstück zu wechseln vergessen, schlug also noch im F an. Im Augenblick machte Herr Spohr eine Bewegung und das Orchester ließ vom zweiten Takte nichts weiter hören. Dagegen fiel Herr Fischer sogleich wieder mit der Orgel ein, setzte sein Präludium fort und schloß nun förmlich in dem Hauptton C dur — als ob dieser Vorgang absichtlich so eingeleitet worden wäre. Da also hierbei kein Stillstand in der Musik stattfand, so daß außer dem Orchester schwerlich jemand dies Versehen bemerkt haben mag, so würde es allerdings verheimlicht werden können, wenn nicht zu fürchten wäre, daß erfahrene Künstler meine hier wiederholten Aeußerungen von lauter fehlerfreien und gelungenen Ausführungen durch ein zwanzig Meilen weit zusammen berufenes Orchester, nach einer einzigen Probe, als eine unserer jetzigen politischen Zeitungsnachrichten belächeln möchten.

„Nach einer Pause von etwa fünfzehn Minuten ergriff Herr Spohr seine Violine, an ihn schloß sich Herr Matthäi näher an, und nun gewährten uns diese beiden vortrefflichen Künstler durch die vollendete Ausführung eines Doppelconcertes von Herrn Spohr die beglückendsten Genüsse von immer wechselnder Bewunderung, Erstaunen und Freude. Oft schienen sie in offenbarer Fehde über den Vorzug in kunstvoller Ausführung, oft vereinigten sie sich wieder, indem sie gleichsam ganze harmonische Auladen gemeinschaftlich über die Zuhörer herabströmten. Die Präcision und das Zusammentreffen der zu einander gehörigen Töne in der reißendsten Geschwindigkeit, war bewundernswürdig. Das darauf folgende ganz originelle Adagio dieses Meisterwerkes hub mit einem Trio von zwei Violoncellen, durch die Herren Preißing und Müller und einem Contrabasse, durch Herrn Wach aus Leipzig ausdrucksvoll vorgetragen, an. Als diese Drei ihr sanftes melodisches Spiel geendet hatten, ließ sich ein Quadro, in gezogenen und gebundenen Harmonieen, gleichsam als von einer Harmonika, nur mehr nach der Tiefe zu gehalten, hören. Es machte einen

schauerlich süßen Eindruck. Jedermann sah sich nach den Bässen und Bratschen um, welche zu dieser himmlischen Harmonie beizutragen schienen: aber alle Arme ruhten und nur die Bogen der Herren Spohr und Matthäi waren in Bewegung. Und diese waren es auch einzig und allein, welche dies Quadro hören ließen — und zwar mit einer Reinheit, daß das Ohr beim Eintritte der Consonanzen nach Auflösung der Bindungen, öfters durch ein ganz besonders inniges Gefühl gereizt wurde. Nach einem zweiten ähnlichen Violoncelltrio trat das Quadro der beiden Concertstimmen wieder ein und wendete sich zum Schluß. Der letzte Satz entsprach vollkommen der Kunst und Schönheit des ersten.

„Hierauf näherte sich Herr Dotzauer dem vorderen Pulte und spielte wahrscheinlich wegen Kürze der noch übrigen Zeit nur ein Rondo, aber ein groß ausgeführtes, höchst schwieriges Rondo, aus einem Violoncellconcerte aus D-dur von Bernhard Romberg mit einer Fertigkeit, Rundung und Ausdauer in den anhaltenden Passagen und mit einer Leichtigkeit, Reinheit, einem Ausdruck und Silberton bei melodiösen Stellen in den höheren Octaven, daß er schon durch den Vortrag blos dieses Rondo seine große Herrschaft über sein Instrument aufs herrlichste beurkundete.

„Die Symphonie aus C-dur von Beethoven, unstreitig seine gefälligste und populärste, machte den Schluß. Sie wurde unverbesserlich mit Liebe, Feuer und höchster Präcision vorgetragen. Einen besonders süßen Genuß gewährte dabei das Ohr der Bläser in dem Trio der Menuett. Das Ohr glaubte die Töne einer höchst reinen Harmonika zu hören. Ein allgemeines und anhaltendes Applaudissement bewies den Dank und die Zufriedenheit des Auditoriums mit der Wahl der aufgeführten Meisterwerke und mit der Ausführung der dazu vereinigten Künstler.

„Wenn eben von den glücklich überstandenen Schwierigkeiten des Herrn Unternehmers, sowohl in der Veranstaltung für die geistige als für die leibliche Unterhaltung seiner so zahlreichen Gäste die Rede war, so scheint es Pflicht zu sein, auch über

letztere noch Einiges beizubringen. Sie war in solch einem kleinen Oertchen gewiß keine Kleinigkeit.

„Die hundert Choristen waren in verschiedene Gasthöfe vertheilt, wo sie Beköstigung und Nachtlager fanden. Die sämmtlichen Virtuosen, Sänger und Dilettanten hingegen fanden ihre Absteige- und Nachtquartiere in anständigen Privathäusern. Um aber diesen, aus so entfernten Gegenden versammelten, braven Musikfreunden den Genuß ihres Vereins aufs Möglichste zu erleichtern und zu verschönern, hatte Herr Bischoff sein unmittelbar hinter dem Hause liegendes Blumengärtchen aufgeopfert und es in einen Speisesaal umwandeln lassen. Der zu diesem Zweck errichtete Salon war mit jungem Grün ausgeschmückt, dessen Zweige der Gesellschaft freundlich entgegen winkten. In diesem Saal waren die Tafeln aufgestellt und wurde servirt. Es war eine Freude, mit anzusehen, wie sich hier so viele wackere, zu einem und demselben Zwecke vereinigte Künstler und Kunstfreunde zu Allem gemeinschaftlich zusammenfanden, zur beglückenden Arbeit auszogen, von dieser zum heitern Genuß sich wieder sammelten und namentlich auch mit unverkennbarer, herzlicher Theilnahme dem großen Vater Haydn, dem trefflichen Spohr und mehreren andern vorzüglichen Künstlern ihre Dankopfer bei vollen Gläsern darbrachten. Gewöhnlich wurde das Vergnügen an den Abendtafeln noch durch munteren und schönen Gesang erhöht. Es traten gute Stimmen zusammen, sangen Quartetten und Canons; Herr Methfessel ergriff die Guitarre und unterhielt die Gesellschaft mit angenehmen Liedern und rührenden Romanzen von seiner Composition; zur Abwechselung gab er auch ein paar komische Lieder und entwickelte in diesen seine lebhafte Phantasie, seinen Reichthum an Erfindung, Witz, Laune im Ausdrucke, sowie überhaupt seine Bekanntschaft im Reiche der Töne und der Harmonie. Ihm nahm dann der Herr Berg-Assessor Hachmeister aus Clausthal die Guitarre ab und ergötzte die Gesellschaft mit Volksliedern im thüringischen Dialect, voller Witz und Laune,

welche den Zuhörer zwangen, die Leiden der Zeit zu belachen, er mochte wollen oder nicht."

Ich und meine Frau machten in Frankenhausen unter den dort versammelten Künstlern und Kunstfreunden manche interessante Bekanntschaft, unter anderen auch die des Amtsraths Lüder in Gatlenburg, der bis zu dieser Stunde einer meiner intimsten Freunde geblieben ist. Lüder wohnte damals in der Gegend von Bremen und war auf einer Geschäftsreise nach Berlin begriffen. Am Fuße des Harzes angelangt, erzählt ihm sein Postillon von dem in einigen Tagen bevorstehenden Musikfeste in Frankenhausen und weiß ihm die dort zu erwartenden Kunstgenüsse so anziehend zu schildern, daß Lüder sogleich vom Wege abbiegen und die Richtung nach Frankenhausen einschlagen läßt. Dort angekommen, ist es sein erstes Geschäft, mich aufzusuchen und um die Erlaubniß zu bitten, sämmtlichen Proben beiwohnen zu dürfen. Dies wurde nicht nur sehr gern gewährt, sondern ich lud auch den neuen Bekannten, an dessen brennendem Kunst-Enthusiasmus ich große Freude hatte, ein, den Zusammenkünften im Zelte Mittags und Abends beizuwohnen. Hier gestaltete sich in den Stunden zwischen den Proben und den Aufführungen ein so fröhliches, durch Kunstgenüsse und heitere Scherze gewürztes Zusammenleben, daß alle Theilnehmenden gewiß mit großer Befriedigung daran zurückgedacht haben werden. Besonders hatte sich an mich ein kleiner Zirkel gleichgesinnter Kunst-Enthusiasten angeschlossen, der sich bald so lieb gewann, daß er sich nach Beendigung des Festes nicht sogleich zu trennen vermochte und noch gemeinschaftlich einen Ausflug auf den Kyffhäuser veranstaltete. Auf dieser durch das schönste Wetter begünstigten Bergfahrt war es besonders der Sänger Methfessel aus Rudolstadt, der durch seine unerschöpfliche Laune die Gesellschaft fortwährend in der heitersten Stimmung erhielt. Noch erinnere ich mich mit großem Vergnügen einer von ihm improvisirten Kapuzinerpredigt, die er in der Kirche einer Klosterruine von der Kanzel herab hielt, in welche er die Haupt-

momente des Musikfestes theils ernst, theils komisch zu verweben wußte. Auf der Spitze des Kyffhäusers wurde auch Kaiser Barbarossa von ihm angesungen und zu baldigem Erwachen und zur endlichen Befreiung Deutschlands ermahnt!

An den Fuß des Berges zurückgekehrt, mußten die neuen Freunde sich, wiewohl mit Widerstreben, trennen, und es kehrte ein Jeder höchst befriedigt in seine Heimath zurück.

Ich begann sogleich von neuem die Composition meiner Oper und beendigte sie im Laufe des Winters von 1810 auf 1811. Außer ihr finden sich im Verzeichniß noch folgende Arbeiten aus dieser Zeit: ein Violinconcert, später als zehntes bei Peters erschienen, eine Sonate für Harfe und Violine (Op. 114 bei Schuberth) und eine italienische Arie, alla Polacca, mit obligater Violine, welche nicht im Stich erschienen ist. Diese schrieb ich im Auftrage des Prinzen Friedrich von Gotha, des Bruders des Herzogs, der, mit einer wohlklingenden Tenorstimme begabt, öfter in Hofconcerten sang und sehr wünschte, dazu eine Arie mit Violinbegleitung von mir zu besitzen. Sie wurde denn auch oft genug vorgeführt, besonders wenn Fremde bei Hofe zu Besuch waren.

Der Prinz war ein liebenswürdiger und wohlwollender Mann, der sich viel mehr als sein Bruder für Musik interessirte und im Verein mit der Herzogin die Theilnahme für die Hofconcerte aufrecht erhielt. Leider war er mit einer unheilbaren Krankheit, dem Starrkrampfe, behaftet, der ihn alle vierzehn Tage, in späteren Jahren noch öfter befiel und für zwölf bis sechszehn Stunden niederwarf. Dann war er des Gebrauches aller seiner Glieder beraubt und nur die Sprachwerkzeuge und die Gesichtsmuskeln blieben vom Krampf verschont. Er lag dann während des schrecklichen Anfalles wie ein Todter unbeweglich im Bette; hatte es aber gern, wenn man ihn besuchte und unterhielt. Durch die öftere Wiederkehr war er so an diesen Zustand gewöhnt, daß er dabei ganz heiter sein konnte. Die Aerzte hielten ein milderes Klima für heilsam und schickten ihn deshalb nach Italien. Ich

traf ihn auf meiner italienischen Reise im Jahre 1816 in Rom, und es wird dann öfter die Rede von ihm sein.

Im Frühjahre 1811 erschien der Kanter Bischoff abermals bei mir und lud mich ein, ein zweites großes Musikfest, welches er im Juli in Frankenhausen zu veranstalten gedenke, zu leiten. Er bat mich zugleich, im Concerte des zweiten Tages ein Violin-Concert vorzutragen und zur Eröffnung desselben eine große Symphonie zu schreiben. Obgleich ich mich in dieser Musikgattung noch nicht versucht hatte, sagte ich mit Freuden zu.

So war mir abermals zu einer interessanten Arbeit Veranlassung gegeben, und ich machte mich auch sogleich mit großer Begeisterung darüber her. Geschah es mir nun bisher, daß ich meine Erstlingsversuche in einer neuen Compositions-Gattung nach einiger Zeit nicht mehr leiden konnte, so machte doch diese Symphonie eine Ausnahme davon, indem sie mir auch noch in spätern Jahren gefiel. Da ich sie mit meinem Orchester, welches den Kern des Frankenhäuser Orchesters bildete, im voraus sehr sorgfältig eingeübt hatte, so wurde sie beim Musikfeste trotz dem, daß nur eine Probe stattfinden konnte, vortrefflich ausgeführt und fand, namentlich bei den Mitwirkenden, eine enthusiastische Aufnahme. Ich fühlte mich dadurch sehr beglückt, mehr noch als durch den Beifall, den ich als Solospieler erntete. Auch in Leipzig, wo die Symphonie im Gewandhaus-Concerte aufgeführt wurde, fand sie großen Beifall, wie ein Bericht der Musikalischen Zeitung darthut, in welchem es heißt: „Spohr's neue, noch ungedruckte Symphonie erregte die Theilnahme und Bewunderung aller ernsthaften Kunstfreunde. Wir stellen sie nicht nur weit höher, sowohl in Erfindung als in Ausarbeitung, als Alles, was wir von Orchestermusik dieses Meisters kennen, sondern gestehen auch, daß wir seit Jahren kaum ein neues Werk dieser Gattung gehört haben, welches so viele Neuheit und Eigenthümlichkeit, ohne Bizarrerie und Affektation, mit soviel Reichthum und Gründlichkeit ohne Künstelei und Schwulst, darlegte, als eben dieses. Man kann

ihm ohne alles Bedenken voraussagen, es werde, ist es gedruckt, ein Lieblingsstück aller großen und sehr geschickten Orchester, aller ernsten und gebildeten Zuhörer werden; Weiter aber bedarf es."

Außer dieser Symphonie hatte ich auch noch für das Musikfest auf Hermstedt's unablässiges Drängen Variationen für Clarinette mit Orchesterbegleitung über Themen aus dem „Opferfest" geschrieben, die von demselben mit der gewohnten Virtuosität vorgetragen wurden. Auch diese Composition (bei Schlesinger in Berlin als Op. 80 gedruckt), die jene Themen mehr in freier Phantasie künstlich durchführt, als eigentlich variirt, fand bei den Musikern und Kennern großen Beifall.

Dem Musikfeste schloß sich am Nachmittage des zweiten Tages auch noch ein Familienfest des Unternehmers an. Es war ihm einige Wochen vorher ein Knabe geboren, dessen Taufe nun stattfand. Er hatte sämmtliche Mitwirkenden zu Gevatter gebeten, die sich, festlich geschmückt, jetzt am Altare der Kirche aufstellten. Ich hielt das Kind über die Taufe und gab ihm meinen Namen „Louis." Als der Prediger an mich und die andern Gevattern die Frage stellte, ob wir für eine christliche Erziehung des Knaben Sorge tragen wollten, erschallte ein feierliches, wohl dreihundertstimmiges Ja. Ein von den Sängern vorgetragener Chor mit Orgelbegleitung schloß die heilige Handlung.

Meine Freude an diesem zweiten Feste wurde dadurch noch sehr gesteigert, daß sich unter den Zuhörern auch meine Eltern befanden und an dem geselligen Treiben im Zelte lebhaften Antheil nahmen. Der Unternehmer fand ebenfalls seine Rechnung, und so endigte dieses Fest wie das vorjährige zu allgemeiner Zufriedenheit.

Bald nach meiner Zurückkunft erhielt ich von Hamburg die Nachricht, daß meine Oper, die ich schon im Frühjahre eingesandt hatte, nun endlich vertheilt sei und in den ersten Tagen des November zur Aufführung kommen solle. Ich erbat daher einen vierwöchentlichen Urlaub für mich und meine Frau und reis'te mit ihr Mitte Oktober über Hannover, wo ich Concert zu geben ge-

dachte, nach Hamburg ab. Ich befand mich, da dies die erste Oper von mir war, die zur Aufführung kommen sollte, in großer Spannung. Man denke sich daher meinen Schrecken, als ich in Hannover einen Brief vom Schauspieldirektor Schröder erhielt, der mir meldete, die Oper werde gar nicht zur Aufführung kommen, weil die erste Sängerin, Madame Becker, die Annahme ihrer Rolle verweigere und dazu nach den Theatergesetzen vollständig berechtigt sei.

Die Sache hing so zusammen. Ich hatte mich, bevor ich meine Arbeit begann, bei Herrn Schwenke nach dem Stimmumfang und der Fähigkeit der Hamburger Sänger zwar sorgfältig erkundigt und die Hauptpartieen der Oper danach eingerichtet. Da es mir aber noch an aller Erfahrung in diesen Dingen fehlte, so hatte ich versäumt, mir auch die Persönlichkeit der Sänger beschreiben zu lassen, und so war es geschehen, daß ich für Madame Becker, eine kleine, zarte Figur, die Partie der Donna Isabella geschrieben hatte, die in Männerkleidung ihren ungetreuen Geliebten am Hofe der Fürstin Mathilde aufsucht, und ihn zuletzt in Ritterrüstung zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordert. Madame Becker war, so lange als sie von der Oper nichts kannte, als ihre Partie, höchst zufrieden und begann das Einüben derselben mit großem Eifer. Sobald sie aber das Buch gelesen hatte, erklärte sie, die Rolle nicht übernehmen zu können, weil sie sich damit total lächerlich machen würde. Höchst ärgerlich über meinen Mißgriff, reiste ich nach Hamburg, um ihn wo möglich wieder gut zu machen und die Oper dennoch zur Aufführung zu bringen. Ich fand den alten Schröder sehr verstimmt und im höchsten Grade mißvergnügt über seine Theaterunternehmung. Er hatte aber auch alle Ursache dazu. Mehrere Mitglieder waren ausgeblieben, andere zu spät eingetroffen, und einige hatten den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; seine neuen Schau- und Lustspiele hatten nicht recht angesprochen und das Haus leer gelassen. Von den vier Opern, die er componiren ließ, waren bereits zwei bei

Seite gelegt, weil sie mißfallen hatten. Die von Winter componirte: „Die Pantoffeln", hatte doch einige, wiewohl wenig besuchte Aufführungen erlebt; die von Glasing: „Welcher ist der Rechte?" war aber gleich nach der ersten Aufführung wieder vom Repertoire verschwunden, weil sie, trotz der angestrengten Bemühungen der zahlreichen Freunde Glasing's, total durchgefallen war.

Bei solchen Erfahrungen war es allerdings dem alten Griesgram kaum zu verdenken, daß er auch meiner Oper keinen Erfolg zutraute und das um so weniger, weil die beliebteste Sängerin seines Theaters nicht mitwirken konnte. Daß er aber das Honorar dafür auszahlen und sie sogleich, ohne einen Versuch damit gemacht zu haben, bei Seite legen wollte, empörte mich und ich protestirte auf das entschiedenste dagegen. Endlich erhielt ich nach vielen Bitten Schröder's Zustimmung, daß ich mit einer andern Sängerin, die bisher nur in kleinen Partien beschäftigt wurde, den Versuch machen durfte, ihr die von Madame Becker verweigerte Partie einzuüben. Ich fand bei dieser Sängerin, einer Madame Lichtenheld, viel guten Willen und glückliche Naturanlagen, und es gelang mir auch ganz gut damit, nachdem ich die schwierigsten Bravourstätze der Partie ihren Fähigkeiten angemessen vereinfacht hatte. So konnten denn endlich die Theaterproben beginnen, und nachdem Schröder eine davon angehört und sich davon überzeugt hatte, daß Madame Lichtenheld die Partie genügend würde geben können, wurde die erste Aufführung der Oper auf den 15. November angesetzt. Meine früheren Bekannten unter den Musikern, Romberg und Prell mit eingeschlossen, erboten sich sämmtlich, in den beiden von mir zu leitenden Aufführungen im Orchester mitzuwirken. Auch Hermstedt, der nach Hamburg gekommen war, um unter meinem Schutze Concert zu geben, schloß sich ihnen an und übernahm die erste Clarinettpartie, welche dankbare Soli's und concertirende Begleitung einer Sopran-Arie enthielt. Durch die Mitwirkung dieser ausgezeichneten Künstler wurde das Orchester bedeutend

gehoben, und da die Sänger und der Chor ebenfalls gut eingeübt waren, so hatte ich schon in den Proben große Freude an der Genauigkeit, mit welcher meine Musik executirt wurde und daher die beste Hoffnung, daß die Oper gefallen werde. Doch trat ich am Tage der Aufführung nicht ohne neue Besorgniß an mein Pult, da mir zu Ohren gekommen war, daß Clasing's Freunde feindlich gegen mich auftreten würden, um den Fall der Oper ihres Freundes zu rächen. Nachdem jedoch die Musik begonnen hatte, dachte ich nur noch an diese und vergaß alles Uebrige um mich her. Auch zeigte mir schon der Beifall, mit dem die Ouvertüre aufgenommen wurde, daß die feindliche Partei nicht aufkommen würde; und so war es auch. Fast jede Nummer wurde beklatscht, und der Beifall steigerte sich gegen das Ende der Oper immer mehr. Beim Fallen des Vorhangs ertönte ein langanhaltender Beifallssturm, der nur dem Componisten galt.

Ich hätte nun recht glücklich sein können, war es aber gar nicht. Schon bei der ersten Probe hatte mir Einiges in meiner Musik mißfallen. Mit jeder folgenden Aufführung gesellte sich Neues hinzu, und noch ehe es zur Aufführung kam, war mir die Hälfte meiner Oper zuwider. Ich glaubte nun recht gut zu wissen, wie ich es hätte besser machen können und ärgerte mich, dieses nicht früher eingesehen zu haben. Ja, wäre mir mein Werk bei meiner Ankunft in Hamburg schon in diesem Lichte erschienen, so hätte ich gegen die Absicht Schröder's, es unaufgeführt bei Seite zu legen, nichts einzuwenden gehabt. So urtheilten meine musikalischen Freunde aber nicht; sie waren auch mit dieser Arbeit sehr zufrieden und wünschten mir Glück zu dem günstigen Erfolge. Schwenke schrieb eine ausführliche, sehr lobende Beurtheilung der Oper und wußte in dieser selbst die wohlbegründete Behauptung der Gegner, daß sie viele Reminiscenzen aus den Mozart'schen Opern enthalte, mit Geschick zu bekämpfen, indem er zwar zugab, daß die Form der Musikstücke, sowie die ganze Faktur an Mozart erinnere, dies aber zugleich als einen

Vorzug geltend zu machen suchte. Hierdurch auf mich aufmerksam geworden, fühlte ich jedoch die Nothwendigkeit, mich davon frei zu machen und glaube dies auch schon in meiner nächsten dramatischen Arbeit, dem „Faust", vollständig erreicht zu haben.

Schwenke hatte mit meiner Genehmigung schon längst einen Clavierauszug aus der Oper gemacht, der nun bei Böhm in Hamburg erschien und bald eine weite Verbreitung fand.

Von dem Concerte, welches ich im Verein mit meiner Frau und Hermstedt damals in Hamburg gab, erinnere ich mir nicht viel mehr, als daß Letzterer auch dort durch seine ausgebildete Virtuosität großes Aufsehen erregte. Eine deutlichere Erinnerung habe ich aber noch von einem Concerte in Altona, bei welchem wir, wie auch mehrere unserer Hamburger Freunde, mitwirkten und in welchem uns allerlei kleine Unfälle begegneten, die später Stoff zu vielen Neckereien gaben.

Dieses Concert war von einem reichen Altonaer Musikfreunde veranstaltet worden, der die Hamburger Mitwirkenden zu einem luxuriösen Essen einlud. Nachdem die Gesellschaft zwei Stunden getafelt und fleißig dem Champagner zugesprochen hatte, wurde sie so fröhlich und ausgelassen, daß Niemand mehr an das nun folgende Concert dachte. Der Schrecken war daher allgemein, als plötzlich ein Bote erschien und meldete, das zahlreich versammelte Publikum werde ungeduldig und verlange das Beginnen des Concertes. Man brach nun eiligst nach dem Concertsaale auf; doch war eigentlich Niemand mehr in der gehörigen Verfassung, um öffentlich auftreten zu können. Auffallend war dabei, daß die sonst Zagbaften nun die Muthigsten geworden waren. Das Altonaer Dilettanten-Orchester, dem die Hamburger Künstler als Kern und Stütze dienen sollten, war schon aufgestellt, und das Concert begann daher sogleich mit einer Ouvertüre von Romberg, die er selbst leitete. Er, dem man nicht mit Unrecht vorwarf, daß er die Tempi seiner Compositionen stets zu langsam nehme, übereilte das Allegro seiner Ouvertüre diesmal dermaßen,

daß die armen Dilettanten gar nicht mitkommen konnten. Es fehlte daher nicht viel, so wäre schon in der Ouvertüre umgeworfen worden. Nun folgten wir, meine Frau und ich, mit einer Sonate für Harfe und Violine, die wir, wie immer, ohne Noten vortragen wollten. Als wir schon saßen, und ich eben zu beginnen dachte, flüsterte mir meine Frau, die sonst die Besonnenheit selbst war, ängstlich zu: „Um des Himmelswillen, Louis, ich kann mich nicht besinnen, welche Sonate wir spielen wollen, und wie sie anfängt!" Ich sang ihr den Anfang heimlich in's Ohr und brachte sie so wieder zu der nöthigen Ruhe und Besonnenheit. Unser Spiel ging nun auch ohne Unfall zu Ende und erwarb uns großen Beifall. Nun sollte Madame Becker eine Arie singen und war auch bereits von Romberg auf die Orchester-Erhöhung geführt worden, als sie, zum großen Erstaunen des Publikums, plötzlich wieder davonlief und im Nebenzimmer verschwand. Voller Besorgniß, daß sie krank geworden, eilte ihr Dorette nach. Doch kehrten Beide bald zurück und ich erfuhr nun von meiner Frau, daß der Sängerin in Folge des Diner's der Athem gefehlt, und sie daher erst die Kleider habe lockern müssen.

Nun folgte Hermstedt mit einer schweren Composition von mir. Er, der sonst beim öffentlichen Auftreten mit der ängstlichsten Vorsicht zu Werke ging, hatte heute im tollen Uebermuth des Champagner-Rausches ein neues noch nicht erprobtes Blatt dem Mundstück seiner Clarinette aufgeschraubt und rühmte sich dessen auch noch gegen mich, als ich das Orchester bestieg. Mir ahnte gleich nichts Gutes. Das Solo meiner Composition begann mit einem lang ausgehaltenen Tone, den Hermstedt kaum hörbar ansetzte und nach und nach zu enormer Kraft anwachsen ließ, womit er stets große Sensation machte. Auch diesmal begann er so, und das Publikum hörte dem Anwachsen des Tones mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als er ihn aber zur höchsten Kraft steigern wollte, überschlug sich das Blatt und gab einen Mißton, ähnlich dem, wenn eine Gans aufschreit. Das Publikum lachte, und der

nun plötzlich nüchtern gewordene Virtuos wurde leichenblaß vor Schrecken. Doch faßte er sich bald und trug nun alles Uebrige in gewohnter Vollendung vor, so daß ihm am Schluß enthusiastischer Beifall nicht fehlte.

Am schlimmsten erging es aber dem armen Schwenke. Ihm hatte das Diner die Hosenschnalle gesprengt, ohne daß er es bemerkt hatte. Als er nun bei einem Potpourri mit Quartettbegleitung, das ich zum Schluß des Concertes spielte, zur Uebernahme der Violapartie auf die Erhöhung des Orchesters getreten war, fühlte er bald nach Beginn der Musik, daß ihm durch die Bewegung der Bogenführung das Beinkleid zu sinken begann. Viel zu gewissenhafter Musiker, um von seinen Noten etwas auszulassen, wartete er ganz ruhig die Pausen ab, um das Beinkleid wieder heraufzuziehen. Seine Noth blieb dem Publikum nicht lange verborgen und erregte große Heiterkeit. Als ihn nun aber am Ende des Potpourris eine Sechzehntel-Bewegung dermaßen schüttelte, daß das Sinken des Beinkleids bedenkliche Fortschritte machte und ans Unanständige zu streifen drohte, da konnte das Publikum sich nicht mehr halten und brach in allgemeines Kichern aus. So wurde durch diese Störung meines Solovortrags auch ich mit in die allgemeine Calamität des Tages hineingezogen.

Bei der Rückkehr nach Gotha fand ich einen Brief von Bischoff vor, in welchem diese mir mittheilte, er sei vom Gouverneur von Erfurt aufgefordert worden, dort im nächsten Sommer zur Feier des Napoleonstages, am 15. August, ein großes Musikfest zu veranstalten. Er sei auch bereits mit ihm über die Bedingungen einig geworden und bitte mich nun, die Leitung desselben zu übernehmen und für den ersten Tag ein neues Oratorium zu schreiben. Ich hatte mir längst gewünscht, mich auch einmal im Oratorienstyl versuchen zu können und ging gern auf diesen Vorschlag ein. Es war mir bereits von einem jungen Dichter in Erfurt der Text eines Oratoriums angetragen worden,

in welchem ich großartige Momente für Composition gefunden hatte. Es hieß: „Das jüngste Gericht".

Ich erlangte das Buch und machte mich sogleich an die Arbeit. Bald fühlte ich jedoch, daß es mir für den Oratorienstyl noch zu sehr an Gewandtheit im Contrapunkte und im Fugiren fehlte und unterbrach daher meine Arbeit, um erst die nöthigen Vorstudien dafür zu machen. Von einem meiner Schüler erbergte ich Marpurg's „Kunst der Fuge" und vertiefte mich sogleich in das eifrige unausgesetzte Studium dieses Werkes. Nachdem ich nach dieser Anleitung ein halbes Dutzend Fugen geschrieben hatte, von denen mir die letzteren ganz gut gerathen schienen, nahm ich die Composition meines Oratoriums wieder auf und vollendete es nun, ohne wieder davon abzulassen. Nach dem Verzeichnisse ist es im Januar 1812 begonnen und im Juni beendigt worden. Es würde daher zum Ausschreiben und Einüben desselben bis zur Aufführung an der nöthigen Zeit gefehlt haben, hätte ich nicht die beiden ersten Theile des Werkes schon früher, gleich nach ihrer Vollendung, an Bischoff eingesandt. Es konnten deshalb nicht nur die Chöre sorgfältig eingeübt werden, sondern ich fand auch die nöthige Zeit, um die Orchesterpartie mit meiner Kapelle, die wieder den Kern des großen Erfurter Orchesters bilden sollte, im voraus einzustudiren. So gelang es, trotzdem daß das Werk sehr schwer ist, nach einer einzigen gemeinschaftlichen Probe eine ziemlich gelungene Aufführung davon zu Stande zu bringen. Nur einer der Solosänger, der die Partie des Satanas sang, konnte nicht genügen. Ich hatte diese durch starke Instrumente gedeckte Partie auf Anrathen Bischoff's einem Dorfschulmeister bei Gotha übertragen, der in der ganzen Umgegend wegen seiner kolossalen Baßstimme berühmt war. An Kraft der Stimme, um ein ganzes Orchester zu überschreien, fehlte es ihm allerdings nicht, wohl aber an Schule und Musik, um die genannte Partie befriedigend vortragen zu können. Ich studirte sie ihm selbst ein und gab mir große Mühe, ihn ein wenig zuzustutzen, doch ohne großen Erfolg. Denn als es zum

Treffen kam, hatte er alle Lehren und Ermahnungen völlig vergessen und legte mit seiner barbarischen Stimme dermaßen los, daß er die Zuhörer zuerst in Schrecken versetzte und dann zum Lachen reizte. Bei dem Uebertreiben seiner Stimme intonirte er überdies fast immer zu hoch und verdarb so noch mehrere der effektvollsten Momente des Oratoriums. Ich litt unendlich dabei, und die Freude an meinem Werke wurde mir sehr verbittert. Doch gefiel es demungeachtet allgemein und wurde in dem ausführlichen Berichte über das Musikfest in einem Thüringer Blatte höchst günstig beurtheilt. Eine andere Kritik, die in einem süddeutschen, wenn ich nicht irre, Frankfurter Blatte erschien, hatte aber Vieles an dem Werke auszusetzen und war überhaupt in einem bittern, gehässigen Tone geschrieben. Ich hatte viele Jahre den Hofrath André in Offenbach im Verdacht, diese boshafte Kritik geschrieben zu haben, da er in Gesellschaft zweier seiner Schüler, Arnold und Aloys Schmidt, dem Musikfeste beiwohnte. Was mich, trotzdem daß sich André mündlich beifällig über das Werk gegen mich geäußert hatte, auf diesen Verdacht führte, ist mir nicht mehr erinnerlich; André hat mir jedoch in späteren Jahren, als ich ihn darüber befragte, versichert, nicht der Verfasser zu sein. Ich selbst hielt das Werk damals nicht nur für das Beste, was ich bis dahin geschrieben hatte, sondern meinte auch, niemals etwas Schöneres gehört zu haben. Noch jetzt habe ich für einige Chöre und Fugen, sowie für die Partie des Satanas, eine solche Vorliebe, daß ich sie fast für das Großartigste erklären möchte, was ich je zu Stande gebracht habe. Ein Anderes ist es aber mit den übrigen Sätzen, besonders mit den Solopartien von Jesus und Maria. Diese sind ganz in dem damaligen Cantatenstyl geschrieben und mit Bravoursätzen und Coloraturen überladen. Ich fühlte auch bald nachher das Ungehörige dieses Styles und faßte in späteren Jahren wiederholt den Vorsatz, diese Solopartien umzuschreiben. Wenn ich aber damit beginnen wollte, schien es mir doch, als könne ich mich nicht mehr hineinfinden, und so

unterblieb es. Das Werk, so wie es war, zu veröffentlichen, konnte ich mich nicht entschließen. So ist es denn in späteren Jahren völlig unbenutzt liegen geblieben.

Da die erwähnte Feier des Napoleons-Tages kurz vor dem russischen Feldzuge die letzte war, die in Erfurt, sowie überhaupt in Deutschland stattfand, so hat man es ominös finden wollen, daß der Hauptbestandtheil desselben „das jüngste Gericht" war.

*

Im Herbst 1812 erbat ich für mich und meine Frau wieder Urlaub zu einer Kunstreise, der auch nach einigem Widerstreben von Seiten der Herzogin bewilligt wurde. Wir nahmen diesmal die Richtung nach Wien, als die vom Krieg und Truppendurchzügen am wenigsten beunruhigte. Unser erster Aufenthalt war zu Leipzig, wo wir in einem Concerte Hermstedt's mitwirkten und wo ich darauf mein neues Oratorium aufführte. Ueber jenes berichtet die Musikalische Zeitung folgendermaßen:

„Das Concert des Herrn Hermstedt war schon von Seiten der aufgeführten Compositionen eines der ausgezeichnetsten, die man hören kann. Bis auf die Ouvertüre von Mozart und die Scene von Righini waren alle Stücke vom Concertmeister Spohr und, das Clarinetten-Concert abgerechnet, ganz neu geschrieben. Dies Concert, das erste aus C moll und als Composition an sich wohl das vortrefflichste aller Concerte für dieses Instrument, wurde auch diesmal mit großem Vergnügen gehört. Eine große Sonate für Violine und Harfe, gespielt von Herrn Spohr und seiner Gattin, deren erster Satz in Erfindung und Ausarbeitung meisterhaft genannt werden muß, deren zweiter in einem allerliebsten Potpourri aus glücklich zusammengestellten und sehr gefällig behandelten Melodien der „Zauberflöte" besteht, — dieses sowie jedes der übrigen Stücke wurde mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Wir hörten aber noch ein Violinconcert*),

*) Es wird das sechste, Op. 28, gewesen sein.

gespielt von Herrn Spohr, und ein Potpourri für die Clarinette mit Orchester. In jenem hat uns das erste Allegro, was Composition und Vortrag anlangt, am wenigsten gefallen wollen. Es schien uns hin und wieder verkünstelt und überladen, auch für seinen Gehalt zu lang; der Vortrag des Virtuosen aber nicht überall klar und deutlich genug. Allein das Adagio gehört in Composition und Vortrag unter das Schönste, was wir je auf diesem Instrumente gehört haben und wir dürfen sagen unter das Allerschönste, was je von einem Virtuosen geleistet worden ist."

Auch über das Oratorium wurde im Ganzen günstig berichtet. Es enthalte „der originellen, einnehmenden, zum Theil wirklich hinreißenden, aber auch einander so sehr drängenden, so schnell verdrängenden Details sehr viele." Jeder Zuhörer — möge er mit Spohr in seinen Ansichten vom Oratorium übereinstimmen oder nicht, möge er namentlich die Weise desselben, fast alle Gattungen der Behandlung und des Styles zu vermischen oder vielmehr sie im Wechsel auftreten zu lassen, billigen oder nicht — jeder Zuhörer werde dies Werk nicht ohne lebhafte Theilnahme und mehrere der Hauptpartien nicht ohne Bewunderung und wahre Freude hören können.

In Dresden scheine ich mich auf dieser Reise, nach einem Berichte der Musikalischen Zeitung vom 8. November, nicht aufgehalten zu haben. In Prag aber gab ich schon am 12. November ein Concert und führte dann acht Tage später im Theater mein Oratorium auf. Ueber ersteres findet sich in der Musikalischen Zeitung ein sehr lebender Bericht. Namentlich wird die „entzückende Einheit" des Vortrags, woraus „die vollkommenste harmonische Vermählung des vortrefflichen Künstlerpaares deutlich zu erkennen gewesen sei", hervorgehoben.

Von der Aufführung des Oratoriums erinnere ich mir nur noch, daß Fräulein Müller, später Madame Grünbaum, entzückend schön darin sang und daß das Werk vom Publikum sehr gut aufgenommen wurde.

Ich eilte nun dem Hauptziel meiner Reise entgegen. Wien war damals unbestritten die Hauptstadt der musikalischen Welt. Die beiden größten Componisten und Reformatoren des Kunstgeschmackes, Haydn und Mozart, hatten dort gelebt und ihre Meisterwerke geschaffen. Noch lebte die Generation, die sie entstehen sah und an ihnen ihren Kunstgeschmack herangebildet hatte. Der würdige Nachfolger dieser Kunstheroen, Beethoven, weilte noch daselbst und befand sich eben im Glanzpunkte seines Ruhmes und der Kraft seines Schaffens. In Wien wurde daher bei Kunstleistungen stets der höchste Maßstab angelegt, und dort gefallen, — hieß sich als Meister bewähren.

Ich fühlte mein Herz klopfen, als wir über die Donaubrücke fuhren und ich an mein bevorstehendes Debüt dachte. Meine Befangenheit wurde noch durch den Gedanken gesteigert, daß ich mit dem größten Geiger der Zeit würde wetteifern müssen; denn in Prag hatte ich erfahren, daß Rode eben aus Rußland zurückgekehrt sei und in Wien erwartet werde. Lebhaft gedachte ich noch des überwältigenden Eindrucks, den Rode's Spiel vor zehn Jahren in Braunschweig auf mich gemacht hatte, und wie ich Jahre lang bemüht gewesen war, dessen Methode und Vortragsweise mir anzueignen. Ich war daher im höchsten Grade gespannt, ihn nun wieder zu hören, um hiernach meine eigenen Fortschritte bemessen zu können. Meine erste Frage, als ich aus dem Wagen stieg, war deshalb auch, ob Rode schon angekommen sei und bereits ein Concert angekündigt habe. Man verneinte dies, setzte aber hinzu, er werde schon seit längerer Zeit erwartet.

Es lag mir nun sehr daran, noch vor Rode gehört zu werden, und ich beeilte daher so viel als möglich mein Concert. Es gelang mir auch, zuerst aufzutreten; doch war Rode schon angekommen und wohnte dem Concert bei. Zu meinem Erstaunen fühlte ich mich dadurch weniger geängstigt, als begeistert und spielte so gut, als ich es vermochte. Die Musikalische Zeitung berichtete über mein Auftreten bei „gedrängt vollem Hause" wie folgt:

„Am 17. December hatten wir das Vergnügen, Herrn Louis Spohr und seine Gattin in einem Concert zu bewundern. Referent unterschreibt gern die über dies brave Künstlerpaar in Ihrer musikalischen Zeitung gefällten Urtheile und kann nur hinzusetzen, daß auch hier ihr meisterhaftes Spiel allgemein entzückte. Herr Spohr spielte ein Violinconcert mit spanischem Rondo, und am Schlusse einen Potpourri, beides von seiner Composition; mit seiner Frau aber eine von ihm gesetzte Sonate für Pedalharfe und Violine. Die Composition sowohl des Concertes, als dieser Sonate, war bedeutend, und zeichnete sich nicht wenig vor den wässerigen, zusammengesteppelten Producten aus, womit viele ausübende Tonkünstler, ohne Talent und ohne Beruf zur Composition, hier auftreten."

Auf den Rath wohlwollender Freunde verzichtete ich darauf, mein Oratorium auf eigene Rechnung zu geben, wie ich anfangs in einem zweiten Concerte beabsichtigte, weil bei den bedeutenden Kosten, die ein großes Orchester und ein zahlreicher Chor noch über die gewöhnlichen Concertkosten verursachen mußten, nicht zu hoffen stand, daß etwas gewonnen werden könne. Da ich jedoch dieses Werk, welches ich noch immer für eines der großartigsten seiner Gattung hielt, gern auch in Wien zu Gehör bringen wollte, so trug ich es der musikalischen Wittwen und Waisengesellschaft zu einer Aufführung für ihren Fond an, und stellte nur die Bedingung, daß diese Aufführung eine stark besetzte und von den vorzüglichsten Sängern und Instrumentalisten Wiens unterstützte sein müsse. Die Gesellschaft kam diesem Verlangen auch vollständig nach, indem sie ein Personal von dreihundert Mitwirkenden aus den besten Künstlern der Stadt zusammenbrachte. Das Werk wurde in zwei großen Proben sorgfältig eingeübt und ging bei der Aufführung so gut, wie ich es noch nicht gehört hatte. Ich begeisterte mich von neuem für meine Schöpfung, und mit mir auch viele der mitwirkenden Musiker, unter diesen besonders der Orchesterdirektor des Theaters an der Wien, Herr Clement. Dieser hatte sich

in das Werk so hineingehört, daß er mir am folgenden Tage nach der Aufführung mehrere große Nummern, Note für Note, mit allen Harmoniefolgen und Orchesterfiguren auf dem Piano vorspielen konnte, ohne je die Partitur gesehen zu haben. Clement besaß aber auch ein musikalisches Gedächtniß, wie vielleicht nie ein anderer Künstler. Man erzählte sich damals in Wien, daß er „die Schöpfung" von Haydn, nachdem er sie mehreremale gehört hatte, so auswendig wußte, daß er mit Hülfe des Textbuches einen vollständigen Clavierauszug davon machen konnte. Diesen brachte er dem alten Haydn zur Ansicht, der nicht wenig darüber erschrocken war, weil er im ersten Augenblick glaubte, man habe ihm seine Partitur entwendet oder heimlich kopirt. Er fand bei näherer Ansicht den Clavierauszug so getreu, daß er ihn, nachdem Clement noch eine Durchsicht nach der Partitur vorgenommen hatte, zur Herausgabe adoptirte.

Bevor mein Oratorium zur Aufführung kam, hatte ich noch einen Strauß mit der Censur, wodurch das ganze Unternehmen beinahe gescheitert wäre. Man wollte die Namen von Maria und Jesus in dem Personen-Verzeichnisse des Textbuches und als Ueberschrift über das, was sie zu sagen haben, nicht dulden. Nur mit dieser Auslassung wurde, nach langen Verhandlungen, endlich der Druck des Textes genehmigt. Ich konnte mir diese Aenderung gefallen lassen, weil aus dem Inhalte leicht zu entnehmen war, wer die betreffende Person sei.

So sehr nun auch das Werk den Musikern gefiel und ihre Achtung vor meinem Compositions-Talente steigerte, so war die Aufnahme beim Publikum doch bei weitem nicht so glänzend, als die, welche mein Spiel und meine Concert-Compositionen gefunden hatten. Zwar fehlte es auch diesmal nicht an Beifallsbezeugungen, die Theilnahme war aber nicht so allgemein, um zur zweiten Aufführung, die drei Tage später stattfand, wieder ein zahlreiches Auditorium herbeizuziehen. Diese zweite Aufführung in Wien war die letzte, welche das Werk erlebt hat; denn in späteren

Jahren sah ich die Schwächen und Mängel desselben zu gut ein, als daß ich es hätte über mich gewinnen können, es nochmals öffentlich vorzuführen.

Ueber die erste Wiener Aufführung am 21. Januar hat die musikalische Zeitung ziemlich eingehend berichtet.

Der Hofkapellmeister Salieri hatte die Leitung des Ganzen, Herr Umlauf den Platz am Clavier und ich selbst die Direktion der Violinen übernommen. Die Hauptpartien sangen: Demoiselle Klieber, Madame Auenheim, Demoiselle Flamm und die Herren Anders, Wild und Pfeiffer. „Es ist schwer," sagt der Bericht, „hier in Wien mit der Composition eines Oratoriums aufzutreten, damit Aufsehen zu erregen oder dem Werke bleibende Dauer zu verschaffen — hier, wo so große gediegene Meisterwerke dieser Art zuerst ans Tageslicht getreten, Jedermann bekannt werden sind und ihrem Schöpfer bei der musikalischen Welt bleibenden Ruhm verschafft haben. Schon Herr Eibler versuchte es, die „vier letzten Dinge" ... in Musik zu setzen. Doch wurde sein Werk nur zweimal öffentlich aufgeführt, weil es ihm an einem durchaus gleichen und originellen Styl fehlte und dasselbe die Parallele mit den Werken des großen Vorgängers in dieser Gattung nicht halten konnte. Auch von Herrn Spohrs „jüngstem Gericht" dürfte dasselbe gesagt werden, obgleich der Componist dieses Werkes vorzüglich im strengen Satz entschieden noch mehr leistete, als der Verfasser der „vier letzten Dinge". Alle im strengen Styl gehaltenen Chöre und Fugen, gegen die man wohl nur in Nebendingen etwas aussetzen kann, haben wahren Kunstwerth, sind mit großem Fleiß bearbeitet und wurden auch allgemein laut und mit Enthusiasmus gewürdigt. Die Arien, Duetten und einzelnen Gesangstellen weichen aber zu sehr von dem ächten Style des Oratoriums ab, sind durchaus im Texte zu oft wiederholt und neigen sich mehr oder weniger zum italienischen Opernstyle. Einige gar zu auffallende Reminiscenzen aus der „Schöpfung" und vorzüglich aus der „Zauberflöte" vermindern den Werth

des Werkes in Hinsicht der Originalität. Der Chor der Teufel am Ende des ersten Theils würde in einem Ballette anschaulich dargestellt an seinem Platze sein. Herr August Arnold, Verfasser des Textes, hat freilich auch kein Stück Arbeit geliefert, das dem Componisten zur musikalischen Bearbeitung genügen konnte. ... Der Saal war kaum zur Hälfte voll. Am 24. wurde dies Oratorium wiederholt vor kaum zweihundert Zuhörern. Ein Werk dieser Art sollte aber auch in einer so lebenslustigen Stadt nicht in der Carnevalszeit aufgeführt werden!" —

Vierzehn Tage nach meinem ersten Auftreten kam denn auch Rode's Concert an die Reihe. Er hatte, gestützt auf seinen europäischen Ruf, das größte Concertlokal Wiens, den großen Redoutensaal, gewählt und fand ihn auch ganz gefüllt. Ich erwartete in fast fieberhafter Aufregung den Beginn von Rode's Spiel, welches mir vor zehn Jahren als höchstes Vorbild gegolten hatte. Doch schon nach dem ersten Solo schien es mir, als sei Rode in dieser Zeit zurückgeschritten. Ich fand jetzt sein Spiel kalt und manierirt, vermißte die frühere Kühnheit in Besiegung großer Schwierigkeiten und fühlte mich besonders unbefriedigt vom Vortrage des Cantabile. Auch die Composition des neuen Concertes schien mir weit hinter der des siebenten in A-moll zurückzustehen. Bei dem Vortrage der E-dur-Variationen, die ich schon vor zehn Jahren von Rode gehört hatte, überzeugte ich mich vollends, daß dieser an technischer Sicherheit viel eingebüßt habe; denn nicht nur hatte er sich mehrere der schwierigsten Stellen vereinfacht, er trug auch diese erleichterten Passagen noch zaghaft und unsicher vor. Auch das Publikum schien unbefriedigt; wenigstens wußte er es nicht bis zum Enthusiasmus zu erwärmen. Der Berichterstatter der Musikalischen Zeitung sagt ebenfalls, daß Rode die Erwartung des Publikums „nicht ganz" befriedigt habe. „Sein Bogenstrich", fährt der Bericht fort, „ist lang, groß und kräftig, sein Ton voll und stark — ja fast zu stark, schneidend, er hat eine richtige, reine Intonation und ist in Sprüngen

bis in die entfernteste Höhe sicher; seine Doppelgriffe, obgleich dieselben nur sparsam vorkommen, sind gut und er überwindet im Allegro mit Leichtigkeit große Schwierigkeiten: dagegen mangelt ihm das, was alle Herzen elektrisirt und hinreißt — Feuer und jene Annehmlichkeit, die sich weiter nicht beschreiben läßt, jener Zauber, der Alles entzückt und begeistert. Im Adagio war das Scharfschneidende seines Tones noch fühlbarer, als im Allegro; er ließ daher kalt. Auch die Composition wollte nicht recht Eingang finden; man fand sie gesucht und manierirt. Vielleicht mag die Größe des großen Redoutensaales Herrn Rode verleitet haben, den Ton so scharf herauszuheben, daß darüber die Annehmlichkeit verloren ging."

Acht Tage nach Rode's Concert gab ich im kleinen Redoutensaal mein zweites. Die Musikalische Zeitung sagt darüber: „Spohr bekundete sich ganz als großer Meister des Violinspiels. Er spielte von seiner Composition ein neues Violinconcert aus A-dur (als zehntes gestochen), welchem eine Einleitung aus A-moll feierlich und langsam voranging. Das Adagio war aus D-dur. Ein allerliebstes Rondo endigte. Spohr ist unstreitig im Angenehmen und Zarten die Nachtigall unter allen jetzt lebenden, wenigstens uns bekannten Violinspielern. Es ist kaum möglich, ein Adagio mit mehr Zartheit und doch so deutlich, verbunden mit dem geläutertsten Geschmacke vorzutragen; dabei überwindet er im geschwinden Zeitmaße sehr schwere Passagen und die größtmöglichste Spannung mit einer unglaublichen Leichtigkeit, wozu ihm freilich die Größe seiner Hand wohl zu statten kommt. Er erhielt heute abermals allgemeinen und ungetheilten Beifall und wurde wiederholt hervorgerufen, welche Ehre im Concerte — so viel wir uns erinnern — nur Herrn Polledro widerfuhr. Mit seiner Frau spielte Herr Spohr ein Allegro, welches sie mit viel Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck auf der Harfe vortrug. Es dünkt uns, von allen uns bekannten Virtuosinnen auf diesem Instrumente besitze keine so viel Schule und

so viel inniges Gefühl im Ausdrucke, als Madame Spohr; dafür aber möchte Demoiselle Longhi mehr Kraft und Demoiselle Simonin-Pollet mehr Gleichheit im Spiele haben."

Ueber Rode's zweites Concert enthält die Musikalische Zeitung die Nachricht, daß er „bei sehr besuchtem Saale ungleich mehr Beifall gefunden, als neulich; im Cantabile aber auch diesmal den Erwartungen des Publikums nicht genugsam entsprochen habe."

Am 28. Januar spielte ich mit Seidler aus Berlin in dessen Concert und trug, wie ein Bericht sagt, „den Preis davon, obgleich das Spiel des Herrn Seidler lebenswerth war".

Ich konnte daher mit der Aufnahme, die ich als Künstler in Wien gefunden hatte, vollkommen zufrieden sein; denn auch die einheimischen Blätter erkannten mir den Preis zu. In Privatgesellschaften, wo ich in der Regel nicht nur die genannten Geiger, sondern auch den ausgezeichnetsten der einheimischen, Herrn Mayseder, antraf und mit allen diesen zu wetteifern hatte, wurde meinen Vorträgen ebenfalls besondere Anerkennung und Aufmerksamkeit geschenkt. Es gab dann immer erst einen Streit, wer beginnen sollte, denn Jeder wollte der Letzte sein, um seine Vorgänger zu verdunkeln. Ich aber, der überhaupt viel lieber ein gediegenes Quartett, als ein Solostück vortrug, weigerte mich niemals, den Anfang zu machen und wußte durch meine mir eigenthümliche Auffassungs- und Vortragsweise der klassischen Quartetten auch stets die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gesellschaft zu gewinnen. Hatten dann die Anderen ein Jeder sein Paradepferd vorgeritten und bemerkte ich nun, daß die Gesellschaft mehr Sinn für dergleichen als für klassische Musik hatte, so holte ich zum Schlusse noch einen meiner schweren und brillanten Potpourri's herbei und wußte dann in der Regel auch die Bravour im Vortrage meiner Vorgänger noch zu überbieten.

Bei diesen häufigen Gelegenheiten, Rode zu hören, überzeugte ich mich immer mehr, daß dieser der vollkommene Geiger

der früheren Zeit nicht mehr war. Durch die ewige Wiederholung derselben und immer derselben Compositionen, hatte sich in den Vortrag nach und nach eine Manier eingeschlichen, die nun nahe an Karrikatur grenzte. Ich hatte die Unverschämtheit, ihm dies anzudeuten, indem ich ihn fragte, ob er sich denn gar nicht mehr erinnere, wie er seine Compositionen vor zehn Jahren gespielt habe. Ja, ich steigerte meine Impertinenz so weit, daß ich die Variationen in G-dur auflegte und ihm sagte, ich wolle sie ihm genau in der Weise vortragen, wie ich sie vor zehn Jahren so oft von ihm gehört hätte. Nach beendetem Spiel brach die Gesellschaft in großen Jubel aus, und so mußte mir denn auch Rode Schicklichkeitshalber ein Bravo zurufen; doch sah man deutlich, daß er sich durch meine Indelikatesse verletzt fühlte. Und das mit vollem Recht. Ich schämte mich bald derselben und erwähne des Vorfalles jetzt nur, um zu zeigen, wie sehr ich mich damals als Geiger fühlte.

In hohem Grade mit Wien zufrieden, dachte ich nun an meine Weiterreise, als mir ganz unerwartet vom Grafen Palffy, dem damaligen Besitzer des Theaters an der Wien, der Antrag zu einem Engagement bei demselben auf drei Jahre als Kapellmeister und Orchesterdirekter gemacht wurde. Da ich mich nicht entschließen konnte, meine und meiner Frau Anstellung auf Lebenszeit aufzugeben, lehnte ich es anfangs entschieden ab. Als mir aber Herr Treitschke, der den Unterhändler machte, mehr denn dreimal so viel Gehalt, als ich bisher gemeinschaftlich mit meiner Frau in Gotha bezogen hatte, antrug; als er mir erzählte, das Theater an der Wien werde bald das erste Deutschlands sein, da es dem Grafen gelungen sei, die vorzüglichsten jetzt lebenden Sänger dafür zu gewinnen und er nun die Bildung des Orchesters aus den vorzüglichsten Künstlern Wiens mir zu übertragen gedenke; als er mir ferner vorstellte, ich werde bei einem so vortrefflichen Theater die herrlichste Gelegenheit finden, mich auch als dramatischer Componist auszubilden und auszuzeichnen: da

konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen, erbat mir eine Frist, um mich mit meiner Frau zu benehmen und versprach, in einigen Tagen entscheidende Antwort zu sagen.

Bei dem großen Gehalte, der mir geboten und welcher den der beiden Hofkapellmeister Salieri und Weigl bedeutend überstieg, durfte ich hoffen, ein Drittheil, vielleicht die Hälfte davon zurücklegen zu können. Ferner konnte ich bei dem Ansehen, das ich mir als Künstler in Wien erworben hatte, mit Zuversicht darauf rechnen, durch Concerte, Composition und Unterrichtgeben noch ein Bedeutendes außerdem zu verdienen. Mithin war ich auch für den Fall, daß die gebotene Stellung nach drei Jahren aufhören sollte, für die nächste Zukunft gesichert und konnte dann einen von frühester Jugend an gehegten Lieblingsplan, nämlich den einer Reise nach Italien, in Gesellschaft von Frau und Kindern zur Ausführung bringen.

Mehr jedoch noch als Alles dieses bestimmte mich die mit erneuerter Kraft erwachte Lust, für das Theater zu schreiben, die Vorschläge des Grafen anzunehmen. So wurde denn, nachdem auch Dorette ihre Zustimmung, wiewohl mit Kummer über die nun nothwendige Trennung von Mutter und Geschwistern, gegeben hatte, der schriftliche Vertrag unter Zuziehung eines befreundeten Notars abgeschlossen und unterzeichnet. Ich verpflichtete mich, als Orchesterdirektor bei allen großen Opern vorzuspielen, die Violinsoli in Opern und Balletten zu übernehmen und als Kapellmeister aus der Partitur zu dirigiren, wenn der andere daran verhindert sein sollte. Von kleineren Opern, Balletten und Schauspiel-Musiken war ich befreit. Ich trat nun zunächst in Verbindung mit dem Grafen Palffy und meinem neuen Collegen, dem Kapellmeister von Seyfried, um die Umgestaltung des Orchesters zu bewirken. Der Graf war in Bestimmung der Gehalte nicht knauserig; es gelang deshalb sehr bald, die begabtesten jungen Künstler für dasselbe zu gewinnen und ein Ensemble herzustellen, welches mein Orchester nicht nur

zu den besten in Wien, sondern auch zu einem der vorzüglichsten von ganz Deutschland erhob.

Unter den neu angestellten Mitgliedern befand sich auch mein Bruder Ferdinand, sowie einer der begabtesten meiner anderen Schüler, Moritz Hauptmann aus Dresden. Dieser war eben in Wien angekommen und wünschte sich dort zu fixiren. Mein Bruder aber trat erst im Frühjahre ein.

Ich hatte mir einen vierwöchigen Urlaub für den nächsten Frühling ausbedungen, um meine Angelegenheiten in Gotha zu ordnen und meine Kinder abzuholen. Vorher aber mußte ich mir noch eine Wohnung einrichten, um nach meiner Rückkehr eine eigene Haushaltung beginnen zu können. Dabei ereignete sich ein Vorfall, der nicht nur auf dieses Geschäft, sondern auch auf meine künstlerischen Arbeiten in Wien großen Einfluß hatte. Es war nämlich kaum in der Stadt bekannt geworden, daß ich dort bleiben werde, als eines Morgens ein angesehener Fremder bei mir eintrat, der sich als Herrn von Tost, Fabrikbesitzer und leidenschaftlichen Musikfreund, vorstellte und die Zudringlichkeit seines Besuches damit entschuldigte, daß er mir einen Antrag zu machen habe. Nachdem er Platz genommen, und ich mich ihm erwartungsvoll gegenübergesetzt hatte, erging er sich erst in Lobeserhebungen über mein Compositions-Talent und sprach dann den Wunsch aus, daß ich ihm Alles, was ich in Wien schreiben werde und etwa schon geschrieben habe, gegen ein angemessenes Honorar auf drei Jahre als Eigenthum überlassen möge, doch so, daß ich ihm die Original-Partituren überliefere und selbst keine Abschrift davon behalte. Nach drei Jahren wolle er die Handschriften zurückgeben, und ich könne sie dann veröffentlichen oder verkaufen. Nachdem ich einen Augenblick über diesen sonderbaren und räthselhaften Antrag nachgedacht hatte, warf ich zuerst die Frage auf, ob denn die Werke in diesen drei Jahren gar nicht zur Aufführung kommen sollten? Worauf Herr von Tost erwiederte: „O ja, so oft wie möglich, doch jedesmal von mir dazu hergeliehen

und nur in meiner Gegenwart." Er wolle, setzte er noch hinzu, mir die Gattung der Compositionen nicht verschreiben; doch wünsche er vorzugsweise solche, die sich in Privatzirkeln aufführen ließen, also Quartetten und Quintetten für Streich-Instrumente und Sextette, Oktette und Nonette für Streich- und Blas-Instrumente. Ich möge mir seinen Vorschlag überlegen und das Honorar für jede Compositions-Gattung bestimmen. Darauf übergab er mir seine Karte und empfahl sich.

Meine Frau und ich versuchten vergebens, zu ergründen, was Herr von Tost mit seinem Antrag bezwecke, und ich beschloß daher, ihn geradezu darüber zu befragen. Vorher zog ich Erkundigungen über ihn ein und erfuhr, daß er ein reicher Mann sei, bei Znaim bedeutende Tuchfabriken besitze, Musik leidenschaftlich liebe und kein öffentliches Concert versäume. Dies klang ganz beruhigend, und ich beschloß, auf den Antrag einzugehen. Als Honorar für das dreijährige Abtreten meiner Handschriften setzte ich für ein Quartett dreißig, für ein Quintett fünfunddreißig Dukaten und so verhältnißmäßig mehr für die übrigen Kunstgattungen an. Als ich nun zu wissen wünschte, was Herr von Tost während der drei Jahre mit den Werken anzufangen gedenke, wollte er anfangs nicht mit der Sprache heraus und meinte, dies könne mir gleichgültig sein, sobald er sich schriftlich anheischig mache, meine Compositionen nicht zu veröffentlichen; als er jedoch bemerkte, daß ich noch immer nicht beruhigt war, setzte er hinzu: „Ich beabsichtige zweierlei. Erstlich will ich zu den Musikpartien, in welchen Sie Ihre Compositionen vortragen werden, eingeladen sein, deshalb muß ich diese in meinem Verschlusse haben; und zweitens hoffe ich auf Geschäftsreisen im Besitze solcher Kunstschätze ausgebreitete Bekanntschaften unter den Musikfreunden zu machen, die mir dann für mein Fabrikgeschäft wieder von Nutzen sein werden."

Wenn mir auch die Spekulation des Herrn von Tost nicht recht einleuchten wollte, so mußte ich mir doch sagen, daß dieser jedenfalls eine hohe Idee von dem Werthe meiner Compositionen

habe. Dies bestach mich sehr und ließ keine weiteren Bedenklichkeiten aufkommen. Da nun auch Herr von Tost gegen die angesetzten Honorare und die Bestimmung, daß sie bei Ablieferung der Manuscripte auszuzahlen seien, nichts einzuwenden hatte, so wurde das Geschäft sogleich schriftlich abgeschlossen.

Ich hatte bereits ein Manuscript mit nach Wien gebracht, ein Solo-Quartett für Violine, welches ich auf der Reise vollendet hatte. Mit der Composition eines zweiten war ich eben beschäftigt. Dieses beschloß ich noch vor der Abreise nach Gotha fertig zu machen und dann beide an Herrn von Tost abzugeben.

Unterdessen war es mir geglückt, ganz in der Nähe des Theaters an der Wien eine passende Wohnung, die Bel-Etage in dem Hause eines Tischlers, zu finden. Da sie etwas verwohnt war, so ließ ich dieselbe neu malen und aufputzen und war nun im Begriff, sie auch zu möbliren. Ich lieferte daher meine beiden Quartetten an Herrn von Tost und erbat mir das Honorar von sechszig Dukaten, dabei bemerkend, daß ich des Geldes zu meiner häuslichen Einrichtung bedürfe. „Die werde ich Ihnen vollständig liefern," entgegnete er, „und zwar viel wohlfeiler, als wenn Sie selbst einkaufen; denn ich stehe mit allen Leuten, mit denen Sie zu thun haben werden, in Geschäftsverbindung und kann daher billigere Preise erwirken, als Sie. Auch finde ich dabei Gelegenheit, noch alte Schuldenreste einzuziehen. Nennen Sie mir daher einen Tag, wo ich Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin abholen kann, um gemeinschaftlich alles Nöthige auszusuchen."

So geschah es. Zuerst fuhren wir in die neue Wohnung, wo Herr von Tost mit großer Sachkenntniß ein Verzeichniß der nöthigen Gegenstände entwarf. Dann ging es von einem Gewölbe und Magazine zum anderen und meine Frau und ich hatten nur immer abzuwehren, daß er nicht zu viel und nicht immer gerade das Reichste und Prächtigste auswählte. Doch konnten wir es nicht hindern, daß für die Putzstube Möbeln von Mahagoni mit Seide überzogen und Vorhänge von gleichem Stoffe, und für

die Küche eine Masse von Tafel- und Küchengeschirr angeschafft wurden, wie sie besser für einen Kapitalisten, als einen anspruchslosen Künstler gepaßt hätten. Vergebens stellte Dorette vor, wir würden keine Gastereien geben und bedürften daher eine solche Menge von Geschirr nicht. Er ließ sich nicht irre machen und als ich die Befürchtung aussprach, die Einrichtung werde für meine Verhältnisse zu viel kosten, erwiederte er: „Sein Sie unbesorgt, es wird Ihnen nicht zu viel kosten; auch werde ich keine Baarzahlung verlangen. Sie können nach und nach Alles mit Ihren Manuscripten ausgleichen."

Dagegen ließ sich weiter nichts erinnern und so sahen wir uns im Besitze einer so glänzenden und zugleich geschmackvollen Einrichtung, wie sie gewiß keine andere Künstler-Familie der Stadt aufzuweisen hatte.

Ich ordnete nun Alles zu meiner Abreise. Meine Frau wurde von einer Dame ihrer Bekanntschaft, der Schwester des Advokaten Zizius, eines großen Musikfreundes, in dessen Hause wir oft musicirt hatten, eingeladen, bei ihr während meiner Abwesenheit zu wohnen, so daß ich sie ohne Besorgniß zurücklassen konnte.

Ich hatte erfahren, daß ein Leipziger Kaufmann im Begriffe nach seiner Heimath im eigenen Wagen mit Extrapost zurückzukehren, einen Reisegefährten suche; ich eilte daher, mich ihm als solchen anzutragen und wurde auch sogleich über die Bedingungen mit ihm einig. Ich erinnere mich nicht mehr seines Namens, wohl aber, daß er ein gebildeter und theilnehmender Gesellschafter war, von dem ich im besten Vernehmen schied. Wir fuhren ohne Aufenthalt bis Prag, blieben aber dort einen vollen Tag, um uns wieder zu erholen. Ich verbrachte ihn sehr angenehm im Hause meines Freundes Kleinwächter. Von Prag aus mußten wir die große Straße über Dresden verlassen, weil sich dort die Heere der kriegführenden Mächte gegenüberstanden und die Elbebrücke nicht zu passiren war, da einige Bogen derselben durch die Fran-

zosen gesprengt waren. Wir mußten uns einen Weg über das Erzgebirge suchen, auf dem wir zwar auch Truppen-Abtheilungen antrafen, von denen wir aber weder angehalten, noch zurückgewiesen wurden. So kamen wir ohne weitere Abenteuer glücklich bis Chemnitz. Hier aber sollte ich etwas erleben, wodurch ich dermaßen in Schrecken versetzt wurde, daß ich darüber in Ohnmacht fiel, was mir, bei meinem kräftigen Körperbau, weder vorher noch nachher je wieder geschehen ist.

Wir kamen um die Mittagszeit in Chemnitz an, als sich im Hôtel so eben eine zahlreiche Gesellschaft zum Mittagsessen niedersetzte. Wir schlossen uns an und ich fand meinen Platz zwischen meinem Reisegefährten und der Wirthin des Hauses. Während diese die Suppe vorlegte, wollte ich mir nach dem Beispiele der übrigen Gäste von einem vor mir liegenden großen schwarzen Brode ein Stück abschneiden. Ich setzte das Messer an, welches aber nicht von der Stelle wollte, weil es, wie sich nachher zeigte, auf einen kleinen, in die Rinde des Brodes mit eingebackenen Stein gerathen war. Ich glaubte daher, das Messer sei stumpf und steigerte die Kraft des Druckes. Nun sprang es aber plötzlich ab, fuhr mir in die Kuppe des linken Zeigefingers und schnitt ein bedeutendes Stück Fleisch davon ab, welches auf den Teller vor mir niederfiel. Ein Blutstrom folgte. Dieser Anblick, oder vielmehr der Gedanke, daß es nun mit meinem Violinspiele zu Ende sei, und ich nicht mehr im Stande sein werde, mich und die Meinigen zu ernähren, erschreckte mich so, daß ich bewußtlos vom Stuhle sank. Als mir nach etwa zehn Minuten die Besinnung zurückkehrte, sah ich die ganze Gesellschaft in Aufruhr und um mich beschäftigt. Mein erster Blick fiel auf meinen Finger, den ich mit einem großen Stück englischen Pflasters, das die hülfreiche Wirthin herbeigeholt hatte, umwickelt fand. Es hatte sich fest in die durch den Schnitt entstandene Vertiefung hineingelegt, und ich konnte nun zu meiner Beruhigung sehen, daß nicht die ganze Fingerkuppe abgeschnitten war, wie ich im ersten Schrecken gefürchtet

hatte. Doch war fast die Hälfte derselben nebst einem großen Stück vom Nagel fort. Da ich fast gar keinen Schmerz empfand, so ließ ich den Verband unangerührt und suchte erst in Leipzig einen Wundarzt auf, der das Pflaster aber ebenfalls liegen ließ und nur sorgfältige Vermeidung aller unsanften Berührung des Fingers rieth.

So kam ich denn ziemlich getröstet bei den Meinigen in Gotha an. Den Hof fand ich sehr verstimmt über die beabsichtigte Uebersiedelung nach Wien; die Herzogin war so böse, daß ich große Mühe hatte, sie zu besänftigen, was mir um so schwerer fiel, da ich nicht einmal mehr, was sie so sehr gewünscht hatte, bei Hofe zum Abschiede spielen konnte. Auch meine Schwiegermutter war in hohem Grade betrübt. Ich beeilte mich daher, soviel als möglich, aus diesen unangenehmen Verhältnissen herauszukommen. Meinem alten Freunde Bärwolf hatte ich schon einige Wochen früher den Auftrag ertheilt, die Möbeln und Geräthe, die ich nicht mitzunehmen gedachte, unter der Hand zu verkaufen. Dies war nach Wunsch geglückt. Ich ließ daher das Zurückbehaltene, hauptsächlich Betten, Spiegel, Musikalien, Kleider, Wäsche u. dgl. einpacken und schickte es als Fracht nach Regensburg voraus. Acht Tage später folgte ich mit meinem Bruder Ferdinand, meinen beiden Kindern und einem jungen Mädchen, einer Waise, die meine Schwiegermutter aufgenommen und erzogen hatte und mir nun als Kindermädchen überließ.

Der Abschied von den Verwandten und dem lieben Gotha war ein sehr trüber; doch erheiterten wir uns, vom herrlichsten Reisewetter begünstigt, bald wieder, und ich ergötzte mich sehr an den naiven Bemerkungen der Kinder über die vielen, noch nie gesehenen Gegenstände. So kamen wir zwar sehr ermüdet, aber seelenvergnügt in Regensburg an. Dort verweilten wir einige Tage, während welcher ich Alles zur Donaufahrt nach Wien vorbereitete. Ich miethete um mäßigen Preis ein eigenes Schiff

und ließ meine bereits angelangten Frachtstücke darauf bringen. Die Betten wurden ausgepackt und zum Nachtlager unter dem Bretterhäuschen des Schiffes ausgebreitet. Die Koffer dienten als Sitzplätze. Da die Fahrt ohne anzuhalten, Tag und Nacht fortdauern sollte, so wurde auf vier bis fünf Tage Proviant eingekauft. Die Schiffsgesellschaft bestand außer mir und den Meinigen aus dem Schiffer, seiner Frau, welche die Küche besorgte, dem Schiffsknechte und drei Handwerksburschen, welchen ich freie Fahrt und Kost gab, wofür sie sich anheischig gemacht hatten, fleißig zu ruderen.

Es war im Mai zur Zeit des Vollmonds und der tiefblaue Himmel war über die reizenden Gegenden ausgebreitet. Der Frühling hatte so eben die ganze Natur in sein erstes saftiges Grün gekleidet und die Obstbäume standen noch in der prächtigsten Blüthe. Die buschigen Ufer des herrlichen Stromes waren von zahlreichen Nachtigallen bewohnt, die besonders während der stillen, hellen Nächte unaufhörlich schlugen. Es war eine Fahrt zum Entzücken, und ich habe mich fortwährend durch mein ganzes, langes Leben hindurch bestrebt, sie unter ähnlichen günstigen Umständen noch einmal machen zu können; doch leider vergeblich.

Als wir den berühmten Strudel und den Wirbel passirten, was zu jener Zeit noch nicht ganz gefahrlos geschehen konnte, wurde unser bis dahin sehr jovialer Schiffer plötzlich ernst und ermahnte die Ruderer eindringlich, seinen Anordnungen auf das Pünktlichste nachzukommen. In dem Augenblicke, als uns der reißende Strom ergriff, erblaßte er, die Frau warf sich auf die Knie und heulte mehr, als sie es sprach, ein Gebet an die heilige Jungfrau; auch selbst mir schien der Moment voll großer Gefahr zu sein. Ich ermahnte daher meinen Bruder, der wie ich ein geübter Schwimmer war, im Falle eines Unglücks mir bei Rettung der Kinder beizustehen. Doch kamen wir die abschüssige Stromschnelle glücklich hinab und wichen auch dem Wirbel, der

übrigens nur für ganz kleine Kähne gefahrdrohend ist, mit Erfolg aus.

Auf dem Felsen, der am Ende des Strudels mitten im Strome liegt und durch das Zurückwerfen der Fluthen den Wirbel erzeugt, wohnte damals ein alter Einsiedler, der von den Gaben der Vorbeireisenden lebte. Er fuhr in seinem kleinen Kahne zum großen Ergötzen der Kinder, die noch keinen Eremiten gesehen hatten, auch an unser Schiff heran und empfing die übliche Spende.

Am vierten Tage unserer Wasserfahrt kamen wir gegen Abend in Wien an und sahen schon von weitem Doretten in Gesellschaft ihrer Wirthe am Landungsplatze unserer harren. Das war ein beglückendes Wiedersehen! Noch an demselben Abende wurde das Gepäck in die neue Wohnung gebracht, die wir Tags darauf bezogen.

Meine Wunde war bei meiner Ankunft in Wien fast geheilt. Zu meinem Erstaunen und noch viel mehr zu dem der Wundärzte, denen ich davon erzählte, war unter dem englischen Pflaster, welches noch immer den Finger umhüllte, neues Fleisch an der Stelle des ausgeschnittenen gewachsen und hatte sich nach und nach bis zu dem früheren Umfange der Fingerkuppe ausgedehnt. Auch das fehlende Stück Nagel war wieder gewachsen, doch nur nothdürftig mit dem übrigen Nagel verbunden, so daß eine Vertiefung zurückgeblieben war, die noch jetzt sichtbar ist und den Umfang des damals Weggeschnittenen deutlich erkennen läßt. Mit Hülfe eines Ueberzuges von Leder konnte ich meinen Finger wieder gebrauchen und wenn auch nicht gleich Solo spielen, doch meinen Dienst im Orchester beginnen.

Ich führte nun ein sehr thätiges, im Genusse des Familienglückes auch höchst zufriedenes Leben. Der frühe Morgen fand mich schon am Clavier oder am Schreibtische, und auch jede andere Tageszeit, die mir der Orchesterdienst und mein Unterrichtgeben frei ließ, wurde der Composition gewidmet. Ja, mein Kopf gährte

und arbeitete damals so unaufhörlich, daß ich selbst auf den Wegen zu meinen Schülern, sowie auf Spaziergängen fortwährend componirte und dadurch bald die Fertigkeit gewann, lange Perioden, ja ganze Musikstücke, im Kopfe vollständig auszuarbeiten, die dann ohne weitere Nachhülfe niedergeschrieben werden konnten. Sobald dies geschehen, waren sie im Gedächtnisse wie ausgelöscht, und ich hatte wieder Raum für neue Combinationen. Dorette schmälte oft auf unseren Spaziergängen über dieses unaufhörliche Denken und war froh, wenn das Geplauder der Kinder mich davon abzuziehen vermochte. War dies einmal geschehen, so gab ich mich gern den äußeren Eindrücken hin; nur durfte man mich nicht wieder in mein Grübeln zurückfallen lassen, was Dorette auch stets mit großer Gewandtheit zu verhüten wußte.

Wir lernten schon im ersten Sommer unseres Aufenthaltes zu Wien die herrliche Umgebung der Stadt recht genau kennen, da wir fast jeden schönen Abend, in welchem ich im Theater unbeschäftigt war, im Freien zubrachte. Dann suchten wir, unser einfaches Abendessen in einem vom Kindermädchen getragenen Körbchen mit uns führend, irgend eine schöne Aussicht auf, um den Sonnenuntergang zu sehen. So haben wir manchen glücklichen Abend bei „der Spinnerin am Kreuz", wo man eine besonders herrliche und reiche Uebersicht der Stadt hat, verlebt. Sonntags nahmen wir dann auch wohl an der Linie einen Zeiselwagen und machten weitere Ausflüge nach dem Leopoldsberge oder der Brühl, oder nach Laxenburg und Baden.

Der Lieblings-Spaziergang der Kinder war aber immer nach Schönbrunn zur Menagerie oder in den Prater zum sogenannten „Dörfl", wo sie die Caroussele, die Puppen- und Hunde-Komödien und andere Herrlichkeiten immer mit neuem Entzücken erfüllten. Ich und meine Frau, im Gemüth selbst noch halbe Kinder, nahmen an der Freude unserer Lieblinge den innigsten Antheil. Es war eine schöne, frohe und sorgenlose Zeit!

Meine erste Arbeit nach der Rückkehr von Gotha war die

Composition des „Faust.“ Ich hatte vor der Reise einen anderen Stoff im Auge, den mir Theodor Körner als Oper bearbeiten wollte. Bald nach meiner Ankunft in Wien machte ich die Bekanntschaft des jungen Dichters, der schon damals wegen seiner Liebenswürdigkeit sowohl, als des Erfolges seiner Theaterstücke sehr gefeiert wurde. Ich traf ihn fast in allen Gesellschaften, wo ich spielte, und da Körner die Musik sehr liebte, so schlossen wir uns bald an einander an. Als es dann entschieden war, daß ich in Wien bleiben werde, bat ich Körner, mir eine Oper zu schreiben, wozu ich ihm die Sage vom Rübezahl verschlug. Körner, der beide Aufführungen des „jüngsten Gerichts“ mit angehört und von meinem Compositions-Talent eine gute Meinung hatte, sagte ohne Bedenken zu und ging gern auf den ihm vorgeschlagenen Stoff ein. Doch plötzlich hieß es, Körner wolle als Freiwilliger unter Lützow's Reiterschaar gehen und für die Befreiung Deutschlands kämpfen. Ich eilte zu ihm und versuchte, wie viele andere meiner Freunde, ihm diesen Vorsatz auszureden; doch ohne Erfolg. Bald schon sahen wir ihn scheiden. Später wurde es bekannt, daß ihn nicht allein die Begeisterung für den deutschen Befreiungskampf, sondern eine unglückliche, unerwiderte Liebe zur schönen Schauspielerin Adamberger von Wien vertrieben und in den frühen Tod gestürzt hatte.

So sah ich meine Hoffnung, von dem jungen begabten Dichter ein Opernbuch zu bekommen, leider vereitelt und mußte mich nun nach einem anderen umsehen. Es kam mir daher gelegen, daß Herr Bernard seine Bearbeitung des Faust mir zur Composition antrug und bald hatten wir uns über die Bedingungen geeinigt. Einige Abänderungen, die ich wünschte, wurden vom Dichter während meiner Reise nach Gotha vorgenommen, so daß ich nach meiner Rückkehr augenblicklich beginnen konnte. Aus dem Verzeichnisse meiner Compositionen ersehe ich, daß ich diese Oper in weniger als vier Monaten, von Ende Mai bis Mitte September, geschrieben habe. Noch jetzt ist mir erinnerlich, mit welcher Begeisterung und Aus-

dauer ich daran arbeitete. Hatte ich einige Nummern vollendet, so eilte ich damit zu Meyerbeer, der sich damals in Wien aufhielt und bat ihn, sie mir aus der Partitur vorzuspielen, worin dieser sehr excellirte. Ich übernahm dann die Singstimme und trug sie in ihren verschiedenen Charakteren und Stimmlagen mit großer Begeisterung vor. Reichte meine Nehlfertigkeit nicht aus, so half ich mir mit Pfeifen, worin ich sehr geübt war. Meyerbeer nahm großes Interesse an dieser Arbeit, welches sich bis in die neueste Zeit erhalten zu haben scheint, da er während seiner Leitung der Berliner Oper den „Faust“ von neuem in Scene setzte und mit großer Sorgfalt selbst einübte.

Aber auch Pixis der Jüngere, der damals bei seinen Eltern in Wien wohnte, sowie Hummel und Seyfried, zeigten große Vorliebe für diese Oper, so daß ich sie mit den schönsten Hoffnungen auf einen glänzenden Erfolg dem Theater an der Wien zur Aufführung antrug. Graf Palffy, mit dem ich damals noch in gutem Vernehmen war, nahm sie auch sogleich an und versprach, sie baldmöglichst zu vertheilen und zur Aufführung zu bringen. Ich hatte bei der Arbeit das Personal meines Theaters zwar im Auge gehabt, den Faust für Forti, den Mephistopheles für Weinmüller, den Hugo für Wild, den Franz für Gottdank, die Kunigunde für Madame Campi und das Röschen für Demoiselle Teiner geschrieben; es war mir aber doch, abgesehen davon, daß ich damals überhaupt noch nicht verstand, mich immer in den Schranken des natürlichen Stimmumfangs zu halten, allerlei aus der Feder geflossen, was für die genannten Sänger nicht paßte, wie z. B. die langen Coloraturen in der Arie des Hugo für Wild, der damals noch wenig Geläufigkeit besaß. Dies wurde später vom Grafen, als ich mich mit ihm entzweit hatte, als Vorwand benutzt, um seine Zusage zurückzunehmen, und wirklich kam die Oper, so lange ich in Wien war, gar nicht zur Aufführung. Einige Jahre später wurde sie dann mit vielem Erfolge gegeben und in neuerer Zeit mit noch

gesteigertem Beifall von neuem in Scene gesetzt. Ich, der ich mich von jeher nur so lange für meine Compositionen interessirte, als ich daran arbeitete und von ihnen erfüllt war, ertrug es mit großer Gemüthsruhe, daß meine Partitur in der Theaterbibliothek ungenützt ruhte und machte mich sogleich an neue Arbeiten. Selbst den Clavierauszug der Oper, den Pixis mit großer Liebe verfertigt hatte, ließ ich erst viele Jahre später bei Peters in Leipzig stechen.

Nach Beendigung des „Faust" glaubte ich nun zunächst meiner Verpflichtung gegen Herrn von Lest nachkommen zu müssen. Ich fragte deshalb bei ihm an, welche Kunstgattung ihm für diesmal die liebste sein werde. Mein Kunst-Mäcen sann ein wenig nach und meinte dann, ein Nonett, concertirend für die vier Streich-Instrumente, Violine, Viola, Violoncell und Contrabaß, und die fünf vornehmsten Blas-Instrumente, Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott, so geschrieben, daß jedes dieser Instrumente seinem Character und Wesen gemäß hervortrete, möchte doch wohl eine eben so interessante, wie dankbare Aufgabe sein, und da er gar nicht zweifle, daß ich sie mit Glück lösen werde, so gebe er anheim, sie als die nächste Arbeit zu wählen. Ich fühlte mich durch die Schwierigkeit der Aufgabe angezogen, willigte mit Freuden ein und machte mich sogleich an die Arbeit. So entstand das bekannte Nonett, welches als Op. 31 bei Steiner in Wien erschienen und bis jetzt das einzige seiner Gattung geblieben ist. Ich vollendete es in kurzem und lieferte die Partitur an Herrn von Lest ab. Dieser ließ es ausschreiben und lud dann die ausgezeichnetsten Künstler Wiens zu sich ein, um es unter meiner Anleitung einzuüben. Dann wurde es in einer der ersten, mit dem Winter beginnenden, Musikpartien aufgeführt und erhielt so lebhaften Beifall, daß es im Laufe desselben noch oft wiederholt werden mußte. Herr von Lest erschien dann jedesmal mit der Musikmappe unter dem Arme, legte die Stimmen selbst auf die Pulte und schloß sie nach beendigtem

Vortrage sogleich wieder ein. Er fühlte sich durch den Beifall, den das Werk fand, so beglückt, als wäre er selbst der Componist. Auch die beiden Quartetten, die er im Manuscripte besaß, spielte ich häufig in Gesellschaften, und so wurde sein Wunsch, zu recht vielen Musikpartien eingeladen zu werden, vollständig erfüllt. Ja, bald war man es so gewohnt, wo ich spielte, auch Herrn von Tost mit seiner Musikmappe zu sehen, daß er eingeladen wurde, auch wenn ich keines seiner Manuscripte vortrug.

Vor dem Schlusse des Jahres 1813 schrieb ich noch ein Rondo für Harfe und Violine für meine Frau und mich, und ein Streichquartett für Herrn von Tost. Es ist das in G-dur, Op. 33, welches der Verleger aus Versehen als Nr. 2 bezeichnet hat. Es ist jedoch sechs Monate früher, als das in Es-dur, geschrieben worden.

Wegen dieses Quartettes wurde ich in eine literarische Fehde verwickelt, welche die erste und auch die letzte gewesen ist, die ich meiner Compositionen halber je geführt habe. Es fand bei den Künstlern und Kunstkennern Wiens eine besonders günstige Aufnahme, und auch ich hielt es, und mit Recht, für das Beste, was ich bis dahin geschrieben hatte. Um so kränkender mußte es für mich sein, daß der Recensent eines damaligen Wiener Kunstblattes gar nichts Gutes daran finden wollte. Besonders fühlte ich mich durch die hämische Weise verletzt, womit derselbe von der theoretischen Bearbeitung des ersten Satzes sprach, die mein Stolz war und die Bewunderung der Kenner erregt hatte. Noch jetzt, nach so langer Zeit, erinnere ich mich jener Worte, die ungefähr so hießen: „Dieses ewige Wiederkäuen des Thema in allen Stimmen und Tonlagen kommt mir vor, wie wenn man einem dummen Bedienten einen Auftrag zu geben hat, den er nicht begreifen kann und den man daher unzählige Male in den verschiedensten Sprachwendungen wiederholen muß, damit er klar werde. Für solche dumme Bedienten scheint der Componist seine Zuhörer zu halten."

Ich erfuhr bald, daß der ungenannte Recensent Herr von Mosel sei, der Componist einer lyrischen Tragödie „Salem", von der ich allerdings sehr verlaut gesagt hatte: „Ich habe im Leben nichts Langweiligeres gehört." Dieses Urtheil war unglücklicher Weise dem Componisten zu Ohren gekommen und hatte seine Galle in so hohem Grade erregt. Herr von Tost, der auf meine Compositionen, besonders solche, die er in seiner Mappe hatte, stolzer war, als der Componist selbst, ließ nicht nach, bis ich eine Antikritik geschrieben hatte. Was ich zur Abwehr und besonders zur Vertheidigung meiner thematischen Durchführung sagte, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber, daß ich es an Seitenhieben auf „Salem" nicht fehlen ließ. Dies goß Oel in's Feuer, und so entspann sich eine Fehde, die noch lange fortgesetzt worden wäre, hätte nicht die Censur einen Riegel vorgeschoben, indem sie dem Redakteur des Blattes verbot, Weiteres in der Sache aufzunehmen. Da mich solche Zänkereien sehr anwiderten, so war ich froh, zu meinem harmlosen Componiren zurückkehren zu können.

Im Herbste des Jahres 1813 hatte mir Dorette einen Knaben geboren. Unser Glück über diesen Familien-Zuwachs war leider von kurzer Dauer; denn der Knabe fing bald zu kränkeln an und starb, ehe er noch drei Monate alt geworden war. Die arme Mutter suchte und fand Trost bei ihrer Harfe; sie übte zu meinem im December bevorstehenden Benefiz-Concerte das neue Rondo mit mir ein. Nach der Musikalischen Zeitung fand dies Concert im kleinen Redouten-Saale statt, und mein Bruder Ferdinand trat darin in einem Violinduett mit mir auf.

Unterdessen war die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen. Die verbündeten Heere hatten den Rhein überschritten, und man hoffte, sie bald in Paris einziehen zu sehen. In Wien wurden zur Feier dieses Einzuges, sowie für die Rückkehr des Kaisers und seines siegreichen Heeres, große Festlichkeiten vorbereitet. Sämmtliche Theater ließen Festspiele dichten und com-

poniren, und die kürzlich errichtete Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates unter dem Protectorate des Erzherzogs Rudolph machte Anstalten zu einer colossalen Aufführung des „Samson" von Händel in der kaiserlichen Reitschule, wozu Herr von Mosel die Instrumentirung vermehrte. Andere Gesellschaften unternahmen Aehnliches. So kam auch Herr von Tost auf die Idee, eine große Musik-Aufführung bei der Rückkehr des Kaisers zu veranstalten und befragte mich, ob ich ihm dazu eine Cantate schreiben wolle, deren Inhalt die Befreiung Teutschlands sein müsse. Ich sagte gern zu, bemerkte jedoch, daß dieser Stoff an sich dem Componisten nur wenig dankbare Momente darbieten werde, und ihn deshalb ein guter Dichter bearbeiten müsse, um solche zu schaffen.

„O, daran soll es nicht fehlen", war die Antwort. „Ich gehe sogleich zur Frau von Pichler und zweifle nicht, daß sie es übernehmen wird, Ihnen den Text zu liefern!" Und so geschah es auch. Ich besprach mich mit der Dichterin über Inhalt und Form, und sie lieferte mir dann ein Textbuch, das im reichen Wechsel häuslicher und kriegerischer Scenen eine Reihe sehr günstiger Momente für Composition darbot.

Ich machte mich sogleich an die Arbeit und beendete diese Cantate, die zwei Stunden dauert, bei allen meinen übrigen vielen Arbeiten, in drittehalb Monaten, von Januar bis Mitte März 1814.

Herr von Tost hatte unterdessen für die Solopartien die vier besten Sänger Wiens, die Damen Buchwieser und Milder, und die Herren Wild und Weinmüller, engagirt, und wollte zur Aufführung der Chöre sämmtliche Kirchen- und Chorsänger der Theater vereinigen. Die Stimmen wurden ausgeschrieben und vertheilt, und ich war bereits einigemale zu Madame Milder gegangen, um ihr beim Einüben ihrer Partie behülflich zu sein. Da stürzte eines Morgens Herr von Tost in mein Zimmer und rief voll Verzweiflung: „So eben ist mir der große Rekruten-Saal zu unserer Aufführung unter dem nichtigen Vorwande abgeschlagen

werden, er könne wegen der Vorbereitungen zu den Hof-Festen nicht entbehrt werden! Daran ist nur die Eifersucht der Musik-Gesellschaft Schuld, die außer ihrer Aufführung in der Reitschule keine andere großartige will zu Stande kommen lassen. Was ist nun zu thun? Seit der Zerstörung des Apollo-Saales gibt es in Wien außer dem großen Redouten-Saale kein Lokal mehr für solch' eine Musik-Aufführung."

Mir fiel noch der Circus des Herrn de Bach im Prater ein. Sogleich fuhren wir hinaus, um zu sehen, ob die Reitbahn in der Mitte des Gebäudes wohl Raum genug darbieten werde, um unser Orchester- und Theater-Personal aufstellen zu können. Ich glaubte es und versprach mir von der Aufstellung der Mitwirkenden im Mittelpunkte des Gebäudes eine großartige Wirkung. Leider war aber auch dieses Lokal, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht zu haben, und so scheiterte das ganze Unternehmen zum größten Leidwesen des Herrn von Tost.

Es ging mit dieser Cantate wie mit dem „Faust." Auch sie kam erst zur Aufführung, als ich Wien schon längst verlassen hatte. Ich hörte sie zuerst beim Musikfeste in Frankenhausen, am Jahrestage der Leipziger Schlacht, im Jahre 1815.

Wie mir, so ging es auch Beethoven mit einer ähnlichen Festarbeit; sie kam damals ebenfalls nicht zur Aufführung. Sie hieß „Der glorreiche Augenblick" und wurde später mit verändertem Texte bei Haslinger in Wien gestochen.

Bei der Erwähnung Beethoven's fällt mir ein, daß ich meines freundschaftlichen Verhältnisses zu diesem großen Künstler noch nicht erwähnt habe und ich beeile mich daher, das Versäumte nachzuholen.

Nach meiner Ankunft in Wien suchte ich Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deshalb meine Karte zurück. Ich hoffte nun, ihn in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu finden, zu denen ich häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so

zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Ich versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ich ihn ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin ich jeden Mittag mit meiner Frau zu gehen pflegte. Ich hatte nun schon Concert gegeben und zweimal mein Oratorium aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von mir, als ich mich ihm vorstellte und begrüßte mich ungewöhnlich freundlich. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde sehr gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine sauere Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Beethoven kam nun öfter in dieses Speisehaus und besuchte mich auch in meiner Wohnung. So wurden wir bald gute Bekannte. Beethoven war ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor. Nach meiner Rückkehr von Gotha traf ich ihn dann und wann im Theater an der Wien, dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete er mich gewöhnlich nach meinem Hause und verbrachte den Rest des Abends bei mir. Dann konnte er auch gegen Dorette und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse; ich hatte deshalb auch nicht den Muth, ihm die meinigen zu zeigen. Sein Lieblingsgespräch in jener Zeit war eine scharfe Kritik der beiden Theater-Verwaltungen des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palffy. Auf Letzteren schimpfte er oft schon überlaut, wenn wir noch innerhalb seines Theaters waren, so daß es nicht nur

das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Büreau hören konnte. Dies setzte mich sehr in Verlegenheit, und ich war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethoven's in jener Zeit rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es Folge seiner zerrütteten Vermögens-Verhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft fragte ich ihn einmal, nachdem er mehrere Tage nicht in's Speisehaus gekommen war: „Sie waren doch nicht krank?" — „Mein Stiefel war's, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest", war die Antwort.

Aus dieser drückenden Lage wurde er aber nach einiger Zeit durch die Bemühungen seiner Freunde herausgerissen. Die Sache verhielt sich so:

Beethoven's „Fidelio", der 1804 (oder 1805) unter ungünstigen Verhältnissen, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte, wurde jetzt von den Regisseuren des Kärnthnerther-Theaters wieder hervorgesucht und zu ihrem Benefize in Scene gesetzt. Beethoven hatte sich bewegen lassen, nachträglich dazu eine neue Ouvertüre (die in E), ein Lied für den Kerkermeister und die große Arie für Fidelio (mit den obligaten Hörnern) zu schreiben, so wie auch einige Abänderungen vorzunehmen. In dieser neuen Gestalt machte nun die Oper großes Glück und erlebte eine lange Reihe zahlreich besuchter Aufführungen. Der Componist wurde am ersten Abend mehreremale herausgerufen und war nun wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Diesen günstigen Augenblick benutzten seine Freunde, um für ihn ein Concert im großen Redouten-Saale zu veranstalten, in welchem die neuesten Compositionen Beethoven's zur Aufführung kommen sollten. Alles,

was geigen, blasen und singen konnte, wurde zur Mitwirkung eingeladen, und es fehlte von den bedeutenderen Künstlern Wiens auch nicht einer. Ich und mein Orchester hatten uns natürlich auch angeschlossen, und ich sah Beethoven zum erstenmale dirigiren. Obgleich mir schon viel davon erzählt war, so überraschte es mich doch in hohem Grade. Beethoven hatte sich angewöhnt, dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei sonderbare Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang beim Eintritte des forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das forte noch zu verstärken, mit hinein, ohne es zu wissen.

Seyfried, dem ich mein Erstaunen über diese sonderbare Art zu dirigiren aussprach, erzählte von einem tragi-komischen Vorfalle, der sich bei Beethoven's letztem Concerte im Theater an der Wien ereignet hatte.

Beethoven spielte ein neues Pianoforte-Concert von sich, vergaß aber schon beim ersten tutti, daß er Solospieler war, sprang auf und fing an, in seiner Weise zu dirigiren. Bei dem ersten sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß er beide Leuchter vom Clavierpulte zu Boden warf. Das Publikum lachte, und Beethoven war so außer sich über diese Störung, daß er das Orchester aufhören und von neuem beginnen ließ. Seyfried, in der Besorgniß, daß sich bei derselben Stelle dasselbe Unglück wiederholen werde, hieß zwei Chorknaben sich neben Beethoven stellen und die Leuchter in die Hand nehmen. Der eine trat arglos näher und sah mit in die Clavierstimme. Als daher das verhängnißvolle sforzando hereinbrach, erhielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten eine so derbe Maulschelle, daß der arme Junge vor Schrecken den

Leuchter zu Boden fallen ließ. Der andere Knabe, vorsichtiger, war mit ängstlichen Blicken allen Bewegungen Beethoven's gefolgt und es glückte ihm daher, durch schnelles Niederbücken der Maulschelle auszuweichen. Hatte das Publikum vorher schon gelacht, so brach es jetzt in einen wahrhaft bacchanalischen Jubel aus. Beethoven gerieth dermaßen in Wuth, daß er gleich bei den ersten Accorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug. Alle Bemühungen der ächten Musikfreunde, die Ruhe und Aufmerksamkeit wieder herzustellen, blieben für den Augenblick fruchtlos. Das erste Allegro des Concertes ging daher ganz für die Zuhörer verloren. Seit diesem Unfalle wollte Beethoven kein Concert wieder geben.

Das von seinen Freunden veranstaltete hatte aber den glänzendsten Erfolg. Die neuen Compositionen Beethoven's gefielen außerordentlich, besonders die Symphonie in A-dur (die siebente); der wundervolle zweite Satz wurde da capo verlangt; er machte auch auf mich einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Die Ausführung war eine ganz meisterhafte, trotz der unsicheren und dabei oft lächerlichen Direktion Beethoven's.

Daß der arme, taube Meister die piano seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es aber bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der Symphonie. Es folgen sich da zwei Halte gleich nach einander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu taktiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester bereits zehn bis zwölf Takte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pulte verkrochen. Bei dem nun folgenden crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo, seiner Rechnung nach, das forte be-

ginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwartete forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde.

Glücklicherweise fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publikum sicher wieder gelacht haben.

Da der Saal überfüllt und der Beifall enthusiastisch war, so veranstalteten die Freunde Beethoven's eine Wiederholung des Concertes, welche eine fast gleich große Einnahme abwarf. Für die nächste Zeit war daher Beethoven seiner Geldverlegenheit entheben; doch soll sie aus gleichen Ursachen noch einigemale vor seinem Tode wiedergekehrt sein.

Bis zu diesem Zeitpunkte war eine Abnahme der Beethoven'schen Schöpfungskraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an, bei immer zunehmender Taubheit, gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies nothwendig lähmend auf seine Phantasie zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, durch das Ohr vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar gibt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Meisterwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethoven's nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die viel bewunderte neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir, trotz einzelner Genie-Blitze, schlechter vorkommen, als sämmtliche der acht früheren Symphonien, deren vierter Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schiller'schen Ode so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethoven'sche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen

neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkte, daß es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle.

Da Beethoven zu der Zeit, wo ich seine Bekanntschaft machte, bereits aufgehört hatte, sowohl öffentlich als in Privatgesellschaften zu spielen, so habe ich nur ein einziges mal Gelegenheit gefunden, ihn zu hören, als ich zufällig zu der Probe eines neuen Trio (D-dur $^3/_4$ Takt) in Beethoven's Wohnung kam. Ein Genuß war's nicht; denn erstlich stimmte das Pianoforte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte, und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität des Künstlers in Folge seiner Taubheit fast gar nichts übrig geblieben. Im forte schlug der arme Taube so darauf, daß die Saiten klirrten, und im piano spielte er wieder so zart, daß ganze Tongruppen ausblieben, so daß man das Verständniß verlor, wenn man nicht zugleich in die Clavierstimme blicken konnte. Ueber ein so hartes Geschick fühlte ich mich von tiefer Wehmuth ergriffen. Ist es schon für Jedermann ein großes Unglück, taub zu sein, wie soll es ein Musiker ertragen, ohne zu verzweifeln? Beethoven's fast fortwährender Trübsinn war mir nun kein Räthsel mehr.

Das nächste, was ich nach Vollendung der Cantate schrieb, war ein Violin-Quartett (das zehnte, Op. 30, bei Mechetti in Wien). Sehr brillant für die erste Violine, wurde es alsbald mein Paradepferd, und ich trug es unzähligemale in Privat-Gesellschaften vor. Dann folgte das Octett, in welches ich auf den Wunsch des Herrn von Tost, der damals eine Reise nach England vorhatte, ein Händel'sches Thema aufnahm, variirte und thematisch bearbeitete, weil derselbe glaubte, es werde dadurch für jenes Land an Interesse gewinnen. Auch diese Composition trug ich wiederholt vor, wobei außer mir hauptsächlich die drei Bläser: der Clarinettist Friedlowsky und die Hornisten Herbst, und einer, dessen Namen mir entfallen ist, Gelegenheit fanden, sich auszuzeichnen.

Im Herbst 1814 versammelten sich in Wien die Fürsten Europa's und ihre Minister, und es begann jener berühmte Congreß, von dem die deutschen Völker die Erfüllung der bei ihrer Erhebung gemachten Zusagen erwarteten. Eine Masse Neugieriger und Müßiger strömte herbei, um den Festen beizuwohnen, die der Kaiser seinen Gästen in noch nie gesehener Pracht geben wollte. Vor der Rückkehr des Kaisers nach Wien hatten schon einige stattgefunden, die durch ihren Glanz die Erwartung auf die folgenden noch mehr spannten. Bei einem derselben war auch ich thätig gewesen. Es war eine großartige Nachtmusik in dem Hofe der Burg, die, ich erinnere mich nicht mehr, ob dem Kaiser oder dem Fürsten Schwarzenberg gebracht wurde. In der Mitte des nicht großen aber von hohen Gebäuden umgebenen Platzes war eine Erhöhung für das große Chor- und Orchester-Personal aufgeschlagen worden. Den Sängern gegenüber auf einem Balkone befand sich der Hof und der Hofstaat. Ein zahlreiches Publikum, dem der Eintritt nicht verwehrt wurde, füllte den übrigen Raum.

Ich erschrak, als ich die Lokalität und das zu Tausenden angewachsene Publikum sah, denn ich hatte mich anheischig gemacht, ein Violin-Concert vorzutragen, und fürchtete nun, meine Töne würden in dem weiten Raume ungehört verhallen. Ein Zurücktreten, jetzt noch, war indessen nicht mehr möglich, und so ergab ich mich in mein Schicksal. Es lief jedoch Alles besser ab, als ich erwartet hatte. Schon bei der Ouvertüre bemerkte ich, daß die hohen Gebäude den Schall recht gut zurückwarfen, und trat daher mit erneuetem Muthe vor. Die ersten Töne meines Solo befreiten mich auch von der Besorgniß, daß die Nachtfeuchtigkeit nachtheilig auf meine Saiten einwirken werde; denn meine Geige klang kräftig und hell wie gewöhnlich. Da nun auch das Publikum während meines Spieles in lautloser Stille verharrte, so wurden selbst die feinsten Nüancen meines Vortrages allenthalben deutlich gehört. Die Wirkung war daher eine sehr

günstige und gab sich durch lebhafte Beifallsbezeugungen zu erkennen. Ich habe nie vor einem zahlreicheren, aber auch nie vor einem empfänglicheren Publikum gespielt.

Unter den vielen durch den Congreß herbeigezogenen Fremden befanden sich mehrere Künstler, die den Zeitpunkt für sehr günstig hielten, um in Wien Concert zu geben. Hierin täuschten sie sich jedoch. Denn da auch alle einheimischen Künstler Concerte gaben, so drängten sich diese so sehr, daß sie unmöglich alle besucht sein konnten. Eine Ausnahme machte das von mir und meiner Frau am 11. December gegebene, welches ein zahlreiches und glänzendes Publikum herbeigezogen hatte. Ich gab in demselben auch die Ouvertüre zum „Faust", die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der Berichterstatter der Musikalischen Zeitung sagte: „sie steigerte in uns den Wunsch, diese Oper, die bereits seit einem Jahre fertig ist, nun endlich aufgeführt zu sehen."

Mehrere Kunstfreunde unter den Gesandten und fremden Diplomaten, die mich in meinem Concerte zum erstenmale gehört hatten, besuchten mich und sprachen den Wunsch aus, mich auch im Quartettspiel zu hören. Dies war die Veranlassung, daß ich während des Congresses bei mir einige Musikpartien veranstaltete und in diesen den fremden Kunstfreunden meine neuen für Herrn von Lost geschriebenen Compositionen zu hören gab. Noch immer erinnere ich mich mit großer Genugthuung des allgemeinen Entzückens, mit dem diese Vorträge aufgenommen wurden. Freilich wurde ich dabei auch von den ersten Künstlern Wiens unterstützt, so daß in Bezug auf Ausführung wohl nichts zu wünschen übrig blieb. Ich begann gewöhnlich mit einem Quartett, ließ dann ein Quintett folgen und schloß mit meinem Octett oder Nonett.

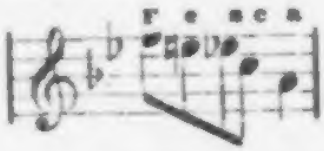
Außer mir gaben auch noch Andere den Congreßfremden Musikpartien, unter denen sich besonders die meines Freundes Bizius auszeichneten. Bei ihm ließen sich alle fremden Künstler einführen und es gab daher in seinen Musikpartien oft einen wahren Wettkampf zwischen einheimischen und fremden Virtuosen.

Ich hörte dort zum erstenmale Hummel sein herrliches Septett vortragen, sowie andere seiner damaligen Compositionen. Am meisten zogen mich aber seine Improvisationen an, worin ihn bis jetzt noch kein anderer Clavier-Virtuose erreicht hat. Mit großem Vergnügen erinnere ich mich besonders eines Abends, wo er so herrlich phantasirte, wie ich ihn später weder öffentlich noch privatim je wieder gehört habe. Die Gesellschaft dachte schon an den Aufbruch, als einige Damen, denen es noch zu früh war, Hummel baten, ihnen noch einige Walzer zu spielen. Gefällig und galant, wie er gegen Damen war, setzte er sich ans Piano und spielte die verlangten Walzer, wonach die jungen Leute im Nebenzimmer zu tanzen anfingen. Ich und einige andere Künstler, gruppirten uns, von seinem Spiele angezogen, schon die Hüte in den Händen, um das Instrument und hörten aufmerksam zu. Kaum bemerkte dies Hummel, so ging sein Spiel in eine freie Phantasie über, die sich aber fortwährend im Walzer-Rhythmus erhielt, so daß die Tanzenden nicht gestört wurden. Nun nahm er von den von mir und Anderen an dem Abende vorgetragenen Compositionen einige leicht faßliche Themen und Figuren, verwebte sie in seine Walzer und variirte sie bei jeder Wiederkehr immer reicher und pikanter. Ja, zuletzt mußte sich das eine sogar zum Fugen-Thema hergeben, und er ließ nun alle seine contrapunktischen Künste los, ohne die Walzenden in ihrer Lust zu stören. Dann kehrte er zum galanten Styl zurück und entwickelte zum Schlusse eine Bravour, wie man sie auch noch nicht von ihm gehört hatte. Dabei klangen in dieses Finale immer noch die aufgenommenen Themen hinein, so daß das Ganze sich ächt künstlerisch abrundete. Die Zuhörer waren entzückt und priesen die Tanzlust der jungen Damen, die ihnen zu einem so reichen Kunstgenusse verholfen hatte.

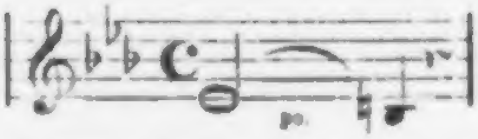
Unter den fremden Künstlern, die vor und während des Congresses nach Wien kamen, waren auch drei meiner früheren Bekannten, die Herren Carl Maria von Weber, Hermstedt und Feska. Weber spielte mit großem Beifall und folgte dann

einem Rufe als Operndirektor nach Prag. Hermstedt kam in einer Zeit, wo die Concerte sich dergestalt drängten, daß er ein eigenes nicht zu Stande bringen konnte. Er trat jedoch mit außerordentlichem Beifall in einem Concerte des Flötisten Dreßler auf, in welchem er die Arie mit obligater Clarinette aus „Titus" begleitete und einen Potpourri von mir vortrug, den ich ihm so eben erst nach einer neuen Composition für Harfe und Violine, die Hermstedt besonders gefiel, bearbeitet hatte. Beide Compositionen sind später gestochen worden, die für Clarinette mit Quartett-Begleitung als Op. 81 bei Schlesinger in Berlin, die für Harfe und Violine als Op. 118 bei Schuberth in Hamburg.

Feska, der seit der Zeit, daß ich ihn in Magdeburg gekannt hatte, Mitglied der westphälischen Kapelle in Cassel geworden und nun, nach deren Auflösung, als Concertmeister in Carlsruhe angestellt war, hatte sowohl als Componist wie als Geiger große Fortschritte gemacht. Seine Quartetten und Quintetten, von ihm rein, fertig und mit Geschmack vorgetragen, gefielen sehr in Wien und fanden bei den dortigen Verlegern guten Absatz. Eins derselben begann in einem seiner Sätze mit den Tönen, die des Componisten Namen enthalten:



Die Zuhörer fanden das sehr hübsch und verspotteten die anderen anwesenden Componisten Hummel, Pixis und mich wegen unserer unmusikalischen Namen. Dies brachte mich auf den Gedanken, mit Hülfe der ehemals gebräuchlichen Abbreviatur des piano in po. und einer Viertelpause, die in der Notenschrift wie ein r aussieht, doch etwas Musikalisches aus meinem Namen zu Stande zu bringen. Es nahm folgende Gestalt an:



und wurde nun sogleich als Thema zu einem neuen Violin-Quartett benutzt, welches das erste von den drei Quartetten ist, die in Wien bei Mechetti als Op. 29 gestochen und Andreas Romberg gewidmet sind. Als ich es zum erstenmale bei meinem Freunde Zizius vortrug, fand es großen Beifall und man rühmte besonders das originelle Thema mit seiner herabfallenden, verminderten Quarte. Ich rief nun Die, welche mich früher wegen meines unmusikalischen Namens verspottet hatten, herbei und zeigte ihnen, (denn gehört hatten sie es natürlich nicht), daß das gerühmte Thema aus meinem Namen gemacht sei. Man lachte sehr über meinen Kunstgriff und verspottete nun um so mehr Hummel und Pixis, die mit allem Aufwande von Kunst nichts Musikalisches aus ihrem Namen zu Stande bringen konnten.

* * *

Inzwischen hatte sich in meiner Stellung zum Theater an der Wien und zu dessen Besitzer manches geändert. Mit dem Grafen Palffy hatte ich mich förmlich überworfen. Die Veranlassung dazu war folgende: Eines Abends, als ich in das Orchester trat, sah ich auf Seyfried's Platze den dritten Kapellmeister des Theaters, Herrn Buchwieser, den Vater der ersten Sängerin. Ich machte ihm bemerklich, daß nur mir die Leitung der Oper zustehe, wenn Seyfried abgehalten sei, und bat ihn deshalb, sich zu entfernen. Dieser weigerte sich mit der Bemerkung, daß der Graf selbst ihn aufgefordert habe, die Oper zu dirigiren und zwar auf den Wunsch seiner Tochter, die unter seiner Leitung am liebsten singe. Da alle meine Gegenbemerkungen nichts fruchteten und ich es unter meiner Würde hielt, unter einem so obscuren Dirigenten bei der Geige vorzuspielen, so verließ ich das Orchester und kehrte nach Haus zurück. Am anderen Morgen beklagte ich mich schriftlich

beim Grafen über diesen Eingriff in meine contractlich zugesicherten Rechte und verwahrte mich gegen jede Wiederholung desselben.

Der Graf, aufgehetzt von der Prima Donna, die es sehr übel genommen hatte, daß ich nicht unter der Leitung ihres Vaters vorspielen wollte, antwortete statt mit Entschuldigungen, die ich erwarten durfte, mit Grobheiten, welche ich meinerseits mit derberen erwiderte. Der Graf und seine Creaturen suchten mir von nun an allen möglichen Verdruß zu bereiten, was mir meine Stellung sehr verleidete. Dazu kam noch, daß Palffy, seit es ihm geglückt war, die beiden Hoftheater in Pacht zu bekommen, sein eigenes Theater sehr zurücksetzte. Er nahm ihm die besten Sänger und den besten Theil des Chors weg, um sie dem Personal des Kärnthnerthor-Theaters einzuverleiben, so daß an der Wien von da an fast nur noch Spektakel-Stücke und Volks-Opern gegeben wurden. Da ich nicht verpflichtet war, bei diesen mitzuwirken, so hatte ich fast gar nichts mehr im Theater zu thun. Ich konnte daher mit Gewißheit voraussehen, daß ich nach Ablauf meines Vertrags entlassen werden würde. Da nun, nachdem Napoleon besiegt und nach Elba verbannt war, ein allgemeiner europäischer Friede in Aussicht stand, und ich daher große Lust bekam, die schon längst projektirte Kunstreise durch ganz Europa baldmöglichst anzutreten, so schlug ich dem Grafen vor, unseren Vertrag nach Ablauf des zweiten Jahres aufzulösen und verlangte als Entschädigung die Hälfte meines Gehaltes für das dritte Jahr in einer Summe. Jener ging gern darauf ein und so schieden wir in Frieden.

Ich beeilte mich, alle Anstalten zu treffen, um meine Reise mit dem Frühjahre beginnen zu können. Sie sollte zunächst durch Deutschland und die Schweiz nach Italien führen, wohin mich meine Sehnsucht schon längst zog. Da ich die Absicht hatte, meine Kinder mitzunehmen, weil ich voraussah, daß die Mutter auf so lange sich nicht werde von ihnen trennen können ohne in Sehnsucht zu vergehen, so mußte ich vor allem für einen größeren

Reisewagen sorgen, der uns sämmtlich nebst den Instrumenten aufnehmen konnte. Eine schwierige Aufgabe dabei war, ihn so leicht zu bauen, daß er mit drei Postpferden gefahren werden konnte. Ich besprach mich darüber mit dem genialen Maschinisten am Theater an der Wien, Herrn Langhans, später Ober-Baudirektor in Berlin, der das Ergebniß unserer Ueberlegung in einer Zeichnung zusammenfaßte, nach welcher der Wagen alsdann gebaut wurde. Er hatte ein festes Dach, auf dem der mit Leder überzogene Harfenkasten und eine Kleiderwasche Platz fanden. Der Violinkasten wurde in einen Behälter unter dem Kutschersitze geschoben, so daß der sämmtliche Raum im Innern des Wagens für die Reisenden blieb.

In meinem Verhältnisse zu Herrn von Tost war ebenfalls eine bedenkliche Veränderung vorgegangen. Ich hatte ihm nach Ausgleichung unserer früheren Rechnung, die durch Ablieferung der Cantate „das befreite Deutschland" bewirkt war, nun schon wieder vier Manuscripte, das Octett, zwei Quartetten und ein zweites Quintett eingehändigt, ohne dafür das festgesetzte Honorar empfangen zu haben. Ich dachte mir bei dieser Zahlungs-Zögerung anfangs nichts arges. Als sich aber plötzlich in der Stadt das Gerücht verbreitete, der reiche Herr von Tost habe große Verluste erlitten und stehe nun im Begriff zu falliren, als er sich bei mir nicht mehr blicken ließ, ja sogar bei einer Musikpartie, wo ich eines seiner Manuscripte vortrug, fehlte und nur die Musikmappe schickte, da wurde die Sache doch bedenklich. Ich trug ihm daher selbst die Mappe wieder hin, um bei dieser Gelegenheit wo möglich mit ihm ins Klare zu kommen. Den sonst so jovialen Mann fand ich sehr niedergebeugt. Ohne Rückhalt gestand er mir seine bedrängte Lage. Es sei ihm besonders schmerzlich, sagte er, seinen Verpflichtungen gegen mich nicht nachkommen zu können; er wolle mir aber, da ohnehin seine Pläne für die Zukunft gestört, wo nicht gänzlich vernichtet seien, sogleich vor Ablauf der bedungenen Zeit, alle meine Manuscripte

zurückgeben, damit ich sie alsbald an einen Verleger verkaufen könne. Für die Verluste, die ich dabei erleide, wolle er mir als Entschädigung einen Wechsel auf hundert Dukaten ausstellen, den er, sobald sich seine Lage nur ein wenig günstiger gestaltet habe, gewissenhaft einlösen werde. Hierauf holte er sämmtliche Manuscripte herbei und händigte sie mir ein. Ich, der ich der Ansicht war, Herr von Tost habe den kurzen Besitz derselben überreichlich durch die kostbare Einrichtung, die er für mich eingekauft und zu so geringen Preisen angerechnet hatte, vergütet, war durch die Rückgabe meiner Manuscripte vollkommen befriedigt und verzichtete auf jede weitere Entschädigung. Da ich indessen bemerkte, daß Herr von Tost sich dadurch gekränkt fühlte, so nahm ich den Wechsel, wohl wissend, daß bei meiner bevorstehenden Abreise von Wien an eine demnächstige Einlösung desselben nicht zu denken sein würde.

Ich verkaufte nun die sämmtlichen Tost'schen Manuscripte an zwei Wiener Verleger und erhielt, da sie durch die häufigen Aufführungen sehr in Ruf gekommen waren, ansehnliche Honorare.

Zu Anfang des Jahres 1815 schrieb ich noch ein Quartett in C-dur (Nr. 2 des Op. 29) und ein neues Violin-Concert (das siebente, Op. 38) so wie Variationen, die ungedruckt geblieben sind, zum Gebrauche für die bevorstehende Reise; die beiden letzteren Compositionen trug ich auch in meinem Abschieds-Concert am 19. Februar 1815 vor. Ueber dieses letzte Concert, welches ich in Wien gab, berichtete die Musikalische Zeitung sehr anerkennend. Hinsichtlich des neuesten Violin-Concertes (E-moll, C-dur, E-dur) wird bemerkt: „Sehr schwer für die Solostimme sowohl als für die Accompagnirenden. Eine herrliche, gediegene Composition; schöner fließender Gesang, überraschende Modulationen, voll kühner, canonischer Imitationen, eine immer neue, reizende, glücklich berechnete Instrumentirung. Vorzüglich hinreißend ist das schmelzende Adagio.“ Zum Schlusse heißt es: „Ueber die Verdienste dieses Meisterkünstlers ist hier und wohl auch in ganz Deutsch-

land nur eine Stimme. Wir erinnern uns noch mit lebhaftem Vergnügen des Triumphes, welchen er vor zwei Jahren über seinen Rivalen, den großen Rode, errang. Gegenwärtig verläßt er uns, um eine große Künstlerreise anzutreten. Sein erster Ausflug ist nach Prag, wo seine neue Oper „Faust" bereits einstudirt wird... Möge es ihm, der sich durch sein Talent und seinen offenen, männlichen Charakter ein würdiges Denkmal in unseren Herzen gesetzt hat, immer und überall wohlergehen!"

Ich hatte damals wirklich die Absicht, zuerst nach Prag zu gehen, um der Aufführung meiner Oper, die Carl Maria von Weber bereits einstudirte, beizuwohnen. Später gab ich jedoch diesen Plan auf. Ich erhielt nämlich von meinem ehemaligen Intendanten, dem Baron von Reibnitz in Breslau, einen Brief, in welchem dieser im Namen einer ihm befreundeten Familie, der des Fürsten von Carolath, anfragte, ob ich wohl geneigt sei, die Sommermonate bei ihr auf ihrer Herrschaft Carolath in Schlesien zuzubringen? Die Fürstin wünsche, daß ihre beiden Töchter, deren eine Harfe, die andere Pianoforte spiele, von meiner Frau in der Musik unterrichtet würden. Man werde bemüht sein, mir und meiner Familie den Aufenthalt auf ihrem reizend gelegenen Schlosse so angenehm als möglich zu machen. Er, der Baron, sei auch eingeladen und werde sich unendlich freuen, wenn ich die Einladung annehme, um einmal wieder mit mir zusammen sein zu können.

Weil das Frühjahr und der Sommer nun ohnehin wenig geeignete Jahreszeiten sind, um Concerte zu geben und Dorette und die Kinder sich von dem Aufenthalte in Carolath viel Vergnügen versprachen, so sagte ich gern zu. Ich beeilte daher die Veranstalten zu unserer Abreise, um noch vor der schönen Jahreszeit einige Concerte in Breslau und der Umgegend geben zu können. Das nächste war der Verkauf unserer Möbeln und Hausgeräthe, der sehr schnell von statten ging, weil sich sogleich nach der Ankündigung eine Menge Käufer einstellten. Da unsere Einrichtung höchst elegant und dabei fast noch neu war,

so überboten sich die Käufer und wir lösten daher eine Summe, die weit über unsere Erwartung ging. Diese sowie meine Wiener Ersparnisse, die noch in Papiergeld vorlagen, trug ich nun zu einem Banquier und setzte sie in Geld um. Kaum war dies geschehen, so wurde ganz Wien durch die Nachricht alarmirt, Napoleon sei von Elba entflohen, in Frankreich gelandet und mit Jubel begrüßt worden. Die Course fielen plötzlich so tief, daß wenn ich noch einen Tag länger mit dem Auswechseln meines Papiergeldes gewartet hätte, ich dadurch einen Verlust von mehr als fünfzig Dukaten erlitten haben würde.

Als ich den ersten Gedanken zu meiner großen Reise durch Europa faßte, kam mir auch der, ein Album anzulegen, auf dessen Blätter ich Compositionen aller der Künstler, deren Bekanntschaft ich machen würde, einsammeln wollte. Ich begann sogleich mit den Wienern und erhielt auch von sämmtlichen dortigen Componisten meiner Bekanntschaft kleine, eigenhändig geschriebene und größtentheils für mein Album eigens gefertigte Arbeiten. Der werthvollste Beitrag ist mir der von Beethoven. Es ist ein dreistimmiger Canon über die Worte aus Schillers „Jungfrau von Orleans": „Kurz ist der Schmerz, und ewig währt die Freude." Bemerkenswerth ist: 1) daß Beethoven, dessen Schrift, Noten wie Text, in der Regel fast unleserlich waren, dieses Blatt mit besonderer Geduld geschrieben haben muß; denn es ist sauber vom Anfange bis zum Ende, was um so mehr sagen will, da er sogar die Notenlinien selbst und zwar aus freier Hand, ohne Restral, gezogen hat; 2) daß sodann nach dem Eintritte der dritten Stimme ein Takt fehlt, den ich habe ergänzen müssen. Das Blatt schließt mit dem Wunsche:

„Mögten Sie doch, lieber Spohr, überall, wo Sie wahre Kunst und wahre Künstler finden, gerne meiner gedenken, Ihres Freundes

Ludwig van Beethoven.

Wien, am 3. März 1815."

Ich habe für dieses Album auf allen meinen späteren Reisen Beiträge erhalten und besitze daher eine höchst interessante Sammlung kleiner Compositionen von deutschen, italienischen, französischen, englischen und holländischen Künstlern *).

* *
*

Im Begriffe, von Wien zu scheiden, glaube ich nun noch einiges dort Erlebte nachholen zu müssen, was zu erzählen ich bisher keine Veranlassung fand. Zuerst in Bezug auf meinen Orchesterdienst. Dieser wurde mir einigemale dadurch sehr lästig, daß dieselbe Vorstellung an zwanzig bis dreißig Abenden hinter einander wiederholt wurde. Es geschah dies nicht nur mit zwei Mozart'schen Opern, dem „Don Juan" und der „Zauberflöte", die während meines Engagements neu besetzt und höchst glänzend ausgestattet wieder in Scene gingen, sondern auch ein Ballet, in welchem ich mehrere Violinsoli vorzutragen hatte, erlebte zur Zeit des Congresses eine zahllose Menge von Wiederholungen. Wie es hieß, erinnere ich mir nicht mehr, wohl aber, daß die vom Grafen Palffy aus Paris verschriebenen berühmten Tänzer, Duport und die Damen Vigoltini und Petitaimée darin tanzten. An sich spielte ich nun zwar diese Soli nicht ungern, da das Publikum stets aufmerksam zuhörte und mir reichen Beifall spendete; ärgerlich war es mir aber, daß ich meine Tempi nach den Schritten der Tänzer abmessen mußte und daß ich meine Fermaten und Cadenzen nicht beliebig ausdehnen durfte, weil die Tänzer nicht im Stande waren, so lange in ihren Gruppirungen zu verharren. Es setzte daher manchen Wortwechsel mit dem Balletmeister, bis ich mich endlich fügen lernte. Die Monotonie meines Dienstes suchte ich mir dadurch einigermaßen zu versüßen, daß ich meine Soli immer reicher verzierte und aus-

*) Wir geben als Anlage des Buches eine Auswahl dieser Blätter als Facsimiles.

schmückte. Besonders war dies mit dem Troubadour aus „Johann von Paris" der Fall, der einem pas de trois in jenem Ballete untergelegt war. Es waren, wie in der Oper, drei Strophen, deren erste das Horn, die zweite das Violoncell und die dritte die Violine vorzutragen hatte. Ich verzierte meine Strophe anfangs sehr singbar. Als ich aber bemerkte, daß mir die Prima Donna, Demoiselle Buchwieser, bei der nächsten Aufführung der Oper meine Verzierungen, die sie sich gut gemerkt hatte, nachsang und damit großes Glück machte, so ärgerte mich dies, weil ich die Sängerin nicht leiden mochte, und ich verzierte daher von nun an in einer Weise, die sie mit der Kehle nicht nachahmen konnte.

Außer den genannten beiden Mozart'schen Opern erlebte aber auch noch eine dritte, eine neue Volks-Oper mit Musik von Hummel, durch einen sonderbaren Zufall, wie er wohl kein zweitesmal vorkommen wird, eine lange Reihe von täglichen Aufführungen. Sie hieß „die Prinzessin Eselshaut" und war von Seiten der Dichtung ein so erbärmliches Machwerk, daß sie trotz der hübschen Musik, die auch in fünf bis sechs Nummern großen Beifall fand, am Ende einstimmig und ohne allen Widerspruch ausgepfiffen wurde. Damit war sie nun nach Wiener Herkommen begraben. Hummel, der dirigirte, hatte sich auch schon gegen mich, der ihm zu Ehren verspielte, ganz resignirt geäußert: „Wieder eine total verlorene Arbeit!" Als nun aber am folgenden Abend ein anderes Stück angesetzt werden sollte, wollte sich ein solches wegen Krankheit mehrerer Mitglieder bei Oper und Schauspiel, durchaus nicht auffinden lassen und man war daher zu einer Wiederholung der Oper genöthigt, selbst auf die Gefahr hin, dadurch Skandal im Theater zu erregen. Es wurde aber an jenem Abend, eben des erwarteten Skandals wegen, ungeheuer voll und man pfiff das Stück nach jedem Akt und am Schlusse von neuem aus. Die Musikstücke fanden aber noch mehr Beifall als das erstemal, und der Componist wurde sogar am

Ende, nachdem das Pfeifen verklungen war, mit Applaus herausgerufen. Da die Krankheiten fortdauerten, so mußte noch ein dritter Versuch gemacht werden, der ungefähr wie der vorige ablief. Doch war die Opposition gegen das Stück schon geringer und die Musik gewann sich immer mehr Freunde. So konnte man ruhig fortfahren und es fanden sich auch an den folgenden Abenden wieder neue Zuhörer in genügender Anzahl ein. Am Ende wurde es Mode, hinein zu gehen, auf das Stück zu schimpfen und die Musik zu loben. Hummel benutzte das schnell und gab einen Clavier-Auszug der beliebtesten Nummern heraus, der reißend abging. So war es doch keine verlorene Arbeit, wie er am ersten Abend gefürchtet hatte!

Nicht so glücklich war Pixis mit seiner Oper „der Zauberspruch". Sie erlag dem schlechten Buche, ohne daß die Musik sie über Wasser zu halten vermochte, obgleich sie doch auch manche gelungene Nummer enthielt. Sie gab zu einem ächten Wiener Witze Veranlassung. Ein Freund des Componisten, welcher der ersten Aufführung nicht hatte beiwohnen können, fragte einen Anderen, der dort gewesen war: „Nun wie ist's mit der Oper von Pixis?" — „Nix is!" war die Antwort.

Noch eines Wiener Erlebnisses kann ich hier erwähnen, weil es zu denen gehört, die einen tiefen Eindruck hinterlassen und deshalb dem Gedächtnisse nicht so leicht entschwinden. Es war eine ungewöhnlich große Ueberschwemmung, wie sie dort vielleicht nur einmal in jedem Jahrhundert vorkommt, veranlaßt durch das Austreten des kleinen Flüßchens, „die Wien", an deren Ufer meine Wohnung lag. Sie wurde damals so groß, weil auch die Donau zugleich aus ihren Ufern trat und das Wasser der Wien nun keinen Ausfluß mehr fand. Den Beginn der Ueberschwemmung hatte ich nicht bemerkt, weil ich bei einer Probe im Theater beschäftigt war. Nach deren Beendigung fand ich die Straße, die zu meiner Wohnung führte aber schon überschwemmte und ich erkannte, daß ich mich beeilen müsse, um noch durchwaten zu können. Dem-

ungeachtet holte ich erst meinen Geigenkasten aus dem Orchester, weil ich voraussah, daß auch dieses unter Wasser gesetzt werden würde. Nun war die Fluth schon so gestiegen, daß mir das Wasser an einigen Stellen bis über die Knie reichte. Meine Familie und noch mehr die anderen Hausbewohner fand ich in der größten Bestürzung. Mein Hauswirth, der Tischler, flüchtete mit den Seinigen bereits in die Höhe durch meine Etage auf den Boden und suchte dort seine Sachen im Trocknen zu bergen. Seine Eile that Noth; denn das Wasser stieg so reißend schnell, daß es nach einigen Stunden fast bis zum ersten Stock reichte. Nun hatten die erschreckenen Bewohner der Vorstadt einen Anblick, wie sie ihn noch nicht erlebt hatten. Die brausenden Wogen führten in buntester Mischung die verschiedenartigsten Gegenstände herbei: Ackergeräth, Wagen mit Heu oder Holz beladen, Trümmer von Ställen, todtes Vieh, ja sogar eine Wiege mit einem schreienden Kinde, welches jedoch glücklich in einem Kahn gerettet wurde. Die Hausbesitzer, mit langen Stangen bewaffnet, waren bemüht, die vorbeischwimmenden Gegenstände fern zu halten, damit sie die Wände der Häuser nicht beschädigten; andere suchten dagegen mit Haken die Möbeln oder andere Hausgeräthe herbeizuziehen, um sie aufzufischen und zu den Fenstern herein zu bergen. Einige Stunden später, als solche Gegenstände nicht mehr vorbeiflossen, erschienen dann Kähne mit Lebensmitteln beladen, die in den überschwemmten Straßen guten Absatz fanden. Andere brachten gegen Abend die Beamten und Geschäftsleute aus der Stadt in ihre Wohnungen zu den ängstlich harrenden Familien. Da der Regen in Strömen herabfloß, so erhielt sich die Ueberschwemmung fortwährend in gleicher Höhe und es war bis zum Anbruch der Nacht noch kein Sinken des Wassers zu bemerken. So lange es hell blieb, war die Scene ganz unterhaltend; als aber die Nacht hereinbrach, wurde sie schauerlich. Das Tosen des Wassers und das Heulen des Sturmes ließen zu keiner Ruhe kommen; auch war es nicht rathsam sich niederzulegen, da man

nicht wissen konnte, was noch geschehen werde. Ich betiete daher meine Kinder angezogen neben mich auf mein Canapee. Da nun auch Loretto neben ihnen bald eingeschlafen war, so setzte ich mich an meine Arbeit, eine neue Gesangs-Composition, um dem Schlafe besser widerstehen zu können. Es gelang mir auch ganz gut. Doch hatte mich der Eifer im Schaffen einigemal an's Clavier geführt, was meine Wirthsleute, die über mir auf dem Boden die halbe Nacht auf den Knieen lagen und beteten, sehr übel nahmen. „Dieser Lutherische Ketzer wird uns durch sein unchristliches Singen und Spielen in noch größeres Unglück stürzen!" hatte die Frau heulend geklagt, wie das Kindermädchen am anderen Morgen erzählte. Doch die Nacht verging ohne weiteren Unfall, und bei Anbruch des Tages war das Wasser schon bedeutend gefallen. Indessen dauerte es noch bis zum Abend, bevor es so weit abfloß, daß man wieder zu Fuß durch die Straßen gehen konnte. Das Theater an der Wien mußte aber acht Tage geschlossen bleiben, weil man so lange gebrauchte, um alle Spuren der Ueberschwemmung zu tilgen.

Nach einem wehmüthigen Abschiede von dem lieben Wien, wo wir so glückliche Tage verlebt hatten, trat ich mit meiner Familie die große Reise am 8. März 1815 an. Mein Bruder Ferdinand, dessen Engagement beim Theater an der Wien noch ein Jahr dauerte, blieb allein zurück. Nach Ablauf desselben fand er in der Berliner Kapelle eine Anstellung.

Unser erster Aufenthalt war in Brünn, wo wir Concert gaben. Wie es ausfiel, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber, daß ich mit der Orchester-Begleitung sehr unzufrieden war. In dieser Hinsicht war ich freilich durch mein vortreffliches Orchester in Wien sehr verwöhnt worden.

Von Brünn gingen wir nach Breslau, wo wir im April ebenfalls zwei Concerte gaben; doch ohne zahlreichen Besuch. Die Ver-

stimmung über den neu ausbrechenden Krieg und über die großen Opfer, die jeder Einzelne für die neuen Rüstungen darbringen mußte, war freilich damals so allgemein, daß es wohl nie einen ungünstigeren Zeitpunkt für Concert-Unternehmungen gegeben haben mag. In einer so musikalischen Stadt, wie Breslau von jeher war, fehlte es aber auch in jener kriegerischen Zeit nicht an eifrigen Musikfreunden, denen es Lebensbedürfniß war, Musik zu hören. Ich wurde daher häufig in Privatzirkel eingeladen, wo ich Gelegenheit fand, meine Wiener Compositionen aus der Lost'schen Mappe vorzutragen. Dieselben fanden großen Anklang, besonders die beiden Quintetten, die ich daher sehr oft wiederholen mußte. Auch schrieb ich auf den Wunsch meines Freundes, des Domkapellmeister Schnabel, ein Offertorium für eine Solo-Sopranstimme und Chor mit obligater Violine und Orchester, welches, wie das Verzeichniß meiner Compositionen besagt, am 16. April im Dom aufgeführt wurde, und bei welchem ich die Violinpartie übernahm. Da ich die Original-Partitur dort zurückließ und sie seit jener Zeit nie wiedergesehen habe, so vermag ich nicht zu sagen, ob die Composition Werth hat. Wahrscheinlich befindet sie sich noch in der Dom-Bibliothek.

* * *

An einem schönen Frühlingsabende kam ich mit den Meinigen in Carolath an. Da wir in der Nähe des Schlosses einen kleinen Fluß auf einer Fähre zu passiren hatten, so war unsere Ankunft im voraus bemerkt worden. Wir fanden daher bei unserer Einfahrt in den Schloßhof bereits die ganze fürstliche Familie am Fuße der Treppe versammelt und wurden von ihr auf das Freundlichste bewillkommnet. Der Fürst selbst führte uns zu den für uns bestimmten Zimmern. Nachdem wir uns umgekleidet hatten, wurden wir zur Abendtafel gerufen. Der Fürst, ein etwas ceremoniöser, aber freundlicher und wohlwollender Mann von etwa achtundfünfzig bis sechzig Jahren, empfing uns am Eingange des

Speisesaales und stellte uns den übrigen Tischgenossen vor. Es waren die Fürstin, seine zweite Gemahlin, deren Schwester, eine für Poesie und Musik schwärmende Dame, seine beiden Töchter erster Ehe, liebenswürdige Mädchen von 15 und 17 Jahren und deren Hofmeister, Herr Martscher, ein feingebildeter junger Mann. Die Unterhaltung bei Tische war, die etwas alterthümliche Förmlichkeit des Fürsten abgerechnet, zwanglos und lebhaft und zeigte mir, daß ich mich in einem gebildeten und für alles Schöne empfänglichen Zirkel befand. Auch Dorette war mit der Unterhaltung ihrer Nachbarn, des Fürsten und dessen Schwägerin, sehr zufrieden, und die Kinder, deren sich die jungen Damen freundlichst angenommen hatten, fühlten sich vollends sehr glücklich. Die ganze Familie sah daher einem vergnügten Aufenthalt auf dem Schlosse entgegen.

Am anderen Tage begann sogleich die Hausordnung, die für die ganze Dauer unseres Dortseins mit wenigen Ausnahmen unverändert blieb. Vormittags, während Dorette den Prinzessinnen Unterricht ertheilte, der ältesten auf der Harfe, der jüngsten auf dem Piano, gab auch ich meinen Kindern den ersten Musik-Unterricht. Nachher durften sie den Stunden beiwohnen, die der Hauslehrer den Prinzessinnen gab, und er war freundlich genug, seinen Unterricht, so viel es sich thun ließ, dem Fassungsvermögen der Kinder anzupassen. Unterdessen beschäftigten meine Frau und ich uns mit unseren eigenen Musikstudien oder ich componirte. Da die fürstliche Familie den Liedergesang sehr liebte, so gab mir dies Veranlassung, zwei Hefte Lieder zu schreiben, wozu mir die Schwester der Fürstin aus ihrer großen Gedichtsammlung die Texte lieferte. Es befanden sich darunter auch einige Gedichte von Herrn Martscher. Beide Hefte sind in Leipzig bei Peters als Op. 37 und 41 erschienen.

Waren dann die Arbeiten und Studien des Vormittags beendigt, so mußte zur Mittagstafel noch eine sorgfältige Toilette gemacht werden, da die fürstliche Familie dabei stets en parure

erschien. Der Rest des Tages wurde der Geselligkeit und dem Vergnügen gewidmet. War das Wetter schön, so wurde der Kaffee im Schloßgarten eingenommen und gegen Abend ein Ausflug zu Wagen in die Umgegend gemacht. Sehr häufig war eine dem Fürsten gehörende Meierei unser Ziel, und es wurde dort, oder auch im Walde daneben ein ländliches Abendbrod servirt. War das Wetter trübe oder kam Besuch aus der Umgegend, so wurde Abends musicirt. Anfangs bestanden diese Musikpartien blos in dem, was ich und meine Frau auf Violine, Harfe und Piano zu hören gaben. Nachdem aber Herr von Reibnitz als Gast auf dem Schlosse angekommen war, wurde auch ein Versuch mit Quartettmusik gemacht. Der alte Kammerdiener des Fürsten, der in seiner Jugend Violoncell gespielt hatte, mußte sein Instrument wieder hervorsuchen, der Schulmeister des Ortes die Bratsche und Herr von Reibnitz die zweite Violine übernehmen. Ich hatte leider keine anderen Quartetten bei mir, als meine eigenen, die für solche Mitspieler allerdings nicht geschrieben waren. Der erste Versuch fiel daher auch sehr entmuthigend aus. Da die Anderen aber großen Eifer zeigten, so ließ auch ich es nicht an Geduld und Ausdauer fehlen und brachte es mit Hülfe vieler Proben endlich doch dahin, daß ich zwei meiner Quartetten der Gesellschaft zu hören geben konnte. Diese war in Kunstgenüssen nicht so sehr verwöhnt und nahm daher die Vorträge mit großem Beifall auf. Auch eine Polonaise, die ich damals schrieb (Op. 40, bei Peters) gefiel sehr und wurde bald ein oft begehrtes Lieblingsstück der Gesellschaft, vielleicht nur, weil man sie hatte entstehen sehen.

Nachdem in solcher, wenn auch etwas einförmigen, doch genußreichen Weise ich und die Meinigen die zwei ersten Monate unseres Aufenthaltes in Carolath verlebt hatten, verkündigte eines Mittags der Fürst mit einiger Feierlichkeit: er werde genöthigt sein, seine lieben Gäste auf einen Tag zu verlassen, da er wie jedes Jahr, so auch in diesem, am 24. Juni eine Reise nach Glogau machen

müsse, um dem Johannisfeste der Freimaurer beizuwohnen. Hierdurch wurde ich veranlaßt, mich ihm, nach aufgehobener Tafel, als Freimaurer zu erkennen zu geben, worauf der Fürst, freudig überrascht, mich sogleich zur Mitreise einlud. Ich habe zu erzählen vergessen, daß ich schon in Gotha Freimaurer geworden war, nach einem Jahre dort den zweiten Grad des Ordens und wieder ein Jahr später auf einer Reise, in Berlin, den dritten, den Meistergrad, erhalten hatte. Da ich nun aber, weil in Oesterreich die Maurerei verboten war, seit drittehalb Jahren keine Loge besucht hatte, so sehnte ich mich, einmal wieder einer Brüderversammlung beizuwohnen. Es kam mir daher die Einladung des Fürsten zur Mitreise nach Glogau sehr gelegen.

Nun wurden glänzende Veranstalten gemacht. Der große Reisewagen mit dem fürstlichen Wappen wurde aus der Remise gezogen und abgestäubt, ein Jäger und ein anderer Diener in die Festlivree gesteckt und der Fürst selbst erschien zum erstenmal in der Staatsuniform, mit dem Sterne auf der Brust. Früh am 24. fuhren wir ab. Im Logenlokal angelangt, wurde der Fürst durch eine Deputation bewillkommnet, und auch sein Gast, nachdem er sich legitimirt hatte, freundlichst von den Brüdern begrüßt. Nach der Arbeitslege folgte eine glänzende Tafellege, bei welcher ich mich den musikalischen Brüdern anschloß, ihren Gesang leitete und auch selbst mit meiner kräftigen Baßstimme einige Maurergesänge sowie die „Heiligen Hallen", aus der Zauberflöte vortrug. Ich fand unter den musikalischen Brüdern mehrere Bekannte von meiner früheren Reise durch Schlesien, die eifrigst bemüht waren, mich durch Aufmerksamkeiten zu ehren.

Auch der Meister vom Stuhl hieß den „berühmten Künstler" im Kreise der Brüder willkommen und dankte dem Fürsten, ihn eingeführt zu haben. Dieser schien sehr froh, daß er mit seinem Gaste Ehre eingelegt hatte, denn er verdoppelte nach der Rückkehr nach Carolath seine, ohnehin schon großen Artigkeiten gegen

mich und meine Familie, so daß wir est dadurch in Verlegenheit gesetzt wurden.

Nach einem weiteren, höchst vergnügten Aufenthalt von sechs bis acht Wochen, setzten wir unsere Reise über Dresden und Leipzig nach Gotha fort. Hier, nach einer fast dreijährigen Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, fühlte sich Dorette so glücklich, daß ich nicht daran denken durfte, sobald wieder abzureisen. Ich ließ mich daher auf einige Monate daselbst häuslich nieder, und machte nur einige kleine Ausflüge in die Umgegend. Der erste war zu meinen Eltern nach Gandersheim, wohin mein Vater inzwischen als Land-Physikus versetzt war, und von da nach Hannover, wo ich Concert gab. Der zweite nach Frankenhausen, wo Bischoff wieder ein Musikfest veranstaltet hatte.

Hier beginnt eins meiner Tagebücher, welche ich ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr aus Italien fortgesetzt habe. Der Titel heißt: „Flüchtige Bemerkungen, auf einer musikalischen Reise", und das Buch beginnt:

Frankenhausen, den 19. Oktober 1815.

....„In Hannover machten wir die interessante Bekanntschaft des Geigers und die höchst uninteressante des Menschen Riesewetter. Als Geiger zeichnet er sich durch ein kräftiges, sehr reines und selbst gefühlvolles Spiel aus, ohne jedoch, wie es mir scheint, wahres Gefühl für die Schönheiten der Kunst zu besitzen, als Mensch ist er der aufgeblasenste Windbeutel, der mir bis jetzt vorgekommen ist! Er dirigirte in unserm Concerte am 11. Oktober, aber ohne Sicherheit und Uebersicht.

Nach einer Pause von drei Jahren haben sich die Künstler Thüringens abermals hier versammelt, um nach dem schnell beendigten Kriege die nun vollendete Befreiung Deutschlands am Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht auf eine der Tonkunst würdige Weise zu feiern. Heute, am ersten Tage des Musikfestes,

fand die Aufführung meiner Cantate, „das befreite Deutschland" und die des (Gottfried) Weber'schen „Te Deum" statt. Da es mir als Componist nicht zusteht, das eigene Werk zu beurtheilen, so sei hier nur von dessen Aufführung die Rede. Die Besetzung der Solopartien war nicht durchaus gut, weshalb die Arien und Ensemblestücke den wenigsten Effekt machten. Der Chor und das Orchester aber waren vortrefflich, daher die Ouvertüre und sämmtliche Chöre eine große Wirkung hervorbrachten. Am meisten gefielen: der Doppelchor der fliehenden Franzosen und der sie verfolgenden Russen, das darauf folgende Dankgebet des deutschen Volkes und der Schlusschor mit der Fuge. Ich machte von neuem die Erfahrung, daß in einem großen Raume und bei starker Besetzung die einfachsten Sachen, wenn sie anders in einem edlen, würdevollen Style geschrieben sind, die größte Wirkung hervorbringen, daß dagegen reiche Figuren in der Instrumentirung und schnell wechselnde Harmonienfolgen dort nicht an ihrem Platze sind.

Das Te Deum von G. Weber hat meinen Erwartungen, die durch günstige Recensionen in öffentlichen Blättern sehr gesteigert waren, nicht ganz entsprochen. Es verräth zu sehr, daß es nicht im Moment der Begeisterung, sondern mit kalter Spekulation geschaffen ist. Gleich der Anfang ist gesucht und als Einleitung zu einem Te Deum gewiß sehr unpassend. Wozu dieser lange Paukenwirbel, der wie ein heranrollender Donner klingt? Und nun vollends die folgende Fanfare von vier Trompeten und Posaunen, der ähnlich, womit die Cavallerie auf die Parade zieht?"

Den 20. Oktober.

„Am zweiten Tage fand ein Concert gemischten Inhaltes in folgender Ordnung statt: Symphonie von Mozart (C-dur,) bei feuriger und genauer Execution von hinreißender Wirkung! Ich überzeugte mich heute, daß in einem großen Lokale und bei kräftiger Besetzung die vier Themen der Schlußfuge, da wo sie zum Schlusse zusammentreten, von einem geübten Ohr recht gut ver-

standen werden können. Schien mir bisher diese Stelle mehr künstlich als effektvoll, so kam ich heute von diesem Irrthum zurück. 2) Violinconcert (E-moll) von mir. Ich machte heute wieder die Erfahrung, daß dem großen Haufen die Virtuosität weit mehr gilt, als das Compositionstalent. Alles schien entzückt von meinem Spiel und nur sehr Wenige erwähnten auch der Composition. 3) Italienische Arie mit Chor von Paer, vorgetragen von Herrn Strohmeyer. Diese Arie aus einem Oratorium „La Religione" ist in einem so unkirchlichen Style geschrieben, daß man sie mit verändertem Texte recht gut in eine Opera buffa einlegen könnte. Während die personifizirte Religion (die wohl auch schicklicher Sopran statt Baß sänge) sich in den gewöhnlichsten Opernmelodien, Rouladen und halsbrechenden Sprüngen ergeht, schreit der Chor dann und wann unisono und fortissimo Santa! Santa! dazwischen, wie eine Räuberbande dem Reisenden das „Steh, das Leben oder die Börse!" zurufen würde. Da die Arie Hrn. Strohmeyer Gelegenheit darbot, seine schöne und kräftige Stimme, so wie seine Kehlfertigkeit zu hören zu geben, so fand sie großen Beifall. 4) Adagio und Potpourri für Clarinette von mir, vorgetragen von Herrn Hermstedt, ebenfalls sehr beifällig aufgenommen. Ich fand jedoch, und mehrere andere Musiker waren derselben Ansicht, daß Hermstedt, der im Technischen immer noch Fortschritte macht, seinen Geschmack nicht in gleicher Weise ausbildet. Sein Vortrag hat etwas Manierirtes, was an Caricatur streift. 5) Patriotischer Gesang nach der Melodie des „God save the king" mit Orchester und Orgelbegleitung von Methfessel. Das Publikum, an welches Texte ausgetheilt waren, stimmte mit ein."

Der arme Bischoff fand bei diesem dritten Frankenhäuser Musikfeste seine Rechnung nicht. Die Veranlassung zu dem entstandenen Deficit war wohl die Einquartierung russischer Truppen in der Umgegend, wodurch die Stadt- und Landbewohner vom Besuche des Festes abgehalten wurden. Da Bischoff nicht in der Lage war, das Deficit aus eigenen Mitteln decken zu können,

so beschlossen die anwesenden Musiker auf meinen Vorschlag, die Kosten ihrer Hin- und Zurückreise selbst zu übernehmen und die dazu nöthige Summe durch ein in der Heimath zu gebendes Concert aufzubringen. Ich gab ein solches am 28. Oktober in Gotha, wobei mich Andreas Romberg, seit zwei Jahren Concertmeister daselbst, freundlichst unterstützte.

Gotha, den 29. Oktober.

Das Zusammenleben mit Andreas Romberg, dem gebildeten und denkenden Künstler, hat mir wieder viele genußreiche Stunden verschafft. Aber von neuem fand ich, daß er seine Compositionen unbeschreiblich kalt und trocken vorträgt, als wenn er die Schönheiten, die sie enthalten, selbst nicht fühle! Er spielte mehrere seiner Quartetten, die mir längst werth geworden sind, weil ich sie oft von Anderen gehört und selbst gespielt habe; aber der Geist, der sich in ihnen so deutlich ausspricht, daß ihn ein jeder der Geiger, von welchen ich sie bisher hörte, richtig auffaßte, scheint ihm selbst unbekannt geblieben zu sein, denn in seinem Vortrage war auch keine Spur davon zu entdecken! Auch war es mir auffallend, daß sich seine Vorliebe gerade zu solchen hinneigte, die mir die schwächsten zu sein schienen. Noch mehr wunderte ich mich aber, daß er die Tempi seiner Compositionen meinem Gefühle nach oft falsch nimmt und dadurch ihrer Wirkung sehr schadet; denn ich fand die Allegro's fast immer zu langsam und die Adagio's zu schnell.

Meiningen, den 31. Oktober.

Heute gaben wir hier Concert, welchem die Herzogin sowie ihr ganzer Hofstaat beiwohnten. Herr Wassermann, einer der geschicktesten meiner früheren Schüler, spielte mit mir meine Concertante.

Würzburg, den 10. November.

Ich machte hier die Bekanntschaft von zwei namhaften Künstlern, die der Herren Fröhlich und Witt. Ersterer, Professor an der Universität, liest Aesthetik und ist ein vielseitig gebildeter

Künstler, so wie ein eifriger Mitarbeiter an der Musikalischen Zeitung. Als Recensent scheint er ziemlich gewissenhaft zu Werke zu gehen, doch bemerkte ich, daß auch er, wie viele andere Recensenten, Urtheile über Werke niederschreibt, von denen ihm nicht die Partitur zur Einsicht vorliegt. Wer es weiß, wie schwer es selbst mit Hülfe der Partitur hält, ein Werk durch bloßes Lesen kennen zu lernen, den muß es sehr wundern, daß diese Herren ein solches übersehen wollen, indem sie die einzelnen Stimmen neben einander legen und abwechselnd hineinblicken. Bei einem vielstimmigen Werke reicht nicht einmal das Lesen der Partitur hin, um ein sicheres Urtheil fällen zu können; man muß es auch, und zwar gut ausgeführt, gehört haben!....

Witt ist Kapellmeister der ehemaligen großherzoglichen Hofkapelle, die, so wie auch das Sängerpersonal der Schloßkirche, nach dem Anfall des Großherzogthums an Bayern, noch wie früher fortbesoldet wird und bis jetzt vollzählig geblieben ist. Sie ist sehr gut eingespielt und accompagnirte mir in unserem am 7. November gegebenen Concerte ganz zu meiner Zufriedenheit. Großen Genuß gewährte mir auch die Aufführung einer Haydn'schen Messe in der Schloßkirche, die unter Witt's Leitung vortrefflich executirt wurde. Herr Witt ließ mich am Piano sein Oratorium, „die vier Menschenalter" hören. Da er schlecht spielte und wo möglich noch schlechter sang, so wäre es vereilig, nach dem, was ich hörte und in der Partitur nachlas, die Wirkung beurtheilen zu wollen, die das Werk bei einer Aufführung machen kann. Doch kam es mir ziemlich gewöhnlich, hin und wieder fast trivial vor. Indessen zeigten die Fugen und einige andere im strengen Style geschriebene Nummern von großer Gewandtheit im Contrapunkt.

Nürnberg, den 16. November.

Die Musik scheint in der alten Reichsstadt wenig cultivirt zu werden; denn das Orchester ist hier auffallend schlecht. In unserem

gestrigen Concerte fehlte es zwar weder an zahlreichen Zuhörern, noch an Beifall bei unseren Vorträgen, aber Alles, was das Orchester begleitete, wurde von diesem total verdorben.

Zur Ergänzung des Tagebuchs führe ich hier noch an, daß sich mir in Nürnberg der junge etwa vierzehnjährige Meliaque vorstellte und mich bat, ihm während meines Aufenthalts Unterricht zu geben, dem ich gern willfahrte, weil der Knabe schon damals Ausgezeichnetes für seine Jahre leistete. Da Meliaque sich seit jener Zeit durch fleißiges Studium meiner Violincompositionen immer mehr in meiner Spielweise ausbildete und sich daher Schüler Spohr's nannte, so habe ich dieses Umstandes noch nachträglich erwähnt.

München, den 12. December 1815.

Unser hiesiger Aufenthalt war reich an Kunstgenüssen. Schon den Tag nach unserer Ankunft hörten wir ein interessantes Concert, das erste der zwölf Winterconcerte, welche die königliche Kapelle jedes Jahr für ihre Rechnung gibt. Diese Concerte werden sehr besucht und verdienen es in hohem Grade. Das Orchester besteht aus der einfachen Harmonie, zwölf ersten, zwölf zweiten Violinen, acht Violen, zehn Violoncellen und sechs Contrabässen. Geigen und Bässe sind vortrefflich und die Blasinstrumente bis auf die Hörner ebenfalls. Man gibt in jedem Concerte eine ganze Symphonie (welches um so mehr zu loben ist, da es leider immer seltener wird, und dadurch das Publikum immer mehr den Sinn für diese edelste Gattung der Instrumental-Musik verliert); sodann eine Ouvertüre, zwei Gesänge und zwei Concertstücke. Da die Münchener Kapelle noch immer ihren alten Ruf als eine der ersten der Welt behauptet, so war meine Erwartung sehr gespannt; dennoch wurde sie durch die Ausführung der Beethoven'schen Symphonie in C moll, womit dieses erste Concert eröffnet wurde, noch weit übertroffen. Es ist wohl kaum möglich, daß sie mit mehr Feuer, mehr Kraft und dabei größerer Zartheit, so wie überhaupt genauerer Beobachtung aller Nüancen von

Stärke und Schwäche ausgeführt werden kann! Sie machte daher auch mehr Wirkung, als ich ihr zutraute, obgleich ich sie schon oft, und selbst unter der Leitung des Componisten in Wien, gehört habe. Dennoch fand ich nicht Ursache, mein früheres Urtheil über sie zurückzunehmen. Bei vielen einzelnen Schönheiten bildet sie doch kein classisches Ganze. Namentlich fehlt sogleich dem Thema des ersten Satzes die Würde, die der Anfang einer Symphonie, meinem Gefühl nach, doch nothwendig haben muß. Dies bei Seite gesetzt, ist das kurze, leicht faßliche Thema allerdings zur thematischen Durchführung sehr geeignet und vom Componisten mit den übrigen Hauptideen des ersten Satzes auch sinnreich und zu schönem Effekt verbunden. Das Adagio in as ist theilweise sehr schön, doch wiederholen sich dieselben Gänge und Modulationen, obgleich immer reicher figurirt gar zu oft und werden dadurch zuletzt ermüdend. Das Scherzo ist höchst originell und von einer ächt romantischen Färbung, das Trio aber mit den polternden Baßläufen für meinen Geschmack gar zu hart. Der letzte Satz mit seinem nichtssagenden Lärm, befriedigt am wenigsten; die Wiederkehr des Scherzo darin ist jedoch eine so glückliche Idee, daß man den Componisten darum beneiden muß. Sie ist von hinreißender Wirkung! Wie schade, daß der wieder kehrende Lärm diesen Eindruck so bald verwischt!

In diesem ersten Concerte hörten wir auch noch Herrn Revelli, einen jungen, erst kürzlich engagirten Geiger, ein Concert von Lafont in C moll vortrefflich und mit allgemeinem Beifall executiren. Dieser junge Künstler, Schüler von Kreutzer, verbindet mit den Vorzügen der Pariser Schule auch das, was den Meisten gewöhnlich abgeht, Gefühl und eigenen Geschmack. Die Vorzüge jener Schule bestehen in einer sorgfältigen Ausbildung des Technischen, worüber aber die eigentliche Kunstbildung sehr oft vernachlässigt wird. Bei Herrn Revelli ist dies jedoch nicht der Fall; denn er lies't gut vom Blatt und weiß zu begleiten, wie ich später bei meinen Quartetten die Erfahrung machte.

Madame Bamberger aus Würzburg, von deren schönen Altstimme und guten Schule ich schon dort so viel Rühmliches gehört hatte, sang auch in diesem Concerte, schien aber ängstlich, weher es wahrscheinlich kam, daß sie so oft Athem schöpfte und die Töne so wenig trug.

Im zweiten Abonnements Concerte hörten wir Herrn Flad, der ein Violoncellconcert sehr ausgezeichnet vortrug. Er hat einen schönen Ton und geschmackvollen Vortrag. Herr Legrand dagegen, der das Romberg'sche Violoncell-Concert in E-moll spielte, scheint mir schon bergab zu gehen, denn es fehlt seinem Spiel sowohl Ausdauer als sichere und reine Intonation. Eine Ouvertüre aus Romeo und Julie, von Steibelt, erhebt sich nicht über das Gewöhnliche.

Im dritten Abonnements-Concert wurde meine Symphonie in Es-dur unter der feurigen und umsichtigen Direction des Herrn Concertmeister Maralt ganz vortrefflich gegeben und machte hier noch mehr Wirkung als in Frankenhausen, wo ich sie vor vier Jahren zum erstenmal hörte. Herr Musikdirektor Fränzl spielte sein altes Violinconcert in C-dur mit Janitscharen-Musik. Die Composition desselben ist in dem süßlich-faden Geschmack der Pleyel'schen Epoche und kann jetzt unmöglich noch gefallen. Eben so veraltet ist auch sein Spiel, von dessen früheren Vorzügen nur noch das Feuer übrig geblieben ist, das ihn aber jetzt oft zur Undeutlichkeit und unreinen Intonation fortreißt. Obgleich dies auch heute der Fall war, so wurde ihm doch wie rasend applaudirt. Dies hätte einem Fremden von dem Geschmack der Münchener leicht einen übeln Begriff beibringen können, hätte man nicht gesehen, wie eine kleine Anzahl seiner persönlichen Freunde das Publikum durch heftiges Klatschen und Brave-Schreien mit fortzureißen wußte. So sehr man es nun auch einem Künstler, der früher excellirte, gönnen kann, wenn er auch in späteren Jahren noch Beifall findet, so wird ihn dies doch gar zu

leicht verleiten, den Zeitpunkt zu überschreiten, wo er aufhören sollte, öffentlich aufzutreten.

Im vierten Abonnements-Concerte spielte ich mit Herrn Novelli meine Concertante, um der Forderung zu genügen, nach welcher jeder fremde Künstler, der von der Kapelle bei seinem Concerte unterstützt sein will, verpflichtet ist, in einem der Abonnements-Concerte aufzutreten. Noch nie hörte ich meine Concertante besser. Herr Novelli hatte seine Stimme auf das Genaueste eingeübt und spielte meisterhaft. Eben so gut wurde begleitet. Eine besonders schöne Wirkung machte das Adagio mit den drei obligaten Violoncelle.

Vogler's berühmte Ouvertüre zu „Castor und Pollux" entsprach nicht meiner Erwartung. Sie fängt zwar feurig und kräftig an, erlahmt aber gegen das Ende, und selbst dieser Anfang wirkt nur durch den Lärm der Blechinstrumente.

Am dritten December spielten wir bei der Königin im Cabinet, wo außer ihr und dem Könige nur noch einige wenige Auserwählte des Hofes zugegen waren. — Beide Monarchen schienen großes Interesse an unserem Spiele zu nehmen, denn sie überhäuften uns mit Artigkeiten. Außer uns spielte noch Madame Dulcken, eine ausgezeichnete Virtuosin, mit ihrer Tochter und Schülerin ein Rondeau von Steibelt für zwei Pianoforte.

Am sechsten war unser öffentliches Concert im Redoutensaale, welches die Königin ebenfalls mit ihrer Gegenwart beehrte, eine Auszeichnung, die seit mehreren Jahren keinem fremden Künstler zu Theil wurde. Es war mir eine große Freude, meine Compositionen einmal wieder so gut vorgetragen zu hören.

Im Museum fand ich die Musikalische Zeitung und in dieser einen Bericht über das letzte Frankenhäuser Musikfest, der auch eine Beurtheilung meiner Cantate: „Das befreite Deutschland", enthält. Diese bringt so viel Seichtes und Falsches über dieses Werk, daß ich große Lust hätte, darauf zu antworten, hätte ich

mir nicht, seit meinem Wiener Federkriege mit Mosel, fest vorgenommen, nie wieder eine Antikritik zu schreiben.

Würzburg, den 26. December.

Auf der Reise von München hierher haben wir binnen zehn Tagen wie im Fluge vier Concerte in vier verschiedenen Städten gegeben, die, im voraus arrangirt und zahlreich besucht, eine reiche Einnahme abwarfen; am 16. in Nürnberg, am 18. in Erlangen, am 22. in Bamberg und gestern, am ersten Weihnachtstage, hier. Es war aber auch eine arge Anstrengung, besonders für Dorette, das ewige Aus- und Einpacken, Probiren und Concertiren! Nun wollen wir uns ein wenig Ruhe gönnen. — Vorgestern gab ich Herrn Professor Fröhlich die drei Wiener Quartetten, die Romberg dedicirt sind, zu hören, hauptsächlich in der Absicht, damit er sie in der Musik-Zeitung recensire. Sie gingen gut zusammen und verfehlten daher eines vortheilhaften Eindruckes auf die Zuhörer nicht.

Frankfurt a. M., den 11. Januar 1816.

Unser hiesiger Aufenthalt war sehr arm an Kunstgenüssen. In der langen Zeit kein einziges Concert außer dem unserigen, nicht eine Privatmusik! Während wir vor acht Jahren bei unserem ersten Hiersein kaum die Zeit fanden, allen Aufforderungen zu Musikpartien Genüge zu leisten, fällt es jetzt keinem der Frankfurter Musikfreunde (wenn's deren überhaupt noch gibt) ein, unsere Talente auch nur ein einziges Mal dazu in Anspruch zu nehmen.

Auch das Theater bot nicht viel Erfreuliches dar, und nur eine einzige, für uns neue Oper, nämlich „Carlo Fioras", von Kränzl, wurde gegeben. — Madame Graff bewährte sich in dieser Oper und als Gräfin in Figaro's Hochzeit als eine Sängerin von vortrefflicher Schule, mit Gefühl und Geschmack begabt.

Das übrige Gesangpersonal ist unbedeutend, das Orchester aber vortrefflich und seines alten Ruhmes würdig.

Am zwölften gaben wir Concert im rothen Hause. Madame Graff sang die große Scene aus „Faust" ganz vortrefflich. Das Orchester accompagnirte mit Liebe und großer Genauigkeit.

Einen an Musik sehr reichen Tag brachten wir bei André in Offenbach zu. Ich fand ihn auf einem neuen Steckenpferde, das er mit noch größerm Selbstgefallen herumtummelt, wie seine früheren. Es heißt: Deklamation! Er hat die feste Ueberzeugung und äußert sie auch mit edler Offenherzigkeit, daß außer ihm noch kein Componist, von Mozart an bis Bernhard, es verstanden hat, ein Lied richtig zu deklamiren, und, wie es sich gehört, in Musik zu setzen. Er hat sich deshalb der verwaisten Kunstgattung erbarmt und eine Menge Musterlieder geschrieben! — Er hatte von meinen neuen Liedern gehört und bat mich, sie zu singen. Aber schon nach dem zweiten fand er einen Vorwand, zu den seinigen überzugehen. Fräulein von Goldner, seine Schülerin, sang sie und zwar hinreißend schön. Es ist nicht zu leugnen, daß sie richtig deklamirt und mehrere von ihnen in neuer und interessanter Weise aufgefaßt sind. Werden sie nun überdies noch so meisterhaft vorgetragen, wie dies von Fräulein von Goldner geschieht, so ist die Wirkung allerdings groß. Ich gestand ihm das gern zu, verhehlte ihm aber auch nicht, was ich daran auszusetzen fand. Dies ist vernehmlich, daß er der richtigen Deklamation sehr oft Form, Rhythmus und Melodie aufgeopfert hat. Um den Fehler vieler Lieder Componisten, die sich zu streng an den Rhythmus der Dichtung binden, zu vermeiden, ist er in den entgegengesetzten gefallen. Er wechselt in mehreren dieser Lieder, um nur jeder Sylbe die ihr gebührende Dauer und ihren Accent zu verschaffen, mehrere Male die Taktart und zerstört dadurch sowohl den Rhythmus, als die Melodie. So kann der Zuhörer nicht folgen und fühlt sich unbefriedigt. Ferner hatte ich auszustellen, daß die Clavierbegleitung bei den meisten dieser Lieder zu obligat

ist und die Aufmerksamkeit vom Gesange abzieht. Einige klingen wie selbstständige Clavier-Phantasien, denen der Gesang angepaßt ist.

Die Selbstgefälligkeit, mit der André diese Lieder zu hören gab, war völlig unerträglich. Er holte z. B. ein altes Lied von Schulze: „O selig, wer liebt", herbei, sang es karikirt, um es ins Lächerliche zu ziehen und ließ dann von Fräulein von Woldner das seinige über denselben Text vortragen. „Aha", sagte Jemand aus der Gesellschaft, „Sie zeigen uns erst den Schatten, damit das Licht nachher um so größere Wirkung macht!"

Mich verdroß diese Mißhandlung eines alten würdigen Componisten so sehr, daß ich mich nicht enthalten konnte zu sagen:

„Lieber André, Sie scheinen zu vergessen, daß es Ihrem Liede eben nicht zur Ehre gereicht, wenn es erst einer Folie bedarf; daß dieses Schulze'sche Lied vor länger als fünfundzwanzig Jahren componirt ist, wo die Ansichten über Liedercomposition von den jetzigen sehr verschieden waren; daß die Melodie, die uns jetzt veraltet vorkommt, damals neu war, und daß Sie für Ihren Zweck am Ende doch keine glückliche Wahl getroffen haben, da dieses Lied bei aller Einfachheit der Form und Melodie, dennoch richtig deklamirt ist und in der Wiederholung des: O selig, wer liebt, am Ende jeder Strophe etwas Tiefempfundenes enthält, weshalb es sehr zweifelhaft ist, ob unsere Lieder nach fünfundzwanzig Jahren noch so viel Vergnügen gewähren werden, wie es dieses Lied, wenn es gut gesungen wird, noch immer vermag."

André schien doch etwas beschämt und äußerte sich von da an viel bescheidener. Ich wollte ihm nun, wie er gewünscht hatte, einige meiner Wiener Quartetten und Quintetten zu hören geben; es wurde aber so schlecht accompagnirt, daß ich bald davon abstand und es bei dem ersten bewenden ließ.

Nach Tische gab uns Herr Aloys Schmitt in einer freien

Phantasie auf dem Piano „eine Seefahrt mit Sturm". Obgleich diese von Wölffl zuerst versuchte Spielerei nicht übel war, so hätte ich doch von einem so ausgebildeten Clavier-Virtuosen lieber etwas Gediegeneres und Solideres zu hören gewünscht.

Abends führte uns André zu Herrn Ewald, einem großen Musikfreunde, bei dem sich die Offenbacher Sing-Akademie versammelt hatte, um ihm drei von ihr sorgfältig eingeübte Compositionen zu hören zu geben. Es waren: „Die drei Worte", von Schiller, in Musik gesetzt von Aloys Schmitt, ein patriotischer Chor von André und „die Bürgschaft", von Schiller, ebenfalls von Aloys Schmitt componirt, alles mit Clavierbegleitung. Der Chor zählte ungefähr achtundvierzig Stimmen und die Ausführung war sehr gelungen. Zu bedauern war nur, daß das Lokal nicht geräumiger war. Die Musik zu den „drei Worten" gefiel mir sehr. Sie verräth ein großes Talent für solche Gesangs-Compositionen. Auch das Gedicht eignet sich recht gut dazu. Weniger das zweite: „Die Bürgschaft." In diesem hat der Componist die redend eingeführten Personen unter die verschiedenen Solostimmen vertheilt; es klingt aber sehr sonderbar, von diesen auch das singen zu hören, was der Dichter erzählt. Ebenso willkürlich ist dem Chor sein Antheil am Texte zugetheilt. Zu leugnen ist aber nicht, daß einige Eintritte desselben von außerordentlicher Wirkung sind, wie z. B. der, wo es heißt: „Und unendlicher Regen gießet herab", und später, wo der erschöpfte Wanderer das Rieseln einer Quelle hört. Das ganze Gedicht ist überhaupt mit vieler Phantasie aufgefaßt und wiedergegeben, nur leidet die Musik an Formlosigkeit durch zu häufiges Wechseln des Tempo's und der Taktart. Auch ist das Wiederholen einzelner Worte, die für sich keinen Sinn geben, sehr zu tadeln und klingt oft wahrhaft komisch. Die vierhändige Clavierbegleitung ist so reich an Figuren, Passagen und Modulationen, daß sie sich ohne bedeutende Vereinfachung nicht für's Orchester umschreiben ließe. Der Chor von André zeichnete sich durch nichts aus.

Zum Schlusse ließ uns Herr Hasemann vom Frankfurter Orchester, der als Violoncellist mir am Morgen mein Quartett und zwar weit besser als die Uebrigen accompagnirt hatte, noch seine Virtuosität auf der Baßposaune bewundern. Er blies Variationen über das bekannte Lied: „Mich fliehen alle Freuden". Es macht jedoch auf den Zuhörer von Geschmack einen unangenehmen Eindruck, wenn ein Instrument, seinem Charakter zuwider, zu etwas gezwungen wird, was ihm nicht natürlich ist."

Darmstadt, den 9. Februar.

Durch eine Krankheit meiner guten Dorette zu einem beinahe vierwöchentlichen Aufenthalte gezwungen, habe ich Zeit genug gehabt, die hiesigen Musikzustände kennen zu lernen. Viel Erfreuliches läßt sich davon nicht sagen. Der Großherzog liebt die Musik zwar sehr und verwendet große Summen darauf; diese Liebe ist aber einseitig, egoistisch und beschränkt sich nur auf Theatermusik. Er findet nämlich seine Freude daran, in den Opernproben den Musikdirektor und Regisseur in eigener Person zu machen; er dirigirt daher nicht nur das Orchester an einem auf dem Theater befindlichen Pulte, sondern ordnet auch alles auf der Bühne an. Da er sich in beiden Posten für unfehlbar hält und weder dem Kapellmeister noch dem Regisseur die geringste Einwendung gegen seine Anordnungen gestattet, so ist es natürlich, daß viele Mißgriffe geschehen. Denn obgleich er unter den Großherzögen wohl der beste Operndirektor sein mag, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß er ein guter sei! Er beweis't dies schon in der Wahl der Werke, die er auf seinem Theater geben läßt. Da er es so reich dotirt hat, daß die Regie auf den Geschmack des Publikums behufs der Einnahme keine Rücksicht zu nehmen braucht, so könnte sie ein Repertoir von lauter gediegenen und werthvollen Werken schaffen, ließe er ihr nur die Auswahl. So trifft er diese aber selbst und es wird daher nicht nur viel Mittelmäßiges gegeben, sondern auch manches Vortreffliche ganz ausgeschlossen, wie z. B.

die Cherubinischen Opern, weil sie der Großherzog nicht leiden kann. Allenfalls läßt er „den Wasserträger" noch passiren, doch auch nur den ersten Akt. Auch die Mozart'schen Opern scheinen ihm nicht mehr zu behagen; denn als vor einigen Tagen einmal wieder der „Don Juan" an die Reihe kam, nachdem dreißig Abende vorher nichts als die „Athalie" von Poißl probirt worden war, und das Orchester von der tödtlichen Langeweile befreit, die ihm jene Oper gemacht hatte, das erste Finale mit großer Begeisterung executirte, äußerte er laut gegen den Kapellmeister gewendet: „Nach der Poißl'schen Oper will der „Don Juan" doch nicht mehr schmecken!" —

Das Sologesang-Personal könnte bei den großen Gehalten, die der Großherzog zahlt, ein viel besseres sein, als es, mit wenigen Ausnahmen, wirklich ist; man behauptet aber, er wolle nur mittelmäßige Talente, damit sie sich um so williger seinen Anordnungen fügen. Der Chor (dreißig Frauen und dreißig Männer) ist sehr ausgezeichnet. Auch das Orchester ist sehr zahlreich und zählt mehrere sehr tüchtige Künstler unter seinen Mitgliedern; doch ist auch viel Mittelgut darunter. Auf das Ensemble desselben und besonders auf das pianissimo thut sich der Großherzog viel zu gut; doch bleibt in Bezug auf reine Intonation und auf Deutlichkeit noch manches zu wünschen übrig. Kein Orchester der Welt ist so geplagt wie dieses; denn sämmtliche Mitglieder desselben müssen jeden Abend, den Gott werden läßt, von sechs bis neun oder zehn Uhr im Theater zubringen. Jeden Sonntag ist Oper, an zwei anderen Tagen jeder Woche Schauspiel; an den vier übrigen Tagen hält der Großherzog seine Opernproben. Nur wenn er durch Krankheit verhindert ist, fallen sie aus. Dann werden auch keine Opern gegeben. Unlängst war er wegen eines Uebels am Bein genöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten; in dieser Zeit durfte weder eine Probe gehalten, noch eine Oper gegeben werden. Er schien zu glauben oder wollte es glauben machen, daß ohne ihn nichts einstudirt werden könne.

Es gewährt einen seltsamen Anblick, den alten, schon ganz krumm gewachsenen Herrn in Uniform mit dem Stern auf der Brust hinter dem Pulte den Takt geben zu sehen, oder wie er den Chor und die Statisten ordnet, bald dieses, bald jenes zu erinnern hat, oder dem Orchester piano oder forte zuruft. Verstände er dies nun Alles, so würde es keinen besseren Operndirekter geben; denn er hat nicht nur viel Eifer und Ausdauer, sondern auch in seiner Eigenschaft als Großherzog die nöthige Auterität. So reicht seine Partiturkenntniß aber nicht weiter, als um allenfalls die Violinstimme nachlesen zu können, und da er in seiner Jugend einmal Violine gespielt hat, so quält er die armen Geiger ewig mit seinen Erinnerungen, ohne daß dadurch etwas gebessert wird! Unterdessen können die Sänger so falsch oder geschmacklos singen, wie sie wollen, oder die Blasinstrumente können einen Takt vor oder nach sein, — er merkt es nicht!

Eben so ist es mit seinen Anordnungen auf dem Theater, doch da kann der Regisseur unbemerkt noch nachhelfen, während dem Kapellmeister auch nicht die kleinste Rüge der verfallenden Fehler gestattet ist. Daß daher die Opern trotz der vielen Proben dennoch nicht gut gehen und in der Regel um so schlechter, je mehr Proben stattgefunden haben, findet seine Erklärung in Obigem, sowie darin, daß Sänger und Orchester am Ende vor Abspannung und Ueberdruß nicht mehr Acht geben können. So ging es auch mit der Oper „Athalie" von Poißl, die während unserer Anwesenheit jeden freien Abend probirt wurde und bei deren endlicher Aufführung nach 30 Theaterproben doch noch Fehler, sowohl auf dem Theater, als im Orchester vorfielen.

Von der Musik dieser Oper läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Sie ist zu gewöhnlich, zu oft schon dagewesen. Mehrere Musikstücke sind den allgemein bewunderten von Mozart und Cherubini nachgebildet, ohne daß dadurch etwas Anderes gewonnen wäre, als daß sie an jene erinnern, so z. B. der Priestermarsch, der mit seinen einzelnen Paukenschlägen ganz dem der Zauber-

flöte während der „Feuer- und Wasserprobe" gleicht. Ebenso das Schluß-Allegro des ersten Aktes, welches auffallende Reminiscenzen aus dem Finale des „Don Juan" enthält, u. dgl. m. Der erste Akt wird noch durch den Umstand besonders langweilig, daß so viel langsame Tempi und Gebete unmittelbar auf einander folgen, so wie es denn überhaupt der Oper an Leben und Bewegung fehlt.

Der Großherzog, der die Musik dieser Oper sehr schön findet, vielleicht nur, weil sie ein Baron gemacht hat, erlebte den Verdruß, zu sehen, daß sie das Publikum sehr langweilte, was auch selbst in der Nähe seiner Loge laut geäußert wurde. Dies brachte ihn so auf, daß er ganz laut sagte: „Allen Leuten, die diese herrliche Oper nicht begreifen, sollte man die Thüren des Theaters verschließen!" Wenn es wahr ist, was man sich hier erzählt, daß er seine Hofdiener und Offiziere zum Theaterbesuche zwingt, indem er ihnen vom Gehalte den Betrag für das Theater-Abonnement ohne weiteres abziehen läßt, so könnte er seine Drohung leicht wahr machen, indem er sie von dieser Frohnde befreite!

Da uns der Großherzog zu einem öffentlichen Concerte die Mitwirkung der Kapelle verweigerte, weil er sie, wie es in der Antwort auf mein Gesuch hieß, keinen Abend im Theater entbehren könne, so waren wir schon im Begriffe abzureisen, ohne in Darmstadt gespielt zu haben, als uns die Direktion des Casino den Antrag machte, in ihrem Lokal aufzutreten, wofür sie uns ein Honorar von zwanzig Karolinen offerirte. Dies nahmen wir an. Ich spielte mit Dorette eine Sonate, zwei Concertsätze mit Clavierbegleitung, und Dorette schloß mit der Phantasie in C-moll. Wir hatten ein sehr empfängliches Publikum. Den Geigern des Orchesters, die mich gern gehört hätten, und Herrn Backofen, dem früheren Lehrer meiner Frau, den ihre jetzige Virtuosität in hohem Grade interessirt haben würde, war es aber nicht gestattet, unter den Zuhörern zu sein; denn der Großherzog hatte Abends

vorher bei der Probe im Theater gesagt: „Daß mir morgen Abend ja Niemand fehlt!"

Heidelberg, den 11. Februar.

Trotz der großen Kälte, die seit voriger Nacht herrscht, haben wir heute Nachmittag den Schloßberg erstiegen, um die wunderschöne Ruine des Schlosses von neuem zu bewundern. Ich habe mich gefreut, daß man sie seit acht Jahren nicht weiter hat verfallen lassen, daß man vielmehr Sorge trägt, sie so, wie sie jetzt ist, zu erhalten. Die Aussicht über die Stadt nach Mannheim und in das Neckarthal ist selbst im Winter entzückend schön!

Carlsruhe, den 26. Februar.

Unser hiesiger Aufenthalt hatte dadurch, daß wir alte Bekannte verfanden, viel Angenehmes. Auch bot er manchen Kunstgenuß. Gute Orchestermusik hörten wir zwar nicht; denn die Kapelle ist, obgleich in neuerer Zeit mehrere ausgezeichnete Künstler engagirt wurden, noch immer sehr mittelmäßig. Einige gute Mitglieder können die Schwächen der Uebrigen nicht verdecken. Dagegen hörten wir zwei gute Sängerinnen; Demoiselle Bahrenfels und Madame Gervais. Erstere sang am 21., als wir bei der Großherzogin im Cabinet spielten, eine Arie und einige Tage früher die Sopran-Soli in Romberg's „Glocke", die von einer Dilettanten-Gesellschaft im Museum recht gut gegeben wurde. Demoiselle Bahrenfels besitzt eine schöne Stimme, guten Geschmack und viel Geläufigkeit, überladet aber ihren Gesang zu sehr mit Verzierungen. Madame Gervais, die auch ausgezeichnete Schauspielerin ist, hörte ich in Weigl's artiger Oper: „Adrian van Ostade", wo sie besonders eine Cavatine sehr schön vortrug. Dann hörten wir sie in unserem Concerte am 24. die große Scene aus „Faust" mit allgemeinem Beifalle singen. Sie hat ebenfalls eine schöne Stimme, gute Schule, viel Gefühl und große Geläufigkeit, verziert aber auch zu viel und am unrechten Ort und detonirt dann und wann....

Meine Quartetten und Quintetten gab ich viermal zu hören, zweimal bei Herrn von Eichthal und einmal bei den Herren Freidorf und Brandt. Sie wurden mir von den Herren Fesca, Viala, Böntein und von Dusch vortrefflich accompagnirt. Fesca spielte auch ein neues Quintett seiner Composition, das sehr viel Neues und Schönes enthielt. Im letzten Satze war jedoch manches gar zu gesucht.

Strasburg, den 6. März.

Es drängt mich zuerst von dem zu reden, was jedem Reisenden noch vor seiner Ueberfahrt über den Rhein in die Augen fällt, — ich meine den Münster! Weit jenseits Kehl sahen wir seine kolossale und doch zierliche Gestalt schon hoch in die Lüfte ragen. Er ist so oft und gut, (am poetisch'sten wohl in Baggesen's Reise) beschrieben worden, daß ich mich nicht daran versuchen werde. Aber das muß ich aussprechen, daß früher nie Etwas so sehr das Gefühl des Erhabenen und Heiligen in mir erweckt hat, als dieser wundervolle Bau! Welch' edle Form, welche Zierlichkeit, welcher Reichthum in der Ausschmückung und welch' imposante Größe sind da vereinigt! Man hat Alles, was zur Zeit der Revolution von den Bilderstürmern am Münster beschädigt wurde, wieder hergestellt, und die neuen Bildsäulen, die man an die Stelle der zertrümmerten setzte, haben mehr Kunstwerth, als die alten, die damals verschont geblieben. Ueberhaupt wird das Gebäude sehr sorgfältig erhalten und es sind für dessen äußere Reparaturen allein jährlich 20,000 Franken ausgesetzt. Solche Sorgfalt ist bei diesem Bau wegen seiner Zierlichkeit aber auch doppelt nothwendig, da die geringste Beschädigung leicht größere und gefährlichere nach sich ziehen könnte; denn selbst der gigantische Thurm hat nicht einmal eine rundumlaufende Grundmauer, sondern ist auf Pfeiler gesetzt, zwischen welchen tief im Grunde ein schiffbarer Kanal hindurchfließt. Auf halber Höhe, da wo der Bau sich in zwei Hälften trennt, von denen leider nur die eine vollendet wurde,

ist nun vollends Alles so luftig, zierlich und durchsichtig, daß hier, wo immer ein Pfeiler den andern trägt, die geringste Beschädigung, würde sie nicht alsbald ausgebessert, leicht den Einsturz des ganzen Thurmes herbeiführen könnte.

Nachdem wir den kühnen Riesenbau lange genug bewundert hatten, erregte der Telegraph, der auf dem Kirchendache seine Arme emporstreckt, unsere Aufmerksamkeit. Es wurde gerade telegraphirt und die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen ergötzte uns sehr. Da wir den Mechanismus kennen zu lernen wünschten, so stiegen wir hinauf, kamen aber erst eben an, als eben aufgehört wurde und sahen nur noch die Depesche in den sonderbaren Zeichen naß auf dem Papiere stehen. Ich hätte gern gewußt, ob diese Zeichen, deren es höchstens vierundzwanzig sein können, die Buchstaben oder einzelne Worte oder ganze Sätze bedeuteten und richtete deshalb einige Fragen an den Telegraphisten. Er gab aber wenig Auskunft, entweder weil er nicht durfte oder selbst nichts wußte, was das Wahrscheinlichste ist, da nur der Direktor den Schlüssel zu den Zeichen besitzen soll. Nach seiner Behauptung bedeutet jedes Zeichen ein Wort. Dies ist aber sehr unwahrscheinlich, da man mit vierundzwanzig Wörtern doch nicht ausreichen würde, auch wenn das dazwischen Fehlende größtentheils errathen werden könnte. Daß ihm übrigens die Bedeutung von einem oder einigen Zeichen bekannt sein müsse, bewies er dadurch, daß er um uns den Mechanismus zeigen zu können, das signe d'attention machte, wodurch angefragt wird, ob im Laufe des Tages noch eine Depesche zu erwarten sei, und daher jeder Telegraphist auf seinem Posten bleiben müsse. Dieses Zeichen wurde sogleich vom nächsten Telegraphen abgenommen, wie wir durch das in der Wand befindliche Fernglas sehen konnten und dann ebenfalls vom folgenden, der auch noch, obwohl weniger deutlich, zu erkennen war. Nach sieben oder acht Minuten kam aus Paris die Antwort zurück: „Es muß Jeder auf seinem Posten bleiben." Dieses Zeichen nahm nun auch unser Telegraph ab, und dann standen sie alle

wieder in Ruhe. Der Mechanismus ist sehr einfach. Drei große Räder im Zimmer des Telegraphisten, über welche aus Messingdraht geflochtene Schnüre laufen, setzen die drei Gelenke des Telegraphen in Bewegung. Kleinere, an den großen befestigte Räder bewegen einen kleineren Telegraphen im Innern des Zimmers, an welchem der Maschinist sieht, ob die Zeichen oben auf dem Dache richtig gemacht werden. Ein dritter mäßig großer Telegraph, der außerhalb des Zimmers gegen die Wohnung des Direktors gerichtet ist, dient dazu, diesem die Zeichen, die aus Paris ankommen, sogleich mitzutheilen. Das Ganze ist sehr sinnreich und macht dem menschlichen Verstande alle Ehre. Die Telegraphisten haben einen beschwerlichen Dienst. Sie müssen vom ersten Morgengrauen an bis zum Anbruche der Nacht auf ihrem Posten sein. Die geringste Nachlässigkeit wird ohne weiteres mit Dienstentlassung bestraft.

Ich lernte in Straßburg drei ausgezeichnete Künstler und viele passionirte Musikfreunde kennen. Erstere sind: Herr Spindler, Kapellmeister am Münster, Nachfolger von Pleyel, der diese Stelle früher bekleidete, Herr Berg, Pianofortespieler und Componist und Herr Kuttner, ebenfalls Pianist und Sänger. Von Spindler's Kirchen Compositionen wird besonders ein Requiem sehr gelobt, von seinen dramatischen Arbeiten eine Oper: „Das Waisenhaus." Spindler schickte die Partitur und das Buch dieser Oper, welches letztere ebenfalls sein Eigenthum war, an die Direktion des Wiener Hoftheaters. Sie wurde nicht angenommen und unter dem Vorwande zurückgeschickt, daß die Gesangpartien nicht für das dortige Personal paßten. Man hatte aber vom Buche diebischer Weise eine Abschrift genommen, und Weigl componirte es nun ebenfalls noch einmal. Da ihm kurz vorher seine „Schweizerfamilie" großen Ruhm verschafft hatte, so verbreitete sich dieses neue Werk bald über alle deutschen Theater, während Spindler's Composition bis jetzt nur in Straßburg gegeben worden ist. Es wurde ihm jedoch die Genugthuung zu

Theil, daß die Weigl'sche Composition, die im vorigen Jahre von einer deutschen Opern-Gesellschaft hier gegeben wurde, bei weitem nicht so gefiel wie die seinige. Spindler ist ein unterrichteter und dabei äußerst bescheidener Künstler. Unter den passionirten Musikfreunden steht Herr Advokat Lobstein oben an. Er ist Direktor eines gut eingerichteten Liebhaber-Concertes. Das stark besetzte Orchester desselben besteht größtentheils aus Dilettanten, und Compositionen, die nicht zu schwer sind und die sie oft genug probirt haben, geben nicht übel. Da in Frankreich noch aus der Revolutionszeit ein Gesetz besteht, nach welchem jeder Concertgebende, wenn er sein Concert affichirt und eine Kasse macht, den fünften Theil der Einnahme an die Theater-Direktion des Ortes abgeben muß, so machte mir Herr Lobstein den Vorschlag, ein Concert im Lokal und am Tage des Liebhaber-Concertes zu geben, wodurch ich der Abgabe entging. Das Concert wurde nur unter der Hand bekannt gemacht, war aber demungeachtet so besucht, daß über hundert Menschen in dem nicht kleinen Saale keinen Platz mehr finden konnten. Dies, sowie der enthusiastische Beifall, den unser Spiel fand, veranlaßte mich, noch ein zweites öffentliches Concert zu geben, nachdem ich mich vorher mit der Theater-Direktion über eine fixe Abgabe von achtzig Franken verständigt hatte; es war jedoch, wahrscheinlich wegen des zu drei Franken erhöhten Eintrittspreises, nicht ganz so zahlreich besucht, wie das erste. Das Orchester war in beiden Concerten dasselbe, halb aus Dilettanten und halb aus Künstlern zusammengesetzt; die Saiten-Instrumente ziemlich gut, die Blas-Instrumente größtentheils sehr schlecht. Da nun in meinen Compositionen letztere viel beschäftigt sind, so wurden sie auch arg mißhandelt. Meine Quartetten und Quintetten, die ich häufig in Privat-Gesellschaften spielte, wurden mir dagegen sehr gut accompagnirt. Besonders zeichneten sich dabei die Herren Barmann, (erster Violoncellist des Theater-Orchesters) und Rani (Violinist) vortheilhaft aus. Obgleich die Straßburger in

der Musikbildung den Bewohnern der größeren deutschen Städte bedeutend nachstehen und von unserer neuesten Musik und deren Geist noch wenig kennen und wissen, so scheinen sie doch meine Compositionen sehr zu goutiren. Mein hiesiger Aufenthalt diente daher dazu, daß meine Compositionen, von denen hier nur wenige gekannt waren, nun häufig verlangt und von den Musikhändlern verschrieben werden.

Während unserer Anwesenheit in Straßburg gaben die Herren Berg und Kuttner gemeinschaftlich ein öffentliches Concert, in welchem sie sich Beide als sehr fertige Clavierspieler zeigten, Herr Berg aber auch als talentvoller Componist. Es wurde von ihm eine Ouvertüre, ein Clavier-Concert und Variationen für zwei Pianoforte gegeben. Besonders gefiel mir das Allegro der Ouvertüre wegen seines natürlichen Flusses und der guten Durchführung des Thema's. Herr Berg ist aber doch nicht frei von der Krankheit aller modernen Componisten, die immer nur nach Effekten jagen und darüber versäumen, ihre Ideen gehörig durchzuführen.

Wir besuchten einigemale das Theater und fanden die Oper, mit Ausnahme der ersten Sängerin, Madame Dufay, sehr schlecht, das Lustspiel und Vaudeville aber sehr gut. Ich überzeugte mich von neuem, wie sehr die Franzosen in den beiden letzten Gattungen den Deutschen überlegen sind. Die hiesige Truppe, die allgemein für sehr mittelmäßig gilt, gibt ihr Lustspiel mit einer Rundung und Genauigkeit, wie man es nur sehr selten auf den besten deutschen Theatern findet.

Münster, bei Colmar, den 26. März.

Seit beinahe vierzehn Tagen sind wir hier in einer kleinen Fabrikstadt in den Vogesen bei einem reichen Fabrikbesitzer, Herrn Jacques Hartmann zu Besuch. Unser Wirth, der ein leidenschaftlicher Musikfreund ist, war von Herrn Kapellmeister Brandt in Carlsruhe benachrichtigt worden, daß wir auf unserer Reise

Colmar passiren würden. Von Straßburg aus hatte er den Tag der Durchreise erfahren; er verlegte uns daher den Weg und zwang uns mit freundlicher Gewalt, ihm nach Münster in sein Haus zu folgen. Dort mit Anbruch der Nacht angelangt, wurden wir von seiner Familie auf das Herzlichste bewillkommnet und sogleich durch den Garten in einen hell erleuchteten Concertsaal geführt, der ringsum mit den Namen unserer großen Componisten geschmückt war, unter welchen, wahrscheinlich seit heute, der meinige auch ein bescheidenes Plätzchen gefunden hatte. Die Kapelle des Herrn Hartmann war schon aufgestellt und empfing uns bei unserem Eintritt mit einer gar nicht schlecht executirten Ouvertüre. Das Orchester besteht aus der Familie des Herrn Hartmann und aus einem Theile der in seiner Kattun-Fabrik angestellten Beamten, Künstler und Arbeiter. Da er, so viel es sich thun läßt, nur solche annimmt, die musikalisch sind, so ist es ihm gelückt, fast ein vollständig besetztes Orchester zusammenzubringen, das nicht zu schwere Compositionen, die es fleißig eingeübt hat, ganz erträglich executirt.*) Herr Hartmann selbst ist Virtuos auf dem Fagott und besitzt schönen Ton und viel Fertigkeit. Seine Schwester und seine Tochter spielen Pianoforte. Letztere, ein Kind von acht Jahren, ist der Glanzpunkt dieses Dilettanten-

*) Von dem Vorspieler des Orchesters, einem Beamten der Fabrik, erwarb ich damals eine Geige von Lupot in Paris. Ich war von dem vollen und kräftigen Ton dieses Instrumentes, das damals erst dreißig Jahre alt war, so frappirt, daß ich dem Besitzer sogleich einen Tausch mit einer italienischen Geige, die ich in Braunschweig gekauft und auf meinen ersten Reisen gespielt hatte, antrug, der gern eingegangen wurde. Ich gewann die Geige bald so lieb, daß ich sie meiner bisherigen Concertgeige, einer alten deutschen von Buchstetter, vorzog und von nun an auf allen meinen Reisen spielte. — — — — —

Erst im Jahre 1822, nachdem bereits meine Kunstreisen als Geiger aufgehört hatten, erkaufte ich von Madame Schlick in Gotha mein jetziges Instrument, eine Stradivari, und überließ, von dem Concertmeister Matthaei in Leipzig dringend gebeten, diesem die Geige von Lupot, die im Laufe der Jahre sehr gut geworden und zu großer Berühmtheit gelangt war. Dieser spielte sie bis zu seinem Tode, wo sie dann in den Besitz des Concertmeisters Ullrich kam.

Orchesters. Sie spielt bereits sehr schwere Compositionen mit bewunderungswerther Fertigkeit und Genauigkeit. Mehr noch wie dieses überraschte mich ihr feines musikalisches Gehör, womit sie, (vom Piano entfernt), die Intervallen der verwickeltsten und vollgriffigsten, dissonirenden Accorde, die man ihr anschlägt, erkennt, und die Töne, woraus diese bestehen, in ihrer Folge nennt. Aus diesem Kinde wird gewiß einst, wenn es gut geleitet wird, eine ausgezeichnete Künstlerin werden.*) Nachdem die Familie sich producirt hatte, gaben auch wir eins unserer Duette zu hören und hatten ein sehr dankbares und begeistertes Auditorium.

Herr Hartmann läßt nicht leicht einen ausgezeichneten Künstler durch das Elsaß passiren, ohne ihn aufzufangen und hat deshalb schon viele von ihnen bei sich gesehen, unter Anderen Rudolpho, Kreutzer, Durand, Turner, Bärmann und die Gebrüder Schunke. Gewiß waren Alle eben so zufrieden mit ihrem Aufenthalte in seinem Hause, wie wir; denn es gibt keinen artigeren und zuvorkommenderen Wirth, als Herrn Hartmann. Von den beiden zuerstgenannten Künstlern erzählte er mir folgendes, was sie hinlänglich characterisirt. Kreutzer gab zu Straßburg im Theater ein sehr besuchtes Concert. Nach dem ersten Theile ließ er sich die Einnahme auszahlen und verspielte sie sogleich am Roulette im Foyer bis auf den letzten Sous. Nun wurde er zum zweiten Theile des Concerts gerufen und mußte nachträglich verdienen, was bereits verspielt war. Durand machte es noch ärger! Herr Hartmann hatte für ihn ein Concert in Mühlhausen arrangirt und begleitete ihn selbst dahin. Durand verlor sich sogleich in ein Bierhaus, und es hielt schwer, ihn von da wegzubringen, um die Probe zu halten. Bei dieser vermißte er seinen Bogen, den er zu Colmar vergessen hatte. Er erklärte, ihn holen zu müssen, weil er sonst am Abend nicht spielen könne. Herr Hartmann gab ihm seinen Wagen und er-

*) Leider ist sie noch vor ihrer vollständigen Entwickelung jung gestorben.

mahnte ihn zu baldiger Wiederkehr. Die Zeit des Concertes rückte heran, aber Durand war noch nicht zurück. Das Publikum versammelte sich, die Musiker stimmten ein, — doch der Concertgeber fehlte immer noch! Nachdem eine halbe Stunde gewartet war und das Auditorium bereits unruhig wurde, ließ Herr Hartmann die Ouvertüre spielen. Da Durand aber noch nicht erschien, so mußte er endlich vertreten und die Abwesenheit des Concertgebers verkünden. Höchst unwillig auf diesen verließ das Publikum den Saal. Spät am Abend kehrte der Kutscher mit dem vergeblich Erwarteten zurück und erzählte seinem Herrn, daß er ihn mehrere Stunden lang in allen Kaffee- und Wirthshäusern Colmar's vergeblich gesucht und endlich in einem Bierhause gefunden habe, wo er im lustigen Verkehr mit anderen Gästen das Concert total vergessen hatte.

Vor drei Tagen gaben wir in Colmar ein sehr besuchtes Concert, welches Herr Hartmann durch seine dortigen musikalischen Freunde im voraus hatte arrangiren lassen. Da das Orchester, welches fast ganz aus Dilettanten bestand, sehr schlecht war, so mußte ich darauf verzichten, eigene Compositionen vorzutragen und im Accompagnement leichtere von Rode und Kreutzer wählen. Nach der Sonate, welche ich mit meiner Frau vortrug, wurde uns aus einer Loge ein Lorbeerkranz zugeworfen, an welchem das folgende Gedicht befestigt war:

Couple savant dans l'art heureux
Qui fit placer au rang des Dieux
L'antique chantre de la Grèce
D'un instrument melodieux
Et de la harpe enchanteresse
Quand les accords delicieux,
Nous causant une double ivresse,
Faut-il, que les tristes apprêts
D'un depart qui nous désespère,
Mêlent d'inutiles regrets
Aux charmes que Votre art opère!
Ah! près de nous il faut rester!
Quelle raison pour s'en défendre?

A nos voeux, si Spohr veut se rendre,
Il pourra, j'ose l'attester,
Se lasser de nous enchanter,
Jamais nous lasser de l'entendre.
Par E. C. (outerit), habitant de Colmar.

Im zweiten Theile des Concertes ließ sich auch Herr Hartmann mit Variationen für das Fagott von Brandt hören. Er schien sehr befangen, blies aber doch recht gut. Die Einnahme war für eine so kleine Stadt sehr bedeutend. Den Tag nach dem Concerte aßen wir zu Mittag beim General Frimont, Commandeur der österreichischen Truppen im Elsaß. Wir lernten unseren Wirth als einen höchst artigen und jovialen Mann kennen. Er hat sich durch Gerechtigkeitsliebe, strenge Mannszucht und zuvorkommend-artiges Wesen die Liebe der Colmarer in hohem Grade erworben. — Abends kehrten wir hierher zurück.

Gestern erhielt ich von Musik-Direktor Tollmann in Basel, dem Herr Hartmann im voraus unsere Ankunft meldete, die Nachricht, daß er ein Concert für uns schon auf nächsten Sonntag den 31. arrangirt habe. Wir müssen daher von unserem lieben Wirthe und den Seinigen scheiden. Doch haben wir versprechen müssen, wo möglich im Sommer noch einmal hieher zurückzukehren.

Die Kattunfabrik des Herrn Hartmann haben wir, von ihm geführt, mehreremale besehen. Sie ist sehr bedeutend und liefert Waaren, die hinsichtlich ihrer geschmackvollen Muster selbst den englischen vorgezogen werden. Sie beschäftigt über tausend Menschen und unter diesen ausgezeichnete Künstler als Zeichner und Kupferstecher. Es werden alle Sorten Kattune verfertigt, ordinäre mit Handdruck, feine mit Walzendruck und Möbelkattune, sowie Tapeten mit großen und kleinen Kupferstichen verziert. Letztere hauptsächlich für Ost-Indien und China. An den Kupferplatten zu dieser Gattung arbeiten die Künstler oft Jahre lang. Die Bilder sind größtentheils Copien berühmter Gemälde. Der Mechanismus, womit die Kupferplatten auf Zeuge abgedruckt werden,

ist ein Geheimniß der Hartmann'schen Fabrik, das den Fremden nicht gezeigt wird. Bei uns, als ungefährlich, wurde eine Ausnahme gemacht. Auch eine künstliche Maschine zum Farbenreiben wurde hier erfunden, und ist bis jetzt die einzige ihrer Art. Das an Fabriken so reiche Elsaß ist mit der neuen Regierung, die für Belebung der Industrie nichts thut, sehr unzufrieden und hängt noch mit ganzer Seele an dem verbannten Kaiser. Es erklärt sich dies leicht, wenn man weiß, daß in der glänzenden Zeit des Kaiserreichs die Fabriken hiesiger Gegend in einem außerordentlichen Flor waren, der hauptsächlich durch die Continental-Sperre, welche die englischen Waaren vom Festlande abhielt, veranlaßt wurde. Die Hartmann'sche Fabrik beschäftigte damals mehr als 3000 Menschen. Jetzt, wo wieder ganz Europa mit englischen Fabrikaten überschwemmt ist, haben die hiesigen Fabriken ihre Arbeiten bedeutend einschränken müssen. Man äußert aber auch seine Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung unverhohlen und sagt ganz laut, daß nur der günstige Zeitpunkt abgewartet würde, um das jetzige Joch wieder abzuschütteln. Wahr ist es, daß viel Gemeinnütziges, wie Kanal- und Straßen-Bauten, Preisvertheilungen zur Beförderung der Industrie, Kunstanstalten, z. B. das Conservatorium der Musik zu Paris, als verhaßte Ueberbleibsel der Revolution und Kaiserregierung, theils beschränkt, theils unterdrückt worden sind. Dies hat viel böses Blut gesetzt und die neue Regierung sehr verhaßt gemacht. Man würde es daher ganz gern sehen, wenn sich das Gerücht bestätigte, daß das Elsaß an Oesterreich abgetreten werden soll.

Basel, den 2. April.

Herr Tollmann, ein guter Geiger und Direktor, dabei der gefälligste und dienstfertigste Mensch, der mir je im Leben vorgekommen ist, hatte bereits mit Hülfe des hiesigen Musikvereins Alles zu unserem Concerte arrangirt. Es war nur noch beim regierenden Bürgermeister die Genehmigung einzuholen, daß der

Eintrittspreis bis zu einem halben Laubthaler erhöht werden durfte. Diese wurde sogleich ertheilt. Herr Tollmann führte mich zu den Vorstehern des Musikvereins, die ich als artige und gebildete Leute kennen lernte. Sie widerlegten siegreich das Gerücht, welches im Elsaß coursirt, der Baseler sei kalt und unhöflich, gewohnt, den Besuch von Fremden vor der Thüre abzufertigen. Ich wurde von Allen, die ich besuchte, mit Artigkeit und selbst mit Auszeichnung aufgenommen. Da das Orchester mit Ausnahme von vier oder fünf Künstlern nur aus Dilettanten besteht, so war das Accompagnement meiner Solo-Piecen besonders von Seiten der Blas-Instrumente fürchterlich. Wie ist der arme Tollmann zu beklagen, der solche Musik das ganze Jahr anhören muß! Und doch sollen, wie er behauptet, die Orchester in den übrigen Schweizer-Städten noch schlechter sein. Ist dem so, so steht es um die Musik in der Schweiz noch erbärmlicher, wie im Elsaß. Die guten Leute hier ergötzen sich noch an Compositionen, die man in Deutschland schon zur Zeit der Pleyel'schen Epoche ungenießbar fand. Mozart, Haydn und Beethoven kennen die Meisten kaum dem Namen nach. Aber Freude haben sie an der Musik und das Beste ist, sie sind leicht zu befriedigen. Denn so schlecht auch alle Orchestersätze in unserem Concerte executirt wurden, die Leute waren doch zufrieden und fanden, das Orchester habe sich diesmal besonders ausgezeichnet. Selbst eine Bravour-Arie von Wenzel Müller, die ein Dilettant jämmerlich herausquälte, fanden sie köstlich. Die Einnahme war bei wenigen Kosten sehr bedeutend.

Zürich, den 10. April.

Auf dem Wege von Basel hierher haben wir, wie jeder Reisende, der aus Deutschland kommt, nun hinlänglich die Erfahrung gemacht, daß man in der Schweiz zwar bequemer, aber auch noch einmal so theuer reise, wie dort. Man findet hier in jedem Wirthshause, selbst in denen der kleinsten Dörfer, ein vollständiges und gut zubereitetes Mittags- oder Abendessen; der Preis dafür

ist aber auch durch die ganze Schweiz ein halber Laubthaler für jede Person. Ebenso sind alle übrigen Bedürfnisse zwar gut, aber auch sehr theuer. Mit dem Fuhrwesen ist's fast noch schlimmer. Die kurze Strecke von Basel hierher abgerechnet, gibt es nirgends in der Schweiz Extrapost, und man ist daher genöthigt, entweder mit der Diligence oder mit Miethpferden zu reisen. Beides ist sehr theuer. Zwei Miethpferde kosten für den Tag drei Laubthaler, und es müssen die Tage, wo sie zurückgehen, mitbezahlt werden.

Auch hier existirt ein Musikverein. Diese Vereine in den Schweizer Städten sind eine große Wohlthat für den reisenden Künstler, denn sie übernehmen sehr willfährig das Arrangement seines Concertes. Das unserige fand schon am vierten Tage nach der Ankunft statt; wir hatten außer unserem Spiele nichts dabei zu thun. Das Accompagnement war freilich auch wieder sehr schlecht, und ich litt um so mehr dabei, da ich mich unglücklicherweise hatte bereden lassen, ein Concert eigener Composition zu wählen. Bei der Probe brachte ich es durch unzähliges Wiederholen der schwierigsten Stellen zwar dahin, daß es wie Musik klang; am Abend war das Orchester aber so consternirt, daß es Alles wieder über den Haufen warf! Zum Glück schien das Auditorium davon nichts zu merken, denn es äußerte seine große Zufriedenheit über Alles, was es hörte.

Die Einnahme war noch brillanter, als in Basel.

Es leben hier zwei Künstler, die auch in Deutschland gekannt sind. Der eine, Herr Nägeli, Besitzer einer Musikhandlung, Componist des in ganz Deutschland gesungenen Liedes: „Freut euch des Lebens!" hat sich in neuerer Zeit durch seine Gesanglehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen einen Namen gemacht. Er mag als Theoretiker und musikalischer Schriftsteller große Verdienste besitzen, im praktischen Theile der Tonkunst und in der Geschmacksbildung scheint er es aber nicht weit gebracht zu haben; denn drei seiner Schülerinnen, die er uns als seine besten bezeich-

nete, von denen die eine eine Arie, die beiden anderen ein Duett in unserem Concerte vortrugen, sangen mit schlechter Methode und sehr geschmacklos.

Der andere Künstler ist Herr Liste, der hier für einen vorzüglichen Clavierspieler und Lehrer gilt, er ist durch Clavier-Compositionen bekannt. Er brachte mir drei- und vierstimmige Männergesänge zur Ansicht, die mir in Melodie, Harmonie und Stimmführung sehr gefielen.

Zürich hat eine reizende Lage. Aus unserem Zimmer, im Gasthofe „zum Raben" können wir einen großen Theil des See's übersehen. Das Ankommen und Abgehen der Schiffe gibt diesem Theile der Stadt sehr viel Leben.

Bern, den 30. April.

Wir haben bei sehr schönem Wetter eine äußerst angenehme Reise hierher gemacht. Auf einer Anhöhe, eine Stunde von hier, erblickten wir zum erstenmale, seit wir die Schweiz betreten, die ganze herrliche Alpenkette völlig rein und in ihrer ganzen Majestät. Wir begrüßten sie mit Jubel! Wie sehnen wir uns, diesen Gebirgen noch näher zu kommen! —

Die Berner Musikgesellschaft nahm sich ebenfalls des Arrangements unseres Concertes thätigst an und überhob mich aller lästigen Geschäfte. Der Besuch desselben war wieder zahlreicher, als er hier je bei einem Concerte eines fremden Künstlers statt fand; die Einnahme wegen des hier gebräuchlichen niederen Eintrittspreises aber nicht so bedeutend, wie in Zürich. Das Orchester ist hier wo möglich noch schlechter, als in Basel und Zürich, und das Publikum noch ungebildeter, mit Ausnahme sehr Weniger. An der Spitze des Orchesters steht ein Bruder von Carl Maria von Weber, der, wie man mir sagt, ein guter Theoretiker sein soll. Als Geiger und Director ist er sehr schwach. Unter den Dilettanten und Mitgliedern der Musikgesellschaft zeichnen sich durch ihren gebildeteren Geschmack für Tonkunst besonders aus: die

Professoren Meißner und Jahn und der Statthalter Herrmann. Der erstgenannte ist Kapellmeister der Gesellschaft und ein ganz guter Violoncellist.

Da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt ist, um mit Erfolg in den übrigen Schweizer-Städten noch Concerte geben zu können, so wollen wir die Reise dahin für jetzt aufgeben und uns gleich in einer schönen Gegend des Berner Oberlandes zur Ruhe begeben, deren Dorette zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit so dringend bedarf. Unsere hiesigen Bekannten empfahlen uns dazu ein Dorf in der Nähe von Thun. Wir machten gestern in Eduard's *) Gesellschaft eine Fahrt dahin und fanden Alles unseren Wünschen so angemessen, daß wir schon übermorgen ganz hinziehen werden. Das Dorf heißt Thierachern und liegt auf dem schönsten Punkte der Erde, den wir bis jetzt sahen. Wir mietheten im Wirthshause zwei Zimmer und werden, vermöge eines mit dem Wirthe abgeschlossenen Contraktes, für diese, eine Remise für unseren Wagen, sowie für Frühstück und Mittagsessen zusammen wöchentlich zwei Karolinen bezahlen. Wir Alle sind voller Sehnsucht nach diesem Paradiese und freuen uns auf die dortige ländliche Ruhe. Ich denke sie hauptsächlich dazu zu benutzen, um mir neue Violin Compositionen mit recht einfacher, leichter Begleitung für Italien zu schreiben, weil dort die Orchester nach allen Nachrichten noch schlechter sein sollen, als die der Provinzial-Städte Frankreichs. Eduard hat versprochen, uns oft zu besuchen und dann mit uns Partien in die himmlische Umgegend zu machen.

Bern, die schönste der Schweizer-Städte von allen, die wir bisher sahen, liegt auf einer mäßigen Anhöhe, im Mittelpunkt eines länglichen, engen Thales. Die Aar, ein reißender, klarer Gebirgsstrom, umfließt sie auf drei Seiten. Die Berge, die sie umgeben, sind nicht so hoch, um die Aussicht von der Stadt nach

*) Eduard Henke, wie erwähnt, der jüngste Bruder meiner Mutter, damals Professor an der Universität Bern; später zu Halle.

den Alpen zu verdecken. Besonders ausgedehnt und hinreißend schön ist diese von der Plateform, einem geräumigen, viereckigen, mit Kastanien und Ruhebänken besetzten Platze neben der Hauptkirche. Sowie man sich auf die Mauer lehnt, die ihn auf der Südseite einfaßt, erblickt man tief unter sich zwischen Felsen die schäumende Aar, über ihr im Mittelgrunde lachende Wiesen, mit Gebüsch bewachsene Anhöhen und reiche mit Obstbäumen umgebene Dörfer, und im Hintergrunde die majestätische Alpenkette mit ihren ewig beschneieten Gipfeln! Die Berner sind aber auch nicht wenig stolz auf diesen Platz und es ist gewöhnlich ihre erste Frage an die Fremden: „Waren Sie schon auf der Plateform?"

Die Häuser der Stadt sind sämmtlich massiv gebaut und haben nach der Straße offene Bogengänge, unter denen man die ganze Stadt trockenen Fußes durchwandern kann. Unter diesen Bogengängen befinden sich die Gewölbe der Kaufleute und Handwerker.

Thierachern, den 26. April.

Seit drei Tagen sind wir hier in unserem herrlichen Dörfchen und genießen so recht in vollen Zügen die ersten Frühlingstage in dieser über alle Beschreibung reizenden Gegend. An Arbeit wird noch nicht gedacht, denn schon am frühen Morgen drängt es uns in's Freie. Wir haben bereits wohl eine Meile im Umfange unser Dörfchen umkreis't und immer neue Schönheiten entdeckt. Als Führer dient uns eine Spezialkarte der Schweiz, die ich in Bern kaufte und auf welcher sich alles Merkwürdige aufgezeichnet findet. Die Lage unserer Wohnung ist über alle Begriffe schön; sie liegt auf einer Anhöhe, von der man die Gegend nach allen Seiten überblicken kann. Unsere Zimmer führen auf einen langen offenen Altan, der die ganze Breite des Hauses einnimmt und vom Hauptdache überdeckt ist. Man nennt hier diese offenen Gänge, die sich fast an allen Häusern befinden, Lauben. Auf dieser Laube, wo wir bei den bisherigen schönen Tagen jeden Morgen unser Frühstück einnahmen, haben wir die ausgedehnteste

Aussicht über Wiesen und Gebüsch nach Thun und seinem alterthümlichen Schlosse; dann rechts über den See bis zur Alpenkette mit den weißen Spitzen der Jungfrau, des Eiger und Schreckhorn. Noch weiter rechts grün bebuschte Anhöhen mit von Fruchtbäumen umgebenen Dörfern, und dahinter die furchtbare Felsenkette vom Riesen bis zum Stockhorn. Und fast jeden Tag bieten diese Gebirge neue von den früheren verschiedene Ansichten dar. Bald sind die vorderen Berge mit einer schweren Wolkenmasse bedeckt und die hinteren schauen in einer Höhe, wo man sich gar nichts Festes mehr denken kann, majestätisch darüber her; bald stehen die vorderen in Klarheit da, und nur die höchsten Spitzen sind in Wolken eingehüllt. Ganz entzückend ist aber der Anblick dieser mit Schnee bedeckten Berge am Abende, kurz nach Untergang der Sonne. Wenn das Thal schon ganz in Dunkel gehüllt ist und die Lichter von Thun über den See herüberschimmern, glänzen sie noch immer im schönsten Rosenlichte, das sich, wenn die Dunkelheit zunimmt, in eben so schönes Blau verwandelt. Es ist ein Anblick, von dem man sich gar nicht losreißen kann!

Den 16. Mai.

Wir haben nun angefangen, unsere Zeit zwischen Vergnügen und Arbeit zu theilen. Vormittags, während ich componire, gibt Dorette den Kindern Unterricht im Rechnen, Schreiben, Geographie u. s. w.; Nachmittags unterrichte ich dieselben im Clavierspiel und Gesange. Dann geht es rasch hinaus in's Freie. Erlaubt das Wetter einen weiten Ausflug, so nehmen wir unser frugales Abendessen in irgend einem Dorfwirthshause oder bei einem Küher (so nennt man hier die Hirten) ein und kehren erst spät am Abende zurück. Ist das Wetter nicht zuverlässig, so gehen wir, mit Schirmen bewaffnet, wenigstens bis Thun, erkundigen uns auf der Post nach Briefen aus der Heimath, holen uns für Regentage Unterhaltung aus der Leihbibliothek und kaufen unsere kleinen Bedürfnisse ein. Die tägliche Bewegung in der herrlichen, reinen,

balsamischen Luft stärkt unseren Körper, erheitert unseren Geist und macht uns froh und glücklich. In solcher Stimmung arbeitet es sich auch leicht und schnell, und schon liegen mehrere Arbeiten vollendet vor mir, nämlich ein Violinconcert in Form einer Gesangs-Scene und ein Duett für zwei Violinen.

Einer musikalischen Naturmerkwürdigkeit, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, muß ich doch erwähnen. Es gibt hier Kukucke, die nicht wie die unserigen ihren Namen in einem Terzenfall absingen, sondern noch ein drittes „kuk" dazwischen flicken und sich folgendermaßen vernehmen lassen:

Ob dies eine von der unserigen verschiedene Art ist, habe ich nicht erfahren können, wohl aber, daß es jedes Jahr hier solcher Kukuckuke gibt.

Noch etwas anderes, was mich als Musiker noch mehr interessirt, habe ich hier wahrgenommen. Der Knecht aus unserem Hause und einige Mägde aus der Nachbarschaft, die jeden Sonntag Abend vor unserm Fenster ihre Sing-Akademie halten, intoniren in ihren Liedern ganz so, wie ein Blechinstrument die Töne gibt, wenn die stopfende Hand nicht nachhilft, nämlich die Terze ein wenig zu hoch, die Quarte noch höher und die kleine Septime bedeutend zu tief. Es ergibt sich daraus, daß diese Intonation dem menschlichen Ohr natürlich ist, wenn es nicht von Jugend auf an das temperirte Tonsystem gewöhnt ist. Diesen Natursängern würde unsere Tonleiter eben so falsch klingen, wie uns die ihrige. Es ist aber doch höchst merkwürdig und fast beunruhigend, daß wir von der uns von der Natur gegebenen Tonleiter abweichen mußten, um unseren jetzigen Reichthum der Harmonie zu gewinnen. Denn ohne unser temperirtes Tonsystem würden wir auf die nächsten Tonarten beschränkt sein und den enharmonischen

Verwechselungen (dem laut goût der modernen Harmonie) ganz entsagen müssen. Und doch scheint sich mir die Musik, durch dies Abweichen von der Natur, erst zur eigentlichen Kunst zu erheben, während alle anderen Künste sich begnügen müssen, die Natur zu kopiren, und selbst dann, wenn sie idealisiren, der Natur doch alles Einzelne nachbilden müssen. Die Lieder dieser Natursänger haben manches Eigenthümliche, und wenn ich erst den hiesigen Dialekt, der viel Aehnlichkeit mit dem Allemannischen hat, besser verstehen lerne, werde ich versuchen, einige davon aufzuschreiben.

Den 8. Juni.

Gestern sind wir von dem ersten größeren Ausfluge, auf dem wir, von schönem Wetter begünstigt, recht viel Genuß hatten, vergnügt zurückgekehrt. Wir waren in Kandersteg, einem hoch im Gebirge gelegenen kleinen Dorfe, sieben bis acht Stunden von hier entfernt. Ich hatte dazu unseres Wirthes einspänniges Rietwägeli gemiethet und machte selbst den Kutscher. Die Karte war wieder unser Führer. Unser Weg ging zuerst am rechten Ufer des Thuner See's entlang bis Spiez. Hinter Gwatt überschritten wir die Kander auf einer überbauten hölzernen Brücke, die sich hoch und kühn über den breiten und reißenden Strom in einem einzigen Bogen höchst kunstreich wölbt. Man hat vor etwa hundert Jahren die Kander in den See geleitet und dadurch das schöne Thal von Gütsch bis Thierachern, welches wegen der Ueberschwemmungen in jedem Frühjahre wüst und unbebaut lag, in herrliche Wiesen und fruchtbare Felder umgestaltet. Es war dies aber eine Riesen-Arbeit, da man einen hohen Berg durchstechen mußte. Von der Mitte der Brücke sieht man aus schwindelnder Höhe hinab auf die über Felsen schäumende Kander und zugleich an thurmhohen Ufern hinauf. Von Spiez dreht sich der Weg rechts um den majestätischen Riesen und führt durch ein fruchtbares und reich angebautes Thal nach Frutigen, einem lebhaften Flecken. Hier öffnet sich ein zweites Thal, aus welchem die Kander her-

verbricht. In diesem düsteren, furchtbaren Felsenthale, das oft kaum breit genug für das Bett des Flusses und den Weg ist, beginnt nun das Steigen. Auf beiden Seiten himmelanstrebende Felsen, die an vielen Stellen so über den Weg hängen, daß es ganz finster und schaurig wird. Dazu das Gebrause der über Felsen herabrauschenden Kander und der vielen Wasserfälle, die sich auf beiden Seiten des Thales oft von einer Höhe von mehr als hundert Fuß herabstürzen. Sobald wir nach und nach höher kamen, kehrten wir auch immer mehr in den Frühling zurück. Die Kirschbäume, die bei Thierachern schon vor vier Wochen blühten, standen jetzt hier in der ersten Blüthe. Weiter hinauf hörten aber alle Fruchtbäume auf, und nachdem wir den letzten steilen Berg vor Kandersteg überschritten hatten, sahen wir nur noch verkümmerte Tannen. Das Dorf, aus kleinen, hölzernen Hütten bestehend, die, ohne von Gärten und Bäumen umgeben zu sein, weit von einander zwischen den Felsenblöcken liegen, gewährt einen traurigen Anblick. Der Schnee, der hier neun Monate liegt, war kaum geschmolzen, und die Wiesen, auf welchen mageres Vieh nach Futter suchte, hatten noch die traurig gelbe Farbe des Winters. Auf allen den himmelanstrebenden Felsen, die das Thal von Kandersteg umgeben, lag noch hoher Schnee, aus welchem unzählige kleine Bäche hervorquellen und schäumend herabstürzten. Von hier aus steigt der Weg nur noch drei Stunden bis zur Gemmi und führt dann steil hinab zum Leuker Bad, dessen heiße Quellen im Spätsommer sehr besucht sind. Da in Kandersteg die Fahrstraße aufhört, so müssen sich die Badegäste, die nicht gut zu Fuß sind, von Trägern oder auf Maulthieren hinüberschaffen lassen, und mit diesem mühevollen Geschäft ernähren sich auf kümmerliche Weise die meisten Bewohner des Dörfchens.

Wir übernachteten in Kandersteg und kehrten am folgenden Tage zurück. Eine angenehme Empfindung war es, so nach und nach aus dem Winter wieder in den Frühling und Sommer zurückzukehren.

Den 1. Juli.

Vor einigen Tagen habe ich fünf neue Werke zum Stich an Herrn Peters in Leipzig geschickt. Es sind zwei Sammlungen Lieder, drei Duetten für zwei Violinen, das siebente Violin Concert und eine große Polonaise für Violine mit Orchester, 37. 41 Werk. Die Duetten und ein Lied sind neu; die anderen Lieder, die ich schon im vorigen Sommer in Gardelath schrieb, habe ich zum Theil umgearbeitet und die Polonaise neu instrumentirt.

Nach reiflicher Ueberlegung haben wir beschlossen, die Reise in Italien ohne unseren Wagen zu machen, da man dort ohnehin am wohlfeilsten und sichersten mit einem Vetturino fährt. Die nächste Veranlassung zu diesem Entschlusse war die Besorgniß, daß die erneuete Anstrengung auf dem nervenangreifenden Instrumente die Gesundheit meiner guten Dorette von neuem zerrütten könnte und ihr und uns dadurch der langersehnte Genuß der herrlichen Reise verbittert werden würde. Da wir also die Harfe und einen Theil unseres Gepäckes bis zu unserer Wiederkehr in Verwahrung bei unserem Wirthe zurücklassen werden, so bedürfen wir auch des Wagens nicht und ersparen zugleich den weiten Umweg auf der Fahrstraße bis zum Genfer See und durch die ganze Länge des Wallis Thales. Damit Dorette aber als Künstlerin nicht ganz in Unthätigkeit versinke, werde ich mehreres für Violine und Pianoforte theils neu schreiben, theils aus älteren Sachen arrangiren, was wir dann in Italien, wo es sogar an einem guten Quartett Accompagnement fehlen soll, sowohl in Privatzirkeln wie auch öffentlich vortragen können. Als Vorbereitungen zur nächsten Winterreise kann ich auch noch einer Verbesserung an meiner neu erworbenen Geige erwähnen. Durch vielfältige Versuche mit Stimme und Steg habe ich es endlich dahin gebracht, daß sie auf der Quinte, wo sie bisher hart und spröde war, nun eben so zart anspricht, wie auf den anderen Saiten. Diese Veränderung des Instrumentes ist nicht ohne Einfluß auf den Styl der neuen Violin Compositionen, sowie auf

meine Vortragsweise geblieben! So gewiß ist es, daß das Instrument auf die Methode des Spielers in gleicher Weise Einfluß übt, wie die Stimme auf die des Sängers. Indem man sich bemüht, die Schwäche des Instrumentes zu verdecken und seine Vorzüge hervorzuheben, wird man vorzugsweise das ausführen, was das Instrument am leichtesten hergibt, und so wird sich die ganze Spielweise nach und nach der Eigenthümlichkeit des Instrumentes unterordnen und anpassen. Man kann daher aus den Compositionen eines Virtuosen nicht blos die Eigenheiten seines Spieles, sondern auch die seines Instrumentes erkennen.

Den 1. August.

Wir haben wieder einige weitere Excursionen in die Umgegend gemacht. Zuerst waren wir vor vierzehn Tagen in Bern, um beim Professor Jahn, der uns in Gesellschaft seiner Frau und Eduard's einigemal hier besucht hat, den erbetenen Gegenbesuch zu machen. Wir verlebten einen höchst vergnügten Tag mit unseren Berner Freunden. Schon seit einem Monat hofften wir auf beständiges Wetter, um einen Ausflug über den See zu machen; bei der naßkalten Witterung dieses Sommers gab es aber bisher nicht drei völlig helle Tage hinter einander. Endlich schien es sich bessern zu wollen! Die Berge, die wir seit langer Zeit nicht mehr ganz unverhüllt gesehen hatten, traten am Freitag Abend in majestätischer Klarheit hervor. Am Sonnabend blieb der Horizont völlig klar. Da nun auch der hohe Stand des Barometers auf dauernd gutes Wetter schließen ließ, so wurde beschlossen, am folgenden Morgen früh die Reise anzutreten. Ein heiterer Himmel erfüllte uns beim Erwachen mit den schönsten Erwartungen, und unter dem Jubel der Kinder bestiegen wir unser Rietwägeli. In Thun miethete ich bis Neuhaus ein Extraschiff, welches uns über die ganze Länge des Sees führte. Diese Fahrt an dem schönen, stillen Sonntagsmorgen, gewährte unendlichen Genuß. So auf dem grünen durchsichtigen Wasserspiegel

dahin zu schweben, an den üppig bewachsenen Ufern entlang, im Hintergrunde die majestätische Alpenkette, deren beschneiete Gipfel in unergründlicher Tiefe des See's erzitterten, das feierliche Geläute der Glocken, die zum Gottesdienste riefen, alles war entzückend und stimmte uns zur reinsten Freude. In Neuhaus, wo wir nach einer dreistündigen Fahrt landeten, nahm uns sogleich einer der dort haltenden Miethkutscher in Beschlag. Wir ließen uns von ihm nach Lauterbrunn fahren. Der Weg führt über das kleine, ärmliche Städtchen Untersee, um einen vorspringenden Berg in ein tiefes Thal, dem von Frutigen nach Kandersteg ähnlich, doch nicht völlig so wild und öde. Fast am Ende dieses Thales, nachdem es sich nach und nach ziemlich hoch erhoben hat, liegt Lauterbrunn. Sobald wir uns um die letzte vorspringende Felsenwand herumgebogen hatten, lag der Staubbach in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns. Das Wasser stürzt von einer ungeheuren Höhe an einer senkrechten Felsenwand herab und zerstiebt so ganz in Staub, daß man eher eine Masse feinen Schuttes, als Wasser zu sehen glaubt. Die Umgebung dieses Naturwunders ist seiner würdig. Im Hintergrunde des Thales Felsenwände, über die ebenfalls kleine Wasserbäche herabstürzen; über ihnen ein grünlicher Gletscher und neben diesem lang hingestreckt die Wengern Alp, über welche die Jungfrau majestätisch herüberragt. Wir waren so glücklich dies ganze, herrliche, erhabene Bild bei unserer Ankunft noch bei heiterem Wetter überschauen zu können. Bald nachher trübte sich aber zu unserem Leidwesen der Himmel, und schon während wir im Wirthshause unser Mittagsessen einnahmen, fiel Hagel und Regen in Strömen herab. Gegen Abend klärte es sich wieder etwas auf. Wir beeilten uns daher, einen Spaziergang durch's Dorf nach dem Wasserfalle zu machen, fanden aber, daß unser früherer Standpunkt zur Seite günstiger war, als der dicht vor ihm. Lästig war uns das viele Betteln unter allerlei Vorwand. Der Eine bot kleine Erz- und Quarzstücke, der Andere Krystalle zum Verkauf an. Zwei er-

wachsene Mädchen hatten sich an den Weg gestellt und heulten ein Duett, wofür sie ein Geschenk in Anspruch nahmen. Bald trieb uns der wieder beginnende Regen in's Wirthshaus zurück, aus dessen Fenstern wir den Wasserfall noch in einer dritten Ansicht genossen.

Den 12. August.

Soeben kehren wir von Freiburg zurück, wo wir dem Schweizer Musikfeste beiwohnten. Herr Nägeli, der Präsident der Schweizer Musik-Gesellschaft, lud uns schon in Zürich dazu ein und trug mir die Direktion desselben an, die ich auch gern acceptirte. Er hatte aber damals nicht bedacht, daß die Statuten der Gesellschaft ausdrücklich verbieten, daß ein Fremder und Nicht-Mitglied des Vereins die Direktion führe. Wir erhielten daher von dem Kapellmeister der Gesellschaft (das ist hier in der Schweiz nicht Der, der die Musik leitet, sondern Der, welcher die Correspondenz führt, die Legis besorgt, die Orchester-Erhöhung aufschlagen und die Eintrittskarten drucken läßt) zwar eine freundliche Einladung, dem Feste beizuwohnen, von der Direktion war aber nicht die Rede. Statt dessen hat er mich, bei der Violine mitzuwirken. Da ich aber auf mündliche und schriftliche Anfragen, ob ich das diesjährige Musikfest dirigiren werde, immer mit Ja geantwortet und dies sich weiter verbreitet hatte, so konnte ich nun nicht gut eine untergeordnete Rolle bei dem Feste übernehmen. Ich lehnte daher die Mitwirkung ab, schrieb aber, daß wir als Zuhörer dem Feste beiwohnen würden. Am 6. fuhren wir auf unserem Rietwägeli bei hellem, freundlichen Wetter hinüber. Bei unserer Ankunft in Freiburg wurden wir, obgleich ich die Mitwirkung abgelehnt hatte, doch ebenso wie die Mitglieder der Gesellschaft in einem Privathause einlogirt und fanden dort Eintrittskarten zu allen Proben und Aufführungen sowie zu einem bal paré, auch Textbücher zur „Schöpfung", französisch und deutsch, und für mich eine Einladung zu den Sitzungen der Gesellschaft. . . . Da das Wetter sehr schön war, so beschlossen wir mit den Kindern einen

Spaziergang nach der berühmten Eremitage zu machen, die eine Stunde von Freiburg entfernt in einem engen, wilden Felsenthale an der Saane liegt. Es war dies die Wohnung eines frommen Klausners, die er sich vor vielen Jahren in dieser einsamen Gegend in den Sandstein-Felsen gehauen hatte. Sie besteht jetzt, nachdem sie sein Sohn und Nachfolger erweitert hat, aus einer Kapelle mit einem Glockenthurme, der 86 Fuß hoch durch den Felsen gehauen ist, fünf oder sechs Zimmern, einer Küche mit einem Rundgang, der dieselbe Höhe, wie der Thurm hat und mehreren Verbindungsgängen. Sämmtliche Räume in recht gefälligen, architektonischen Verhältnissen sind durch Aushöhlen des felsigen, senkrechten Felsens gewonnen und haben nirgends, selbst nicht in den Fensteröffnungen, Stützen von Mauerwerk. Man muß nicht nur die enorme Geduld und Ausdauer der beiden Erbauer, sondern auch ihre Geschicklichkeit und ihren Sinn für schöne Verhältnisse bewundern.

Die Kapelle ist noch jetzt recht hübsch verziert, und in dem Thurme ertönen noch zuweilen die Glocken, um die Frommen der Umgegend zur Messe zu rufen. Die übrigen Räume hat sich nach dem Tode des letzten Klausners eine arme Bauernfamilie usurpirt, welche in ihnen zu allen Jahreszeiten eine gesunde und bequeme Wohnung besitzt.

Wir aßen in einem nah gelegenen Wirthshause zu Mittag und kehrten gegen Abend zur Stadt zurück. Hier erfuhren wir, daß während unserer Abwesenheit eine Deputation der Musikgesellschaft in unserer Wohnung war, um mir anzukündigen, daß ich am anderen Morgen in der zweiten Sitzung zum Ehrenmitgliede aufgenommen werden würde. Zugleich hatten die Herren nochmals gebeten, daß ich bei der Violine verspielen wolle. Ich war froh, daß meine Abwesenheit mich der Unannehmlichkeit überhoben hatte, abschlägig antworten zu müssen. Um nicht von neuem bestürmt zu werden, schlich ich mich heimlich in die Kirche und hörte, hinter einem Pfeiler versteckt, der Probe zu.

Es ging sehr schlecht und ich freute mich daher, nicht dabei zu sein. Schon nach der ersten Abtheilung mußte ich mich, um nicht gesehen zu werden, entfernen.

Als ich am anderen Morgen in der Sitzung erschien, wurde ich mit Beifall empfangen. Der Präsident kündigte mir an, daß die Anwesenden mich einstimmig zum Ehrenmitgliede ihrer Gesellschaft ernannt hätten, fügte manches Schmeichelhafte für mich hinzu und erwähnte auch auf ehrende Art unserer Musikfeste in Frankenhausen. Ich dankte ihm und der Gesellschaft mit einigen Worten und nahm dann den mir angewiesenen Platz ein. Man war eben in der Wahl des Präsidenten und der übrigen Beamten für nächstes Jahr begriffen und bestimmte dann nach einigen Debatten Zürich zum Versammlungsort der nächsten Zusammenkunft.

Nachmittags drei Uhr fand die Aufführung der „Schöpfung" statt. Das Lokal war für die Wirkung der Musik überaus günstig, auch das Orchester sehr gut aufgestellt, doch leider auf der, der Orgel entgegengesetzten Seite, so daß diese nicht benutzt werden konnte. Das mitwirkende Personal, das bei früheren Zusammenkünften aus mindestens dreihundertfünfzig Personen zusammengesetzt war, zählte diesmal kaum zweihundert, und da die größere Hälfte den Chor bildete, so war das Orchester, namentlich bei den Chören, viel zu schwach, so daß man es öfter gar nicht hörte. Da es überdies auch recht schlecht war, so gingen besonders das Chaos und die accompagnirten Recitative höchst erbärmlich. Die Geiger intonirten unerträglich falsch und die Bläser, besonders die Hörner und Trompeten, brachten zuweilen Töne hervor, die allgemeines Gelächter erregten. Zellmann dirigirte mit Festigkeit und Umsicht, nahm aber leider viele Tempi total falsch, fast alle Arien zu langsam und die Chöre zu schnell. Am meisten vergriff er die Stelle nach dem Chaos: „Und der Geist Gottes u. s. w.", die er völlig wie ein Allegro nahm. Der Chor war gut eingeübt und sang kräftig und rein. Er bestand ausschließlich aus Deutsch-

Singenden. Unter den Solosängern waren aber zwei aus der französischen Schweiz, die in ihrer Muttersprache sangen, was sich komisch genug ausnahm, besonders im Duett, zwischen Adam und Eva, wo Letztere die Zärtlichkeiten ihres deutschen Adams französisch erwiederte. Den Zuhörern aus Freiburg fiel dies aber gar nicht auf, da in ihrer Stadt sich die Grenzscheide beider Sprachen befindet, und auf der einen Seite der Saane französisch, auf der andern deutsch gesprochen wird. Sämmtliche Einwohner verstehen und sprechen daher auch beide Sprachen. — Die Eva wurde von Madame Segni aus Lausanne gesungen, die eine sehr schöne Stimme besitzt, leider aber auch die für ein deutsches Ohr so unerträgliche Vortragsweise. Unter den deutschen Sängern waren auch einige gute Stimmen. Das zahlreich versammelte Publikum nahm die Musik ziemlich lau auf, und es war von dem Enthusiasmus, der uns in Frankenhausen so beliebte, hier keine Spur zu erblicken.

Am neunten war Probe zum Concert. Da man es früher in einem kleineren Saale hatte geben wollen, dieser aber für die anwesenden Zuhörer unzureichend fand, so fehlte es nun an ausgeschriebenen Stimmen für das ganze Orchester. Es war daher bedeutend schwächer besetzt, als Tags zuvor, und man hörte die Unreinheit und die Stümperhaftigkeit desselben noch viel mehr. Wie konnte es bei einem ganz aus Dilettanten und besonders Schweizer-Dilettanten zusammengesetzten Orchester aber auch anders sein? Die leichtesten Sätze mußten sechs bis acht mal wiederholt werden, bevor sie nur leidlich gingen. Ich bewunderte fortwährend die unermüdliche Geduld des guten Tellmann, der aber auch, man muß es gestehen, ganz zum Direktor eines Schweizer Dilettanten-Orchesters geboren ist. — Um drei Uhr begann das merkwürdige Concert sogleich auf eine ohrzerreißende Weise mit der Ouvertüre aus „Iphigenie von Glud." Die Trompeten stimmten einen Viertelton zu hoch und wurden dennoch zu dem mageren Orchester aus Leibeskräften geblasen. Hätte die

Ouvertüre noch etwas länger gedauert, so wäre jetzt schon ein großer Theil der Zuhörer zur Kirche hin ausgelaufen. Nun folgte eine lange Reihe von Dilettanten, theils Sänger, theils Instrumentalisten mit ihren Solo-Vorträgen. Einige darunter waren recht gut, namentlich zeichnete sich ein Herr aus Averdun aus, der ein Harfen-Concert von Bochsa mit Fertigkeit und Geschmack vortrug. Auch Madame Segni, die Eva des vorigen Tages, sang diesmal, und zwar italienisch, recht gut. Ein Herr, dessen Namen ich eben so wenig weiß, wie die der übrigen Auftretenden, weil kein Programm ausgegeben wurde, blies auf einer Clarinette, die in Ton und Gestalt dem Bassethorn ähnlich ist, Variationen mit schönem Ton und vieler Fertigkeit. Im zweiten Theile des Concertes, den wir nicht abwarteten, da wir schon jetzt bis zum Ekel übersättigt waren, sollen sich noch ein Prediger aus Luzern in einem Flöten-Concert und der gute Tellmann in einem Violin-Rondo ausgezeichnet haben. Leider wußten wir nicht, daß Letzterer spielen würde, sonst hätten wir doch das Ende abgewartet. Dies waren also die Produktionen des in Deutschland so berühmten Schweizer-Musikvereins. Kapellmeister Conradin Kreutzer aus Stuttgart und seine Frau, eine Züricherin, deren Bekanntschaft wir hier gemacht hatten, saßen bei den Aufführungen neben uns, und es war uns angenehm, mit ihnen unsere Urtheile über das Gehörte austauschen zu können. Doch mußten wir dabei sehr über unsere Mienen wachen; denn wir wurden fortwährend von den Umsitzenden beobachtet, die den Eindruck, den ihre Musik auf uns mache, in unseren Zügen lesen wollten. Wurden wir nun um unser Urtheil befragt, was nicht selten und immer mit hervortretendem Nationalstolze geschah, so hielten wir uns vorsichtig in der Mitte zwischen Wahrheit und Schmeichelei, und kamen so, ohne Anstoß zu geben, glücklich durch.

Kreutzer vertraute mir, daß er nicht nach Stuttgart zurückkehren werde, weil ihm die dortige Despotie völlig unerträglich geworden sei. In gleicher Lage befänden sich dort meine früheren

Bekannten aus Wien, Romberg und Kraft; auch sie sehnten sich weg und bewürben sich um andere Anstellungen. — Mit Kreutzer und seiner Frau verlebten wir die meiste Zeit unseres Aufenthaltes in Freiburg. Wir aßen Mittags und Abends zusammen und machten bei dem fortwährend schönen Wetter häufige Spaziergänge in die reizende Umgegend. Zwar hatte die Gesellschaft auch einen Vereinigungspunkt im Schützenhause, wo die meisten Mitglieder aßen; da aber die Frauenzimmer ausgeschlossen waren, weil die Gesellschaft unverheirathete geistliche Herren unter sich hatte, so besuchten wir diesen Ort nicht ein einziges mal. Es soll dort aber auch ganz an der Geselligkeit und Heiterkeit gefehlt haben, die unsere Frankenhäuser Mahlzeiten so sehr würzten. — Der Ball, der am 8. in demselben Lokale stattfand, hatte auch nichts Anziehendes für uns, da wir sämmtlich nicht tanzten. Wir saßen unterdessen traulich zusammen beim Theetisch und unterhielten uns über früher Erlebtes. Kreutzer war eigentlich nur in der Absicht gekommen, um zum Schluß des Musikfestes ein Concert für seine Rechnung zu geben, da man ihm in Zürich gesagt hatte, die Gesellschaft werde in diesem Jahre nur eine Aufführung veranstalten. Er schien bei mir eine gleiche Absicht vorauszusetzen, denn er schlug mir vor, gemeinsame Sache zu machen. Ich hatte aber nicht daran gedacht, hier zu concertiren und nicht einmal meine Geige mitgebracht. Aber auch sein Concert kam nicht zu Stande, da die Gesellschaft selbst ein zweites gab, und so hatten wir keine Gelegenheit, das Spiel und die Compositionen dieses berühmten Künstlers zu hören.

Am 10. früh reis'ten wir ab, brachten den Nachmittag und Abend sehr vergnügt in Bern in Eduard's und Jahn's Gesellschaft zu und kehrten am 11. Vormittags hierher zurück.

Reise nach Mailand.

In Eduard's Gesellschaft, der seine Ferien zu einem kleinen Ausfluge nach Ober-Italien benutzen will, traten wir Sonntags den 2. September unsere Reise an. Um ein Uhr kamen wir nach Kandersteg, wo ich sogleich vier Pferde mit eben so viel Führern nahm, um uns über die Gemmi zu bringen. Auf dreien ritten Dorette, Emilie und Ida, das vierte trug unser Gepäck. Eduard und ich zogen es vor, zu Fuß zu gehen. Eine Viertelstunde diesseits Kandersteg beginnt das Steigen und dauert ununterbrochen ziemlich steil wohl drittehalb Stunden. Dann führt der Weg um das Gemmihorn eine Strecke gerade aus, bis er sich eine Viertelstunde von Schwarzbach von neuem erhebt. — Das Wetter war bisher recht freundlich gewesen; hier aber erreichte uns ein Hagelschauer, der sich bald in Regen auflöste und uns tüchtig durchnäßte. Da es überdies schon ziemlich spät war und wir die größere und beschwerlichere Hälfte des Weges noch vor uns hatten, so beredeten uns die Führer leicht, in Schwarzbach zu übernachten. Dies ist freilich nur ein rohes Blockhaus und hat mit den Hôtels in den Thälern der Schweiz nichts gemein, als daß man hier so gut wie dort überthauert wird. Da uns jedoch eins der beiden bewohnbaren Zimmer allein eingeräumt wurde, und wir darin außer einer reinlichen Streu für uns Männer ein großes Bett für Dorette und die Kinder fanden, so verbrachten wir doch die Nacht ganz erträglich. Etwas schauerlich war uns freilich zu Muthe, als wir uns vor dem Einschlafen erinnerten, daß die Mordgeschichte in Werner's „Vierundzwanzigstem Februar" hier vor sich geht.

In der Nacht war Schnee gefallen und es war daher bei unserem Aufbruch am anderen Morgen bitter kalt. Ich schickte deshalb drei Pferde zurück und ließ Dorette und die Kinder ebenfalls zu Fuß gehen, da ohnehin das Hinabsteigen in das

Leuker Bad nicht zu Pferde geschehen kann. Bei Schwaribach hört alle Vegetation auf, und selbst die schöne Alpenrose wird nicht mehr gefunden. Der Weg erhebt sich bis zum Taubensee nochmals sehr steil, führt dann an diesem, der zur Hälfte mit Eis bedeckt war, eine halbe Stunde lang durch ein ödes Thal hin, in welchem Grabesstille herrschte, zur letzten Steigung, die, weil sie über Schnee und Wiesselter führte, die beschwerlichste von allen war. Oben angekommen war uns leider nur ein einziger Blick in den sich zu unseren Füßen öffnenden Abgrund vergönnt; denn einige Minuten später umhüllte uns ein Nebel, der kaum einige Schritte weit sehen ließ. Wir mußten nun blindlings dem Packpferde und dessen Führer folgen und uns ganz aneinander schließen. Der Weg führte unerhört steil zwischen Felsenklüften, ja einigemale zwischen senkrechten Felsenwänden hinab, in die ein schmaler Pfad gesprengt ist. Da wo er sich wendet, hängt der Hals des Pferdes über dem Abgrunde, und der Führer muß es an einem an der Ladung befestigten Strick oder gar am Schwanze mit aller Kraft halten, damit es nicht das Uebergewicht bekomme und hinabstürze. Hier ist der Blick in die Tiefe, den uns der dichte Nebel verhüllte, so schwindelerregend, daß viele Kranke, die zum Leuker Bad wollen, nicht den Muth haben, hinunter zu steigen, und verziehen, nachdem sie schon das Ziel ihrer Reise im Auge haben, noch einen ungeheueren Umweg von vielleicht zwanzig Meilen über Bern, Freiburg, Lausanne und durch das Wallisthal zu machen.

Nachdem wir länger als eine Stunde bergab gestiegen waren und noch keine andere Vegetation gefunden hatten, als dann und wann ein in Felsspalten aufblühendes Veilchen, kamen wir plötzlich in eine Region, wo der Nebel aufhörte und uns nun ein überraschender Blick tief unter uns auf das Leuker Bad vergönnt war. Hier rasteten wir einen Augenblick, um uns von der höchst ermüdenden Anstrengung des so steilen Hinabsteigens ein wenig zu erholen. Doch bedurfte es noch vieler solcher Ruhepunkte, ehe

wir das Bad um elf Uhr erreichten. Die Kinder allein waren nicht ermüdet und uns immer voraus.

Während wir uns in dem großen und gut eingerichteten Wirthshause erquickten, ließ ich andere Pferde holen, und neu belebt setzten wir um zwei Uhr unsere Reise fort, Eduard und ich zu Fuß, Dorette und die Kinder reitend. Vorher besichtigten wir noch die Schwefelquelle, die vor dem Wirthshause kochend heiß aus der Erde quillt.

In Leuk war zur sofortigen Weiterreise durchaus kein Fuhrwerk aufzutreiben. Wir waren daher genöthigt, in dem schlechten Wirthshause, wohin uns unsere Führer gebracht hatten, zu übernachten. Dienstags früh, den 4., setzten wir mit zwei Einspännern unsere Reise bis Brieg fort, wo wir um Mittag ankamen. Das Wallisthal ist sehr schmal und wenig angebaut. Man sieht viele sumpfige Wiesen und nur wenige Mais- und Kartoffelfelder. In Brieg beginnt Napoleon's berühmte Simplenstraße, ein Riesenwerk, das nicht genug bewundert werden kann. Hier nahmen wir ein zweispänniges Fuhrwerk bis Domo d'Ossola. Die Straße ist in den Bergschluchten so künstlich hin und her geführt, daß sie sich nie mehr als fünf Zoll auf die Klafter erhebt, und daß schwer beladene Wagen ohne zu hemmen hinabfahren können. Besonders merkwürdig sind mehrere kolossale Brücken, die über tiefe Thäler und Felsenklüfte führen, so wie die Strecken des Weges, die durch den Felsen gesprengt sind und unterirdischen Galterien gleichen. Einige davon sind so lang, daß sie das von beiden Seiten einfallende Licht nicht vollständig zu erleuchten vermag. Alle Stunde findet man ein Haus, in welches man sich bei plötzlich eintretendem ungestümen Wetter flüchten kann. Im dritten dieser Häuser ist die Post, im sechsten das Zollhaus, wo wir einige Laubthaler für Wegegeld bezahlen mußten. So ansehnlich diese Abgabe auch ist, so reicht sie doch nicht aus, um die Straße in gutem Stande zu erhalten, und man fürchtet, daß sie nach und nach verfallen werde. Was man schon jetzt im Aus-

lande von diesem Verfall erzählt, ist jedoch ungegründet; denn wir fanden sie, einige von Lawinen weggerissene und noch nicht wieder hergestellte Barrièren abgerechnet, in gutem Zustande. Auf der höchsten Höhe hat man den Bau eines kolossalen Hauses begonnen, in dem viertausend Mann Truppen würden übernachten können, wenn es vollendet wäre. Der Bau ist aber seit Napoleons Sturz liegen geblieben und wird nun bald in Trümmer zerfallen. Weiter unten liegt das alte Hospiz, wo arme Reisende unentgeltlich verpflegt werden. Der Simplenpaß ist zwar nicht so hoch, wie der über die Gemmi, doch hört auch hier alle Vegetation auf, und selbst im Dorfe Simpeln, wo wir übernachteten, fanden wir es noch sehr winterlich.

Mittwoch der 5. September 1816 war der glückliche Tag, wo mein seit der frühesten Kindheit gehegter Wunsch, das Land zu sehen, „wo die Citronen blühen", endlich in Erfüllung gehen sollte. Nachdem wir noch zwei Stunden bergab gefahren waren, kamen wir an die lombardische Grenze und fanden uns bald mitten in den Süden versetzt. Nun sahen wir Wälder von süßen Kastanien und in den Gärten Feigen, Mandeln und prächtige Festons von Weinreben, die von einem Baum zum andern gezogen waren und voll der herrlichsten Trauben hingen. Mit jedem Schritte bergab nahm die Wärme zu; anfangs wohlthuend, doch bald recht lästig. Um Mittag kamen wir nach Domo d'Ossola, einer kleinen, aber hübschen Stadt. Hier wurden wir im Hôtel des Capello verde zum erstenmale auf gut italienisch geprellt und an die Vorsicht gemahnt, mit dem Wirthe im voraus über den Preis für die Bewirthung übereinzukommen. Nachmittags fuhren wir noch bis Laveno, welches dicht am Ufer des herrlichen Lago maggiore, den berühmten Inseln gegenüber liegt. Hier hatten wir zwar den Preis für unser Nachtlager im voraus bedungen, mußten aber doch, wie wir später erfuhren, die Hälfte zu viel bezahlen. Am 6. früh besuchten wir die so oft und enthusiastisch geschilderten Borromäischen Inseln, Isola Madre und Isola bella. Es ging uns

aber damit wie mit anderen von exaltirten Reisenden gepriesenen Orten, sie befriedigten unsere überspannten Erwartungen nicht. Am besten gefiel es uns noch auf Isola Madre, wo wir zum erstenmale die kräftige südliche Vegetation an uralten, majestätischen Lorbeer-, Citronen-, Pomeranzen- und Feigenbäumen, sowie an anderen südlichen Gewächsen bewundern konnten. Freilich müssen diese Gewächse hier noch, so gut wie bei uns, im Winter bedeckt werden, um sie gegen den Frost zu schützen; ihr Wuchs ist aber doch viel kräftiger und die Früchte sind viel saftiger und größer, als die unserer Gewächshäuser. Auf Isola bella befindet sich ein großer, nicht ganz vollendeter und jetzt schon im Verfall begriffener Palast, der einige schöne Säle und in diesen mehrere vorzügliche Gemälde enthält. Den übrigen Raum der Insel nimmt die berühmte Gartenanlage ein, die sich vom Ufer des See's in zehn Terrassen erhebt. Das Innere wird durch Mauerwerk gestützt, das sich von Terrasse zu Terrasse in immer höheren Bogen wölbt. Die Anlage ist kolossal, aber in schlechtem altfranzösischen Style. Besonders abstoßend und das Auge beleidigend sind die vielen schlechten Statuen auf den Gängen und an den Treppen. Die Terrassen sind mit Blumenbeeten und vielen noch südlicheren Gewächsen geschmückt, die in den Gewölben überwintert werden. Alles stand im herrlichsten Flor und hauchte uns unbekannte Wohlgerüche entgegen. Von der Höhe der Anlage hat man eine weite, entzückende Aussicht nach den jenseitigen Ufern des See's, nach Palanza, Intra, Laveno und den schön geformten Bergen, welche die Aussicht begrenzen. So weit das Auge reichte, war Alles mit dem reinsten und dunkelsten Blau überwölbt und so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände deutlich erkennen konnte. Dies und die milde balsamische Luft gaben uns hauptsächlich das Gefühl, ein südliches Klima betreten zu haben. Bevor wir die Insel verließen, führte uns der Gärtner noch zu einer historischen Merkwürdigkeit, zu dem Namenszuge Napo-

leon's, den dieser kurz vor der Schlacht von Marengo in einen Lorbeerbaum eingeschnitten hatte.

Dasselbe Boot, das uns zu den Inseln brachte, führte uns noch sechs Stunden weiter zu dem am Ende des Sees gelegenen kleinen Städtchen Sesto Calende. Auf dieser Fahrt hatten wir noch manche herrliche Ansicht der reizenden Ufer. Besonders gut nahmen sich Belgirate, Arona und die kolossale Statue von St. Carlo Borromeo aus. In Sesto Calende fanden wir schon ganz den italienischen Schmutz und die einem deutschen Gaumen so widrige Delikatesserei. Am 7. machten wir dann mit einem Mailändischen Kutscher die letzte Tagereise bis Mailand durch flache, uninteressante Gegenden und kehrten in einer Pensione Svizzera ein, die uns wegen der deutschen Reinlichkeit empfohlen worden war.

Mailand, den 9. September.

Das Feste was wir gestern von Mailands Merkwürdigkeiten besahen, war der Dom. Dieses prächtige Gebäude, an welchem nun beinahe fünfhundert Jahre fast ununterbrochen gearbeitet wird und welches doch immer noch nicht vollendet ist, kommt im Style und der Architectur dem Straßburger Münster am nächsten, ist in der Form aber doch sehr verschieden von jenem. Es hat die Gestalt eines länglichen Kreuzes; da, wo die beiden Linien zusammenlaufen, steht der Hochaltar und über ihm wölbt sich eine majestätische Kuppel, auf welcher der zierliche Thurm in Form einer Pyramide erbaut ist, die auf ihrer Spitze eine kolossale bronzene Statue der h. Jungfrau trägt. Unzählige andere, gothisch durchbrochene und mit Nischen und Statuen verzierte Pyramiden ruhen theils auf den Pfeilern der äußeren Mauern, theils auf dem mit Marmorplatten belegten Dache und erheben sich immer mehr, je mehr sie sich dem Thurme nähern. Auf der Spitze einer jeden derselben prangt die Statue irgend eines Heiligen. Der ganze Bau vom Grunde an bis zur höchsten Spitze

ist von weißem, polirten Marmor, welcher bei Baveno am Lago Maggiore gebrochen und auf dem kleinen Kanal hierher gebracht wird. Während Napoleon's Regierung ist mit großem Eifer gearbeitet worden und nicht nur die Façade des Haupteinganges (die nur bis zur Höhe der Thür geführt war), sondern auch alle Pyramiden der äußeren Mauer vollendet worden. Auf den ersten Blick und von unten angesehen, scheint das Gebäude jetzt vollendet; steigt man aber auf das Dach und den Thurm, so sieht man, wie viel noch fehlt.

Die Pfeiler und Nischen sind im gothischen, die Thüren und Fenster im römischen Style, und die Statuen griechisch bekleidet. Alle Bildhauerarbeiten, deren es an kleinen und größeren Statuen, an Haut- und Bas-Reliefs, an Arabesken und anderen Verzierungen eine ungeheure Menge an diesem prachtvollen Bau gibt, sind von berühmten Meistern, und es scheint mir, daß die neuen Arbeiten die alten noch an Schönheit und Correktheit übertreffen.

Das Innere der Kirche ist wegen der gemalten Fenster etwas finster, aber deswegen und bei der imposanten Größe und Höhe nur um so mehr zur Erregung religiöser Gefühle geeignet. Unter den vielen, im Inneren der Kirche befindlichen Statuen wird die von Carl Borromeo am meisten geschätzt. Sie soll dadurch einen großen Kunstwerth besitzen, daß an ihr alle Muskeln, Sehnen, Adern und hervorstechenden Knochen zu sehen sind. Von der Gallerie des Thurmes hat man eine weite Aussicht, gegen Norden von den Schweizer-Alpen und gegen Süden von den Apenninen begrenzt. . . .

Abends besuchten wir das Theater della Scala, wo man „la statua di bronzo", eine Oper semiseria von Soliva, einem jungen Componisten, Eleven des hiesigen Conservatoriums, gab. Die Größe und Schönheit des Hauses überraschte uns bei unserem Eintritte. Es ist nach dem St. Carlo-Theater in Neapel das größte in Italien und hat ein großes Parterre und sechs Reihen Logen über einander, faßt aber doch nur, weil man sehr

verschwenderisch mit dem Platze umgegangen ist, etwas über 3000 Menschen. Der Eintrittspreis ist auf allen Plätzen derselbe: nämlich zwei Lire di Milano. Das Orchester ist sehr stark besetzt, vierundzwanzig Violinen, acht Contrebässe, eben so viel Violoncell's, alle gewöhnlichen Blas-Instrumente, Posaunen, Baßhorn, türkische Musik u. s. w., und für das große Lokal dennoch kaum stark genug. Die Ausführung übertraf sehr meine Erwartung; sie war rein, kräftig, präcis und dabei sehr ruhig. Herr Rolla, ein durch seine Compositionen auch im Auslande bekannter Künstler, dirigirte bei der ersten Geige. Außer ihm ist weiter keine Leitung, weder am Piano, noch mit dem Taktirstabe, sondern blos noch ein Souffleur mit der Partitur, der den Sängern den Text souffirt und den Choristen nöthigenfalls den Takt gibt. Die Composition der Oper ist mehr im deutschen, als im italienischen Geschmacke, und man hörte sehr deutlich, daß der junge Componist sich mehr unsere deutschen Tonsetzer, besonders Mozart, zum Vorbilde genommen hat, als seine Landsleute. Die Orchesterpartie ist nicht so untergeordnet, wie gewöhnlich in italienischen Opern, sondern recht hervorstechend gearbeitet; zuweilen ist sie es sogar zu sehr und deckt den Gesang. Es ist daher zu verwundern, daß die Oper so sehr gefallen hat, indem man diesen Genre immer noch nicht sehr liebt. Freilich haben die gut gearbeiteten Ensemble-Stücke und Finale das Glück der Oper nicht gemacht, sondern einige kleine, unbedeutende Cantabile's, die von den Sängern gut vorgetragen wurden. Diese waren es auch heute allein, was mit Aufmerksamkeit angehört wurde. Während der kräftigen Ouvertüre, mehreren sehr ausdrucksvoll accompagnirten Recitativen und allen Ensemble-Stücken war ein Lärm, daß man kaum etwas von der Musik hörte. In den meisten Logen wurde in Karten gespielt und im ganzen Hause überlaut gesprochen. Es läßt sich für einen Fremden, der gern aufmerksam zuhören möchte, nichts Unausstehlicheres denken, als diesen infamen Lärm; indessen ist von solchen Leuten, die dieselbe Oper vielleicht dreißig bis vierzig

mal sehen und die das Theater nur der Gesellschaft wegen besuchen, keine Aufmerksamkeit zu erwarten, und es ist schon viel, daß sie nur einige Nummern ruhig anhören. Zugleich kenne ich aber auch nichts Undankbareres, als für ein solches Publikum zu schreiben, und man erstaunt, daß sich gute Componisten noch dazu hergeben. Nach dem ersten Akte der Oper wurde ein großes, ernstes Ballet gegeben, welches durch Kunstfertigkeit mehrerer Tänzer und Tänzerinnen und durch die Pracht der Dekorationen und Costüme sich ebenfalls zu einem imposanten Schauspiel erhob. Da es beinahe eine Stunde dauerte, so hatte man die erste Hälfte der Oper ganz vergessen. Nach dem zweiten Akte der Oper wurde noch ein komisches, nicht viel kürzeres Ballet gegeben, so daß die ganze Vorstellung von acht bis zwölf Uhr dauerte. Welche Arbeit für die armen Musiker!

Den 14. September.

Gestern Abend besuchten wir ein Concert, welches ein Professore di Oboa, Ferlendis aus Venedig, gab. Er trat mit einem Concerte von eigener Arbeit auf. Composition und Spiel waren gleich erbärmlich. Man kann sich keinen schlechteren Ton und keine größere Geschmacklosigkeit im Vortrage der Passagen und des Gesanges denken, als dieser Professor di Oboa besitzt. In Deutschland wäre er sicher ausgepfiffen worden; hier wurde er von den Freibillets nothdürftig beklatscht. Im zweiten Theil blies Luigi Beloli ein Horn-Concert von eigener Composition. Diese erhob sich zwar nicht über das Mittelmäßige, die Ausführung war aber sehr vorzüglich. Beloli besitzt einen wunderschönen Ton, viel Fertigkeit und einen gebildeten Geschmack. Um uns von der abscheulichen Oboe den guten Eindruck nicht verwischen zu lassen, warteten wir das Uebrige des Concertes nicht ab.

Den 16. September.

Daß die Italiener eine sehr musikalische Nation sind, sieht man daran, daß ihre Bettler immer singend oder spielend Almosen

erbitten. Da sind Gesellschaften von vier bis fünf solcher Musiker, die des Abends vor den Kaffeehäusern eine gar nicht üble Musik machen, gewöhnlich von einer prächtig geputzten Sängerin begleitet, die auch nachher einsammelt; oder es sind drei Sänger, die mit Begleitung einer Guitarre dreistimmige Sachen und kleine Canzonen recht gut singen; oder auch solche, die einzeln ihr Heil versuchen, blinde Geiger oder Flötenbläser, oder Sänger, die entweder gar kein Accompagnement haben, oder sich mit dem Tamburin begleiten; sogar alle, die etwas zum Verkaufe herumtragen, bieten ihre Waaren singend aus. Gestern stieß uns noch ein närrisches Subjekt der ersteren Art auf. Er hatte sich von einem Peitschenstiele, von dessen einem Ende zum anderen er eine Saite gezogen hatte, ein merkwürdiges Instrument gemacht. Oben war die Saite durch eine Kugel von Pappe gezogen, aus deren Oeffnung ein großes Bouquet gemachter Blumen als Verzierung des Ganzen hervorragte. In der rechten Hand hatte er einen Violinbogen, mit welchem er den einzigen Ton, den sein Instrument hat, hervorbrachte. Das bewunderungswürdige Talent dieses Künstlers bestand darin, daß er in einer sich immer wiederholenden Melodie, zu deren Grundton sein Instrument die Quinte gab und die jedesmal nie in der Tonika, sondern immer in der Dominante schloß, allen Vorübergehenden oder vor der Thür Sitzenden die artigsten Complimente improvisirte, wofür ihm dann die Geschmeichelten selten Geschenke versagten, welche er in seinem Hute einsammelte, ohne jedoch den Gesang zu unterbrechen. In diesem recitativartigen Gesange, bei welchem sein Instrument die Stelle des Orchesters vertrat, lobte er bald die Gestalt, bald den Anzug der Vorübergehenden, und an dem wohlgefälligen Lächeln der Gelobten und an ihrer Freigebigkeit sah man, daß er ihre schwache Seite recht gut zu treffen wußte.

Heute Mittag haben wir wieder einem Concerte beigewohnt, welches die Società del Giardino gab. Es sangen die beiden Damen Marcolini und Fabré ein Duett von Rossini. Erstere

ist eine in Italien berühmte Altistin, die eine schöne Stimme und viel Geläufigkeit besitzt; sie singt aber immer etwas zu tief, wodurch mir ihr Gesang sehr verleidet wurde. Signora Fabré ist die Prima donna vom großen Theater, die eine besonders schöne Höhe und einen gebildeten Vortrag hat. Obgleich beide Sänger hinsichtlich der Stimme und der Kunstfertigkeit auf gleicher Höhe stehen, so trug der Sopran doch auch hier den Sieg über den Alt davon, wie denn eine Viola nie neben einer Violin gefallen kann. Im zweiten Theile wurde noch ein Duett von Paccini, eine Cavatine von Benfichi und ein Rondo von Paer gesungen. Alles wurde auf dieselbe Art und mit den schon tausendmal gehörten Verzierungen verbrämt vorgetragen, mochte es komisch oder ernst sein. Die Compositionen waren fast durchgehends fade und ohne inneren Zusammenhang, und der Gesang oft durch nichtssagende Figuren in den Instrumenten gestört und verdeckt.

Den 17. September.

So eben haben wir die hiesige Mosaik Fabrik gesehen. Die bedeutendste Arbeit, an der schon zwölf Jahre unaufhörlich gearbeitet wird, ist Leonardo da Vinci's Abendmahl, welches in derselben Größe wie das Original (die Figuren in Lebensgröße) in Mosaik copirt wird. Man hat es in zwölf Stücke getheilt, wovon ein jedes etwa drei Ellen in der Länge und eben so viel in der Breite hat. Sämmtliche Stücke sind nun vollendet, aber erst einige polirt; diese (aber nur vom Plafond) hatten viel Glanz; die mit den Figuren waren etwas matt in den Farben, wenigstens gegen die gute Copie des Gemäldes, nach welcher man gearbeitet hatte; vielleicht gewinnen sie aber noch an Leben, wenn erst die Politur vollendet sein wird. Buonaparte hatte dieses Werk bestellt, welches nun auf Kosten des österreichischen Kaisers vollendet wird. Da täglich acht Dukaten an die Arbeiter gezahlt werden, so kostet es bis jetzt schon an Arbeitslohn (34,000) Dukaten. Außer dieser kolossalen Arbeit sahen wir im

Magazin viele kleine Mosaiken von ausgezeichneter Schönheit zum Verkauf ausgestellt.

Den 19. September.

Heute wohnten wir dem Concerte im Conservatorium bei, zu welchem uns der Graf Saurau Billets gegeben hatte.

Was ich von der inneren Einrichtung des Conservatoriums habe erfahren können, ist Folgendes: Die Professoren, deren vier für den Gesang, einer für Violine, einer für Violoncell, einer für Contrebaß und noch einige andere für die Blas-Instrumente angestellt sind, beziehen ihren Gehalt von der Regierung. Diese zahlt auch Wohnung und Kost für zwölf Eleven, sechs Knaben und sechs Mädchen. Alle Uebrigen, von denen einige im Conservatorium wohnen, andere aber nur die Lehrstunden besuchen, müssen für Alles bezahlen. Die Mailänder sollen der Anstalt sehr entgegen sein; sie hat in diesem Augenblick auch kaum dreißig Eleven.

Den 22. September.

Ich besuchte heute auf einen Augenblick eine Art von Uebungs-Concert, wo die hiesigen Dilettanten unter Rolla's Direktion Symphonien, besonders von deutschen Meistern, executiren. Die Saiten-Instrumente sind größtentheils mit Dilettanten besetzt, die Blas-Instrumente aus dem Theater della Scala. Man hatte bereits die alte Symphonie aus D-dur von Mozart und einige Ouvertüren von italienischen Meistern gemacht und war eben beschäftigt, eine von den großen Haydn'schen Symphonien (B-dur) einzuüben. Man gab sie zwar ziemlich genau, aber ohne piano und forte und überhaupt etwas roh. Indessen ist die Anstalt, die überdies in ganz Italien die einzige ist, sehr zu loben, weil durch sie die hiesigen Musikfreunde doch Gelegenheit finden, mit unseren herrlichen Instrumental-Compositionen bekannt zu werden. Wenn ich nicht irre, so findet dieses wöchentliche Uebungs-Concert im Hause eines Herrn Motte statt, der auch eine schöne Sammlung vorzüglicher Violinen besitzen soll. Ueberhaupt existiren hier

viele vorzügliche Instrumente. Ein Herr Caroli besitzt zwei sehr schöne Stradivari, Mella ebenfalls eine von großer Schönheit; ein Graf Gozio de Solence hat in seiner zahlreichen Sammlung von vorzüglichen Geigen unter vielen anderen von Amati, Guarneri und Guardagnini auch vier Stradivari, auf denen noch gar nicht gespielt ist und die, obgleich sehr alt, aussehen, als ob sie eben erst fertig geworden wären. Zwei von diesen Geigen sind aus dem letzten Lebensjahre des Künstlers, von 1773, wo er ein Greis von dreiundneunzig Jahren war. Man sieht es den Geigen aber auch gleich an, daß sie ein zitternder Greis mit unsicheren Händen geschnitzt hat; die beiden anderen sind aber aus der besten Zeit des Künstlers, von 1743 und 1744, und von großer Schönheit. Der Ton ist voll und stark, aber doch noch neu und hölzern, und sie müssen wenigstens, um vorzüglich zu sein, zehn Jahre gespielt werden.

Den 28. September.

Gestern Abend fand unser Concert im Theater della Scala statt. Das Orchester blieb auf seinem gewöhnlichen Platze; die Sängerin aber, Dorette und ich nahmen bei unseren Productionen den Platz unter dem Proscenium ein, zwischen der Gardine, die herabgelassen blieb, und dem Orchester. Das Haus, obgleich vortheilhaft für Musik, verlangt doch bei seiner gewaltigen Größe einen sehr kräftigen Ton und ein großes, einfaches Spiel. Auch ist es schwer, mit einem Geigenton da zu genügen, wo man immer nur Stimmen zu hören gewohnt ist. Diese Betrachtung und die Ungewißheit, ob die Art meines Spieles und meine Composition auch den Italienern gefallen würde, machte mich bei diesem ersten Debüt in einem Lande, wo man mich noch nicht kennt, etwas furchtsam; da ich indessen schon nach den ersten Takten bemerkte, daß mein Spiel Eingang fand, so schwand diese Furcht bald, und ich spielte nun völlig unbefangen. Auch hatte ich die Freude zu sehen, daß ich in dem neuen, in der Schweiz geschrie-

benen Concerte, welches die Form einer Gesangs-Scene hat, den Geschmack der Italiener sehr glücklich getroffen habe und daß besonders alle Gesangstellen mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Dieser lärmende Beifall, so erfreulich und aufmunternd er auch für den Solospieler ist, bleibt doch für den Componisten ein gewaltiges Aergerniß. Es wird dadurch aller Zusammenhang gestört, die fleißig gearbeiteten Tutti bleiben völlig unbeachtet und man hört den Solospieler in einem fremden Tone wieder anfangen, ohne daß man weiß, wie das Orchester dahin modulirt hat. — Außer dem Concerte spielte ich mit Dorette den neuen Potpourri für Piano und Violine und einen zweiten mit Begleitung des Orchesters. Letzteren mußte ich auf allgemeines Verlangen wiederholen. Das Orchester, dasselbe wie in der Oper accompagnirte mir mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme. Besonders aber gab sich Rolla große Mühe. Meine Ouverture aus „Alruna" wurde zu Anfang des zweiten Theiles zwar kräftig, aber nicht ohne Fehler executirt. Das Orchester ist an zu viele Proben gewöhnt, als daß es etwas nach einer einzigen ganz fehlerfrei ausführen könnte. Madame Castiglioni, Contre Altistin, für den nächsten Carneval als Supplement nach Venedig engagirt, sang im zweiten Theil eine Arie mit schöner Stimme und guter Schule und wurde mit allgemeinem Beifalle belohnt. Es hatte mir unendlich viel Mühe gemacht, diese beiden Gesangstücke zu erhalten, weil die Sänger vom großen Theater, von denen einige gern gesungen hätten, die Erlaubniß dazu von dem Impressario nicht bekommen konnten, und alle übrigen Sänger von Bedeutung, die sich hier aufhalten, entweder auch schon Skripturen gemacht hatten, oder es nicht wagen wollten, auf der Scala aufzutreten. Die Impressarien verlangten anfangs den fünften Theil der Einnahme für die Bewilligung des Theaters; durch Vermittelung des Gouverneur, Grafen Saurau, wurde diese Abgabe mir aber erlassen.

Nach dem Concerte wurde ich von allen Seiten aufgefordert,

ein zweites zu geben; da aber nächsten Freitag, dem einzigen freien Tage in jeder Woche, des Kaisers Namenstag ist, an welchem der Gouverneur eine große Festivität gibt und wir nicht Lust haben, unseren Aufenthalt noch um vierzehn Tage zu verlängern, so will ich dieses zweite Concert lieber bis zu meiner Rückkehr versparen und jetzt gleich nach Venedig gehen. Das erste hat mir übrigens nicht viel mehr als die Concert Unkosten, die sich auf fünfzig Dukaten belaufen, eingetragen.

Vor einigen Tagen besuchten wir die Bildergallerie in der Arena; das Lokal ist das schönste, was wir je sahen. Es besteht aus drei großen Salons, die das Licht von oben erhalten, einer langen Gallerie und zwei Kabinetten. In der Gallerie befinden sich Gemälde al fresco, die man in den Kirchen zu Mailand gesammelt, mit der Wand herausgenommen und hier in die Mauer wieder eingesetzt hat. Es sind darunter einige von hohem Kunstwerthe, von denen man auch schon Copien und Kupferstiche besitzt. In den Sälen hat man die Gemälde nach ihrer Zeitfolge geordnet und unter einem jeden den Meister angegeben. In dem ersten befinden sich die aus der ältesten, in dem mittleren die aus der späteren und in dem dritten Saale die aus der neuesten Zeit. Doch sind, so viel ich weiß, keine Werke noch lebender Künstler aufgehängt. In den Kabinetten hat man die kleineren Gemälde ausgestellt. Vor allen verdient ein Raphael, der zwar aus seiner früheren Zeit, als er noch im Styl seines Meisters arbeitete, aber doch von unendlicher Schönheit ist, den ersten Preis. Es ist dies die Verlobung der h. Jungfrau mit Joseph. In der Mitte steht der Rabbi in ernster, würdevoller Stellung, der sie einsegnet, ihm zur Linken Joseph, eine männliche Figur mit dunkelem Haar und Bart, mit Freundlichkeit der Jungfrau den Ring an den Finger schiebend, und zur Rechten die Holdselige, in jungfräulicher Scham sanft erröthend. Unter den anderen Figuren zeichnet sich noch ein Jüngling aus, der vor dem Knie einen Stab zerbricht. Die Zeichner bewundern die Verkürzung der gebückten

Stellung. Anfangs fallen die scharfen Umrisse der Figuren unangenehm auf; so wie man sich aber durch längeres Anschauen ein wenig daran gewöhnt hat, wird man von dem hohen Ausdruck in Gesicht und Stellung unwiderstehlich hingerissen. Von besonderer Schönheit sind auf diesem wie auf allen Raphaelschen Gemälden Hände und Füße.

Venedig, den 5. Oktober.

Montag den 30. September traten wir in Gesellschaft von zwei liebenswürdigen polnischen Grafen, deren Bekanntschaft wir in Mailand gemacht hatten, und eines Malers, der von einer Reise nach Sicilien eben zurückkam, unsere Reise hierher an. Ich hatte für mich und meine Familie einen Vetturino bis Padua für sieben Louisd'or gedungen, für welchen Preis er auch Abendessen und Nachtlager bezahlen mußte. . . .

Der Weg nach Brescia bietet wenig Abwechselung dar. Brescia ist eine alte Stadt, in der nicht viel Sehenswerthes ist; sie liegt aber in einer reizenden Gegend am Abhange eines mit Landhäusern und Weinstöcken bedeckten Berges. Wir machten einen Spaziergang durch die Stadt, in der uns nichts Merkwürdiges aufstieß, als ein Weinstock, der die Façaden von fünf Häusern bis unter das Dach bedeckte und allenthalben voll der schönsten Trauben hing. Einer der Polen, Graf Zozymola, hatte unter der Zeit einen Besuch bei Signora Mulonatti abgestattet, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Contre-Altistinnen, deren Bekanntschaft er in Florenz, wo sie vor einigen Monaten sang, gemacht hatte. Sie ruht jetzt bei ihrem Cavaliere servente, einem Grafen Secchi, der ein herrliches Haus in Brescia und ein noch schöneres Landgut in der Umgegend besitzt, von den Beschwerden der letzten Monate aus und wird während des Carnevals hier in Venedig für ein Honorar von 10,000 Franken und ein Benefice wieder von neuem auftreten. Ihr Anbeter, ein Mann von großem Vermögen und vielen Kenntnissen, hat sein ganzes

Leben dem Dienste seiner Donna gewidmet, während seine beiden älteren Brüder sich als Generale in französischen Diensten großen Ruhm erworben haben. Er begleitet sie seit zehn Jahren allenthalben hin, wo sie singt, besorgt ihre Geschäfte und huldigt allen ihren Launen. Seine einzige etwas ernstere Beschäftigung ist, ihre Geschichte zu schreiben, d. h. ihre Triumphe über andere Sängerinnen und ihre Liebesaventüren. Einmal im Jahre liefert sie ihm die schriftlichen Daten zu letzteren, das sind die Originale der erhaltenen Liebesbriefe, und ob er gleich sehr eifersüchtig ist, so bringt sie dennoch den guten Narren dahin, daß er diese Briefe selbst copirt und mit den gehörigen Erläuterungen in ihre Geschichte einträgt. Sie hat auch einen Mann und von ihm zwei Kinder, die sie sehr lieben soll. Dieser Mann spielt nun vollends eine erbärmliche Figur; er hält sich immer in einer gewissen Entfernung und harret mit gespannter Aufmerksamkeit der Winke seiner Gebieterin. Graf Secchi hat bis diesen Augenblick weder Rom, noch Neapel gesehen, weil seine Dame in diesen Städten noch nicht gesungen hat und ihm schwerlich die Erlaubniß ertheilen würde, ohne sie dorthin zu reisen.

Zwischen Brescia und Verona führt der Weg einige Stunden am Garda-See her, dessen schön bewachsene, mit Landhäusern reich besetzte und von Bergen eingeschlossene Ufer die schönsten Ansichten darbieten, welche uns für die Einförmigkeit der vorigen Tagereisen reichlich entschädigten. Am äußersten Ende des See's, noch halb im Wasser, liegt Peschiera, eine kleine, unansehnliche Stadt von einigen Häusern, aber mit großen, weit ausgedehnten Festungswerken. Von da bis Verona ist der Weg wieder sehr einförmig. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß eine Harfen- und Clavier-Virtuosin aus Neapel im Theater Concert geben würde, und nahmen uns vor, dieses zu besuchen. Durch die Langsamkeit der Aufwärter, die unser Abendessen eine Stunde später brachten, als wir es bestellt hatten, wurden wir aber daran verhindert. Abends um elf Uhr beim herrlichen Mondenschein be-

suchten wir noch die Arena, von allen Denkmalen ehemaliger römischer Größe das am besten erhaltene. . . . Wir stiegen bis zum höchsten Sitze, der in der Höhe schon den größten Gebäuden der Stadt gleichkommt, und hatten da einen herrlichen Ueberblick über das ganze kolossale Werk. Wir dachten uns die gewaltige Steinmasse mit den alten Römern besetzt, wie sie den Siegern unten Beifall zujauchzen, und verloren uns in Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller Erdengröße und in Vergleichungen zwischen dem ehemaligen kräftigen Volke und den jetzigen Bewohnern dieses herrlichen Landes. An der einen Seite des Ovals sieht man noch die Gefängnisse, wo die Verbrecher aufbewahrt wurden, die man den wilden Thieren vorwarf. Auch existirt noch die Vorrichtung, durch welche binnen wenig Minuten der Circus unter Wasser gesetzt werden kann, um Kämpfe und Wettrennen in Böten zu halten. Bei der Anwesenheit des österreichischen Kaisers hat man dem Volke das Schauspiel eines Wettrennen zu Fuß und zu Pferd erneuert. Auch haben wir etwas Aehnliches in Mailand gesehen, von dem ich zu reden vergessen habe. Napoleon hat nämlich auf dem Foro Buonaparte einen Circus auf römische Art bauen lassen, dessen äußere Wand auch aus einer Mauer mit mehreren Aufgängen besteht; die Sitze im Inneren sind aber nur von Rasen; es sind deren etwa zwölf, und doch haben 25—30,000 Menschen Platz. An der einen breiten Seite steht ein schönes Gebäude mit einer prächtigen Colonnade nach dem Inneren zugekehrt, von wo in der Breite des Gebäudes steinerne Sitze bis zum Circus hinablaufen. In dieser modernen Arena, die auch unter Wasser gesetzt werden kann, wurden dem Volke zur Zeit der Krönung Napoleon's zum Könige von Italien, bei freiem Eintritte, die ehemaligen römischen Spiele aufgewärmt. Eine dritte, aber verminderte Auflage für Geld fand an dem Tage vor unserer Abreise statt. Zuerst traten achtzehn Wettläufer in römischem Costüm auf, die auf ein gegebenes Trompetenzeichen ziemlich schwerfällig nach dem Ziele liefen. Der Sieger erhielt

eine Fahne, an der oben ein Lorbeerkranz hing. Den beiden, die nach ihm zuerst angekommen waren, wurden ebenfalls Siegeszeichen zuerkannt. Dann versuchten zwölf Reiter ihr Heil. Mehrere fielen schon beim ersten Ghock von den Pferden, und alle ritten so erbärmlich, daß sie nur Gelächter und Mitleiden erregten. Nachdem die Sieger ebenfalls beschenkt waren, kamen die Curse zu Wagen, die aber ein neues und interessantes Schauspiel darboten. Die sechs Wagenführer hatten kleine zweiräderige römische Wagen, wie man sie auf alten Münzen abgebildet sieht, bestiegen, und jagten mit ihren Pferden, deren zwei vor jeden Wagen gespannt waren, auf ein gegebenes Zeichen im gestreckten Galopp davon; am Ende der Bahn beim Umkehren überstürzte sich einer mit sammt den Pferden ein paarmal, doch ohne Schaden zu nehmen. Die anderen umkreis'ten die Bahn dreimal, und die Sieger erhielten ebenfalls ihre Ehrenzeichen. Nun begann der große Triumphzug. Dreißig bis vierzig Oboisten in römischem Costüm mit türkischer Musik, einen Marsch aus der Oper „Johann von Paris" blasend, eröffneten ihn. Dann kamen die Wettläufer mit Lanzen in den Händen, und endlich ein großer, mit vier Ochsen bespannter römischer Triumphwagen mit sämmtlichen Siegern. Man hatte die schön geputzten Ochsen auf römische Art neben einander gespannt; die guten Thiere waren aber nicht daran gewöhnt und wollten nicht vom Fleck; endlich sah man sich genöthigt, sie so zu spannen, wie sie es vor ihrem Mistwagen gewohnt waren, und nun ging es herrlich. Hinter ihnen kamen die unglücklichen Reiter und Wagenlenker, die den Zug beschlossen. Das Costüm aller dieser Leute und Thiere war gut gewählt, und wenn man nicht rund im Cirkel die moderne beau monde und zwischen den Wettrennern dann und wann einen dreieckigen Hut, der ihre Spiele anordnete, gesehen und die türkische Musik mit dem Marsch aus der „Aline„ gehört hätte, so konnte man wohl Augenblicke lang sich einbilden, da unten die alten Römer zu sehen. So sorgten aber diese verkleideten Soldaten und Ziater mit ihren erbärmlichen

Pferden schon ohne das durch ihre Ungeschicklichkeit dafür, daß eine solche Täuschung nicht stattfinden konnte.

Am 3. früh mußten wir uns von unseren lieben Reisegefährten trennen, die nun auf einer anderen Straße durch Tyrol nach München ihre Reise fortsetzten. Wir übernachteten in Vicenza, einem abscheulich schmutzigen Neste; unsere Fenster gingen auf eine einsame Straße, in welcher Schmutzhaufen der ekelhaftesten Art die Luft so verpesteten, daß es kaum auszuhalten war. Dergleichen trifft man übrigens auch in den größten Städten und auf den prächtigsten Plätzen. Besteigt man eine einsame Treppe, oft von schönstem Marmor in den größten Palästen, so muß man sich ja genau in der Mitte halten, weil man sich sonst beschmutzen würde, und selbst dem Mailänder Dom kann man sich auf verschiedenen Seiten gar nicht nähern, weil hohe Haufen von Unrath es verhindern. Dieses Uebermaß von Unreinlichkeit, in der die Italiener fast allen anderen Nationen den Rang streitig machen, herrscht auch in den meisten Zimmern und Küchen. Ein Holländer müßte, dächt' ich, hier verzweifeln!

Am 4. Mittags kamen wir nach dem alten, unansehnlichen Padua, wo wir bis Abends 8 Uhr verweilten. Dann setzten wir unsere Reise auf der Diligence zu Wasser fort. Beim Einsteigen in die Barke that ich, vom unsicheren Mondlichte getäuscht, einen Fehltritt und fiel ins Wasser; im Fallen ergriff ich aber glücklicherweise den Bord der Barke und wurde sogleich wieder hinauf gezogen. Den Schrecken und die Mühe des Umkleidens abgerechnet, war dieser Fall von keinen übeln Folgen. Die Barke ist für vierundzwanzig bis dreißig Personen sehr bequem eingerichtet und geht, von einem Pferde im stärksten Trabe gezogen, sehr schnell. Die letzte Hälfte des Kanales ist auf beiden Seiten mit den prächtigsten Landhäusern und Gärten wie übersäet, die jetzt von den reichen Venetianern bewohnt werden. Besonders zeichnet sich der Palast des ehemaligen Vicekönigs aus, in dem der Gouverneur Graf Goes während der schönsten Jahreszeit wohnt. Wir be-

dauerten sehr, diese reiche Gegend in der Nacht passiren zu müssen; aber selbst beim Mondenscheine gewährt sie schon einen herrlichen Anblick. Früh um fünf Uhr, wie noch alles todt in Venedig war, kamen wir an und traten in der Albergo della Scale ab.

Venedig, den 10. Oktober.

So wenig Venedig im Ganzen genommen meinen Erwartungen entsprochen hat, so sehr bin ich doch durch die Schönheit einzelner Gegenden der Stadt überrascht worden. Besonders imponirt der Markusplatz. Die tausendjährige, im orientalischen Style erbaute Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihren unzähligen Statuen und herrlichen, im Goldgrunde glänzenden Mosaikgemälden, der kolossale Glockenthurm mit seiner Pyramide, der weithin in's adriatische Meer den Schiffern zum Merkzeichen dient, die drei herrlichen, fast im gleichen Style erbauten großen Gebäude, die den Platz auf drei Seiten einschließen, das rege Leben unter den Arkaden, die reichen Kaufgewölbe und die geschmackvoll dekorirten Kaffeehäuser, in und vor denen man von Morgens 8 Uhr bis tief in die Nacht die elegante faullenzende Welt beiderlei Geschlechts versammelt sieht; die vielen sich da ewig umhertreibenden Musikanten, Taschenspieler, Improvisatoren, Guckkastenträger; das Heer der Bettler, die in den abschreckendsten Gestalten voller Schmutz und Ungeziefer zwischen den reichgekleideten Spaziergängern herumkriechen und diese bis in's Innere der Kaffeehäuser verfolgen; das sich durchkreuzende Geschrei der vielen Verkäufer von Erfrischungen und der Ausrufer, die bald Regierungs-Decrete ablesen, bald die in den verschiedenen Theatern am Abende zu gebenden Stücke ankündigen: dies Alles zusammengenommen bildet ein so buntes Gemälde, daß der Fremde sich wochenlang daran ergötzen kann.

Geht man dann auf den zweiten Platz, der bei der Kirche mit dem ersten zusammenhängt, auf der Ostseite vom ehemaligen Dogenpalaste und auf der Westseite von der Fortsetzung eines der

drei großen Gebäude eingeschlossen wird, so eröffnet sich ein neues, von dem vorigen ganz verschiedenes Schauspiel. Vor sich hat man den Hafen, der mit Gondeln, Barken und kleineren und größeren Handelsschiffen wie übersäet ist; zur Linken den mit prächtigen Gebäuden und Kirchen eingefaßten Quai, der sich bis zum Giardino publico hinzieht, gegenüber das auf einer kleinen Insel liegende Kloster, in dessen schöner Kirche der letzte Papst erwählt wurde, und zur Rechten, jenseits des großen Canals, die mit einer majestätischen Kuppel gezierte Kirche von San Giorgio Maggiore, umgeben von anderen prächtigen Gebäuden. Hat das Auge sich an diesen Gegenständen gesättigt, so wird es von den näheren Umgebungen angezogen, von dem bunten Menschen-Gewühl auf den steinernen, hochgewölbten Brücken, die über die vielen Canäle führen, welche von hier aus die Stadt durchschneiden; von dem Ein- und Ausladen der größeren Schiffe, dem Einsteigen der eleganten und nicht eleganten Welt in Gondeln und Barken zu Spazierfahrten oder Geschäftsreisen; von den sonderbar gestalteten Fischen und Muschelthieren, die hier zum Verkauf aufgeschichtet sind, und von vielen anderen auffallenden Dingen, die einer Seestadt eigen. Hat man dies Alles gesehen, so kehrt man gern auf den Markusplatz zurück und findet da wieder neue Gegenstände zu bewundern. Betrachtet man die Kirche nun genauer, so ziehen zuerst die vier kolossalen Pferde von Bronze über dem Haupteingange den Blick auf sich, weniger ihres Kunstwerthes wegen, denn sie sind eben nicht von den schönsten Verhältnissen, sondern um ihres Alters und ihrer Schicksale willen. Von den Venetianern bei der Eroberung von Constantinopel erbeutet, wurden sie als Siegestrophäen über dem Haupteingange der Markuskirche aufgestellt und behaupteten ruhig diesen Platz, bis sie die Franzosen nach der Eroberung von Italien mit nach Paris nahmen. Von dort kamen sie nebst allen anderen aus Italien entführten Kunstschätzen nach der Eroberung von Paris durch die Alliirten wieder hierher zurück und wurden unter dem Jubel von

ganz Venedig wieder auf ihren alten Platz gestellt. Außer diesen Pferden befinden sich an der Markuskirche aber noch viele andere Siegesdenkmale der Venetianer: Statuen, Basreliefs, Arabesken, Säulen und Capitäler aus Griechenland, Aegypten und den Raubstaaten, und es ist an diesem Gebäude zu bewundern, daß es, aus so vielen in dem verschiedensten Geschmacke gearbeiteten Einzelnheiten zusammengesetzt, doch ein so schönes harmonisches Ganze ausmacht. Vor der Kirche sind drei hohe, roth angestrichene Mastbäume aufgepflanzt, die an Festtagen mit langen, bis auf die Erde reichenden, seidenen Wimpeln prangen; die aus Bronze gegossenen Fußgestelle sind mit schönen Basreliefs verziert.

Auf dem zweiten Platze nahe am Wasser stehen zwei kolossale Säulen aus ägyptischem Granit, jede Säule aus einem einzigen Steine gehauen. Die eine trägt einen aus Erz gegossenen geflügelten Löwen, der auch mit in Paris war, die andere auf einem Krokodile den Schutzpatron des h. Theodor.

Das Innere der Markuskirche ist nicht weniger prächtig, als das Aeußere. Wände, Nischen und Kuppeln sind ganz mit Mosaikgemälden bedeckt, unter denen zwar einige von geringem Kunstwerthe sind; bei den meisten ist aber Composition, Zeichnung und Colorit sehr vorzüglich und alle haben einen ächten Goldgrund, der trotz seines hohen Alters noch wie neu glänzt. Man wird aber auch hier bald von ganzen Rotten von Bettlern umringt, die so kläglich über Hunger schreien und so ekelerregend aussehen, daß man Gott dankt, wenn man sich, mit Aufopferung einiger Kupfermünzen, in's Freie gerettet hat. Man kann überhaupt keine Minute in irgend einer Gegend der Stadt gehen, ohne von Bettlern angesprochen zu werden, und es sollen deren an 25,000 hier Hunger leiden. Denn hungern müssen sie, weil die Venetianer sehr selten einem Armen etwas geben, und die Fremden es auch bald überdrüssig werden, immer die Hand in der Tasche zu haben. Jetzt leben die Armen zwar sehr wohlfeil von gekochten oder vielmehr gebratenen Kürbissen, die an allen

Straßenecken feilgeboten werden und wovon ein handgroßes Stück einen Centesime kostet.

Entfernt man sich vom Platze, so findet man wenig Erfreuliches mehr. Denn da man in Venedig weder reitet noch fährt, so sind die Straßen so eng, daß oft nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können. In dem lebhaftesten Theile der Stadt, ohnweit vom Ponte rialto, ist daher das Gedränge auch so groß, daß man sich kaum durcharbeiten kann. Bei der Unreinlichkeit der Italiener, die allen Unrath in die Kanäle schütten, bei dem pestilenzialischen Gestank der halbverfaulten Seefische und Schaalthiere und den ekelhaften Ausdünstungen der Werkstätten der meisten Handwerker ist es sehr natürlich, daß man in diesen engen Straßen das ganze Jahr lang nicht ein einzigesmal reine Luft einathmet.

Statt der Wagen bedient man sich hier der Gondeln, die man zu einem billigen Preise haben kann. Sie haben alle ein Verdeck von schwarzem Tuche, welches ihnen ein trauriges Ansehen gibt. Zur Zeit der Republik herrschte ein solcher Luxus in Verzierung der Gondeln, daß die Regierung es nöthig fand, die noch jetzt übliche Bedeckung vorzuschreiben. Die Gondeliere sind im Ruderen und Lenken sehr geschickt, und wenn auch das Gedränge in den Canälen noch so groß ist, so fahren sie doch in größter Geschwindigkeit an einander vorbei, ohne anzustoßen. Nimmt man ihrer zwei, so fährt man so schnell, wie ein Pferd Trab laufen kann. Da die Häuser außer der Hauptthür nach dem Wasser hin auch einen Ausgang nach der Straße haben, so kann man zwar auch zu Lande allenthalben hinkommen; doch muß man wegen der Brücken so viele Umwege machen, daß man zu Wasser noch einmal so schnell an Ort und Stelle kommt.

Den 12. Oktober.

Heute genossen wir bei hellem Wetter die einzig herrliche Aussicht vom Markusthurme, den man auf einem schneckenförmigen

Aufgange ohne Treppenstufen sehr bequem ersteigen kann. Der Anblick ist wirklich hinreißend! Auf der einen Seite sieht man über die gewaltige Häusermasse nach dem festen Lande, in der Ferne die Schneegebirge von Friaul, auf der anderen Seite den Hafen mit seinem mannigfaltigen Leben, die Inseln bedeckt mit schönen Kirchen und Gebäuden und im Hintergrunde die offene See. Ich erinnere mich nicht, je eine so schöne Thurmaussicht gehabt zu haben, es wäre denn die vom Thurme der Michaeliskirche in Hamburg.

Um vier Uhr besuchten wir die zum Findelhause gehörige Kirche, wo von den weiblichen Findlingen eine Messe gegeben wurde. Das Orchester und der Chor waren ausschließlich von jungen Mädchen besetzt; eine alte Musiklehrerin schlug den Takt, eine andere accompagnirte auf der Orgel. Es gab da mehr zu sehen als zu hören, denn Composition und Ausführung waren gleich schlecht. Die Mädchen hinter den Geigen, Flöten und Hörnern nahmen sich sonderbar genug aus; die Contrabassistin konnte man leider nicht sehen, weil sie hinter einem Gitter versteckt war. Unter den Stimmen gab es einige gute und eine besonders merkwürdige, die bis zum dreimal gestrichenen g sang; der Vortrag aber war von Allen abscheulich.

Wir haben die Bekanntschaft mehrerer Musikfreunde gemacht, der beiden Grafen Tomasini und der Herren Contin, Filigran und mehrerer Anderer, deren Namen ich nicht weiß. Die beiden Ersteren sind mir im Arrangement meines Concertes sehr behülflich und wenn ich bei der für die Geschäfte so schlechten Jahreszeit, wo sich alle Personen von Bedeutung auf dem Lande befinden, ein erträgliches Concert mache, so habe ich es ihnen zu danken.

Heute besuchte uns auch ein deutscher Künstler, Herr Aiblinger, ein Münchener und Schüler von Winter, der aber schon seit sechszehn Jahren in Venedig wohnt. Er ist Clavierspieler und Componist und scheint viel wahren Sinn für seine

Kunst zu haben. Wenigstens klagte er uns fast mit thränenden Augen, daß ihm in diesem Lande alle Möglichkeit genommen sei, mit seinen deutschen Kunstverwandten gleichen Schritt in der Kunst zu halten, weil ihm fast nie das Glück werde, ein bedeutendes deutsches Werk zu hören, und daß ihm bei seinem Enthusiasmus für Musik fast das Herz zerspringe, durch seine Verhältnisse an eine Stadt gebunden zu sein, wo man seit sechszehn Jahren immer dasselbe Wasser wiederkaue, während die Deutschen inzwischen so manches classische Werk hätten entstehen sehen. Er kennt unsere neuere gute Musik nur höchst unvollkommen aus Clavier Auszügen, die er sich mit vieler Mühe und großem Kostenaufwande zu verschaffen gewußt hat. Ich habe später von seinen Arbeiten gesehen, die es sehr bedauern lassen, daß er in dieses Sibirien der Kunst verschlagen worden ist. Um mir einen Begriff davon zu geben, wie wenig hier Kunst und Künstler, selbst bei Herren, die sich gern das Ansehen von Mäcenen geben möchten, gewürdigt werden, erzählte er mir eine Anecdote, die Bärmann aus München, der mit der Harles vorigen Winter hier war, mit einem derselben passirt ist. Graf Herizo nämlich, ein sehr reicher Cavalier, der im Winter wöchentlich einmal Akademien bei sich gibt und dazu ein zweihundert Zuhörer einladet, ließ Bärmann durch einen Dritten ersuchen, in einer derselben zu spielen. Letzterer hatte nun bereits selbst eine öffentliche Akademie angekündigt und lehnte in der Voraussicht, daß es ihm schaden würde, wenn er sich an einem anderen Orte zuvor hören ließe, die Einladung ab, versprach aber, nach seiner Akademie dort zu blasen. Am Tage derselben gab aber Graf Herizo eins seiner gewöhnlichen großen Concerte, in welchem „die Schöpfung", ich glaube zum erstenmale in Venedig, aufgeführt wurde, und Bärmann hatte so wenig Zuhörer, daß er zu den Concert Unkosten noch vierzig Francs zu legen mußte. Acht Tage später wiederholte Graf Herizo dem ungeachtet seine Einladung an Bärmann, wofür dieser jetzt aber ein Honorar von zwölf Louisd'or verlangte. Nach manchen

Debatten wurde solches zwar zugestanden, Bärmann erfuhr jedoch zugleich, daß man sich vorgenommen habe, ihm einen Possen zu spielen. Um dem auszuweichen, sagte er von neuem schriftlich ab und machte mit der Harles eine Lustreise auf das feste Land. Nach seiner Zurückkunft kam ein Freund des Grafen Herizo, fragte nach der Ursache, warum er nicht habe blasen wollen und versicherte, als er sie erfahren, auf Ehre, daß dem nicht so sei und Bärmann nicht das Geringste zu befürchten habe, worauf dieser also seine Zusage für das nächste Concert gab. Er wurde mit vieler Artigkeit vom Grafen Herizo empfangen und die Musik begann. Nach einer Stunde, als schon sechs Musikstücke gemacht waren, wurde Bärmann begierig zu erfahren, wann denn die Reihe an ihn kommen würde; er bat sich daher von seinem Nachbar ein Programm aus und fand ganz am Ende sämmtlicher Musikstücke, die wenigstens noch zwei Stunden dauern mußten, folgende Worte: „Wenn es die Zeit erlaubt, wird auch Herr Bärmann ein Concert blasen.“ Man denke sich seine Wuth! Graf Herizo würde ihm am Ende des Concertes laut gesagt haben: „Heute haben wir keine Zeit Sie zu hören, vielleicht ein andermal!“ und so wäre er auch um das Honorar geprellt gewesen. Bärmann schlich sich nun sogleich fort, hatte aber dabei noch das Unglück, die beiden Ausgänge zu verwechseln und statt auf die Straße, gerade in den Canal zu laufen. Glücklicherweise kamen ihm die dort haltenden Gondeliere zu Hülfe und zogen ihn alsbald wieder heraus. Halb todt vor Aerger und Erkältung kam er nach Hause. Am anderen Morgen wurde er vom Grafen Herizo vor die Polizei gefordert. Der Polizeidirektor hatte indessen, nachdem ihm die Sache von Bärmann auseinander gesetzt war, Muth genug, diesem Recht zu geben und dem Grafen Herizo seine Unart zu verweisen. Bärmann hielt es unter solchen Umständen jedoch für gerathen, seine Abreise zu beschleunigen, weil einige verdächtige Kerle sich nach seinen nächtlichen Ausgängen erkundigt hatten. Auch der Harles ging es übel. In der ersten Oper gefiel sie zwar

ziemlich und nur ihre schlechte Aussprache tadelte man, bei der ersten Vorstellung der zweiten Oper wurde sie aber gleich bei ihrer ersten Scene durch lautes Reden, Räuspern und Lachen der Zuschauer so decontenancirt, daß sie mitten in ihrer Arie davonlief und wie todt hinter den Coulissen niederfiel. Sie bekam einen geschwollenen Hals und konnte während des Winters nie wieder etwas anderes als die parlanten Recitative singen. Alle Ensemblestücke und beide Finale wurden ohne sie gesungen und doch mußte sie sich, da sie kein Supplement hatte, jeden Abend dem Publicum zur Schau stellen. Zu loben ist es, daß die Impressarien ihr keine Chikanen machten und sie vertragsmäßig bezahlten.

Den 15. Oktober.

Es gibt hier zwei Dilettanten Concerte. Das eine unter der Direktion des Grafen Tomasini findet alle vierzehn Tage in dem Saale des Theaters Fenice statt. Zu dem, welchem ich beigewohnt habe, sang Therese Sessi, die ehemals in Wien engagirt war, zwei Arien, ein Duett und ein Quartett mit vielem Beifall in ihrer alten Manier, die sich weder gebessert, noch verschlimmert hat. Außer ihr erregte noch ein Dilettant, der mehrere Bussesachen in der ächt italienischen, etwas karikirten Manier sang, die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Alles Uebrige, besonders Composition und Ausführung der Ouvertüre, war wie gewöhnlich in Italien höchst erbärmlich.

Das andere ist ein bloßes Uebungs Concert und findet alle acht Tage unter der Direktion von Herrn Centin statt. Das Orchester mit Ausnahme einiger Blas Instrumente und der Bassisten besteht aus lauter Dilettanten und man executirt größtentheils Symphonien und Ouvertüren von deutschen Meistern. An ein eigentliches Studium dieser Werke ist aber nicht zu denken; man ist froh, wenn man sie, ohne stecken geblieben zu sein, heruntergerissen hat. An dem Tage, wo ich gegenwärtig war, wurde erst eine uralte Symphonie von Kromer gemacht, worauf

die aus Es-dur von Andreas Romberg folgte. Zum Beschluß ersuchte man mich, die zweite von Beethoven in D-dur zu dirigiren, was ich nicht ablehnen konnte. Ich hatte aber meine liebe Noth; denn man war ganz andere tempi gewohnt, als ich nahm und schien gar nicht zu wissen, daß es Nüancen von Stärke und Schwäche in der Musik gibt, denn Alles arbeitete, strich und blies beständig aus Leibeskräften, so daß mir die Ohren noch die ganze Nacht von dem höllischen Lärm wehe thaten. Das Gute hat indessen dieses Uebungs-Concert, daß die Venetianischen Musikfreunde mehrere unserer classischen Instrumental-Compositionen, wie die Ouvertüre aus „Don Juan" und der „Zauberflöte", die sie bis jetzt noch nicht kennen lernten, zu hören bekommen und, wenn auch nur dunkel, fühlen lernen, daß die Deutschen in dieser Gattung von Composition ihnen ungeheuer überlegen sind. Sie sagen dies zwar selbst, glauben es aber nicht recht und gestehen es nur ein, um nachher deste ungenirter ihre Ueberlegenheit im Gesange und der Gesang-Composition (!!!) herausstreichen zu können. Die Selbstzufriedenheit der Italiener bei ihrer Geistesarmuth ist überhaupt unerträglich; habe ich ihnen etwas von meinen Sachen vorgespielt, so glauben sie mich nicht glücklicher machen zu können, als wenn sie mir versichern, es sei im ächt italienischen Geschmacke.

Den 16. Oktober.

Heute Vormittag besuchten wir in Gesellschaft von drei Schlesiern den ehemaligen Palast des Dogen. Zuerst erregte die sogenannte goldene Stiege unsere Aufmerksamkeit. Bis zum ersten Stocke führt sie außerhalb des Gebäudes, ist von herrlichem Marmor und mit kolossalen Statuen von schönen Verhältnissen geziert; bis zu dem zweiten und dritten Stocke führt sie im Inneren, ist da an den Seiten mit Basreliefs in Marmor, an der Decke mit vergoldeter Stuccatur und kleinen Fresco-Gemälden und in den Nischen mit schönen Statuen reich ausgestattet. Dann sahen wir

eine ganze Reihe von Sälen und Zimmern, die wahrhaft grandios verziert waren, die Wände in Oel und die Decken von den besten Meistern gemalt, und dazwischen die reichsten und schönsten Sculptur-Verzierungen, die ich je gesehen. Die Gegenstände dieser Gemälde sind fast ausschliesslich Momente aus der venetianischen Geschichte, Danksagungen der Dogen an die h. Jungfrau für erhaltene Siege, oder Ueberreichung der Schlüssel einer von den Venetianern belagerten Festung u. dgl. m. So geschmacklos bei den meisten dieser Gemälde die Zusammenstellung der himmlischen und irdischen Personen auch sein mag, so vortrefflich ist doch die Ausführung und Gruppirung im Einzelnen, besonders bei denen von Paul Veronese. Ueberhaupt gibt es meiner Ansicht nach keine passendere und würdevollere Verzierung eines fürstlichen Palastes als diese, wo mit den Thaten der Nation zugleich der Name des geschickten vaterländischen Künstlers verewigt wird. Wie wenig Sinn hat man in unserer Zeit für diese Art von Patriotismus! Wo ist auf Veranstaltung eines Fürsten bis jetzt etwas von den neuesten Heldenthaten der Deutschen gemalt worden? und wie sehr bedürften doch die jetzigen Künstler einer solchen Aufmunterung und Unterstützung! Und doch rede ich hier nur von Malern und Bildhauern; Dichter und Musiker hätte man ebenfalls auffordern sollen, die Thaten der Deutschen Nation zu verewigen.

Zuletzt sahen wir den großen Bibliothek-saal, der einen wahren Schatz von Gemälden und antiken Statuen enthält. Von der Gallerie dieses Saales hat man eine entzückende Aussicht über den Hafen. — Um einen Vergleich zwischen der ehemaligen Art, Paläste zu verzieren und der neueren machen zu können, ließen wir uns die Zimmer im Gouvernements-Gebäude zeigen, die sich der frühere Vicekönig hatte einrichten lassen. Wir fanden sie zwar niedlich und bequem, aber welch' ein Unterschied zwischen der ernsten Pracht jenes alten Palastes und der faden Zierlichkeit von diesem neuen! Anstatt der Basreliefs von Marmor und der reich

vergoldeten Stuccatur-Verzierungen in jenem fanden wir hier gemalte, statt der Gemälde von berühmten Meistern, Arabesken von Schmierern hingefudelt, und sogar Tapeten von Papier oder Seide.

Den 17. Oktober.

Gestern ist Paganini von Triest wieder hierher zurückgekommen und hat also, wie es scheint, sein Projekt, nach Wien zu gehen, vor der Hand aufgegeben. Heute früh kam er zu mir, und so lernte ich denn endlich diesen Wundermann persönlich kennen, von dem mir, seit ich in Italien bin, fast jeden Tag vorerzählt wurde. So wie er, hat noch nie ein Instrumentalist die Italiener entzückt, und ob sie gleich die Instrumental-Akademien nicht sehr lieben, so hat er doch deren in Mailand mehr als ein Dutzend und hier ebenfalls fünf gegeben. Erkundigt man sich nun näher, womit er denn eigentlich sein Publikum bezaubere, so hört man von den Nicht-Musikalischen die übertriebensten Lobsprüche, daß er ein wahrer Hexenmeister sei und Töne auf der Violine hervorbringe, die man früher auf diesem Instrumente nie gehört habe. Die Kenner hingegen meinen, daß ihm zwar eine große Gewandtheit in der linken Hand, in Doppelgriffen und allen Arten von Passagen nicht abzusprechen sei, daß ihn aber gerade das, was den großen Haufen entzücke, zum Charlatan erniedrige und für seine Mängel, — einen großen Ton, einen langen Bogenstrich und einen geschmackvollen Vortrag des Gesanges, — nicht zu entschädigen vermöge. Das aber, womit er das italienische Publikum hinreißt und wodurch er sich den Namen des „Unerreichbaren", den man sogar unter sein Portrait setzt, erworben hat, besteht nach genauer Erkundigung in einer Reihe von Herrlichkeiten, welche in den finsteren Zeiten des guten Geschmackes der weiland so berühmte Scheller in kleinen Städten, auch wohl Residenzen, Deutschlands zum Besten gab, und die damals eben so sehr von unseren Landsleuten bewundert wurden, nämlich in Flageolet-Tönen, in Variationen auf einer Saite, wobei er,

um noch mehr zu imponiren, die drei übrigen Saiten von der Geige herabzieht, in einer gewissen Art pizzicato von der linken Hand ohne Hülfe der rechten oder des Bogens hervorgebracht, und in manchen der Geige unnatürlichen Tönen, als Jagett Ton, Stimme eines alten Weibes u. dgl. m. Da ich den Wundermann Scheller, dessen Wahlspruch war: „Ein Gott! Ein Scheller!" nie gehört habe, so möchte ich wohl Gelegenheit haben, Paganini in seiner eigentlichen Manier zu hören, um so mehr, da ich voraussetze, daß ein so sehr bewunderter Künstler auch reellere Verdienste besitzen müsse, als die, von welchen die Rede war. Die Veranlassung zu seiner jetzigen Virtuosität soll eine vierjährige Gefangenschaft gewesen sein, zu der er verurtheilt wurde, weil er seine Frau im Jähzorn erdrosselte. So erzählt man wenigstens ganz laut in Mailand und auch hier. Da er sich, bei ganz vernachlässigter Erziehung, weder mit Schreiben, noch mit Lectüre zu unterhalten wußte, so lehrte ihn die Langeweile alle die Kunststückchen ausdenken und einüben, wodurch er jetzt Italien in Erstaunen setzt. Er hat sich durch sein ungefälliges und unartiges Betragen mehrere der hiesigen Musikfreunde zu Gegnern gemacht und diese erbeten mich, nachdem ich ihnen bei mir etwas vorgespielt habe, bei jeder Gelegenheit auf Kosten Paganini's, um ihm weh zu thun, was nicht allein sehr ungerecht ist, indem man zwei Künstler von so ganz verschiedener Manier nie in Parallele setzen soll, sondern auch nachtheilig für mich, weil es alle Anhänger und Bewunderer Paganini's zu meinen Gegnern macht. Seine Widersacher haben einen Brief in die Zeitungen einrücken lassen, in welchem sie sagen, daß ich ihnen durch mein Spiel die Manier ihrer Veteranen im Violinspiel, Pugnani und Tartini, zurückgerufen habe, deren große und würdevolle Art die Violine zu behandeln in Italien ganz verloren gegangen sei und der kleinlichen und kindischen Manier ihrer heutigen Virtuosen habe Platz machen müssen, während die Deutschen und Franzosen diese edle, einfache Spielweise dem Geschmacke der neuesten Zeit anzupassen gewußt

hätten. Dieser Brief, der ohne mein Wissen in die heutige Zeitung eingerückt ist, wird sicher eher nachtheilig als vortheilhaft für mich beim Publikum wirken, denn die Venetianer sind nun einmal der festen Ueberzeugung, daß Paganini nicht einmal zu erreichen, viel weniger zu übertreffen sei.

Den 19. Oktober.

Gestern fand unser Concert statt und war besuchter, als ich gehofft hatte, da Alles, was nur die Kosten eines Land Aufenthaltes aufbringen kann, oder durch sehr dringende Geschäfte nicht an die Stadt gebunden ist, sich auswärts befindet, und ich von allen meinen vielen Adreßbriefen nur den einzigen an den Gouverneur, Grafen Goes, bis jetzt habe abgeben können. Es lohnt sich übrigens nicht der Mühe, Empfehlungsbriefe an Italiener zu überbringen; denn sie nutzen zu gar nichts. Ein prestiges Erbieten zu Diensten, die sie nicht leisten wollen, ist Alles, was man davon hat. Doch ich muß wieder auf das Concert zurückkommen. Es war im Theater St. Luca, nach Fenice dem größten und schönsten in Venedig. Der Besitzer, Herr von Vendremi, hat es mir unter der Bedingung überlassen, daß ich ihm von dem Verkaufe der Logen, die nicht Eigenthümern gehören, zwei Drittel abgeben solle. Es existirt nämlich in ganz Italien der sonderbare Gebrauch, daß die Logen auf immer, so lange das Haus steht, an Partikuliers verkauft werden, wobei sich der Eigenthümer des Hauses aller Rechte auf dieselben begibt. Doch müssen diese Logenbesitzer ihren Eintrittspreis am Eingange eben so gut bezahlen wie jeder Andere. Dieser ist für das ganze Haus derselbe und immer ein sehr geringer; mit den Logen, die dem Besitzer des Theaters bleiben, wird dann Wucher getrieben, und sie werden bei sehr besuchten Vorstellungen zuweilen mit mehreren Carolinen bezahlt. Gestern waren von den Logen nur wenige genommen, so daß Herr von Vendremi nicht viel gewonnen hat. An der Kälte des Publikums beim Anfang meines Spieles merkte

ich sogleich, daß man gegen mich eingenommen sein müsse; nach und nach thauete es aber doch auf und am Ende des Concertes war der Beifall so allgemein, daß ich wiederholt hervorgerufen wurde. Alles Folgende, was ich spielte, fand nun weit leichter Eingang und wurde eben so rauschend wie in Mailand beklatscht.

Heute ist denn auch ein sehr günstiger Bericht über das gestrige Concert in der Zeitung erschienen, in welchem zwar in Beziehung auf jenen Brief gesagt wird, daß es ungerecht und einseitig sei, eine Manier über die andere erheben zu wollen und daß in der Kunst kein Monopol für irgend ein Genre existiren dürfe, in welchem man aber auch von mir unter anderem sagt, „daß ich die italienische Lieblichkeit mit aller Tiefe des Studiums, welche unserer Nation eigen sei, verbinde, und daß man mir den ersten Rang unter den jetzt lebenden Geigern einräumen müsse". Lobsprüche also, mit welchen der eitelste Künstler zufrieden sein könnte.

Den 31. October.

Heute früh war Paganini bei mir, um mir viel Schönes über das Concert zu sagen. Ich bat ihn sehr dringend, mir doch nun auch einmal etwas vorzuspielen, und mehrere Musikfreunde, die eben bei mir waren, vereinigten ihre Bitten mit der meinigen. Er schlug es uns aber geradezu ab und entschuldigte sich mit einem Sturze, dessen Folgen er noch in den Armen spüre. Nachher, als wir allein waren und ich nochmals in ihn drang, sagte er mir, seine Spielart sei für das große Publikum berechnet und verfehle bei diesem nie seine Wirkung; wenn er mir aber etwas spielen solle, so müsse er auf eine andere Art spielen und dazu sei er jetzt viel zu wenig im Zuge; wir würden uns aber wahrscheinlich in Rom oder Neapel treffen, dann wolle er sich nicht länger weigern. Ich werde also wahrscheinlich von hier abreisen müssen, ohne den Wundermann gehört zu haben.

Heute früh hatten wir beim Ausgange ganz unvermuthet die Freude, Meyerbeer und seine ganze Familie anzutreffen.

Er ist jetzt von einer Reise durch Sicilien zurückgekommen, um seinen Eltern, die ihn in fünf Jahren nicht gesehen hatten, ein Rendezvous zu geben, und wird auch von hier über Florenz und Rom nach Neapel zurückkehren, um bei Eröffnung des neuen St. Carlo-Theaters gegenwärtig zu sein. Es war mir ein wahrer Genuß, mich wieder einmal mit einem gebildeten deutschen Künstler über Gegenstände der Kunst unterhalten zu können. Sein Bruder gab mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Oper „Faust" in Prag gegeben worden sei. Sie hatten auf ihrer Durchreise einer Probe beigewohnt. Ich sehe nun mit Sehnsucht näheren Nachrichten über die Aufführung entgegen.

Im Theater St. Reise wohnten wir der ersten Aufführung der alten Oper „Don Papirio" bei, die vom Sänger-Personal und Orchester mit vieler Genauigkeit eingeübt war. Die erste Sängerin, Madame Marchesini, schon etwas passirt, zeichnete sich an diesem Abend durch guten Vortrag und gewandtes Spiel sehr vortheilhaft aus. Auch der Buffo, dessen Namen ich nicht weiß, war sehr ergötzlich.

Bologna, den 25. Oktober.

Montag Abends spät reis'ten wir mit dem „Courier" von Venedig ab. Da der Wind sehr günstig war, so machten wir die erste Hälfte der Wasserreise bis dahin, wo man aus den Lagunen in den Canal einfährt, sehr schnell. Zweimal mußten wir eine kleine Strecke der offenen See passiren, den großen und den kleinen Hafen von Chiezza nämlich, wo denn bei der heftig tobenden See unsere Barke so gewaltige Bewegungen machte, daß Dorette und die Kinder förmlich seekrank wurden. Ich entging diesem Uebel nur dadurch, daß ich mich auf das Verdeck an die freie Luft setzte. Als wir dann in den Kanal und später in den Po eingelaufen waren, wo die Barke von Pferden gezogen wurde, ging es langsam und ruhig genug, so daß sich auch die Patienten bald erholten.

Da man mir hier sagt, daß die Reichen der Stadt noch auf

dem Lande und selbst in der vortheilhaftesten Jahreszeit kaum die Concert-Unkosten zu gewinnen sind, so werden wir darauf Verzicht leisten, hier Concert zu geben und morgen früh mit dem Vetturine unsere Reise nach Florenz fortsetzen.

Florenz, den 28. Oktober.

Die Reise hierher über die Apenninen war bei sehr schönem Wetter äußerst angenehm. Die Berge, obgleich bedeutend hoch, sind doch fast bis zu ihrer Spitze bewachsen und die Bäume und Gebüsche prangen jetzt in ihrem Herbstkleide mit den schönsten Farben. Einen höchst reizenden Anblick gewährt das Thal, in welchem Florenz liegt. Man glaubt in das Paradies hinabzusteigen, wenn man alle die herrlichen Gärten und Landhäuser von oben übersieht.

Den 2. November.

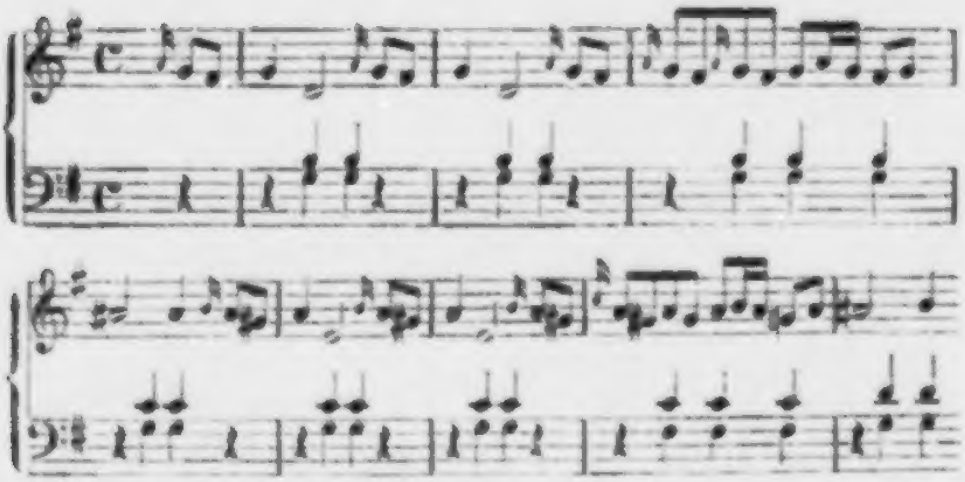
Florenz entspricht nicht ganz den Erwartungen, die von exaltirten Reisebeschreibern erregt werden. Man nennt Dresden das deutsche Florenz, ehrt es aber dadurch nicht sehr. Die Lage von Dresden sowohl, als die Stadt selbst, sind ungleich schöner. Der Arno ist ein schmutziger, unansehnlicher Fluß und kann sich mit der majestätischen Elbe gar nicht vergleichen. Die vier Brücken, die darüber führen und beide Theile der Stadt verbinden, sind zwar fest und gut, aber weder so lang, noch so elegant wie die Dresdener. Auch hat Florenz weder so schöne Gebäude, noch so schöne Plätze, wie Dresden und übertrifft dieses nur im Reichthum an allen Arten von Kunstwerken. Deren gibt es aber auch so viele hier, daß man kaum Zeit genug finden kann, sie alle zu sehen. Auf dem Platze vor dem alten Palaste stehen mehrere Gruppen kolossaler Statuen in Marmor und Bronze von den berühmtesten älteren Meistern, die diesen übrigens unansehnlichen und unregelmäßigen Platz für den Kunstkenner zu einem der interessantesten der Welt machen. Eine Gruppe in Marmor, den Raub einer Sabinerin vorstellend, hat uns besonders entzückt.

Von diesem Platze hat man nicht weit zu der Kathedrale, einem kolossalen Gebäude mit einer Kuppel, die in Hinsicht auf Umfang und Höhe der auf der Peterskirche in Rom wenig nachgeben soll. Das Aeußere derselben ist ein wenig bunt und nicht sehr geschmackvoll; die Wände sind mit Marmortafeln von verschiedenen Farben belegt, die allerlei Muster bilden. Neben der Kirche steht ein sehr hoher viereckiger Glockenthurm, der auf dieselbe Art verziert ist. Noch gehört dazu eine, zwar von ihr abgesonderte, aber in demselben Style erbaute Taufkapelle mit einer ebenfalls ziemlich hohen Kuppel. An dieser befinden sich die berühmten Thüren von Bronze, von denen Michel Angelo gesagt hat, sie verdienten am Eingange in die Wohnung der Seligen zu stehen, denn für jedes irdische Gebäude wären sie zu schön. Es sind deren drei, und davon zwei in gleichem Styl gearbeitet und verziert. Die einzelne aber ist die bei weitem schönste und hat weit größere Basreliefs als die beiden anderen. Man kann in der ganzen Welt nichts Schöneres in Gruppirung, Zeichnung, Perspective, Zartheit und Reinheit der Ausarbeitung sehen, als diese Basreliefs.

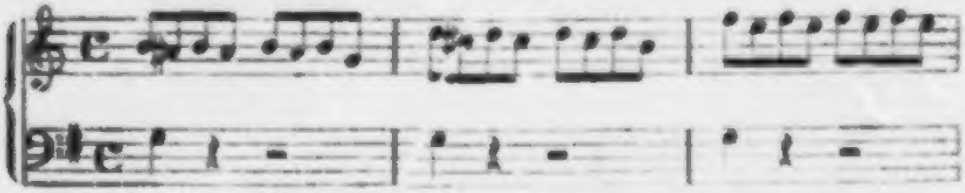
In einer anderen Kirche sahen wir eine Reihe von Grabmälern, unter denen uns die von Michel Angelo, Nardini und Alfieri besonders interessirten. Auf dem Grabmale des Ersteren befindet sich seine von ihm selbst gearbeitete Büste so wie drei weibliche Figuren (von einem seiner Schüler), welche die drei Künste personificiren, in denen er excellirte: Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst, seinen Tod betrauernd. Wie sehr ehrt es die Künstler, die sich solche prächtige Ehrendenkmale verdienten, und wie sehr auch ihre Zeitgenossen, die sie ihnen setzten! Wo findet man etwas dem Aehnliches in Deutschland? Wo haben Mozart und Haydn ihre Ehrensäulen? Man weiß in Wien nicht einmal, wo sie begraben liegen.

Den 5. November.

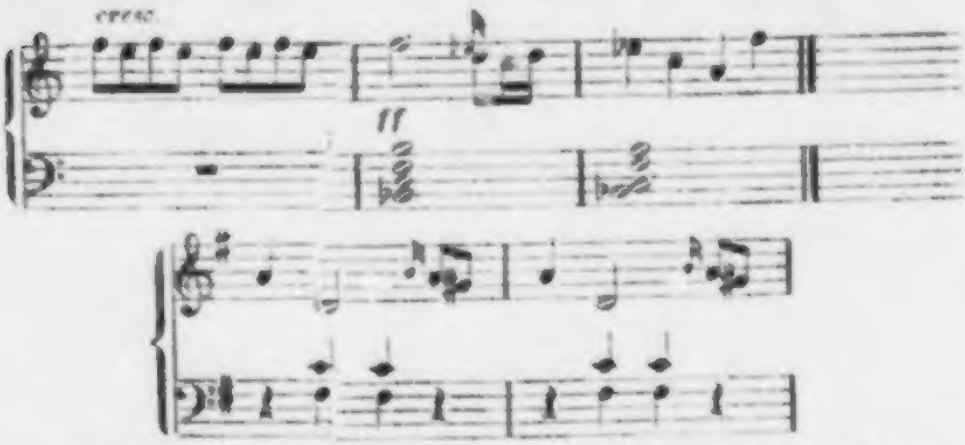
Am Tage unserer Ankunft und seitdem fast jeden Abend besuchten wir das Theater in der Via della Pergola. Man gibt jetzt eine Oper von Rossini, „L'Italiana in Algeri", und ein großes Ballet. Rossini ist jetzt der Lieblings-Componist der Italiener und mehrere seiner Opern, z. B. „Tancred", „Il Turco in Italia" so wie die obige sind fast in allen italienischen Städten mit ausgezeichnetem Beifall gegeben worden. Ich war daher froh, nachdem ich in Mailand und Venedig seine Compositionen schon so vielfältig hatte loben hören, endlich selbst etwas von ihm zu vernehmen. Diese Oper hat aber nicht ganz meine Erwartungen befriedigt; erstlich fehlt ihr, was aller anderen italienischen Musik fehlt, Reinheit des Styles, Charakteristik der Personen und vernünftige Berechnung der Länge und Kürze der Musik für die Scene. Diese unerläßlichen Eigenschaften für eine Oper, die man classisch nennen will, hatte ich übrigens gar nicht erwartet, weil man sie in einer italienischen Oper gar nicht vermißt. Man ist ja schon daran gewöhnt, dieselbe Person bald im tragischen, bald im komischen Style singen und von einer Bäuerin dieselben pompösen Gesang-Verzierungen zu hören, wie von einer Königin oder Heldin, bei der leidenschaftlichsten Situation eine der spielenden Personen allein viertelstundenlang singen zu hören, während die anderen im Hintergrunde spazieren gehen, oder, halb in den Coulissen, mit ihren Bekannten reden und scherzen. Wohl habe ich aber Eigenschaften erwartet, die Rossini's Arbeit vor der seiner Collegen auszeichnen würden, Neuheit der Ideen nämlich, Reinheit der Harmonie ꝛc.; aber auch hiervon habe ich nicht viel gefunden. Was den Italienern in Rossini's Opern neu erscheint, ist es uns nicht, indem es größtentheils in Deutschland schon längst bekannte Ideen und Modulationen sind, z. B. der Vorhalt im Basse beim Anfang des beliebten Duettes im ersten Acte:



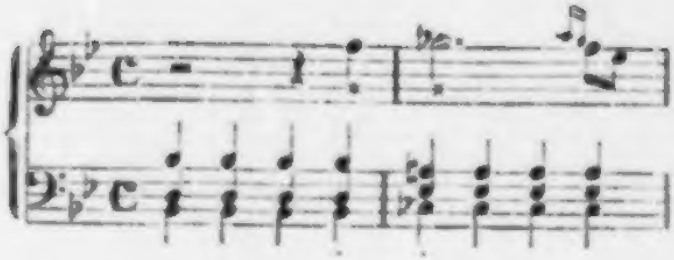
den mir die Musiker in Florenz als etwas ganz Neues, von Rossini Erfundenes verrühmten. In Mailand, wo ich dasselbe Duett in einem Concerte hörte, hatte man es wahrscheinlich zu hart gefunden und den fünften und sechsten Takt so geändert:



Oder auch folgende Modulation im Finale des ersten Aktes:

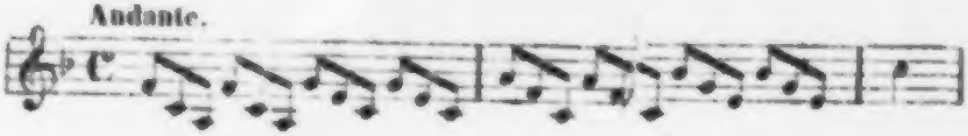


Reinheit der Harmonie sucht man bei ihm auch eben so vergebens, wie bei allen anderen neueren italienischen Componisten, und Quintenfolgen, wie diese, habe ich mehrere gehört:

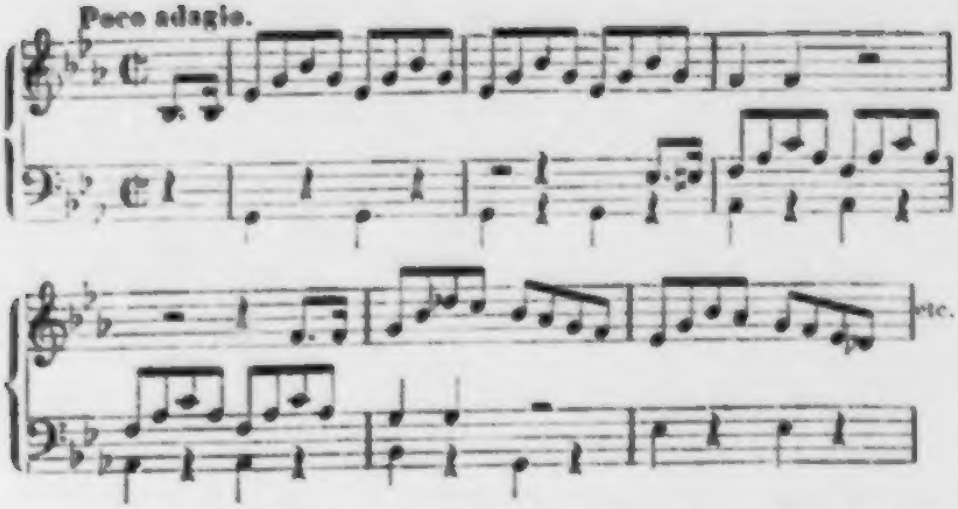


In Beobachtung des Rhythmus und in voller Benutzung des Orchesters zeichnet er sich aber vor seinen Landsleuten aus. Die Instrumentirung ist indessen im Vergleich mit der unserigen, von Mozart zuerst eingeführten, noch immer sehr mangelhaft und die Italiener kleben da immer noch zu sehr am Alten. Die Bratschen und Fagotte gehen fast durch die ganze Oper col Basso und die Clarinetten und Oboen im Unisono. Da in den meisten italienischen Orchestern bei sechs bis acht Contrabässen nur ein einziges, gewöhnlich nicht einmal vorzügliches Violoncell ist, so kennt man die seit Mozart übliche Benutzung der Violoncelle zu Mittelstimmen, die, gut angebracht, eine so herrliche Wirkung macht, hier noch gar nicht; auch weiß man aus den Blas-Instrumenten bei weitem den Effekt nicht zu ziehen, wie in Deutschland. Am meisten hat es mich aber gewundert, in diesen Opern zuweilen einen sehr holprichten Gesang zu hören, da ein fließender und für die Stimme dankbarer und gut berechneter Gesang die einzige lobenswerthe Eigenschaft der neueren italienischen Opern-Musik ist und für alle übrigen Schwächen und Fehler einigermaßen entschädigen muß. Die beiden folgenden Stellen sind mir am meisten aufgefallen, die erste in einer Arie der Prima Donna, die zweite im ersten Finale, wo sie mehrmals wiederkehrt.

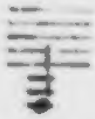
Andante.

1. 

2. Poco adagio.



Beide Stellen sind neben dem, daß sie unsangbar sind, auch gewaltig fade, und die zweite besonders ist bei der ziemlich langsamen Bewegung und da 3e öfters wiederkehrt, völlig unerträglich.

Unter den Sängern dieser Oper zeichnet sich nur die Prima Donna, Madame Georgi, aus. Sie hat eine volle, kräftige Stimme von seltenem Umfange, von  bis . Ihre Partie ist für einen Centre-Alt geschrieben und sie kann daher ihre Höhe nur in Verzierungen zu hören geben; ob sie gleich Kraft genug in der Tiefe besitzt, so würde ihr eine tiefe Sopran-Partie doch noch mehr zusagen. Sie hat ebenfalls, wie fast alle Sänger, die wir bis jetzt in Italien gehört haben, die Untugend, zu viel zu coloriren und weiß aus ihrer herrlichen Stimme nicht den gehörigen Vortheil zu ziehen. Da sie überdies, wie man es recht deutlich hört, nichts aus sich selbst nimmt, sondern alles ihr einstudirt werden muß, so bekommt man ihre Verzierungen, die sich Note für Note jeden Abend wiederholen, bald so überdrüssig, daß man sie ohne Widerwillen nicht mehr hören kann. Sie war ehemals blos Dilettantin und singt jetzt erst auf dem dritten

Theater; dafür aber ist sie schon eine recht gewandte Schauspielerin.

Das Ballet, welches jeden Abend zwischen den beiden Akten der Oper gegeben wird, ist das prächtigste von allen, welche ich bis jetzt sah. Es heißt, glaube ich, „Die Zerstörung des occidentalischen Reiches" und zeichnet sich dadurch vorzüglich aus, daß immer große Massen von Menschen in Thätigkeit sind und die kühnsten und überraschendsten Gruppen bilden. Es ist mit einer außerordentlichen Genauigkeit einstudirt und wird auch jeden Abend mit derselben Präcision gegeben. Zuletzt kommt ein Cavallerie-Gefecht vor, was indessen immer ein wenig steif und linkisch aussieht.

Den 8. November.

Gestern Abend fand unser Concert im Theater della Pergola statt. Der Großherzog, dem ich einen Brief von seinem Bruder Rudolph gebracht habe und der mich einigemale sehr gnädig bei sich empfangen hat, beehrte es in Gesellschaft seiner ganzen Familie mit seiner Gegenwart. Das zwar nur kleine, aber auserwählte Publikum war sehr animirt und ließ sich durch die Gegenwart des Großherzogs, der wie gewöhnlich mit einem Applaudissement empfangen wurde, nicht abhalten, auch mir seinen Beifall laut zu erkennen zu geben. Die Musik machte sich in dem großen feneren Theater sehr gut; das Accompagnement war aber nicht das beste. — Heute sind eine Menge Aufforderungen an mich gelangt, in nächster Woche ein zweites Concert zu geben, von dem man mir einen besseren Erfolg verspricht. Ich will den Versuch wagen, obgleich der Großherzog, der morgen seinem Bruder Rainer bis Pisa entgegen reis't, nicht hier sein wird. Das gestrige Concert hat mir, das Geschenk vom Großherzog abgerechnet, nicht mehr als die Abendunkosten eingetragen, da diese wie immer bedeutend waren, der Eintrittspreis nur drei Paoli betrug und ich auch wieder nicht über eine einzige Loge disponiren

konnte. Ein sehr vortheilhafter Bericht über mein Concert ist heute Nachmittag in der Zeitung erschienen.

Den 12. November.

Da wir jetzt mehreremale die Gallerie besucht und alles darin Enthaltene mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, so will ich auch einige Worte, nicht über die darin sich befindenden einzig herrlichen Kunstwerke, denn die sind schon oft und vortrefflich geschildert worden, sondern über den Eindruck niederschreiben, den dieselben auf mich gemacht haben. Zuerst muß ich die in Italien gar nicht gewöhnliche Humanität loben, mit der die Gallerie dem Publicum geöffnet ist. Man findet am Eingange in vier bis fünf Sprachen angeschlagen, daß es den Aufsehern der Gallerie bei Verlust ihres Amtes verboten ist, das geringste Geschenk anzunehmen. Ob sie dieses nun gleichwohl nicht allzu streng befolgen, so ist man doch vor aller zudringlichen Bettelei, von der man in Italien überall verfolgt wird, an diesem durch die Kunst geheiligten Orte völlig sicher und kann sich dem Genusse ruhig hingeben.

Ich habe mir zu meiner Nach-Erinnerung das Lokal aufgezeichnet und die Plätze bemerkt, wo die Kunstwerke stehen, die den größten Eindruck auf mich gemacht haben. Da ich mich nie weder eines Führers noch eines Buches bediene, um die Merkwürdigkeiten einer Stadt aufzufinden (ich mag mir nicht vorschreiben lassen, was ich bewundern soll, und mich nicht des Vergnügens berauben, die durch den Ruf mir bekannten Kunstwerke in einer Gallerie selbst aufzufinden), so ist es leicht möglich, daß ich mich in mancherlei geirrt habe. Am ersten Tage besah ich lange und aufmerksam die Kunstwerke, die in der Gallerie selbst befindlich sind, ehe die Zimmer, in welchen sich das Auserwählte befindet, geöffnet wurden. Ich bin noch jetzt darüber froh, da ich später, nachdem ich das Vollendetste der Kunst gesehen hatte, mich nie mehr bei den in der Gallerie aufgestellten Kunstwerken verweilen mochte. Eine Ausnahme hiervon macht die Gruppe des Laokoon,

die ich immer mit erneuetem Genuß gesehen habe. Als nun das Heiligthum der Kunst geöffnet wurde, erblickten wir zuerst die berühmte Mediceische Venus, deren vollendete, über alles reizende Formen durch einen hinter ihr hängenden großen rothsammetnen Vorhang noch mehr gehoben werden. Mit ihr in derselben Rotunde befindet sich das Höchste, was bis jetzt durch Meißel und Pinsel hervorgebracht ist, der Apoll von Belvedere *) und der Johannes, von Raphael. Es gewährt einen ganz eigenen Genuß, in diesen drei Kunstwerken das höchste Ideal menschlicher Schönheit bewundern zu können. Nach wiederholtem Betrachten und langem Schwanken hat bei mir aber doch der Johannes den Preis davon getragen. Etwas Reizenderes und zugleich Edleres wie die ganze Gestalt dieses Jünglings kann sich die lebhafteste Einbildungskraft nicht denken. Ein wenig hat zu dem Siege auch wohl der Umstand beigetragen, daß der Apoll sowohl wie die Venus in dreiviertel Lebensgröße sind, eine Proportion, die mir nicht ganz glücklich gewählt zu sein scheint, da den Figuren, so nahe an der wahren Größe, immer etwas zu fehlen scheint, was, wenn sie kleiner wären, nicht der Fall sein würde. Der Apoll hat doch eine, wohl ein wenig zu weibische Schönheit, was nicht von mir allein, sondern auch von meiner Frau und mehreren anderen Anwesenden bemerkt wurde. In diesem Zimmer befinden sich noch eine Menge anderer Meisterwerke, unter denen mir ein Kopf von Raphael, die Venus von Titian und eine Fechtergruppe in Marmor den meisten Genuß gewährt haben. Von den in den Seitenzimmern nach den Schulen geordneten Gemälden hat mir ein weiblicher Kopf von Carlo Dolce am meisten gefallen; doch kehrt man nach kurzem Verweilen immer wieder zu den Perlen der ganzen Sammlung zurück.

*) Es ist der Apolline. Diesen Irrthum hat Grebr selbst später berichtigt.

Auf der anderen Seite des Gebäudes befindet sich in zwei Zimmern die Sammlung der Bronzen, unter denen der berühmte auffliegende Merkur die meiste Bewunderung erregt. In einem anderen Saale ist eine Sammlung von Nioben, unter denen auch herrliche Kunstwerke sind. Außerdem sahen wir noch unzählige Portraits von berühmten Meistern, größtentheils von ihnen selbst gemalt.

Den 13. November.

Hinter der Residenz des Großherzogs befindet sich ein großer Garten, den man, ich weiß nicht warum, Boboli nennt. Er ist am Sonntage und Donnerstage für Jedermann offen. Am vorigen Sonntage, wo wir ihn zum zweitenmale besuchten, hörten wir nachher in der Hof-Kapelle die Messe. Der Großherzog, der eine Sammlung von drei bis vierhundert Messen von den berühmtesten Meistern aller Zeiten besitzt, hatte diesmal eine von Michael Haydn zur Aufführung gegeben; sie wurde ziemlich genau executirt, doch war man genöthigt, ein sehr einfaches Solo für Tenor-Posaune auf der Bratsche zu spielen. Die Musiker fragten mich nachher, ob wir in Deutschland Posaunisten hätten, die solche Soli vertragen könnten!

Auf dem Rückwege machte uns unser Lohnbedienter auf den in bedeutender Höhe geführten bedeckten Gang aufmerksam, der von der Residenz durch mehrere Straßen bis an das Wasser, dann über eine der Arno-Brücken quer über den Fluß und noch durch einige Straßen bis zum Regierungs-Gebäude führt, in welchem sich auch die Gallerie befindet. Der Großherzog bedient sich dieses wenigstens eine Viertelstunde langen Ganges, um trockenen Fußes die Geheimeraths-Versammlungen zu besuchen.

Den 15. November.

Unser gestriges Concert war nicht besuchter, als das erste und hat uns folglich nichts eingetragen. Ich habe mich nun überzeugt, daß für einen Instrumentalisten auch unter den günstigsten

Umständen, wenigstens in Florenz, nichts zu gewinnen ist, und zwar 1) weil die Italiener die Instrumental-Musik zu wenig achten und lieben und 2) der Eintrittspreis im Verhältniß mit den bedeutenden Unkosten viel zu gering ist. Als etwas Merkwürdiges muß ich mir notiren, daß ein Theil des Orchesters, namentlich alle Geiger, keine Bezahlung genommen haben, was von Leuten, die von ihrem täglichen Gewinne leben müssen, und besonders von Italienern, die sich Alles, wo möglich dreidoppelt, bezahlen lassen, allerdings zu verwunderen ist. Uebrigens wurde mein Spiel gestern mit noch größerem Beifalle aufgenommen, als das erstemal. Madame Georgi sang die beliebte in ganz Italien nachgesungene Cavatine aus „Tankred" von Rossini mit folgendem Thema sehr vorzüglich:

Zu tadeln war wieder, daß sie das Thema bei seiner Wiederkehr so verzierte, daß vom ursprünglichen Gesange nichts zu erkennen war. Herr Sbigoli, erster Tenorist am Theater della Pergola, der auch schon im ersten Concerte mitgewirkt hatte, sang wieder zwei Arien mit guter Schule und vieler Anstrengung, aber wenig Stimme. Er ließ sich ebenfalls, wie die Sänger in Venedig und Mailand, die in meinen Concerten gesungen haben, bezahlen, begnügte sich aber mit der sehr mäßigen Summe von einem Carolin für jedes Concert.

Wir machten heute Nachmittag noch zu guterletzt eine Wanderung an die Porta Romana, um dort das durch seine Entstehung merkwürdige Fresco-Gemälde zu sehen, welches sich an einem kleinen, unansehnlichen Hause befindet. Man erzählt davon Folgendes: Die Medicis hatten die berühmtesten Maler der damaligen Zeit aus Rom verschrieben, um die Kapelle, glaube ich, al fresco malen zu lassen. Die Florentiner Maler erfuhren dies erst den Tag vor der Ankunft der Fremden, und eifersüchtig über

den Vorzug, den jene erhielten, beschlossen sie, ihnen wenigstens zu zeigen, daß sie eben so tüchtig zu der Arbeit gewesen wären, wozu jene berufen waren. Sie vereinigten sich daher und malten in einer einzigen Nacht beim Scheine der Lichter dieses große Fresco-Gemälde, wovon jetzt zwar nur noch wenige Spuren da sind, die aber doch hinlänglich die Vortrefflichkeit der Arbeit bezeugen können. Da das Haus, in welchem sich dieses Gemälde befindet, so gelegen ist, daß es durchaus den ersten Blick des zum Thore Hereinkommenden auf sich ziehen muß, so bemerkten die fremden Maler auch sogleich das vor wenigen Stunden erst fertig gewordene Kunstwerk, und da damals die Bescheidenheit unter den Künstlern noch nicht so selten war wie heutigen Tages, so kehrten sie auf der Stelle wieder um und ließen den Medicis sagen: sie begriffen nicht, warum man sie verschrieben habe, da es in Florenz Künstler gebe, die in einer einzigen Nacht ein so vorzügliches Kunstwerk zu Stande bringen könnten, wie sie gesehen hätten. Man übertrug nun natürlicherweise die Arbeit den Florentinern.

Wir haben unsere Abreise auf morgen festgesetzt. Einiges Merkwürdige, wie z. B. das Grab der Medicis, welches wir noch nicht sehen konnten, müssen wir bis zu unserer Zurückkunft verschieben.

Rom, den 22. November.

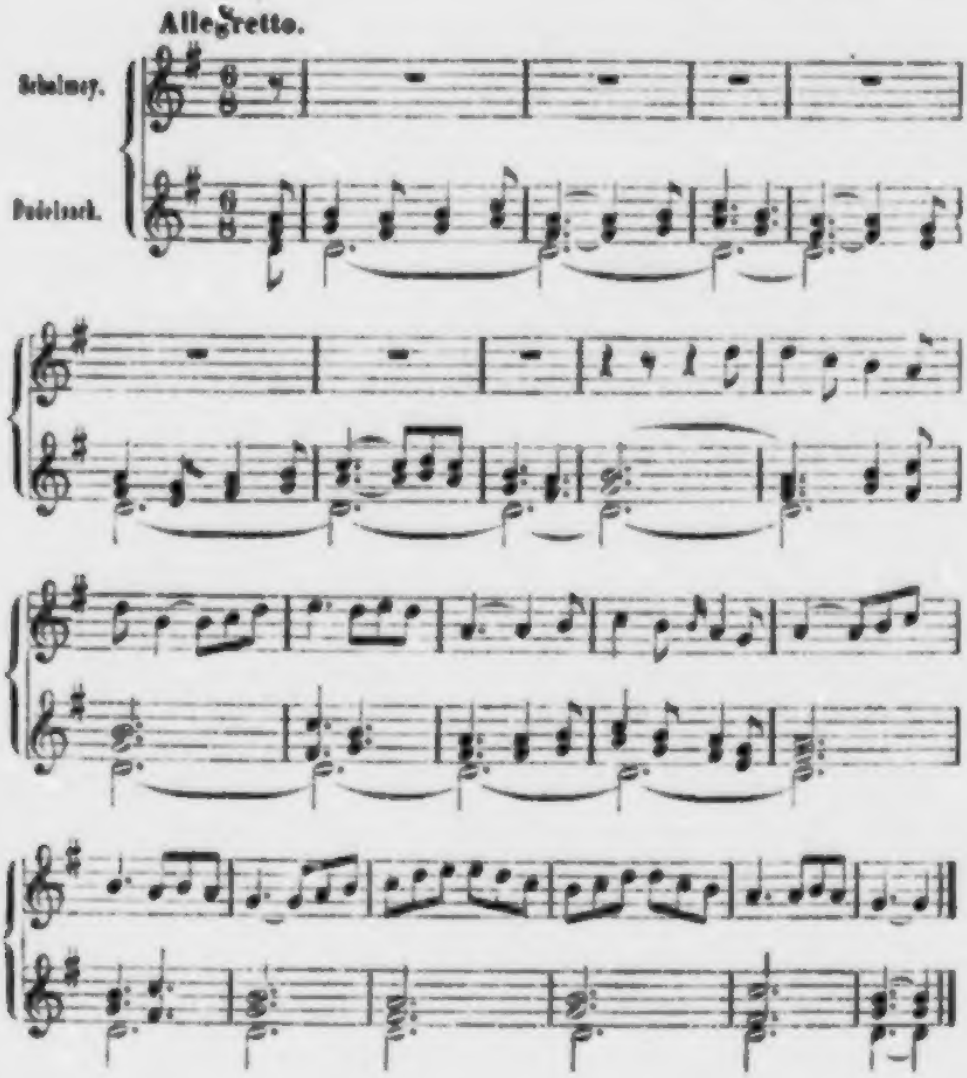
Gestern Abend sind wir endlich nach einer langen und unangenehmen Reise in der ehemaligen Hauptstadt der Welt angekommen. Unangenehm war die Reise 1) durch die Langsamkeit unseres Vetturino, der außer uns, die wir das Innere seines Wagens für zwölf Louisd'or inclusive Nachtlager und Abendessen gemiethet hatten, noch in dem sogenannten Cabriolet drei andere Reisende aufgeladen hatte, folglich nur Schritt fahren konnte; 2) durch die rauhe Witterung und die für Italien bedeutende Kälte, gegen die man in den Nachtquartieren so wenig

Schutz findet, weil Fenster und Thüren immer handbreit offen stehen, die Fußböden von Stein und die gewöhnlich sehr hohen Zimmer durch ein Kaminfeuer nicht zu erwärmen sind; 3) durch die Aermlichkeit und Unsauberkeit dieser Nachtquartiere selbst und 4) durch die uninteressanten und öden Gegenden, durch welche die Straße führt. Man hat die Wahl zwischen zwei Wegen. Der eine längere, aber interessantere, über Perugia hat sieben, der kürzere über Siena sechs Tagereisen. Wir haben den letzteren gemacht. Bis Siena ist er nicht ohne Interesse, auch ist es eine reinliche und hübsche Stadt, die überdies den Ruf hat, daß man dort das reinste Italienisch spricht. Von da an führt der Weg aber durch lauter öde Gegenden. Man sieht weder Häuser noch Bäume, nur dann und wann die traurigen Denkmale römischer Justiz, das sind: lange Pfähle mit daran hängenden Armen und Beinen von Räubern und Mördern. Wie in einem Lande, wo der Boden ungedüngt zwei Ernten gibt, die eine von Kern, die andere von türkischem Weizen, die Menschen durch Hungersnoth zu Räubereien gezwungen werden können, ist unbegreiflich; und doch ist dem so. So lange Ueberfluß an Getreide ist, sind alle Straßen sicher, sobald der Hunger wüthet, hilft die strengste Mannszucht nichts. Unter französischer Regierung war es bei Galeerenstrafe verboten, ein Messer bei sich zu tragen; zog Jemand bei einem Streite wider seinen Gegner ein Messer, so wurde er als Mörder betrachtet und ohne Gnade aufgehängt. Durch solche Maßregeln wurde die öffentliche Sicherheit bald hergestellt und lange Zeit hörte man nichts von Mordthaten. Jetzt, wo zwar jene Verbote noch fortdauern, über ihre Befolgung aber nicht streng gewacht wird, fängt die Unsicherheit schon wieder an; selbst in den einsamen Straßen der Stadt darf man es nicht wagen, allein zu gehen.

Ehe wir in ein Wirthshaus fahren durften, mußten wir auf die Douane, wo unsere Koffer und übrigen Gepäcke auf das Genaueste visitirt wurden. Für meine Violine, obgleich sie alt und

zu meinem eigenen Gebrauche ist, mußte ich eine Abgabe von sieben Paoli zahlen.

Den 5. Dezember.



Dies ist die erste Musik, die wir in Rom gehört haben und seitdem so oft wieder hörten, daß ich sie leicht habe aufschreiben können. In der Zeit des Advents, wo alle öffentliche Musik verboten ist, die Theater geschlossen werden und eine wahre Todtenstille herrscht, kommen ganze Züge von Dudelsack-Virtuosen aus dem Neapolitanischen, spielen erst vor allen Heiligenbildern und

sammeln sich dann in den Häusern und auf den Straßen einen Zehrpfennig. Gewöhnlich sind sie zu zweien, wovon der eine den Dudelsack und der andere die Schalmei spielt. Die Musik ist bis auf einige unbedeutende Abweichungen von allen dieselbe und es soll ihr eine uralte heilige Melodie zu Grunde liegen. So wie sie jetzt von den Leuten ausgeführt wird, klingt sie ziemlich profan. In einer gewissen Entfernung angehört, macht sie sich indessen doch nicht übel; die Partie des Dudelsackes gibt ungefähr den Effekt, als wenn drei Clarinetten geblasen werden, die der Schalmei klingt wie eine etwas derbe Oboe. Auffallend ist die reine Stimmung sowohl des Dudelsackes an sich, wie auch zu der Schalmei. Wo man jetzt auch geht, in welcher Gegend der Stadt es auch sei, hört man die obige Musik.

Am vorigen Sonntag führte mich der Prinz Friedrich von Gotha in die berühmte Sixtini'sche Kapelle, wo ich zum erstenmale den Papst, umgeben von allen Cardinälen, im höchsten kirchlichen Prunke sah und seinen berühmten Sängerchor hörte. Bin ich anders organisirt wie andere Reisende, oder sind durch Reisebeschreibungen meine Erwartungen immer zu hoch gespannt, mich hat weder die Musik, noch das Lokal, noch die kirchliche Ceremonie erfreut und ergriffen. Der Sängerchor bestand etwa aus dreißig Personen, die sich ziemlich derb und ungeschlacht zu vernehmen gaben. Die Soprane, größtentheils schon ziemlich alte Männer, sangen recht oft falsch, überhaupt war die Intonation nichts weniger als rein. Den Anfang machten uralte zweistimmige Melodien, die von den Sängern mehr deklamatorisch herausgestoßen als gesungen wurden. Hierauf folgten dann vierstimmige, im gebundenen Style geschriebene und mit kanonischen Eintritten versehene Sachen, deren Compositionen mir sehr würdevoll, im ächten alten Kirchenstyle und für das Lokal wohl berechnet schienen. Die Ausführung war zwar richtig, aber wie gesagt zu derb und nicht besser, als man sie von unseren meisten deutschen Sing-Chören in ähnlicher Weise hören könnte. Es wechselten drei-

und vierstimmige Soli mit den Chören ab; einigemal hörte man auch das, durch nach und nach eintretende Stimmen bewirkte crescendo und das auf die entgegengesetzte Art hervorgebrachte diminuendo, welches bei dem berühmten Miserere am Charfreitag eine so hinreißende Wirkung hervorbringen soll. Auch heute war es nicht ohne Wirkung; man kann dies aber ebenfalls von jedem gut eingesungenen Chor mit gleichem Erfolge hören. Das Lokal ist allerdings für einfachen, langsamen Kirchengesang äußerst vortheilhaft, indem es dort sehr schallt und die Stimmen recht in einander fließen; ich kenne aber in Deutschland mehrere Kirchen, z. B. die Schloß-Kapelle in Würzburg und die katholische Kirche in Dresden, wo die Musik noch besser klingt. Auch habe ich mich von neuem überzeugt, daß Vokal- und Instrumental-Musik vereint auch in der Kirche weit effektvoller ist, als reine Vokal-Musik, die immer etwas monoton bleibt und wegen ihrer beschränkten Grenzen ermüdend wird. In der päpstlichen Kapelle ist aber nie Instrumental-Musik, als der kirchlichen Etiquette zu wider. Was endlich die Ceremonien betrifft, die, den Berichten der Reise-Beschreibungen nach, am Charfreitage so herzerhebend und den Effekt der Musik unendlich verstärkend sein sollen, so war dies am Sonntag durchaus nicht der Fall; im Gegentheil fiel manches vor, was einem unbefangenen Zuschauer lächerlich vorkommen mußte, z. B. das wie auf ein Kommandowort oft wiederholte Abnehmen der kleinen rothen Käppchen der Cardinäle, die täppische Ungeschicklichkeit von mehreren ihrer Diener beim Nachtragen der langen violetten Schleppen und beim Zureichen und Wiederabnehmen der Käppchen u. dgl. m. Auch hat es mich jedesmal empört, wenn ich sah, daß die Messe lesenden Geistlichen und der Prediger, ehe er die Kanzel bestieg, sich vor dem Papste niederwarfen und ihm den rothen Pantoffel küßten, wo jedesmal vorher zwei Diener, auf ein Knie niedergelassen, ihm den großen Mantel auseinanderbreiteten und den Priesterrock aufhoben, so daß er den Fuß zum Kusse aufheben konnte. Auch reichte ihm

keiner seiner Diener irgend etwas, z. B. das Schnupftuch, ohne vorher niederzuknien. Heißt das nicht die Menschheit entwürdigen!

Das berühmte jüngste Gericht von Michel Angelo und alle übrigen Fresko-Gemälde, womit die Kapelle ausgeschmückt ist, haben schon sehr gelitten und sind vom Rauche geschwärzt worden. Doch sieht man von ersterem, welches die ganze Wand hinter dem Altar einnimmt, noch immer genug, um die ungeheuere Composition und den Meisterpinsel des Künstlers in der Ausführung bewundern zu können.

Nach der Messe wurde vom Papste im Gefolge aller Cardinäle das Sakrament in die Paulinen-Kapelle gebracht, welche, von unzähligen Lichtern erleuchtet, auf den ersten Blick einen imposanten Eindruck machte. Da wir früher dort waren, so hörten wir den Gesang des Sänger-Chores, der dem Zuge voran ging, nach und nach immer näher kommen, was ein schönes crescendo bildete. Ein stilles Gebet, wobei Alles auf den Knieen lag, beschloß hier die Ceremonie.

Es existiren in Rom zwei Privat-Musiken. Die eine, eine Art von Sing-Akademie, findet jeden Donnerstag im Hause ihres Stifters, des Gesang- und Clavier-Lehrers Sirletti, statt. Es versammeln sich bei ihm etwa dreißig bis fünfunddreißig Sänger, größtentheils Dilettanten, unter denen einige sehr schöne Stimmen sind, wie z. B. die von Madame Vera (geb. Häser) und von Signore Moncade, Tenorist. Wir waren bis jetzt zweimal dort. Am ersten Tage gab man uns Deutschen zu Ehren Mozart's Requiem, und zwar recht kräftig und rein; besonders gut wurden alle Soli und das Quartett gesungen. Madame Vera mit ihrem herrlichen, sonoren Organ, mit ihrer festen Intonation und ihrem schönen Tragen der Stimme, sang ihre Partie ganz untadelhaft. Besonders rein und gut wurde auch die große, sehr schwierige Fuge gesungen. Das einzige Störende bei dieser Aufführung, die mir außerdem großen Genuß gewährt haben würde, war Herrn Sirletti's Clavier-Accompagnement aus der Partitur. Ich

hätte es wohl nicht besser erwarten sollen; denn wo wollte ein italienischer Gesang- und Clavier-Meister die Harmonie-Kenntniß hernehmen, um eine Mozart'sche Partitur übersehen und richtig spielen zu können? Da man mir aber im voraus seine tiefen (!) Kenntnisse der Harmonie gerühmt hatte, so erwartete ich es doch etwas besser. Er griff mitunter so barbarische Harmonien, daß Mozart, wenn er sie gehört hätte, sich noch im Grabe umgewendet haben würde. Nach dem Requiem sang man ein mir unbekanntes Stück von Händel und zum Schlusse das Halleluja; letzteres besonders kräftig und rein.

Am vorigen Donnerstag wurden zwei- und dreistimmige Psalmen von Marcello gesungen. Diese Psalmen, welche die Italiener als classische Meisterwerke betrachten, von denen vor einigen Jahren eine Pracht-Ausgabe mit langen Commentaren über die Schönheiten jedes einzelnen Psalms herausgekommen ist, haben mir zwar recht gut gefallen, so etwas Ausgezeichnetes fand ich aber nicht daran; ich bin im Gegentheil überzeugt, ob ich gleich die deutschen Werke dieser Gattung nicht sehr kenne, daß wir Compositionen der Art von Bach und Anderen besitzen, die diesen bei weitem vorzuziehen sind. Sie scheinen mir besonders in der Form vernachlässigt, entfernen sich oft lange von der Haupt-Tonart und schließen sogleich nach der Wiederkehr in die Tonika sehr unbefriedigend. Die dreistimmigen fangen gewöhnlich mit Sopran und Tenor an, und bei der Wiederholung tritt dann erst der Baß ein; diese dritte Stimme war aber nie wesentlich und klang immer wie ein Orchester-Grundbaß; doch waren einige darunter, wo die Stimmen canonisch geführt sind, und diese zeichneten sich auch sehr aus. Im Ganzen war aber die Stimmführung und Modulation sehr monoton und dieselben Eintritte und Vorhalte kehrten in allen wieder. Auch bei diesen Psalmen war das Accompagnement von Herrn Sirletti wieder sehr störend, und besonders unangenehm fiel mir eine unreine Vollgriffigkeit auf, die bei diesen einfachen, dreistimmigen Sachen

doppelt am unrechten Platze war. Dabei hat er, wie alle Italiener, die ich bisher accompagniren hörte, die verwünschte Mode, die Baßnoten in der rechten Hand zu verdoppeln, was bei einigen Accorden, z. B. ⁷/₄ Accord, auf dem Leittone völlig unerträglich klingt. Daß auf diese Art bei dem Auflösen überdies Oktaven entstehen müssen, scheint die Herren nicht sehr zu kümmern und ihre Ohren nicht zu beleidigen. Unangenehm fiel es mir auch auf, daß einige anwesende Deutsche sich so entzückt stellten; wozu solten diese Grimassen? Die Italiener könnten wahrhaftig glauben, wir hätten in Deutschland so etwas Gutes noch nicht gehört. Wann werden doch die Deutschen einmal aufhören, die blinden Bewunderer und Affen der Fremden zu sein!

Die zweite Privat-Musik findet jeden Montag bei Signor Ruffini, Besitzer der großen Darmsaiten-Fabrik, statt. Es werden da Opern vor einem Auditorium von 200—250 Personen ebenfalls von Dilettanten als Concert aufgeführt. Die Sänger stehen auf einer kleinen Erhöhung, das aus vier Violinen, Viola, Violoncell, Contrabaß, zwei Clarinetten, zwei Hörnern und einem Fagott bestehende Orchester ist rund herum auf ebenem Boden placirt. Am vergangenen Montag, wo der Prinz Friedrich uns dort einführte, wurde eine alte Opera buffa von Paisielle gegeben. Die Wahl war für eine Concert-Musik eben nicht die beste. Eine komische Opern-Musik kann nur in der Scene, mit der dazu gehörigen Handlung verbunden, den beabsichtigten Effekt machen; diese schien mir aber auch noch außerdem ziemlich gehaltlos und fade. Die Ausführung war von Seiten der Sänger und des Orchesters gleich schlecht, nur Herr Moncade mit seiner schönen Tenorstimme zeichnete sich aus. Zwischen beiden Akten blies ein Dilettant das erste Allegro eines Clarinett-Concertes mit vieler Fertigkeit und ziemlich gutem Ton, aber höchst geschmacklosem Vortrage. Er bestätigte von neuem die schon früher von mir gemachte Bemerkung, daß die italienischen Virtuosen und Dilettanten ihr ganzes Bestreben dahin gerichtet sein lassen, sich

mechanische Fertigkeit zu erwerben, daß sie sich aber in Hinsicht eines geschmackvollen Vortrages sehr wenig nach den guten Mustern bilden, die ihnen ihre besseren Sänger sein könnten, während unsere deutschen Instrumentalisten gewöhnlich einen sehr gebildeten und gefühlvollen Vortrag besitzen, den sie ohne jene Vorbilder aus sich selbst schöpfen müssen.

Den 7. December.

Da sich uns in Rom eben so wenig wie in den anderen italienischen Städten große Musik-Kunstgenüsse darbieten (sogar hier im Augenblick noch weniger, weil alle Theater geschlossen sind), so müssen wir uns auch, gleich allen anderen Reisenden, an die Erzeugnisse der Baukunst, Malerei und Bildnerei aus der früheren blühenden Zeit italienischer Kunst halten. Von diesen gibt es nun freilich hier einen Reichthum wie in keiner anderen Stadt der Welt. Wohin man geht, in den Straßen, auf den Plätzen, in den Palästen, Kirchen und Gärten, allenthalben sieht man Säulen, Obelisken, Statuen, Basreliefs und Gemälde. Zuerst durchwanderten wir die Straßen, um die Ueberbleibsel altrömischer Baukunst kennen zu lernen. Das ehrwürdige Pantheon, das Forum Romanum mit seinen Triumphbögen und Säulen, und besonders das Colosseum haben uns mit Erstaunen, Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Dann bestiegen wir das Capitol, sahen den Tarpejischen Felsen und tausend andere durch die Römische Geschichte interessant gewordene Plätze und Gegenstände.

Am folgenden Tage kamen wir zu des unsterblichen Michel Angelo Meisterwerke, der Peterskirche. Mehrere Reisende, deren Erwartungen von diesem Riesengebäude bei eigener Ansicht nicht befriedigt werden waren, hatten die meinige sehr herabgestimmt, und daher kam es vielleicht, daß es auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Schon der Vorplatz mit den im Halbzirkel geführten Säulengängen, dem Obelisken und den zwei colossalen Springbrunnen imponirt gewaltig. Betritt man dann aber das Innere der Kirche, so wird man von Erstaunen und Be-

wunderung über die Pracht der Ausschmückung hingerissen. Ohne überladen zu sein, enthält sie einen Reichthum von Mosaik-Gemälden, Statuen und Basreliefs, daß man wochenlang zu thun hat, um alle einzelnen Kunstwerke zu sehen. Da alle diese Sachen im schönsten Verhältnisse zu einander stehen und colossal wie der ganze Bau sind, so täuscht man sich im ersten Augenblicke gewaltig über die Größe der Kirche. Betrachtet man dann aber die einzelnen Gegenstände genauer und findet z. B., daß die Engelchen, die das Weihwasser-Becken halten, in der Nähe gesehen größer sind, als der längste preußische Grenadier, so findet man die Angaben der Baukünstler, die sie ausgemessen haben, glaublicher, nach welchen z. B. der Straßburger Münster recht bequem in der Kuppel stehen könnte, ohne mit der Spitze des Thurmes höher, als in die Laterne zu reichen. Indessen muß man doch das Innere der Kuppel selbst ersteigen, um sich von der Richtigkeit der anderen Angaben zu überzeugen, daß z. B. die Feder des h. Petrus acht Fuß lang sei, daß vier Menschen bequem neben einander auf dem Gesimse herumgehen können u. dgl. m.

Aus der Kirche gingen wir ins Vatikanische Museum. Der Reichthum der darin befindlichen Kunstschätze und Alterthümer und die Größe und Pracht des Lokales übersteigt alle, auch die gespanntesten Erwartungen. Zuerst betritt man eine lange Gallerie, in welcher auf beiden Seiten in die Mauer altrömische Inschriften und Gedenksteine eingesetzt sind, welche wenig Interesse für uns hatten. Dann kamen wir in eine zweite Gallerie, in welcher sich eine unzählige Menge von Statuen, Köpfen und Bruchstücken befinden. Nun betraten wir das berühmte Belvedere, wo rings um einen runden, offenen Hof, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet, eine Menge von Nischen, Zimmern und Sälen mit das Bestbarste enthalten, was die alte und neue Kunst hervorgebracht hat. Zuerst sahen wir in einer der Nischen den berühmten Apoll von Belvedere, dessen Gestalt noch

immer als das höchste Ideal einer kräftigen, männlichen Schönheit betrachtet wird. Durch einen Irrthum, der mir wohl zu verzeihen ist, da ich, wie schon gesagt, mich nie eines Führers noch Buches bediene, hatte ich in der Gallerie zu Florenz jene etwas zu weibische Figur für den allgemein bewunderten Apoll von Belvedere genommen. Jene Statue, die auch von ausgezeichneter Kunstschönheit ist, wird, wie ich nun belehrt worden bin, der Apolline genannt. In einer zweiten Nische sahen wir die berühmte Gruppe von Laokoon und seinen Söhnen, in einer dritten drei Meisterwerke von Canova: einen Perseus und zwei römische Fechter. Der Perseus ist eine wunderschöne Figur, aber augenscheinlich dem Apoll nachgebildet; denn der Kopf so wie die Haltung des Körpers und des Mantels gleichen jenem auffallend. Der eine der Kämpfer soll mehr einem englischen Boxer, als einem römischen Fechter ähnlich sehen; so urtheilen wenigstens die Schüler und Anhänger Thorwaldsen's, welche überhaupt Canova die allerdings tadelnswerthe Eitelkeit nicht verzeihen können, daß er seine Werke, als die einzigen modernen, in ein Museum von Antiken aufgestellt hat. Urtheilt man aber ohne persönliche Rücksichten, so muß man eingestehen, daß er, besonders im Perseus, ein herrliches Kunstwerk geschaffen hat, und daß es hunderte von Antiken im Museum gibt, die diesem an Kunstschönheit nicht gleichkommen.

In einem der Zimmer findet man eine Menge Thiere, einzeln und in Gruppen, von Marmor und anderen noch kostbarern und seltenern Steinarten von der vollendetsten Arbeit. Ich wüßte unter all' dem Vortrefflichen nichts Einzelnes herauszuheben, ohne dem Uebrigen zu nahe zu treten. In anderen Zimmern gibt es Vasen von ungeheurer Größe, aus ägyptischem Granit und Porphyr, Schalen, Brunnen und Sarkophage mit Basreliefs, Arabesken und anderen Verzierungen, sowie Statuen in allen Größen. Ein zweirädriger römischer Wagen, wie sie bei Wettrennen gebräuchlich waren, mit zwei unvergleichlich schönen Pferden, hat uns besonders gefallen. Die Pracht der Säle, Re-

tunden, Zimmer und Treppen geht über Alles, was wir bis jetzt sahen. Der Fußboden besteht fast nur aus antiker Mosaik und die Decken sind mit den herrlichsten Fresko-Gemälden geziert.

Aus dem Belvedere führen zwei prächtige Treppen eine Etage höher wieder in eine lange Gallerie. Dann betritt man die Zimmer, in welchen die nach Raphael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten aufgehängt sind. Auf diesen soll nun freilich nicht blos das Colorit schlecht sein, wie gewöhnlich auf Tapeten, sondern auch die Zeichnung verfehlt, so daß sie von den Kunstkennern wenig geschätzt werden. Aus der Composition und ganzen Anordnung leuchtet indessen doch Raphael's Geist hervor.

Nun kommen die berühmten Stanzen von Raphael, die von Malern und Kunstkennern für das Kostbarste und Schönste nicht blos in Rom, sondern in der ganzen Welt gehalten werden. Eins dieser Zimmer hat er ganz allein vollendet; in den anderen rühren nur einzelne Figuren von ihm selbst her; das Uebrige haben seine Schüler und Freunde nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht gemalt. Die Gemälde sind weit besser erhalten, als z. B. die in der Sixtinischen Kapelle und können bei der Sorgfalt, mit der man sie jetzt bewahrt, noch Jahrhunderte lang die Bewunderung der Kenner auf sich ziehen. Es ist indessen doch ein betrübender Gedanke, daß beinahe das Vollendetste, was der Raphael'sche Geist und Pinsel geschaffen hat, hier auf der Wand klebt und mit dem Ruin der Mauer zu Grunde gehen muß. Es ist daher zu loben, daß diese Gemälde so häufig kopirt und in Kupfer gestochen werden, damit doch etwas übrig bleibt, wenn das Original einmal ganz vernichtet ist. Doch darf dies nicht auf eine Art geschehen, wie zur Zeit der französischen Regierung von den jungen Pariser Akademikern, die ihr Papier, um die Conturen durchzuzeichnen, mit Wachs auf die Wand geklebt oder gar aufgenagelt haben, wodurch besonders von der einen Wand eine Menge Kalk abgesprungen ist. Jetzt sind eiserne Barrieren gezogen, so daß man sich den Wänden nicht mehr nahen kann.

Der Ausgang aus diesen Zimmern führt in die Raphael-schen Logen, unter welchen man freie Säulen und Bogen Gänge am Aeußeren des Gebäudes versteht. Der vom Meister selbst dekorirte ist jetzt mit Glasfenstern verschlossen, um ihn gegen die zerstörenden Einwirkungen der Witterung zu schützen, die übrigen aber sind offen. In der Raphael'schen Loge sind auch nur vier kleine Gemälde von ihm selbst; alles Uebrige ist nach seinen Zeichnungen von Anderen gemalt. Am Ende der Gallerie steht in einer Nische Raphael's Büste, die aber nicht ganz ähnlich sein soll.

Den 9. December.

Bei einem zweiten Besuche, den wir gestern dem Museum machten, sahen wir auch das Zimmer, in welchem sich die berühmten Oelgemälde von Raphael befinden. Das vorzüglichste davon ist wohl ohne Zweifel die Transfiguration, über die schon so viel geschrieben und gestritten ist. Die Kunstkenner sind nicht einig unter sich, ob sie die Composition eine gelungene oder verfehlte nennen sollen. Einige behaupten, sie bestehe aus zwei abgesonderten Gruppen, die gar nicht zusammen paßten, andere dagegen sagen, Alles sei im schönsten Einverständniß. Wir überließen uns dem Genuß, ohne uns um den Streit der Aesthetiker, der von ein paar Anwesenden erneuert wurde, zu bekümmeren. Es ist höchst interessant, hier drei Raphael'sche Gemälde aus verschiedenen Zeiten bei einander zu sehen. Das älteste, aus seiner Jugendzeit, hängt neben einem Gemälde seines Lehrers Perugino und ist auch ganz in dessen Manier mit den harten Umrissen und der ängstlichen, fast symmetrischen Gruppirung gemalt. Das aus der mittleren Zeit (eine Madonna mit dem Kinde und einige andere Figuren, der Dresdener in der Gruppirung sehr ähnlich) zeigt schon den eigenen Geist, der sich von den Formen des Lehrers losgemacht hat. Im dritten, der „Transfiguration", seinem letzten bedeutenden Werke, bewundern wir den zur Vollendung gereiften Künstler.

Den 12. December.

Da wir ein paar Zimmer bewohnen, die gar nicht geheizt werden können, so haben wir in den letzten acht Tagen, wo beständig die Tramontana (Nordwind) wehete, ziemlich viel von der Kälte gelitten, obgleich es in Rom nur einigemale gereift, bis jetzt aber noch nicht Eis gefroren und eben so wenig geschneiet hat. Heute früh beim Aufstehen fanden wir aber, daß unsere Fenster außerhalb geschwitzt hatten, und beim Oeffnen derselben quoll uns eine laue, feuchte Luft entgegen; die Windfahnen belehrten uns, daß der Sirocco (Südwind) wehe. Nun umwölkte es sich aber auch bald und heute Nachmittag regnet es bereits. Die Tramontana hingegen bringt gewöhnlich das hellste, beständigste Wetter. Da Rom sehr feucht und schmutzig ist, so sehnt man sich bald nach diesem zurück und erträgt lieber ein wenig Kälte, als die ungesunde Feuchtigkeit. Sie soll besonders im Frühjahre, wenn es anfängt warm zu werden, völlig unerträglich sein und gefährliche Fieber erzeugen, besonders jenseits der Tiber, in der Gegend des Vatikans, wo schon mancher Fremde, der diese Gegend der Stadt wegen Wohlfeilheit der Quartiere bewohnte, sein Grab gefunden hat. Ueberhaupt soll Rom in den heißen Monaten sehr ungesund sein wegen der die Luft verpestenden Ausdünstungen der Gestorbenen, die man hier nach alter Sitte in den Gewölben der Kirche beisetzt. So oft nun ein solches Gewölbe geöffnet wird, was fast jeden Tag einmal geschieht, dringt ein Gestank heraus, dem die Lebenden im Inneren ihrer Paläste nicht einmal entfliehen können. Zur Zeit der französischen Herrschaft wurden die Todten außerhalb der Stadt begraben, kaum kehrte aber die päpstliche Regierung zurück, so hörte diese wohlthätige Einrichtung wieder auf. Jetzt werden die Gestorbenen oft schon acht bis zehn Stunden nach ihrem Verscheiden (denn länger als vierundzwanzig Stunden darf ein Todter hier nicht unbegraben bleiben) auf eine Bahre gelegt, mit unbedecktem Kopfe, Brust und Füßen am Tage über die Straße in die Kirche

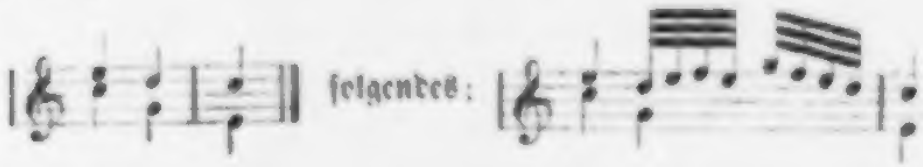
getragen, dort vor dem Altare niedergesetzt und für sie, wenn nämlich die Hinterlassenschaft dazu hinreicht, eine Todtenmesse gelesen, und dann werden sie ohne Sarg durch eine über den Gewölben befindliche Oeffnung hineingestürzt. Daß auf diese Art mancher Scheintodte mitbegraben werden muß, läßt sich leicht denken. Wirklich hat sich vor einigen Jahren ein solcher Fall ereignet. Ein armer Mann, den man wenige Stunden nach seinem scheinbaren Ableben ins Gewölbe hinabstürzte, erwachte von dem Falle und verlebte unter halb verwes'ten Leichen zwei schreckliche Tage. Dann wurde glücklicherweise der Haupt-Eingang zum Gewölbe geöffnet, um dieses auszuräumen, und der arme Teufel war gerettet und lebt in diesem Augenblicke noch.

In keiner Stadt der Welt, glaube ich, gibt es einen grelleren Abstich zwischen der luxuriösesten Pracht und dem hülflosesten Elend, als hier. Auf den Marmortreppen der Paläste, unter den Statuen, für die Tausende bezahlt sind, an den Altären der Kirchen, die mit goldenen Zierrathen und Geräthen überladen sind, überall sieht man halbverhungerte Bettler liegen, die nach Brod winseln und an Kohlstrünken oder Citronenschalen nagen, die sie aus dem Kehricht aufgesucht haben. Anfangs hielt ich dies für einen Kunstgriff, um die Fremden zum Mitleid zu bewegen; später habe ich mich aber überzeugt, daß viele Arme sich tagelang mit solcher schrecklichen Kost erhalten müssen, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Die Römer, von Jugend auf an den Anblick dieses Elends gewöhnt, geben höchst selten ein Almosen (allenfalls in die Bettelbüchse eines wohlgenährten Mönches, der für sein Kloster einsammelt), und die Fremden werden auch bald hartherzig, wenn sie sehen, daß sie, sobald sie einem Armen etwas geben, sogleich von zwanzig anderen bestürmt werden. Zwar gibt es manche darunter, die nur aus Faulheit betteln, aber auch viele, die wirklich ganz untüchtig zum Erwerbe sind. Auch in diesem Stücke lobe ich mir mein deutsches Vaterland, wo jeder Arme doch wenigstens Kartoffeln und Brot hat und der Fall,

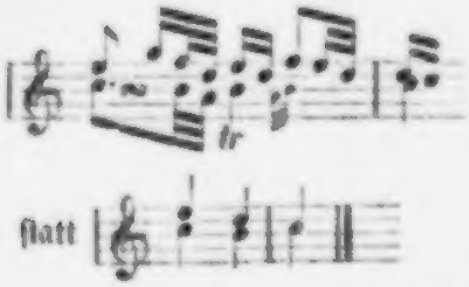
daß ein solcher mitten unter seinen reichen Mitmenschen vor Hunger umgekommen wäre, unerhört ist.

Den 19. December

Gestern Abend fand unser Concert statt. Da man mir die Erlaubniß verweigerte, in der Zeit des Advents ein öffentliches Concert im Theater zu geben, so war ich genöthigt, dasselbe in einem Privathause ohne öffentliche Ankündigung zu veranstalten. Der Prinz Piombino bewilligte mir dazu einen Saal im Palast Aspoli und der Graf Apponyi, österreichischer Gesandter, verschaffte mir eine bedeutende Anzahl Subscribenten, so daß dies das erste Concert in Italien war, welches mir einen ziemlich bedeutenden Gewinn gebracht hat. Der Eintrittspreis war ein Piaster (beinahe ein Laubthaler), das Orchester aus den besten Musikern Roms zusammengesetzt, war demungeachtet das schlechteste von allen, die mir bis jetzt in Italien accompagnirt haben. Die Unwissenheit, Geschmacklosigkeit und dummdreiste Arroganz dieser Menschen geht über alle Beschreibung. Nüancen von piano und forte kennen sie gar nicht; das möchte noch hingehen, aber jeder Einzelne macht Verzierungen, wie's ihm einfällt, Doppelschläge fast auf jeden Ton, so daß ihr Ensemble mehr dem Lärm gleicht, wenn ein Orchester präludirt und einstimmt, als einer harmonischen Musik. Zwar verbat ich mir zu wiederholtenmalen jede Note, die nicht in den Stimmen steht; es ist ihnen aber das Verzieren so zur anderen Natur geworden, daß sie es gar nicht lassen können. Der erste Hornist z. B. blies einmal im Tutti statt der einfachen Cadenz



Die Clarinetten blasen vielleicht zu gleicher Zeit



und nun denke man sich die Figuren der Geigen, die der Componist vorgeschrieben hat, so kann man sich einen Begriff von dem verworrenen Lärm machen, den ein solches Orchester für Musik ausgibt. Dabei sind sie so wenig musikalisch und so ungeübt im Notenlesen, daß wir ein paarmal beinahe umgeworfen hätten. Auch hier wieder gefiel mein Concert in Form einer Gesangs-Scene am meisten und man machte mir weit mehr Lobeserhebungen über die Art, wie ich den Gesang vortrug, als über die Besiegung von großen Schwierigkeiten. Ein Tenorist aus der päpstlichen Kapelle, für den ich nur mit großer Mühe die Erlaubniß zum Mitwirken erlangen konnte, sang ein Duett mit Demoiselle Funk aus Dresden und eine sehr schöne Arie von Rossini, das Beste von diesem Componisten, was ich bis jetzt hörte.

Den 20 December

Gestern Abend wohnte ich einer kleinen Privat-Musik beim Grafen Apponyi bei. Es wurde vor wenig Zuhörern viel gute Gesang-Musik am Piano gemacht. Am ausgezeichnetsten waren ein Duett aus einer Passion von Paisiello, von der Häser und der Gräfin Apponyi hinreißend schön gesungen, eine Arie von Zingarelli mit Chor, für die Häser geschrieben und von ihr in höchster Vollendung vorgetragen, und ein Duett von Rossini, von der Gräfin und Herrn Moncade gesungen. Die Häser sang mit so viel Gefühl und mit einer solchen Reinheit, wie ich sie früher nie gehört habe. Ihre herrliche, klangreiche Stimme, die in einem Lokale, wo es schallt, fast zu grell klingt, besonders

in den höchsten Tönen, machte gestern in einem Zimmer, wo Tapeten und Teppiche den Schall dämpften, eine herrliche Wirkung. Es stehen ihr alle Nüancen vom zartesten Hauche bis zur größten Stärke zu Gebot, und sie weiß sie meisterlich zu nützen. Ihre ehemals in Dresden bewunderte Geläufigkeit der Kehle hat sich zwar verloren, doch ist ihr noch genug davon geblieben, um alle Gesang-Verzierungen mit Leichtigkeit und Eleganz machen zu können. Das einzige, was ich bei ihrem Gesange vermisse, ist der in neueren Zeiten so sehr vernachlässigte Triller. Moncade ist ein Sänger mit schöner, kräftiger Bruststimme und geschmackvollem, wenn auch nicht sehr gefühlvollem Vortrag. Außer diesen sangen noch der Prinz Friedrich von Gotha eine Arie und ein Bassist ein paar Bussenaden.

Sirletti's Musikpartien habe ich auch zweimal wieder besucht. Vor acht Tagen wurden einige Sätze aus dem Requiem und das Halleluja wiederholt; die übrige Zeit war aber ganz den Psalmen von Marcello gewidmet. In Hinsicht dieser letzteren finde ich mein früheres Urtheil immer mehr bestätigt. In der Pracht-Ausgabe dieser Psalmen steht auch eine Lebensbeschreibung Marcello's, in welcher die Veranlassung angegeben wird, warum er von der Theater-Composition, der er früher ausschließlich ergeben war, auf einmal zur Kirchen-Composition überging. Er hatte nämlich beim Besuch einer abgelegenen Kirche in Venedig das Unglück, durch eine schlecht bedeckte Oeffnung in ein unterirdisches Todten-Gewölbe zu fallen und mußte da lange verweilen, bis sein Hülferufen gehört wurde. Dieser Unfall stimmte ihn so ernst, daß er von da an nur religiöse Musik schreiben wollte.

Auch Rossini's Musiken habe ich wieder besucht und eine tragische Oper von einem jungen, frühe gestorbenen Componisten gehört, die von vielem angeborenen Talent, aber auch gänzlichem Mangel an Studium zeugte. Die Sänger thaten sich in dieser Oper mehr wie in der früher gegebenen hervor, das Orchester war

aber eben so unerträglich. Ich saß neben dem ehemals so ausgezeichneten Sänger Crescentini (der aber jetzt seine Stimme ganz verloren haben soll, obgleich er kaum fünfzig Jahre alt sein wird) und hatte die Freude, sein Urtheil über den jetzigen Musikzustand Italiens ganz mit dem meinigen übereinstimmend zu finden. Sein Gespräch verrieth den vorurtheilsfreien, gebildeten Künstler. Er klagte mir, daß in der neueren Zeit die gute Gesangschule, das einzige, wodurch sich die Italiener ausgezeichnet hätten, immer seltener werde, und daß er besonders bei seiner letzten Zurückkunft nach Italien (ich glaube er war in Paris) einen so verdorbenen, frivolen Geschmack vorgefunden habe, daß keine Spur die ehemalige, einfach große Methode seiner Zeit mehr verrathe. Auch ihm, der in Deutschland und in Frankreich viel gute Musik gehört hat, ist die Fadheit und Incorrektheit der neueren italienischen Musik ein Gräuel.

Den 21. December.

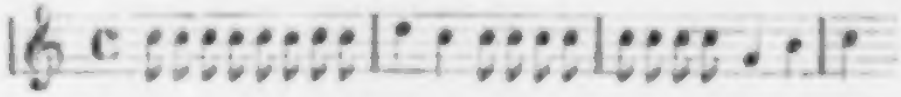
Jetzt, da wir uns dem Feste nähern, wird die Bettelei, von der man hier immer schon geplagt ist, ins Große getrieben. Wo man sich sehen läßt, wird Jedem ein glückliches Fest gewünscht, und man muß den Beutel ziehen. Diese Bettelei kommt zwar um Neujahr auch in Deutschland vor, doch bei weitem nicht so allgemein wie hier. So kommen z. B. die Bedienten aller der Herrschaften, bei denen man sich nur ein einzigesmal hat blicken lassen, und betteln; ja sogar außer dieser Zeit werden die Fremden von ihnen in Contribution gesetzt. Hat man dem Herrn Visite gemacht, so kommt der Bediente am anderen Morgen und bittet um ein Geschenk. Da man nicht unter drei Paoli geben kann, so ist es ein theurer Spaß, viel Adreßbriefe hier abzugeben. Die armen Teufel sind freilich sehr schlecht bezahlt und müssen zu solcher Bettelei ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Gestern ist Meyerbeer mit seiner Mutter hier angekommen. Er hat in Florenz einen Brief von C. M. von Weber erhalten

und mir aus demselben die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß meine Oper „Faust" in Prag bereits zweimal mit ausgezeichnetem Beifalle gegeben worden ist.

Den 25. December.

Gestern Abend wohnten wir einer Funktion in der Sixtinischen Kapelle als Vorbereitung zum heutigen Feste bei. Ich hatte mir viel Wirkung davon versprochen, fand mich aber sehr getäuscht. Die Erleuchtung machte nicht den geringsten Effekt, weil die Kapelle bald so mit Lichterdunst erfüllt war, daß man nicht zehn Schritte weit deutlich sehen konnte. Statt der vierstimmigen Gesänge, auf die ich gehofft hatte, recitirte der Sängerchor nur eine ewig lange Litanei von Gebeten im Unisono ohne alle Melodie etwa so:



Dies fast ohne Unterbrechung anderthalb Stunden anzuhören, war die größte musikalische Pönitenz, die ich je habe erleiden müssen. Endlich während eines stillen Gebetes erfrischte uns ein vierstimmiger Sologesang, bei dem sich wieder die herrliche Sopran-Stimme von neulich auszeichnete. Gleich darauf ging es aber von neuem los, und nun zogen wir vor, uns lieber mit der größten Anstrengung durch's Gedränge hindurchzuarbeiten, als dies länger anzuhören.

Heute früh sahen wir endlich das Oberhaupt der katholischen Kirche im höchsten kirchlichen Pomp die Messe in der Peterskirche lesen. Der Hochaltar unter der Kuppel, von seiner gewöhnlichen Hülle entkleidet, strotzte von Gold und Edelsteinen; die Geistlichen und Cardinäle in die reichsten Goldstoffe gekleidet, die Leibwache in ihrer glänzenden Uniform, die Schweizer-Garde in hellpolirten, altdeutschen Harnischen, mit einem Worte, Alles, was den Papst umgab, trug dazu bei, diese Funktion zu dem glänzendsten Schauspiele zu machen, was je in einer Kirche aufgeführt worden ist.

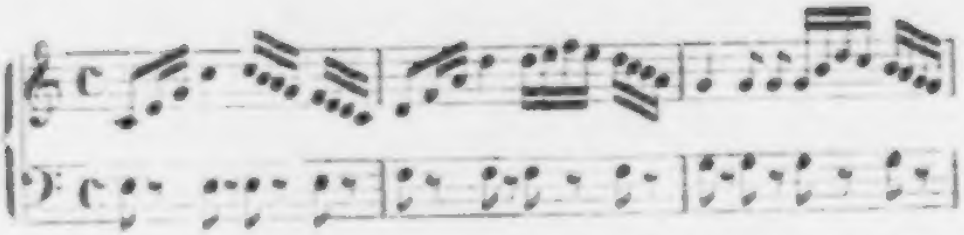
Denn mehr als ein Schauspiel war es den Umstehenden nicht; keine Spur von Rührung oder Erhebung unter all' den vielen tausend Zuschauern! Den Anschein eines zur Belustigung aufgeführten Schauspieles gewann es auch noch dadurch, daß für die anwesenden hohen Herrschaften: den König von Spanien, die Königin von Etrurien, die Prinzen von Preußen und Gotha und Andere, eine reich decorirte Loge erbaut war, und daß sich auf Amphitheatern die elegante Welt von Rom im höchsten Staate präsentirte. Einen sonderbaren Contrast mit dieser Pracht bildete der in Lumpen und Schmutz eingehüllte Janhagel, der sich bis an den Hochaltar vorgedrängt hatte. Da sich die Funktion sehr in die Länge zog, und das, was die Sänger dabei sangen, weder sehr interessant war, noch auch bei dem Lärm in der Kirche deutlich gehört werden konnte, so zogen wir es vor, bei dem milden, hellen Wetter lieber einen Spaziergang zu machen, kehrten aber noch zeitig genug in die Kirche zurück, um die Prozession, den Schluß der ganzen Handlung, zu sehen. Voraus ging eine Abtheilung der Leibwache, hinter dieser wurde der Cardinalshut auf einem Schwerte getragen; dann kamen die Cardinäle, und endlich der Papst auf einem reich verzierten Tragsessel oder Throne von acht Geistlichen getragen; ihm zu beiden Seiten zwei große Fächer von weißen Straußfedern; dann alle Geistlichen und zuletzt die übrige Leib- und Schweizer-Wache. Der Papst, dieser ehrwürdige 75jährige Greis, dem man die Erschöpfung vom Fasten und der langen, ermüdenden Funktion auf seinem blassen, rührenden Gesicht sehr deutlich ansah, ertheilte während dieser Prozession mit kraftloser Handbewegung dem Volke den Segen. Dieses zeigte dabei aber keine Spur von Devotion; Niemand knieete; Alles lachte und lärmte während der ganzen Funktion. Der Zug ging durch eine Seiten-Kapelle in den Vatikan. Die ungeheuere Größe der Kirche konnte man heute bei der unzähligen Menschenmenge erst recht bemerken. Es dauerte eine halbe Stunde, bis die Menschen durch drei große Thore ausgeströmt waren.

Den 27. December.

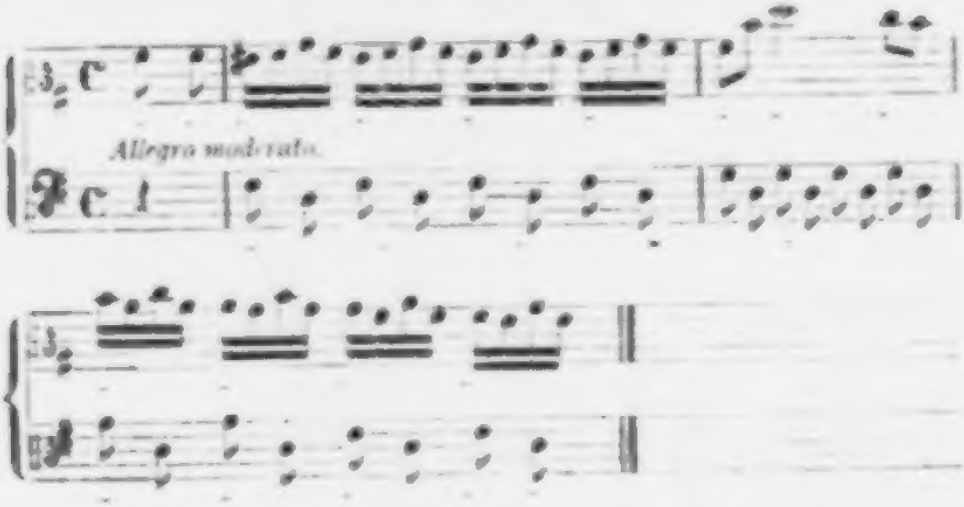
Gestern endlich wurden die Theater wieder eröffnet, nachdem sie ein halbes Jahr geschlossen waren. Im Theater Argentino, dem größten und schönsten, gab man Rossini's „Tancred", im Theater Valle eine neue Opera buffa von Signore Pietro Romano: „Il quiproquo." Da „Tancred" eine alte Oper ist, von der die erste Aufführung nicht mehr Interesse hat, als die folgenden, so überredete mich Meyerbeer leicht, mit ihm in's Theater Valle zu gehen, während meine Frau und die Kinder mit Madame Beer das Theater Argentino besuchten. Vor der Oper wurde eine Farce in Prosa gegeben, die unseren „Proberollen" nachgebildet war. Dann kam der erste Akt der Oper, dessen Text wir bald als eine Bearbeitung des „Nouveau seigneur de village" erkannten. Das Sujet, obgleich ein wenig in die Länge gezogen, war weder so albern, noch so langweilig, wie gewöhnlich die der italienischen Opern. Deste fader und gewöhnlicher ist aber die Musik. Herr Romano hat den jetzt so sehr beliebten Rossini zum Vorbild genommen und so copirt oder vielmehr abgeschrieben, daß das Parterre alle Augenblick „bravo, Rossini!" rief. Dabei ist seine Musik so incorrekt, daß ein an reine Harmonie gewöhntes Ohr sie nicht ohne Ekel hören kann. Das hat ihr zwar hier nichts geschadet, deste mehr aber der Mangel an Feuer und Lärm, welch' letzteren die Italiener eben so sehr wie die Franzosen und Deutschen lieben. Nur ein einzigesmal nach einem Duett rief ihm das Parterre das beglückende „bravo, Maestro!" zu, wofür er sich dann auch gleich sehr demüthig bedankte. Alles Uebrige wurde aber gleichgültig angehört, und beim Schlusse der Oper äußerte sich weder Beifall, noch Mißfallen. Die Sänger waren noch sehr unsicher und pukelten ohne Aufhören. Madame Georgi, die Prima Donna, im vorigen Carneval der Liebling des Publikums, gefiel gestern

eben nicht sehr und hatte den Aerger zu sehen, daß die Seconda Donna, die übrigens nicht schlecht sang, nach ihrer Arie im zweiten Akte herausgerufen wurde, welche Ehre ihr den ganzen Abend nicht widerfahren war. Sie gab ihren Aerger darüber dadurch zu erkennen, daß sie den Rest ihrer Partie nun ganz gleichgültig und mit halber Stimme sang, schadete dadurch aber dem letzten Finale sehr und war vielleicht Veranlassung, daß die Oper so kalt ausging und daß man heute in der Stadt sagt, sie habe mißfallen. Das Orchester, größtentheils aus den Professoren (!) bestehend, die ich in meinem Concerte hatte, spielte roh, unrein und ohne alle Nüancen.

Heute früh war wieder eine kleine Privat-Musik beim Grafen Apponyi. Es wurden fast nur Sachen aus Rossini's Opern gesungen, von welchen mir ein Terzett aus „Elisabeth", wenn ich nicht irre, wegen der guten Stimmführung am meisten gefiel. Je mehr ich von Rossini's Compositionen höre, deste mehr bin ich geneigt, theilweise in das allgemeine Urtheil mit einzustimmen, das ihn für den ausgezeichnetsten der neueren italienischen Componisten und für einen Reformator des Geschmackes im Opernstyle ausgibt. Mayer ist indessen billigerweise wohl auszunehmen und hat, wenn auch nicht so viel Phantasie wie Rossini, doch sicher mehr Kenntnisse und ästhetisches Gefühl. Daß es Letzterem an Kenntniß der Harmonie, an Charakter-Zeichnung, an Sinn zur Unterscheidung des ernsten und komischen Styles und des Schicklichen für die Sinne fehlt, bemerkte ich schon in Florenz nach Anhörung der „Italiana in Algeri." Indessen hat Rossini einiges ganz Neue erfunden, was aber, weil es neu, deswegen noch nicht gut ist, z. B. sein blumiger Gesang, wie ihn Meyerbeer sehr charakteristisch nennt, der eigentlich nichts anderes ist, als die bisher auf einen Vokal gesungenen Passagen mit untergelegten Sylben, wie in einer Arie aus der „Italiana":



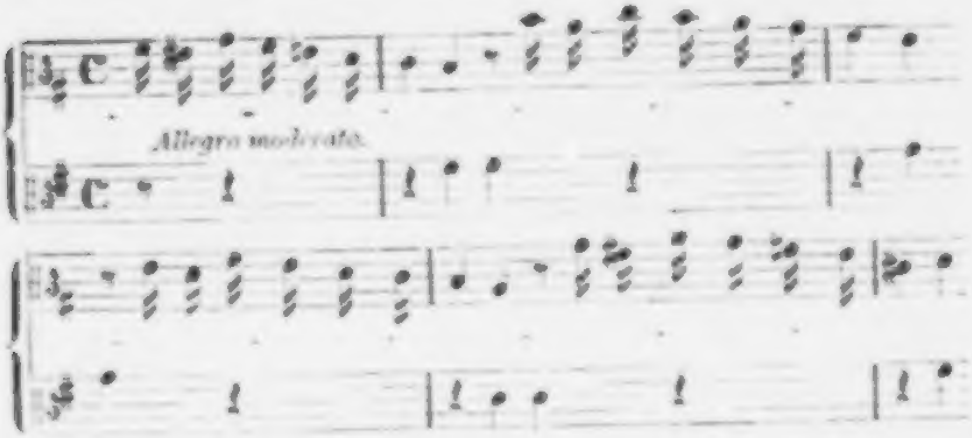
oder in einem Duett zwischen Tenor und Baß in derselben Oper, wo die zweite Gesangstimme sehr unsangbar und mehr einem Orchesterbaß, als einem Gesangbaß ähnlich ist: *)



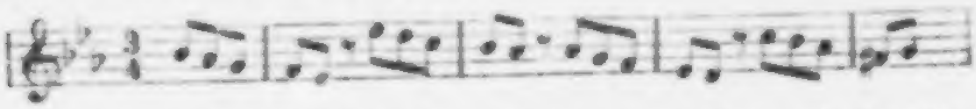
So oft solche süße Sächelchen von den Sängern gut vorgetragen werden, wie heute besonders von Moncade, bricht das Auditorium in lautes Entzücken aus, weshalb auch die italienische Musik immer mehr in einen bloßen Ohrenkitzel ausartet und Sänger und Componist immer mehr verlernen auf das Herz zu wirken; so wie ich denn ohne Uebertreibung behaupten kann, daß ich von all den Compositionen, die wir bisher in Italien gehört haben, auch nicht ein einzigesmal ergriffen worden bin, eine oder zwei Stellen in der „Testa di bronzo" abgerechnet, und daß mich von allen Sängern, die wir bis jetzt hörten, die Häser

*) Da ich den Text nicht weiß, so habe ich die Sylben mit Punkten beigefügt.

allein in einem Duett aus der alten Passion von Paisielle auf einige Secunden gerührt hat. Ebenfalls neu, von Rossini zuerst gebraucht, ist auch die Art, wie er die parlanten Stellen in der Opera buffa, die man bisher gewöhnlich auf einen Ton, oder doch nur auf ganz nahe liegenden Intervallen schrieb, solchen Gesangstellen unterlegt, die man bis jetzt nur legato vorzutragen pflegte, wie z. B. im Anfange des obigen Duettes:

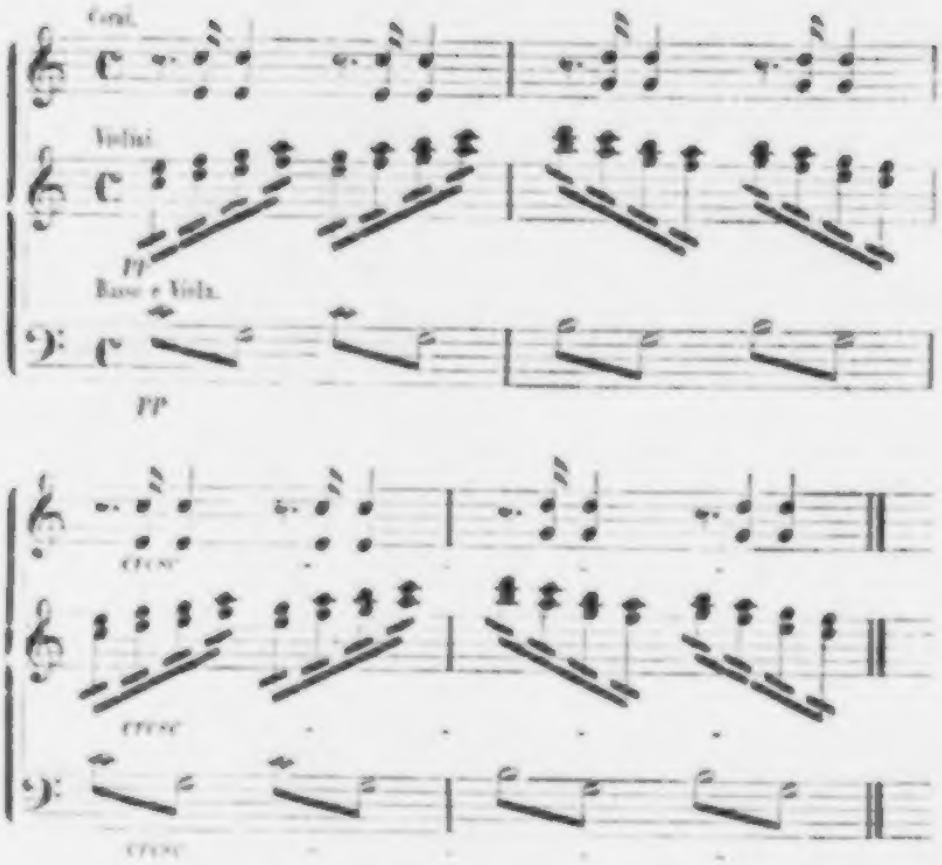


So bekannt auch dieser Anfang ist (er ähnelt dem Anfang eines Finale in einem Haydn'schen Quartett aus Es-dur):

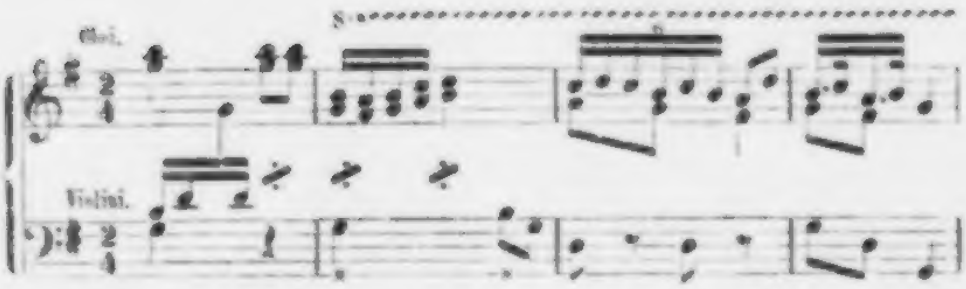


so ist die Art, ihm auf diese Weise den Text unterzulegen, doch völlig neu; ob aber gut, ist noch die Frage; mir klang er wenigstens immer wie travestirt, als wenn man z. B. auf einem singenden Instrumente einen Gesang, der einen gefühlvollen Vortrag erlaubt, zum Scherze so karikirt vorträgt, daß er Lachen statt Rührung erregt. Wenigstens würde kein Instrumentalist von Geschmack den obigen Gesang staccato vortragen.

Noch etwas Rossini Eigenthümliches sind folgende und ähnliche crescendo-Passagen, die fast in allen seinen Musikstücken vorkommen und das italienische Publikum immer zum Entzücken hinreißen, z. B. in der Ouvertüre aus der „Italiana“:



Auf ähnliche Art geht es noch eine Weile fort, bis endlich auch das Publikum mit dem stärksten forte in ein wüthendes Händeklatschen und Brave-Rufen losbricht. Denn einem solchen crescendo kann es so wenig widerstehen, daß auch die unglücklichen Nachahmer von Rossini, wie z. B. Herr Romano, in der vorgestrigen Oper sich damit einen stürmischen Beifall zu erzwingen wissen. Daß solche Stellen oft sehr unrein und widrig durch durchgehende Noten sind, brauche ich nicht erst zu erinnern; finden sich doch sogar in der berühmten, in ganz Italien bewunderten Cavatine aus „Tancred", die heute auch gesungen wurde, gleich in den ersten Takten die abscheulichsten Oktaven zwischen dem Baß und der zweiten Oboe, die ich je gehört habe.



Das endliche Resultat meines Urtheils über Rossini wäre also, daß es ihm zwar keineswegs an Erfindung und Geist fehle und er mit diesen Eigenschaften, wenn er in Deutschland wissenschaftlich ausgebildet und durch Mozart's classische Meisterwerke auf den einzig richtigen Weg geleitet würde, leicht einer der vorzüglichsten Gesang-Componisten unserer Zeit hätte werden können, daß er aber, so wie er jetzt schreibt, die italienische Musik um keinen Schritt weiter, sondern wohl eher zurückbringen wird. Um neu zu sein, entfernt sich Rossini immer mehr von dem einfach großen Gesange der älteren Zeit und bedenkt nicht, daß er die Stimme ganz ihres Reizes und Vorzugs beraubt und wahrhaft herabwürdigt, wenn er sie zu Passagen und Rouladen zwingt, die jeder mittelmäßige Instrumentalist viel reiner und besonders zusammenhängender machen kann, weil er nicht nöthig hat, allemal auf der dritten oder vierten Note eine Sylbe auszusprechen. Mit seinem blumigen Gesange, so sehr derselbe auch gefällt, ist er also auf dem Wege, allem eigentlichen Gesange, der ohne das schon sehr selten in Italien ist, den Garaus zu machen, wobei ihm der verächtliche Troß der Nachahmer, die hier so gut wie in Deutschland ihr Unwesen treiben, aus allen Kräften beisteht.

Den 29. December.

Gestern Abend hörte ich denn auch in Gesellschaft Meyerbeer's den „Tancred" im Theater Argentino. Eine erbärmlichere Vorstellung habe ich kaum je erlebt. Die Sänger sind bis auf die älteste Paris höchst mittelmäßig; die Prima Donna,

die jüngere Paris, ist noch ganz Anfängerin, der Bassist unter aller Kritik, das Orchester schlechter, als in der kleinsten deutschen Provinzialstadt, mit einem Worte, es ist ein zusammengelaufenes Volk, wie man sie in ganz Italien nicht schlechter hätte auftreiben können. Gnade Gott dem Componisten, dessen Werk in solche Hände fällt! Sie entstellen es so, daß man es gar nicht wieder erkennen kann. Die einzige Person, die sich auszeichnete, ist die älteste Paris, die in der Rolle des „Tancred" eine kräftige, gesunde Centre Altstimme und einen gebildeten Vortrag zeigte. Es wäre ungerecht, die Composition nach einer solchen Vorstellung beurtheilen zu wollen, um so mehr, da man viele Nummern weggelassen und dafür andere eingelegt hatte. Das Ballet, welches man zwischen beiden Akten gab, war des Uebrigen vollkommen würdig: ein seriöses Ballet, von lauter Groteskt-Tänzern aufgeführt! Doch waren unter diesen einige Männer, die sich durch Kraft, Gewandtheit und Sicherheit in Sprüngen allerlei Art sehr auszeichneten.

Wir haben seit acht Tagen wieder viel Interessantes gesehen: das Capitolini'sche Museum, in welchem der sterbende Fechter und mehrere ägyptische Statuen — letztere weniger durch Kunstschönheit als Sonderbarkeit bemerkenswerth — uns am meisten gefielen; die Bildergallerie im Palast Doria, die unter vielen anderen ausgezeichneten Gemälden auch vier himmlische Landschaften von Claude Lorrain besitzt; eine andere im Palast Colonna, wo ein wunderschöner Kopf von Raphael hängt; die schön und reich verzierten Kirchen von St. Maria maggiore und St. Giovanni Laterano u. s. w. Vor dem Portale der letzteren hat man eine ausgedehnte Aussicht nach der Gegend von Albano, welche durch die antiken Wasserleitungen, die das Auge meilenweit verfolgen kann, und durch andere Ueberbleibsel altrömischer Baukunst etwas sehr Romantisches erhält.

Am Sonnabend bestiegen wir bei heiterem Wetter die Kuppel der Peterskirche. Zuerst geht es in einem schnecken

förmigen Gange ohne Stufen bis auf das Dach der Kirche. Dort angelangt, glaubt man sich wieder in den Straßen einer Stadt; denn der Boden ist gepflastert und eine Menge Häuser, von denen einige sogar bewohnt sind, und die vielen kleinen und größeren Kuppeln hindern den Blick in die Ferne. Geht man dann freilich bis zu den kolossalen Statuen, die über dem Portale der Kirche stehen, so sieht man, auf welcher Höhe man sich schon befindet. Das Pflaster auf dem Platze vor der Kirche gleicht einer feinen Mosaik, und die Menschen, die darauf herumkriechen, kleinen Puppen. Betrachtet man die Kuppel von hier aus, so gleicht sie einem selbstständigen ungeheuern Gebäude; man hat auch von der ersten inneren Gallerie sehr hoch zu steigen, bis man zur zweiten gelangt, wo dann erst die Wölbung der Kuppel anfängt. Der Blick von diesen Gallerien, besonders von der zweiten, in die Kirche hinunter ist ganz einzig und wirklich schauria. Die hundert Lampen, die gerade unter der Kuppel am Eingange der unterirdischen Kapelle brennen, fließen wie in eine Flamme zusammen, und die Menschen erscheinen wie wandelnde schwarze Punkte. Von der zweiten Gallerie steigt man dann zwischen der inneren und äußeren Kuppel auf hölzernen Treppen bis zur Laterne, von wo man noch einmal einen schwindelerregenden Blick in die Tiefe der Kirche hat. Hier geht es wieder auf steinernen Wendeltreppen bis in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches in der Spitze der Laterne angelegt ist, und dann zuletzt noch auf einer eisernen Leiter durch den Stiel zum Knopf, in welchem zwölf bis sechszehn Personen bequem Platz haben. Wagehälse können auch noch auf einer Leiter außerhalb desselben bis zum Kreuze steigen; wir begnügten uns aber bis in den Knopf gewesen zu sein. Die Aussicht von den äußeren Gallerien ist über alle Beschreibung prächtig und mannigfaltig. Unten das stolze Rom mit seinen unzähligen Palästen, Ruinen, Säulen und Obelisken; rund umher die Villen mit den majestätischen Pinien; in weiteren Umkreisen die Berge bei Tivoli und

Albane, über welche Schneegebirge hervorragen, und ganz im Hintergrunde gegen Westen das mittelländische Meer, welches sich zu der Tageszeit, in der wir den Thurm bestiegen, wie ein feuriger Streifen am Himmel präsentirte. Nachdem wir lange diese entzückende Aussicht genossen hatten, stiegen wir wieder hinab und fanden, daß uns zwei Stunden sehr schnell im Besteigen der Kuppel vergangen waren.

Auch die große Säule auf Piazza Colonna haben wir erstiegen und von ihrer Spitze, die weit über alle Häuser hinwegragt, eine der schönsten Uebersichten von Rom und seinen nahen Umgebungen genossen.

Den 30. December.

Daß es den Italienern auch in der neueren Zeit nicht an glücklichen Anlagen für das Studium der schönen Künste fehle, ja, daß sie darin im Ganzen genommen die nordischen Nationen übertreffen, davon habe ich mich überzeugt. Fast alle ihre Sänger haben ein glückliches Ohr für Intonation und die Gabe, das Melodiöse gleich nachzusingen, ungeachtet nur sehr wenige davon, selbst unter den Theater Sängern, das, was wir Musik nennen, besitzen, ja die Meisten kaum einmal die Noten kennen. In der letzten Musik bei Appenyi sollte ein Canon von Cherubini gesungen werden. Man forderte auch Moncade dazu auf, von dem man mir gesagt hatte, er gehöre ebenfalls zu den Sängern, welche die Noten nicht kennen, obgleich er früher sogar Theater-Sänger war. Da er sich willig dazu hergab, etwas zu singen, was er nicht kennen konnte, so glaubte ich schon, jene Beschuldigung sei falsch. Auch ging anfangs Alles sehr gut. Die Gräfin trug den langsamen, aus acht Takten bestehenden Gesang zuerst vor und Moncade wiederholte ihn mit all' den kleinen Verzierungen, die sie gemacht hatte, Note für Note. Als sodann aber seine zweite Stimme anfing, konnte er nicht weiter, ließ sich indessen nicht irre machen, und sang frischweg nach dem Gehöre, was denn freilich einige-

mal nicht sehr Cherubinisch klang. Als nun aber auch der dritte Sänger, der ebenfalls keine Musik hatte, nach seinem ersten einfachen Gesange beim Eintritt in die zweite Stimme selbst zu componiren anfing, wurde die Confusion und Disharmonie so groß, daß man aufhören mußte. Beide Sänger äußerten, ohne verlegen darüber zu sein, sie hätten gehofft, es würde gehen; ähnlich wie jener Engländer, welcher, da man ihn fragte, ob er Violine spiele, zur Antwort gab: „Es ist sehr möglich, ich habe es noch nicht versucht!"

Auch gibt es hier nicht selten unter dem rohen Haufen des Volkes ausgezeichnete Genies für bildende Kunst, die frühzeitig durch das Anschauen der öffentlichen Kunstwerke geweckt werden. So erregt schon seit einem Jahre und länger ein Straßenjunge die Aufmerksamkeit der hiesigen Maler durch sein außerordentliches Talent für ihre Kunst. Dieser Knabe, ohne je den geringsten Unterricht gehabt zu haben, zeichnet mit Kohle auf die weißen Wände der Häuser große historische Entwürfe, und es ist fast keine Straße hier, wo man nicht von seinen Kunstwerken sehen kann. Bald wählt er Madonnen oder Legenden, bald römische Triumphzüge zum Gegenstand. Nirgends hat er aber etwas Vorhandenes copirt oder sich selbst wiederholt; immer schafft seine Phantasie etwas Neues. Einige unter diesen Zeichnungen verdienen wegen des Reichthums der Composition von oft mehr als dreißig bis vierzig Figuren und der Correctheit der Zeichnung große Bewunderung. Am merkwürdigsten scheint mir aber die Sicherheit, mit der er seine Ideen entwirft. Da sieht man keine doppelte Striche in den Contouren oder etwas Weggewischtes; alles steht sogleich ganz rein da. Wenn er zeichnet, ist er immer von einer Menge Menschen umgeben, die seiner Geschicklichkeit mit Vergnügen zusehen; er ist aber so vertieft in sein Werk, daß er auf die umstehenden Zuschauer und ihre Bemerkungen nicht achtet. Man hat mir erzählt, daß Canova diesen Knaben zu sich genommen hatte, um sein Talent auszubilden;

diese geordnete Lebensart gefiel ihm aber nicht, und er entfloh bald wieder.

Den 1. Januar 1817.

Das neue Jahr fängt sehr unangenehm für uns an. Heute früh wurde Emilie plötzlich krank. Der Arzt glaubt, sie werde das Scharlachfieber bekommen; sollte dies der Fall sein, so werden wir unsere Abreise nach Neapel, die auf den 7. festgesetzt war, noch wenigstens um vierzehn Tage verschieben müssen. Zu der Unannehmlichkeit, hier noch länger zwecklos und in Unruhe zu verweilen, kommt auch noch, daß wir nun unsere Landsleute, mit denen wir die Reise gemeinschaftlich machen wollten, allein reisen lassen und die am 12. d. M. stattfindende Eröffnung des St. Carlo Theaters in Neapel versäumen müssen. Als Entschädigung für letzteres werden wir indessen die neue Oper von Rossini, die er für das Theater Valle schreibt, hören und das Debüt der Madame Schönberger im Theater Argentino noch hier erleben.

Den 8. Januar.

Nicht allein Emilie, auch Ida ist vom Scharlachfieber angesteckt worden, und die Abreise kann nun sicher vor dem 20. nicht stattfinden. Beide Kinder waren einige Tage recht krank und meine gute Dorette hat viel Unruhe und Besorgniß gehabt. Ich habe mich dadurch aufgeheitert und unterhalten, daß ich einige Räthsel Ranens erfand und nun angefangen habe, mir ein neues Solo-Quartett zu schreiben.

Ich hätte so gern Rossini's Bekanntschaft gemacht; vor Beendigung seiner Oper ist aber nicht daran zu denken. Der Impressario, bei dem er wohnt, läßt ihn weder ausgehen, noch Besuch zu ihm hinein, damit er seine Arbeit nicht vernachlässige. Sollte seine Oper nicht vor unserer Abreise noch in Scene gehen, so werde ich ihn wahrscheinlich gar nicht zu sehen bekommen.

Den 18. Januar.

Die Kinder sind früher wieder hergestellt, als wir gehofft hatten, und wir haben übermorgen zu unserer Abreise nach Neapel bestimmt.

Am vorigen Donnerstag war ich wieder bei Sirletti und gestern in der Morgenmusik beim Grafen Apponyi; an beiden Orten wurde aber nichts aufgeführt, was einer besonderen Erwähnung werth wäre, mit Ausnahme eines schönen Quartetts von Mayer und eines Duetts aus einer komischen Oper von Fioravanti. Mayer zeichnet sich doch durch Gewissenhaftigkeit in der Harmonie, durch Regelmäßigkeit des Rhythmus und eine gute Stimmenführung in mehrstimmigen Sachen vor allen neueren Italienern sehr vortheilhaft aus. Das Duett von Fioravanti war mir deswegen merkwürdig, weil es ebenfalls mit dem neueren sogenannten blumigen Gesange ausgeschmückt ist, woraus ich sehe, daß Rossini nicht der erste und einzige ist, der sich dessen bedient. Ich fange überdies an, günstiger von ihm zu urtheilen, sobald er sich nicht über die Grenzen der komischen Oper hinaus wagt und seine Musik so graziös ausgeführt wird, wie von der Gräfin Apponyi und Moncade.

Am 20. Januar reis'ten wir von Rom ab. Die Campagna di Roma ist hier zwar eben so wenig angebaut, wie auf jener Seite; der Weg bis Albano hat aber dadurch viel Interesse, daß man allenthalben auf Alterthümer stößt. Besonders geben die häufigen Ueberreste von drei oder vier altrömischen Wasserleitungen der Gegend ein sehr romantisches Ansehen. Eine der Wasserleitungen, die am wenigsten beschädigt war, ist in späteren Zeiten ausgebessert worden und dient noch jetzt dazu, Rom von dieser Seite her mit Wasser zu versehen.

Während unser Vetturino in Albano fütterte, erstieg ich den Berg, auf dessen Anhöhe der Albaner See sich befindet. Die Aussicht über denselben nach Rom hin ist entzückend schön. In der Tiefe zu seinen Füßen hat man den See mit den hohen, steilen,

reich mit Buschwerk und Bäumen bewachsenen Ufern; auf der rechten Seite ein langes Gebäude, dessen Bestimmung ich nicht kenne; links auf dem hohen, scharfen Ufer sieht man Castel Gandolfo liegen und in weiter Entfernung die Häusermasse von Rom. Die Form des See's und seine hohen, steilen Ufer zeigen deutlich, daß er durch das Einstürzen eines ausgebrannten Kraters entstanden ist.

Der Weg von Albano bis zu dem kleinen, schmutzigen Städtchen Velletri, wo wir unser erstes Nachtquartier nahmen, bietet viel Abwechslung dar.

Am zweiten Tage kamen wir durch die pontinischen Sümpfe, die sich von Velletri bis Terracina vierundvierzig Miglien weit erstrecken. So traurig und öde, wie wir sie erwarteten, fanden wir sie nicht, weil man doch immer den Blick auf's Gebirge zur Linken hat und hin und wieder sogar einigen Anbau findet. Auch beleben die häufigen Heerden von Ochsen, Büffeln, Schweinen und in trockenen Gegenden auch von Schafen die einförmige Ebene einigermaßen. Häuser sieht man aber sehr selten und die Bewohner haben immer ein bleiches, ungesundes Aussehen. In der heißen Jahreszeit sind die Ausdünstungen der Sümpfe selbst für schnell Durchreisende sehr gefährlich, besonders wenn man sich dem Schlafe überläßt, zu welchem man durch die Einförmigkeit des Weges sehr gereizt wird. Erst vorigen Sommer hat ein junges Mädchen, die der Versuchung zu schlafen nicht widerstehen konnte, hier den Tod eingeathmet und ist schon drei Tage nach ihrer Ankunft in Neapel von einem bösartigen Fieber hingerafft worden. Aehnliche Fälle sind im Sommer gar nichts Seltenes.

In Torre a tre ponti, einem einzelnen Wirthshause, wo die Bewohner alle wie eben aus dem Grabe erstanden aussahen, machten wir Mittag und bekamen delikates Fleisch und Braten von wilden Enten und Gänsen, deren es ungeheuere Schwärme in den unangebauten Gegenden der Sümpfe gibt.

Terracina, wohin wir mit Anbruch der Nacht kamen, hat

eine äußerst reizende Lage. Die Stadt liegt hoch auf wilden Felsen; wir blieben aber unten dicht am Meere in einem sehr vorzüglichen Gasthause. Aus unseren Fenstern hatten wir den Blick auf's Meer und genossen am anderen Morgen den einzig herrlichen Anblick der aufgehenden Sonne. Dicht unter unseren Fenstern rauschte die Brandung, ungeachtet der Wind den Tag über nicht heftig gewesen war. Die Luft war so mild, wie nach einem warmen Sommertage in Deutschland, und wir sahen noch spät bei Mondenschein den Fischern zu, die kühn durch die Brandung schifften, um ihre Netze auszuwerfen.

Am anderen Morgen hatten wir die wegen Räuber gefährlichste Strecke der ganzen Reise zu passiren. Zwischen Terracina und Fondi fährt man nämlich in einer wenig bewohnten Gegend fast immer zwischen lauter halbhohem Gebüsch, wo sich das Räubergesindel leicht verstecken und aus dem Hinterhalte die Reisenden und ihre Escorte niederschießen konnte. Hier wurden denn auch die meisten Räubereien begangen und erst kürzlich wieder Reisende angefallen. Nun hat aber die Regierung endlich ernstliche Maßregeln ergriffen. Wir fanden einige hundert Bauern beschäftigt, alle Büsche zu beiden Seiten des Weges abzuhauen und zu verbrennen. Es begegneten uns starke Abtheilungen Soldaten, die das Gesindel in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen sollen. Man hat sie auch schon zu zwanzig bis dreißig eingebracht und nach kurzem Prozeß aufgehängt. Diesseits der neapolitanischen Grenze fanden wir alle Viertelstunde ein Piquet von zehn Soldaten, die am Wege bivouakiren und während der Nacht Patrouillen ausschicken.

In Fondi, einem ärmlichen, schmutzigen Neste, wo wir von Bettlern beinahe zerrissen wurden, sahen wir die ersten großen Citronen-, Pomeranzen- und Orangen-Gärten. Wir machten einen Spaziergang durch die Stadt und ergötzten uns an dem Anblick der herrlichen Bäume, die ganz voll der schönsten Früchte hingen. In den Gärten und auf dem Markte sahen wir frisches Gemüse: Blumenkohl, Savoyen-Kohl, Möhren u. s. w. Um

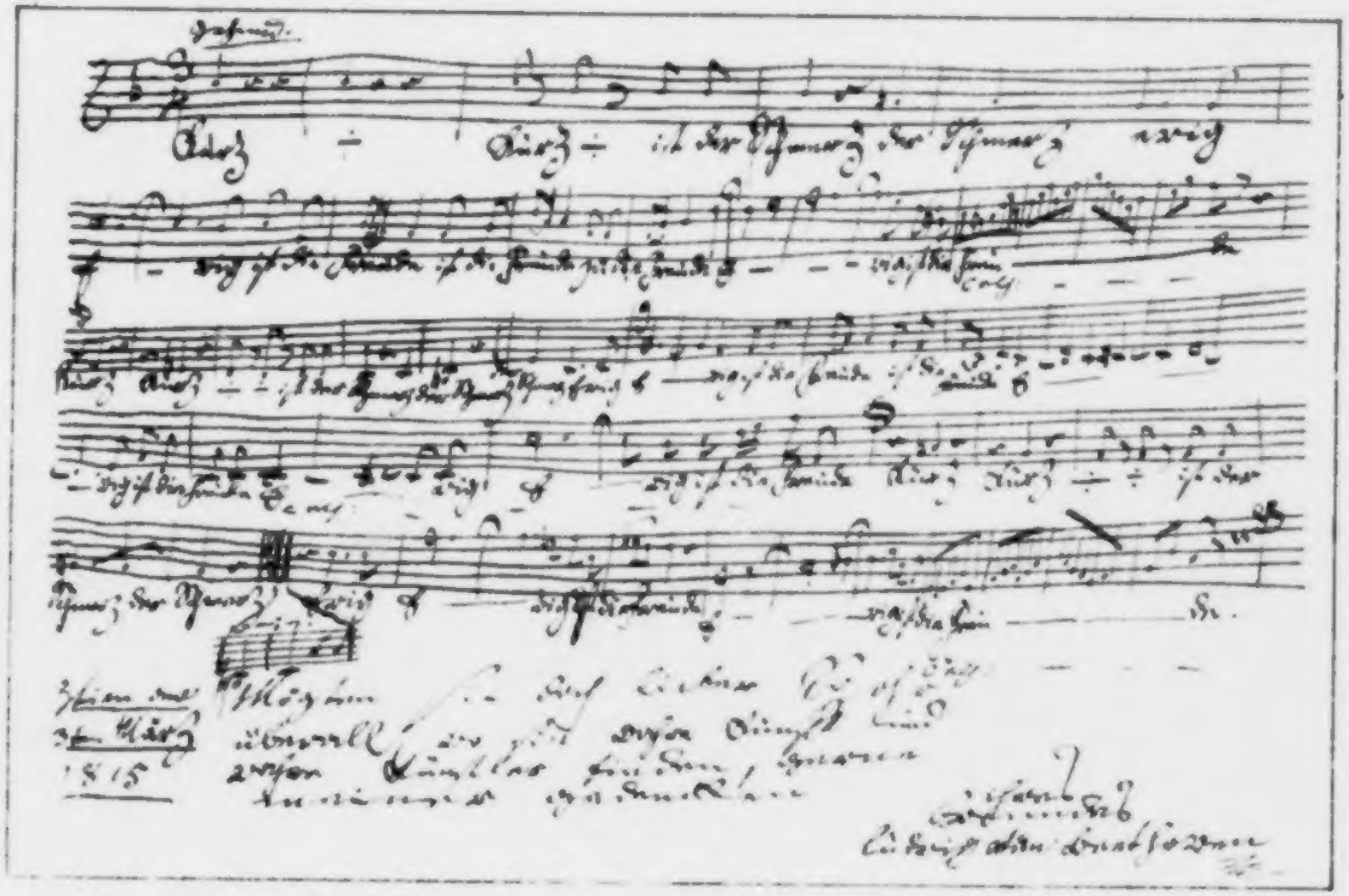
Mittag aber war die Hitze so groß, daß wir den Schatten suchen mußten.

Die Nacht blieben wir in Mole di Gaëta, einem ebenfalls dicht am Meere liegenden Städtchen. Aus den Fenstern unseres Wirthshauses sahen wir Abends die Fischer bei Fackelschein auf den Fang ausfahren. Zwischen Mole und St. Agata fanden wir manche immergrüne Gewächse, die man selbst im nördlichen Italien nicht kennt, und auf den Felsen mehrere Arten Aloe, die man bei uns in den Gewächshäusern zieht. Andere, auch bei uns einheimische Gebüsche hatten schon ihr erstes Grün getrieben. Am Wege dufteten Veilchen und in den Feldern die Blüthe von Feldbohnen.

Capua, wo wir unser letztes Nachtquartier nahmen, ist eine hübsche Stadt mit schönen Gebäuden. Wir aßen Abends mit ein paar österreichischen Offizieren, die unter anderem erzählten, daß man auch in Capua die Menschen nicht begrabe, sondern in eine, eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Höhle stürze, die unergründlich tief sei und auf ihrem Grund mit dem Meere zusammenhängen müsse, indem man nach langer Zeit das Hineingeworfene ins Wasser fallen höre.

Der Weg von Capua nach Neapel ist der uninteressanteste der ganzen Reise. Man sieht zu beiden Seiten des Weges nichts anderes, als hohe Maulbeerbäume mit Weinranken, beide jetzt ohne Blätter. Nachmittags um zwei Uhr kamen wir endlich in dem langersehnten Neapel an und fanden ein von unseren deutschen Landsleuten für uns bestelltes Logis zu unserer Aufnahme bereit.

Ende des ersten Bandes.



Canon

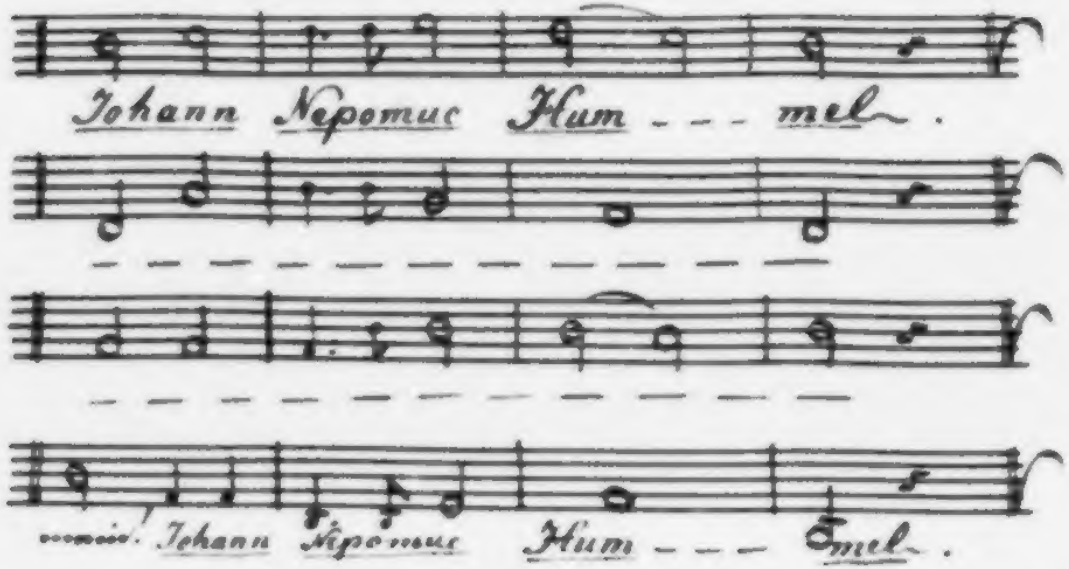
1) Andte.

Dich, Künstler, lieb' ich warm und rein; gedenke Freund auch ferne mein,

2) Dich, -

3) Dich lieb' ich rein; gedenke mein!

4) Dich lieb' ich warm; gedenke Freund! gedenke



Wien den 5ten März 815.

Dolce

Allegretto

A qui musicam non colit ex di-abolo ex di-abolo ex di-abolo

est; nam solus ille res-juit harmo-niam harmoni-am, su-a-vem,

conso-lantem, recreantem harmoni-am. Ex di-abolo

est ex di-a-bolo est qui musicam non colit, ex di-a-bolo ex di-abolo; nam

Canone à tre Voci.

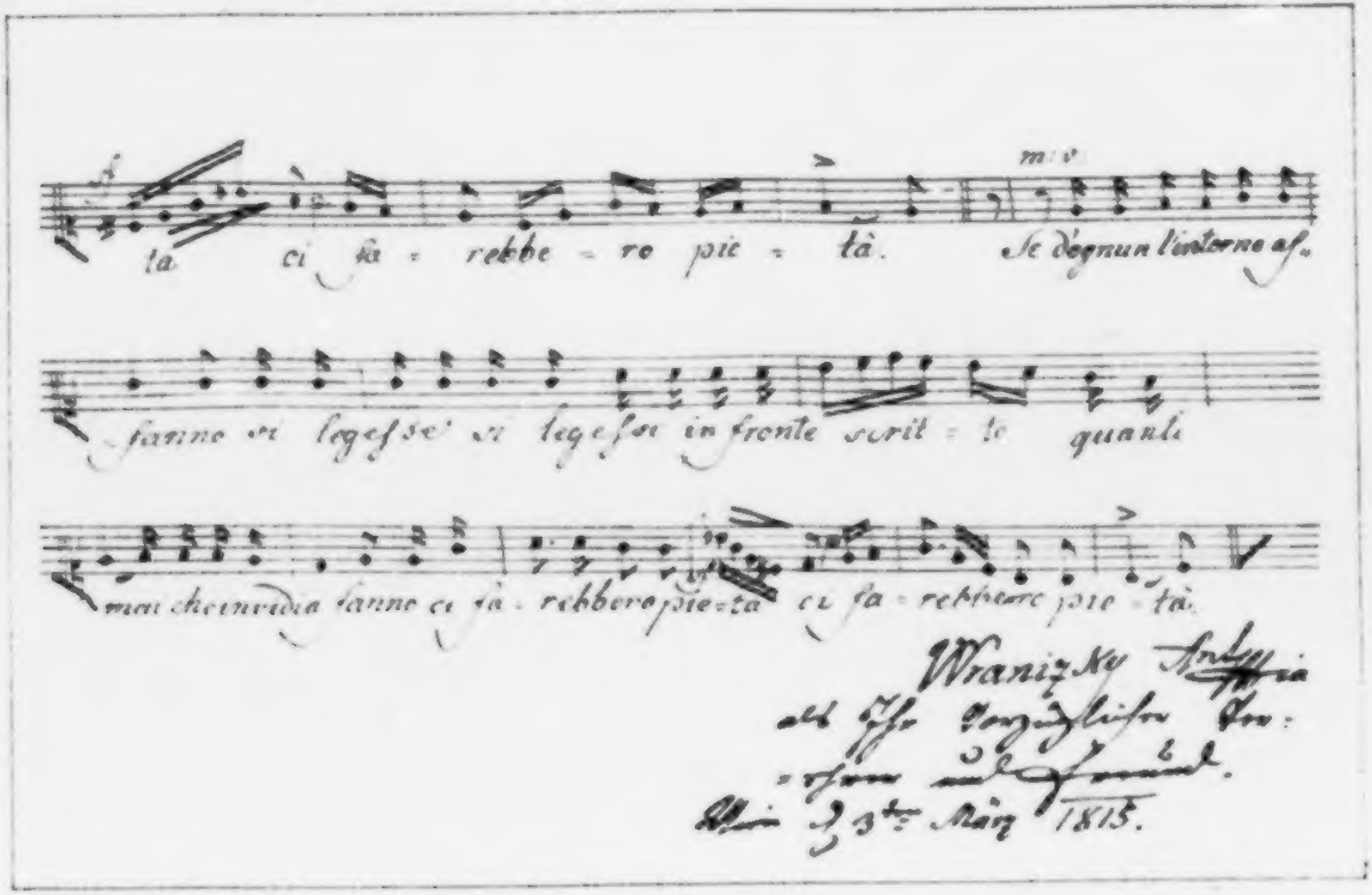
Allegretto. m. v.

Se d'ognun l'interno affan - no, si le - gesse in fronte scritto,

quanti mai che invidia fanno ci farebbe - ro pie - tà ci fa -

rebbe - ro pie - tà. m. v. Se d'ognun l'interno affan - no si le - gesse si le -

gesse in fronte scrit - to quanti mai che invidia fanno ci fa - rebbe - ro pie -


ta ci fa = rebbe = ro pie = tà. Se d'ognun l'interno as=
fanno si legesse si legesse in fronte scrit = to quanti
mai che invidia fanno ci fa = rebbero pie = tà ci fa = rebbero pie = tà.
Wranizky
als Ihr vorzüglicher Ver=
=ehrer und Freund.
Wien d. 3ten März 1815.

Canon.

And.te

Ch secondino li Dei del Cor nostro i puri voti a cui sono i sensi i.

gnoti d'un reo labbro adulator.

Jos Weigl

Mod.to

Canone a tre.

Vergiß mein nicht in weiter Ferne, der Freundschaft Segenswünsche

folgen dir. Vergiß mein in weiter Ferne der Freundschaft Segens-

wünsche folgen dir. Vergiß, vergiß mein nicht! der Freundschaft

Segenswünsche fol- gen dir!

Wien.
5ten März. 815.

Mit Liebe und Achtung
Ihr Sie verehrender
Seyfried

Nur einen Takt braucht es

um mich auf immer an Sie zu erinnern.

Aus meinem Nahmen läßt sich so ächt

Musikalisches nichts machen.

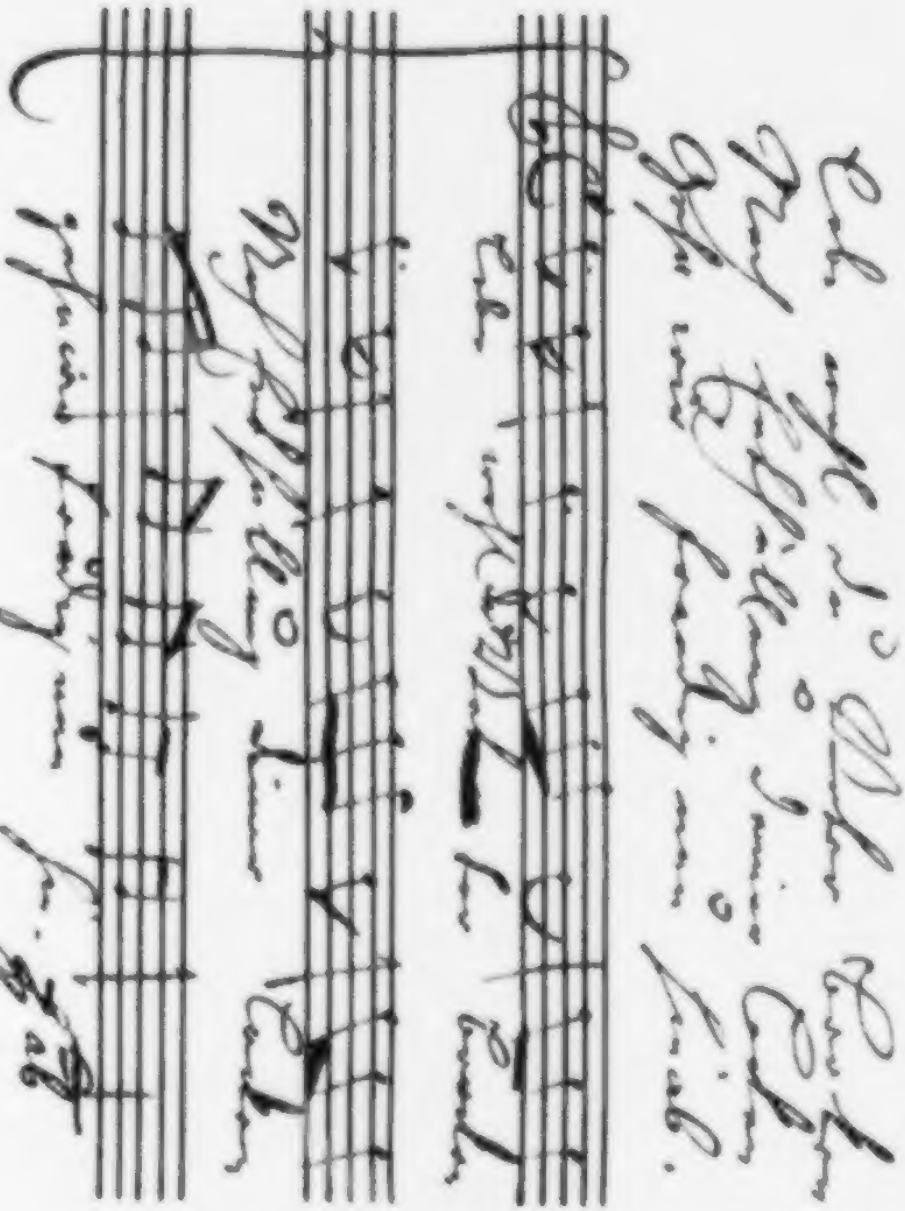
Um so mehr aber ist meine Achtung,

und Freundschaft für Sie:

Wien am 4ten März 1815

J. Moscheles

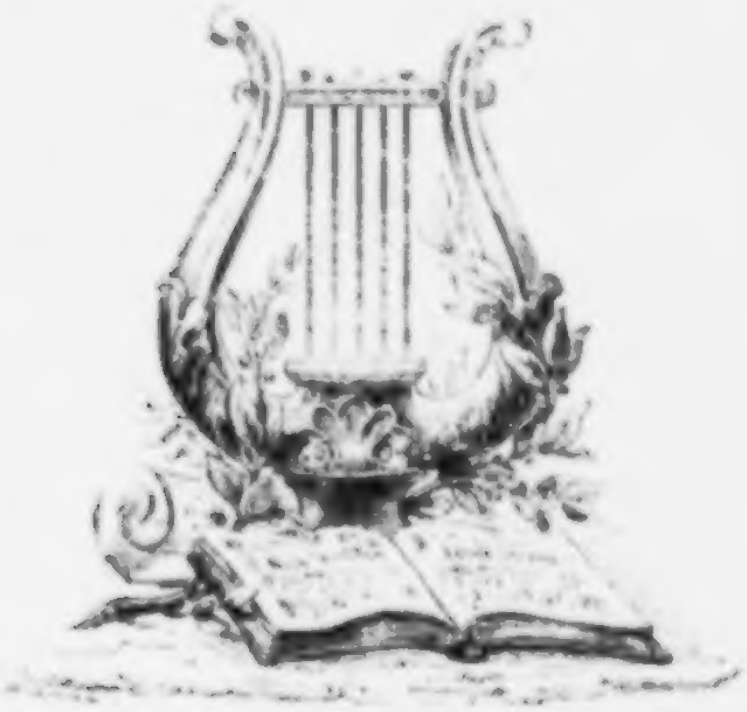
* d, wird hier für t genommen (Licentia poetica)



(Erster Entwurf im Facsimile des von Spohr im Jahre 1807 in das Brockenbuch geschriebenen Canons.)

Louis Spohr's

Selbstbiographie.



Zweiter Band.

Cassel und Göttingen:

Verlag v. Wigand.

1861.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Neapel, den 1. Februar.

Neapel, ohne sich durch schöne Bauart auszuzeichnen, gehört doch durch seine Lage und manche Eigenthümlichkeiten zu den schönsten Städten der Welt. Kommt man von Rom, so vermißt man zwar den großen, durch das Studium der Antiken gebildeten und gereinigten Geschmack in den Gebäuden und anderen Werken der bildenden Kunst, der jene Stadt für ewige Zeiten zu der interessantesten für das Studium der Architekten, Bildhauer und Maler gemacht hat; man wird aber durch andere Vorzüge, die Rom abgehen, hinlänglich entschädigt. Die Stadt gewährt durch ihre amphitheatralische Lage einen sehr imposanten Anblick und gewinnt durch die flachen Dächer und die mit lackirten, bunten Ziegeln gedeckten Kuppeln und Thürme ein für einen Nordländer sehr ungewöhnliches orientalisches Ansehen. Sie ist überdies eine der lebhaftesten Städte der Welt, wenigstens eine der lärmendsten; denn obgleich Wien und Hamburg, die beiden volkreichsten Städte, die ich bis jetzt sah, verhältnißmäßig eben so viel Einwohner haben mögen, wie Neapel, so scheint dieses doch, theils durch die südliche Lebhaftigkeit, theils durch den Umstand, daß hier alle Stände mehr auf den Straßen müßig gehen, als zu Hause arbeiten, noch viel belebter, als jene Städte. Der Lärm auf den Straßen ist wirklich über alle Beschreibung groß, und man wird, bis man sich ein wenig daran gewöhnt hat, davon

völlig betäubt. Alle Handwerker haben ihre Werkstätten auf der Straße: Schmiede, Schlosser, Kupferschmiede, Tischler, Schneider und Schuster — Alles sitzt vor den Häusern bunt durcheinander und arbeitet. Dazu das Rasseln der Wagen und Fiaker, die in den Hauptstraßen fast immer in zwei Reihen fahren, das wilde Geschrei der Verkäufer, die einer den anderen immer zu überbieten suchen, und endlich die Lebhaftigkeit der sich auf der Straße Begegnenden und Unterredenden, von denen ein Deutscher immer glaubt, daß sie sich heftig zanken, wenn sie doch nur vom Wetter oder unbedeutenden Stadt-Neuigkeiten reden. Auffallender wie in irgend einer Stadt der Welt ist aber auch der Contrast zwischen dem Luxus in den Equipagen und der Garderobe der Vornehmen, und dem Schmutz und der Blöße der ärmeren Klasse, besonders der sogenannten Lazzaroni. Diese sieht man mitten unter der eleganten Welt in ganzen Familien auf der Straße liegen und sich von den halbnackten Körpern das Ungeziefer absuchen. Einen ekelhafteren Anblick habe ich nie gehabt! Und doch gab es vor Murat's Regierung, der alle rüstigen Lazzaroni unter die Soldaten steckte, hier von diesem Gesindel eine noch weit größere Menge.

Den 3. Februar.

Gestern machten wir unseren ersten Ausflug. In Gesellschaft unserer schlesischen Landsleute, der Herren von Raumer, von Lattorf, Hagen und Kruse, fuhren wir zuerst nach Portici und besahen das Museum. In einer Reihe von Zimmern werden die in Herculanum und Pompeji gefundenen Gemälde und Zimmer-Verzierungen aufbewahrt, die man dort mit dem Gyps aus der Wand genommen und hier in Rahmen mit Glasthüren versehen aufgehängt hat. Die Farben haben sich auf den meisten vortrefflich gehalten, besonders ein sehr schönes Roth. Die Zimmer-Verzierungen, in Arabesken, kleinen Landschaften und Thierstücken bestehend, sind fast alle gut gemalt. Die aus Tempeln und öffentlichen Gebäuden genommenen größeren historischen Ge-

mälde haben großen Kunstwerth und zeichnen sich durch Zeichnung und Colorit aus. Einige davon sind wunderbar gut erhalten und scheinen erst kürzlich gemalt zu sein. Außer diesen Gemälden bewahrt man noch in einem Zimmer allerhand Metall-Geräthe, einen Helm, sowie einige irdene Vasen und verschiedene Sorten von der glühenden Asche halb verbrannter Getreide-Arten, als Roggen, Gerste, türkischen Waizen, Bohnen u. dgl. m. auf. Man erkennt dieses Getreide sehr deutlich und wir fanden es in Größe und Gestalt völlig dem unserigen gleich. Alle übrigen Antiquitäten, die ehemals hier aufbewahrt wurden, sind jetzt in Neapel, und man ist willens, auch die Gemälde dorthin zu bringen.

Da das Wetter sehr schön war, so bekamen wir Lust, alsbald den Vesuv zu besteigen. Doch ist es für Frauen und Kinder fast unmöglich, die letzte steile Höhe zu erklimmen, und so kehrten denn Dorette und die Kinder in Gesellschaft von Herrn Kruse nach Neapel zurück. Wir Anderen miethete uns Esel für den Hin- und Herweg zu dem äußerst geringen Preise von vier Carlini (etwa 11 gGr.) und machten uns sogleich Mittags zwölf Uhr auf den Weg. Anfangs geht es zwischen Weinbergen etwa anderthalb Stunden lang nur allmählig bergauf; doch wird der Weg schon beschwerlich, weil er sehr uneben und steinig ist. Wir sahen mehrere Weinberge statt der Hecken mit großen Aloe-Stauden eingefaßt. Nach anderthalb Stunden kamen wir an eine Ebene, die in grauser Verwüstung vor uns lag und bis an den Fuß des eigentlichen Vesuv reichte. Nirgends eine Spur von Vegetation, allenthalben nur aufeinander geschobene Lava-Massen! Unser Weg führte uns nun links quer hinüber zu einem Bergrücken, der wie eine Insel mitten aus dieser furchtbaren Wüstenei hervorragt. Auf diesem liegt die sogenannte Einsiedelei, ein aus zwei Stockwerken bestehendes Gebäude, wo wir uns mit Brod, Wein, Käse und Früchten erquickten und die herrliche, schon ziemlich ausgebreitete Aussicht genossen. Nach kurzer Ruhe machten wir uns in Gesellschaft von zehn Engländern, die wir

hier vorfanden, wieder auf den Weg, der immer auf der Schärfe des Bergrückens bis an den Fuß des Kegels fortläuft. Dieser Theil des Weges ist der bequemste, immer zwischen niedrigem Gebüsche von süßen Kastanien, mit dem Blick auf die mit schwarzer Lava bedeckte Ebene. Nach einer halben Stunde gelangten wir zu der steilsten Anhöhe, an deren Fuß die Esel zurückbleiben müssen. Nun fängt ein saueres Stück Arbeit an. In tiefer Asche ohne festen Grund gleitet man bei jedem Schritte so weit wieder zurück, daß man oft kaum einen Zoll vorwärts zu kommen vermag; und dabei ist der Berg noch so steil, daß man auch die Hände zu Hülfe nehmen muß. Glücklicherweise läuft fast von der ganzen Höhe ein Lavaguß herab, der wie ein Felsenriff aus der Asche hervorragt. Hat man diesen erst erreicht, so geht es leichter, weil man nun wieder einen festen Boden hat. Sollte man immer wie im Anfang in der Asche waten, so würde man einen ganzen Tag allein zu dieser Anhöhe gebrauchen. Eine gute Stunde ging indessen doch darauf, obgleich wir mit frischen Kräften und mit der Begierde, bald oben zu sein, unsere Wanderung antraten. Oben angelangt, sahen wir wieder eine kleine Ebene vor uns, wo an vielen Stellen zwischen den Lava-Felsen ein weißer Schwefeldampf aufstieg. Der Boden war hier mehr oder weniger heiß und die Fußtritte klangen hohl. Nachdem wir schnell darüber weggeeilt waren, hatten wir noch eine, jedoch kleinere Anhöhe zu ersteigen und sahen dann in mäßiger Entfernung die beiden jetzt feuerspeienden Kegel vor uns. Wir setzten uns zwischen den Lava-Felsen auf den Boden und befanden uns da wie in einer geheizten Stube, indem eine große Hitze aus der Erde quoll, die uns aber sehr behaglich war. Nachdem wir einige Zeit hier geruht hatten, that Jemand aus der Gesellschaft die Frage, ob man nicht zwischen den beiden Kegeln hinauf bis dicht an den Krater vordringen könne? Alle Führer antworteten aber mit Nein und versicherten, es sei sehr gefährlich, sich noch mehr demselben zu nähern. So viel sahen

wir wohl selbst, daß es nicht möglich sein würde, von unserem Standpunkte gerade hinaufzusteigen, weil wir sonst Gefahr gelaufen hätten, von dem Rauche des zur Linken gelegenen Kraters erstickt zu werden. Allein einen Weg links um die Krater herum zu finden und dann von der Windseite zu dem einen hinauf zusteigen, schien uns in dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen, und so machten wir uns auch sämmtlich auf den Weg; nach einigen Einwendungen folgten auch die Führer. Wir waren aber kaum ein paar hundert Schritte gegangen, so warf der eine der Krater mit einem fürchterlichen Gekrach eine ungeheuere Menge glühender Steine aus, von denen einige nicht allzuweit von uns niederfielen. Dieses Ereigniß brachte schnell die ganze Caravane in's Stocken; nach einigem Bedenken machten sich indessen die Vordersten doch wieder auf den Weg und wir Uebrigen folgten. So gelangten wir nach einem mühevollen Wege hinter den linksgelegenen Krater und fingen von da an den Kegel zu ersteigen. Dies war aber die beschwerlichste Arbeit des ganzen Tages, weil wir jetzt, bis an die Knie in der Asche, eine sehr steile Anhöhe erklimmen mußten. Nach vieler Mühe sahen wir uns indessen doch endlich eben und standen nun auf dem schmalen Rande des Kraters, der wie ein Trichter, etwa zweihundert Fuß an der oberen Oeffnung im Durchmesser, gestaltet ist. Nachdem wir einige Minuten hier verweilt und den Ausbrüchen des anderen Kraters, der unter im Winde vor uns lag, zugesehen hatten, wurde der, bei welchem wir standen, plötzlich ganz von Rauch befreit, und wir konnten nun in die ganze Tiefe hinabschauen. Da sahen wir in dem Grunde des Trichters zwischen Felsenmassen große Schlünde, aus denen die Flammen hervorbrachen, doch da gleich wieder Rauch darauf folgte, so war dieser Blick nur von kurzer Dauer. Einer der Engländer bekam sogar Lust, in einem Augenblick, wo der Rauch von dem Krater, auf dessen Rande wir standen, nicht stark war, auch zu dem anderen hinüber zu laufen, um einen Blick in dessen Tiefe zu werfen. Er hatte aber kaum den

Rand erreicht, so erfolgte ein glücklicherweise nicht sehr starker Ausbruch, vor dem er kaum noch Zeit genug hatte, sich wieder zu uns zu retten. In demselben Augenblicke fing auch ein dritter Krater hinter uns an zu lärmen, und nun war es hohe Zeit, uns aus dem Staube zu machen. Jener warf zwar nur Asche aus, wurde aber durch den Schrecken, den er uns eingejagt hatte, unser Erretter vom völligen Untergange; denn kaum waren wir wieder auf unserem alten Lagerplatze, so warf der bis jetzt sehr ruhige Krater, an dessen Rande wir gewesen waren, eine solche Menge glühender Steine aus, und zwar gerade nach der Seite hin, wo wir gestanden hatten, daß wir sämmtlich erschlagen und verschüttet werden wären, hätten wir uns noch fünf Minuten dort eben verweilt. Nachdem sich die verwegene Gesellschaft von ihrem starren Schrecken erholt hatte, mußten wir unseren Vorwitz eingestehen, trotz der Warnung der Führer uns so weit hinaufgewagt zu haben.

Wir lagerten nun wieder auf unserem warmen Platze und verzehrten die mitgebrachten Vorräthe. Es war ein schauriger Gedanke, bei anbrechender Nacht, weit entfernt von allen lebenden Wesen, hier auf einer vielleicht nicht sehr dicken Kruste, die doch über kurz oder lang einmal einbrechen wird, über einem Feuermeer zu schweben, rund umgeben von der schrecklichsten Verwüstung. Mehrere aus der Gesellschaft machten die Bemerkung, daß es doch eine wahre Thorheit sei, sein Leben so dem Ungefähr anzuvertrauen, um eine eitele Neugierde zu befriedigen. Diese Betrachtungen hinderten indessen nicht, daß wir die mitgebrachten Eier, welche die Führer zu unseren Füßen in der heißen Asche kochten, mit vielem Appetit verzehrten und uns dazu einen Trunk Lacrymae Christi trefflich schmecken ließen.

So erwarteten wir die Nacht, sahen die Sonne in's Meer untertauchen und hinter den Kratern den Vollmond aufgehen, dessen gelbes Licht zu dem rothen Feuer derselben einen herrlichen Contrast bildete. Zu unserer Rechten erblickten wir zu gleicher Zeit den Wiederschein der aus einer Seiten-Oeffnung des

Berges hervorbrechenden Lava, wohin man aber ohne große Gefahr nicht gelangen kann.

Um sieben Uhr machten wir uns auf den Rückweg, der anfangs, weil wir auf der Schattenseite des Berges hinabsteigen mußten, sehr beschwerlich und wegen der Dunkelheit auch gefährlich war. Als wir dann aber die steile Stelle erreicht hatten, brachten uns die Führer auf einen anderen Rückweg, wo wir in hoher Asche mit Riesenschritten hinabrutschten. Unten fanden wir unsere Esel, auf denen wir im herrlichsten Mondenscheine nach Portici zurückritten. Abends um zehn Uhr langten wir höchst vergnügt über den äußerst interessant verlebten Tag wieder in Neapel an.

Den 7. Februar.

Bei dem fortdauernd schönen Frühlingswetter machen wir täglich einen Spaziergang, um mit den nahen Umgebungen der Stadt bekannt zu werden. Der Lieblings-Spaziergang der Kinder ist zum Hafendamm, auf dem der Leuchtthurm steht, weil sie theils das bunte Leben im Hafen selbst, sowie der Anblick der verschiedenartigsten Schiffe, vom Kriegsschiff von hundert Kanonen an bis zur Fischerbarke herab, unendlich ergötzt, theils der Weg dahin das Treiben der niederen Volksklassen recht lebendig dem Auge vorüberführt. Vom St. Carlo Theater bis zum Hafen ist nächst der Toledo-Straße das größte Gedränge; da befinden sich in geringer Entfernung alle die kleinen Winkel-Theater, die den ganzen Tag über spielen und zu deren Besuch auf einer Erhöhung ein paar Geiger und ein Hanswurst unaufhörlich einladen. Zwischen denselben stehen die Buden der Marktschreier, die hoch auf einem Tische ihren zahlreichen Zuhörern und Käufern ihre Medikamente anpreisen. Auf dem Hafendamme, wo es kein Wagengeräusch gibt, schlagen die Puppenspieler ihre ambulirenden Theater auf und die Improvisatoren unterhalten die Neapolitaner von den Heldenthaten ihrer Vorfahren. Zuweilen lies't ein solcher auch vor und erklärt nachher das Gelesene. Hier

wimmelt es aber auch von unverschämten und ekelhaften Bettlern und verschmitzten Taschendieben, so daß man sich vor denselben nicht genug in Acht nehmen kann. Bei den ersten Spaziergängen dahin habe ich jedesmal mein Taschentuch eingebüßt. Erwartet man hier die Nacht, so gewährt der Vesuv mit seinem rothen Feuer im Contraste zu dem weißen Leuchten des Pharus einen herrlichen Anblick.

Das Ziel eines zweiten, eben so interessanten Spazierganges ist der königliche Garten an der Chiaja. Er zieht sich in einer beträchtlichen Länge dicht am Meere hin und besteht aus drei sehr breiten Alleen und kleinen englischen Anlagen zu beiden Seiten. Es zieren ihn viele schöne Statuen und Gruppen von Marmor; in der Mitte steht der berühmte Farnesische Stier, eine vortreffliche Antike von einem griechischen Meister, an beiden Seiten viele vortreffliche Copien antiker Meisterwerke, wie die des Apoll von Belvedere, des Sabinerraubs und anderer. Von elf Uhr an versammelt sich hier an schönen Tagen die beau monde, um zu schauen und sich beschauen zu lassen. Geht man an der Chiaja immer weiter, so kommt man bald auf die Straße, die durch die Paussilipp Höhle nach Puzzuoli führt. Diese wenigstens tausend Schritt lange Durchfahrt quer durch einen beträchtlich hohen Berg ist wohl die merkwürdigste in ihrer Art; denn die durch Felsen gesprengten Passagen auf der Straße über den Simplon sind nur Kinderspiel gegen dieses Werk. Der Eingang auf dieser Seite zwischen himmelhohen Felsen ist besonders romantisch; schon von weitem hört man den Donner der durchfahrenden Wagen und man behauptet, daß in der Nacht, wenn hier Alles einsam ist, selbst die in den Straßen der Stadt fahrenden Wagen einen donnerähnlichen Wiederhall in diesem Felsenwege verursachen. Das Innere der Höhle ist Tag und Nacht mit vielen Laternen erleuchtet. Am Eingange und in der Mitte befinden sich Kapellen, bei welchen die Durchpassirenden um Almosen gebeten werden. Ueber dem Eingang hoch auf Felsen zeigt

man eine kleine Höhle, wo der unsterbliche Dichter Virgil begraben sein soll.

Vor einigen Tagen bestiegen wir auch das Fort St. Elmo, von wo man eine köstliche Aussicht über die ganze Stadt und den weiten Meerbusen hat.

Den 12. Februar.

Gestern Abend sind wir von einer herrlichen Ausflucht nach den Inseln zurückgekommen. Am Sonntag Mittag fuhren wir in Gesellschaft unserer drei schlesischen Landsleute in einer eigens gemietheten Barke nach Ischia. Zuerst mußten wir das Vorgebirge Pausilippo umschiffen, dann lag Nisida und Procida ganz nahe, Cap Miseno etwas zurück und Ischia in weiterer Ferne in gerader Richtung vor uns. Diese Inseln und Vorgebirge mit ihren steilen, himmelanstrebenden Felsen am Meerbusen und mit ihrer üppigen Fruchtbarkeit im Inneren gewähren jeden Augenblick, je nachdem man sich wendet, neue Ansichten bald lieblichen, bald kühnen, großartigen Charakters. Procida besonders, einer der bevölkertsten Punkte des ganzen Erdbodens, gewährt vom Meer gesehen eine herrliche Ansicht, weil die ganze Insel nur eine große Stadt zu sein scheint. Da der Wind uns ziemlich heftig entgegen wehete, so kam die Nacht heran, ehe wir Ischia erreichen konnten. Der schöne Abend ließ uns aber die Verspätung nicht bedauern. Die Sterne leuchteten mit einem Glanze, wie sie in Deutschland wenigstens nie gesehen werden; besonders glänzte die Venus in einem so klaren Lichte, daß dieses auf dem Meere einen Schein warf, wie sonst der Mond und man recht deutlich einen Schatten bemerken konnte. Auch das Meer leuchtete bei jedem Ruderschlage gleich Tausenden von Johanniswürmchen. Gegen acht Uhr landeten wir endlich an der nördlichen Küste der Insel und fanden in dem schönen Hause eines Geistlichen ein bequemes Nachtlager.

Am anderen Morgen machten wir uns bald auf den Weg, um das Innere der Insel zu sehen und den Epomeo zu besteigen.

Da es auf Ischia weder Wagen noch Fahrstraßen gibt, so setzten wir uns sämmtlich auf Esel, die uns bequem und sicher auf der steinigen und unebenen Straße forttrugen. Wir kamen durch sehr fleißig angebaute Ebenen nach der kleinen, aber lebhaften Stadt Ischia, am Ufer des Meeres; dann immer am Fuße des Epomeo zwischen Weinbergen an die entgegengesetzte Seite des Berges, wo er bequemer zu ersteigen ist. Nachdem wir auf schlechten Wegen bis zur Hälfte hinaufgekommen waren, wurde zur Erfrischung der Thiere eine Stunde Halt gemacht und dann die zweite noch beschwerlichere Hälfte zurückgelegt. Leider hatte sich aber unterdessen der Himmel umwölkt, und auf der Bergspitze angelangt, wurden wir in eine dichte Nebelwolke eingehüllt. Wir traten in eine geräumige, aus mehreren Zimmern, Gängen und einer Kapelle bestehende Eremitage; sie ist der bei Freiburg in der Schweiz ähnlich und eben so wie jene von zwei fleißigen Einsiedlern in Felsen gebauen. Hier erwarteten wir sehnsuchtsvoll, daß es sich aufklären würde, und hatten auch einigemale freie Blicke durch die Wolken auf die Fläche der Insel, die wie eine Landkarte in weiter Tiefe vor uns lag; allein die Fernsicht nach Neapel, Capri und Sorrento blieb uns verdeckt. Wir mußten uns endlich wieder auf den Weg machen, ohne von oben diese herrliche Aussicht, die vielleicht eine der schönsten der Welt ist, genossen zu haben, und glaubten schon unsere beschwerliche Tour ganz nutzlos, als sich plötzlich, nachdem wir wieder etwas niedriger unter der Wolkenlage angekommen waren, die ganze prachtvolle Ansicht der Inseln, Vorgebirge und Meerbusen mit dem rauchenden Vesuv im Hintergrunde unseren entzückten Augen darstellte. Lange blieben wir in diesen einzig herrlichen Anblick versunken und als dann endlich die scheidende Sonne zum Aufbruch mahnte, kehrten wir auf dem kürzesten, aber steilsten Wege, wo wir uns der Esel nicht bedienen konnten, zu unserem vorigen Nachtquartiere zurück. Der Epomeo, der vor 450 Jahren noch ein feuerspeiender Berg war, trägt auf dieser Seite, die noch

viel wilder als die entgegengesetzte ist, Spuren ehemaliger vulkanischer Ausbrüche. Der Weg führte uns beinahe fortwährend über nun fast verwitterte Lava. Auf den Felsen sahen wir häufig Levkojen in der Blüthe, die hier und auch bei Neapel wild wachsen. Am Wege blüheten Veilchen und andere, bei uns nicht einheimische Blumen, so wie in den Gärten der Mandelbaum. Zuletzt kamen wir noch an einen Ort, wo sich warme Bäder befinden, die im Sommer von den Neapolitanern häufig besucht werden. Zu Hause erwartete uns eine reich besetzte Tafel, an der wir es uns nach all' den Beschwerden des Tages trefflich schmecken ließen. Besonders behagte uns ein feuriger weißer Ischia Wein von 1811.

Am anderen Morgen um acht Uhr schifften wir uns wieder ein und landeten zuerst am Cap Miseno, wo wir den großen unterirdischen Behälter von süßem Wasser, aus dem die römische Flotte versorgt wurde, und die cento camere des Nero, wahrscheinlich Gefängnisse für Kriegsgefangene, besahen. Dann ließen wir uns quer über den Meerbusen nach Puzzuoli übersetzen und begannen dort eine neue Wanderung nach Alterthümern. Beim Hineinfahren in den Hafen waren wir an den noch stehenden Pfeilern und Bogen der Brücke des Caligula vorbei gekommen, die dieser über den Meerbusen schlagen wollte. Obgleich nur von Backsteinen erbaut, trotzen diese Ueberbleibsel, durch ihren vortrefflichen Kitt zusammen gehalten, nach so vielen Jahrhunderten, den ewig sich daran brechenden Wogen des Meeres.

Unser Cicerone führte uns zuerst nach der Solfatara, einem runden, flachen, ringsum mit Felsen umgebenen Felde, augenscheinlich ein ehemals eingestürzter Krater. Das unterirdische Feuer brennt aber noch fortwährend, denn an vielen Stellen dringt Rauch aus der Erde und setzt, wie auf dem Vesuv, Schwefel an. Der Boden ist an diesen Orten glühend heiß und die Fußtritte klingen hohl. Unser Führer warf einen großen Stein auf die Erde, wodurch der Boden weit im Umkreise erschüttert wurde und einen hohlen, sehr starken Ton von sich gab.

Von da gingen wir zu einem ebenfalls unterirdischen Wasserbehälter, der dem auf Cap Misen ähnlich ist; dann sahen wir Ruinen von einem Amphitheater und mehreren Tempeln und gelangten zuletzt zu dem interessantesten Alterthum der ganzen Gegend — zu den wiederausgegrabenen Ruinen des Serapis-Tempels nahe am Meere. Es ist über alle diese Alterthümer so viel geschrieben worden, daß es überflüssig wäre, hier etwas darüber zu sagen. Die Ruinen des Serapis-Tempels sind aber so merkwürdig und geben einen so anschaulichen Begriff von seiner ehemaligen Pracht und Größe, daß es ihretwegen schon allein der Mühe lohnt, eine Reise hierher gemacht zu haben. Gegen Abend kehrten wir in einem Wagen durch die Pausilipp Höhle nach Neapel zurück.

Den 15. Februar.

Da ich jetzt einigemale das St. Carlo-Theater besucht habe, so getraue ich mir ein Urtheil darüber niederzuschreiben. Beim ersten Besuche ging es mir damit, wie mit der Peterskirche, es schien mir nicht so groß, als es wirklich ist, und ich mußte mir wiederholt versichern lassen, daß es um vier Schuh breiter und ich weiß nicht um wie viel länger sei, als das Mailänder, ehe ich daran glauben konnte. Als aber der Vorhang aufgezogen wurde und ich das Verhältniß der Menschen gegen die auf den Dekorationen gemalten Gegenstände sah, merkte ich wohl, daß ich hier ebenfalls durch die guten Verhältnisse der kolossalen Einzelnheiten getäuscht worden war. Hier zum ersten Male kamen mir die Pferde nicht unverhältnißmäßig groß gegen das Uebrige vor, und die Menschen, welche man in der äußersten Tiefe des Theaters sah, standen noch in richtigem Verhältnisse gegen die sie umgebenden Gegenstände. Für das Ballet und die Pantomime kenne ich daher kein passenderes Lokal, und es lassen sich hier militärische Evolutionen von Infanterie und Cavallerie, Gefechte, Seestürme u. dgl. geben, ohne ins Kleinliche und Lächerliche zu fallen; für die Oper ist das Haus aber zu

groß. Obgleich die Sänger, Madame Colbran und die Herren Rezzari, Benedetti u. s. w. sehr starke Stimmen haben, so hört man doch nur die höchsten, mit Anstrengung herausgeschrieenen Töne; aller zarte Gesang geht durchaus verloren. Dies soll nun freilich vor dem Brande nicht der Fall und das Theater damals eben so sonor wie das Mailänder della Scala gewesen sein. Man schreibt diese nachtheilige Veränderung drei Ursachen zu: 1) ist das Proscenium um einige Schuh erweitert worden; 2) die Decke nicht mehr so gewölbt, wie ehemals, und 3) hemmen die hoch verstehenden Stuccatur-Verzierungen den Ton und werfen ihn nicht zurück. Ist das Haus wirklich ehemals so sonor gewesen, so hat man es bei dem neuen Bau gewaltig verballhornt, und man thäte sehr gut, alle den unnöthigen Plunder von Verzierungen und Vergoldungen, der überdies gewaltig schwer und nicht im besten Geschmack ist, je eher je lieber hinauszuwerfen, um die ehemaligen Vorzüge wieder zu gewinnen.

Die erste Oper, die ich sah, war „Gabriele de Vergi", vom Grafen Carafa, der ehemals blos Dilettant war, jetzt aber, als ein unbemittelter, jüngerer Sohn der Familie, Künstler geworden ist und als solcher sein Brod zu gewinnen sucht. Die Oper hat mir sehr wohl gefallen, ohne mich gerade besonders anzuziehen. Der Styl ist gleich und würdevoll, das Orchester aber zu überladen und die Singstimmen sind zu sehr gedeckt. Die Aufführung war sehr präcis, sowohl von Seiten der Sänger, als auch des Orchesters. Letzteres ist unter der genauen, feurigen, nur etwas zu lauten Direktion des Herrn Festa sehr gut eingespielt, hat aber zu wenig Nüancen von piano und forte; besonders sind die Blas-Instrumente im piano immer zu stark. Von den Sängern läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie gute, starke Stimmen haben. Ob sie sich aber durch guten Vortrag auszeichnen, kann man in diesem Theater nicht beurtheilen; denn entweder hört man sie schreien, oder man hört sie gar nicht. Nach der Oper gab

man das von Dupert in Scene gesetzte Ballet „Aschenbrödel" mit einem großen Aufwand in Dekorationen, Garderobe und Comparserie. Außer Dupert und seiner Frau zeichnete sich noch der Tänzer Vestris aus. Die Musik war beinahe die nämliche, die wir bei demselben Ballet in Wien hatten; eine neu hinzugekommene Polonaise vom Grafen Gallenberg, dem hiesigen Ballet Componisten, gefiel durch Originalität und Lieblichkeit.

Eine andere Oper, ebenfalls von einem Dilettanten, Herrn Carlo Saccenti, wurde vor acht Tagen gegeben, nachdem man länger als drei Monate daran studirt und probirt hatte. Der König, der den Componisten gewaltig protegirt, hatte sie zur Eröffnung des St. Carlo Theaters bestimmt, und Mayer, den der Impressario hierher berufen hatte, um eine neue Oper für diesen Zweck zu schreiben, mußte mit der seinigen zurückstehen. Da man aber später sah, daß es unmöglich sein würde, sie zur bestimmten Zeit einzustudiren, so ließ man von Mayer noch in der Geschwindigkeit eine Cantate schreiben, mit welcher das Theater sodann am 12. Januar wirklich eröffnet wurde. Diese Cantate soll nach dem Urtheile der Kenner, obgleich sehr schnell geschrieben, doch viel schöne Musik haben, da aber der Text, der den Brand des Theaters zum Gegenstande hat, sich sehr wenig zur Composition eignete, mußte sie wohl etwas kalt gerathen. So konnte es nicht fehlen, daß bei der geringen Aufmerksamkeit des Publikums, welches durch die brillante Beleuchtung des Hauses und die Pracht und spanische Etikette, in welcher der Hof der Eröffnung des Theaters beigewohnt, zerstreut wurde, auch die Aufnahme der Cantate sehr kalt sein mußte. Eigentlich mißfallen hat sie aber nicht. Nachdem dieselbe in Scene gesetzt war, begann man von neuem, an der Oper von Saccenti zu studiren. Alles, was von diesen Proben in's Publikum kam, klang sehr widersprechend. Seine Freunde meinten, er habe ein Werk gemacht, das durch seine Originalität und Vortrefflichkeit eine gänzliche Reform in der Gesangs-Com-

position herbeiführen würde, die Sänger und Musiker hingegen, daß sie in ihrem Leben noch nichts Verrückteres, Langweiligeres und Incorrekteres gesungen und gespielt hätten, als diese unglückliche Oper. Die Unparteiischen vermutheten, es würde die Wahrheit, wie gewöhnlich bei so verschiedenen Urtheilen, in der Mitte liegen; ich überzeugte mich aber bald in einigen Proben, denen ich beiwohnte, daß die Musiker in ihrem Urtheile vollkommen recht hatten. Man würde mit aller Mühe kaum etwas Tolleres von Musik zusammenbringen, wenn man auch mit Fleiß darauf ausginge, allen bis jetzt durch Erfahrung bewährten Regeln von Rhythmus, Periodenbau, Harmonie und Instrumentirung entgegen zuhandeln. Da war keine Spur von Gesang oder vernünftiger Fortführung einer Idee; alle drei Takte etwas anderes mit den incorrektesten Modulationen. Gleich in der Introduction kommen drei häßliche Quinten hintereinander vor. Auf Erinnern eines der Musiker hat sie der Componist sehr sinnreich mit dem Beispiele jenes englischen Matrosen vertheidigt, der angeklagt wurde, drei Weiber genommen zu haben, nach den Gesetzen aber freigesprochen werden mußte, weil in ihnen nur das Verbot, „zwei Weiber auf einmal zu nehmen" enthalten, von dreien aber nicht die Rede war; auf gleiche Weise, meint der Componist, sei es verboten, zwei Quinten auf einander folgen zu lassen, aber durch drei würde das Verbot aufgehoben.

Nach unzähligen Proben fand endlich in Gegenwart des Hofes und bei voll gedrängtem Hause die Aufführung statt. Trotz der hier herrschenden sehr steifen spanischen Etiquette, die z. B. befiehlt, daß beim Eintritt des Königs in die Loge der Vorhang aufgezogen werden muß, wodurch die armen Sänger in die Lage versetzt werden, sich während der ganzen Dauer der Ouvertüre beschauen lassen zu müssen, ohne sich in den Geist ihrer Rollen bewegen zu können; die ferner jede Aeußerung von Beifall oder Mißfallen verbietet; trotz dieses Zwanges, der ein unbefangenes Urtheil hemmt, wurde die Oper in optima forma ausgepfiffen; ein gleiches Schicksal hatte

sie auch am folgenden Tage, ohne daß es auch nur einer von den Freunden des Componisten gewagt hätte, zu klatschen. Mit dieser zweiten Vorstellung, der auch ich beiwohnte, wurde die Oper auf ewige Zeiten begraben. Sie heißt „Aganadeca", der Dichter Signore Vincenzio de Aitis. Die Dichtung nach Ossian soll nicht ohne Verdienst sein, und man bedauert, daß sie keinem besseren Componisten in die Hände gefallen sei. Dieser ist übrigens noch nicht zur Erkenntniß gelangt; er gibt der wenigen musikalischen Bildung des neapolitanischen Publikums die Schuld und will sein Werk nach Deutschland schicken. Apollo und die Musen mögen ihren Segen dazu geben!

Den 20. Februar.

Vorgestern ist der Carneval geschlossen worden und die Fasten haben begonnen. Nach dem Lärm der letzten Carnevals-Tage thut die nun eingetretene Stille recht wohl, obgleich die Abende auch ein wenig langweilig werden, da sämmtliche Theater auf vier Tage geschlossen sind. Im St. Carlo-Theater wird man statt der sonst gebräuchlichen Oratorien dieses Jahr Opern wie gewöhnlich geben, doch ohne Ballette, die in dieser Zeit ganz verboten sind. Im Theater Fiorentino sahen wir eine Oper von Guglielmi dem Sohne, „Paolo e Virgina", die nicht ohne Beifall blieb. Sie hat viele recht artige Musikstücke, ohne daß sich indessen etwas besonders auszeichnete. Recht italienisch abgeschmackt ist aber die Musik zum dritten Akt, wo Paul während des Meersturmes eine Arie in der gewöhnlichen Form mit den eben so gewöhnlichen, faden Zwischenspielen singt und sich in Trillern und Passagen abarbeitet, während er weit gescheiter thäte, seiner Geliebten zu Hülfe zu eilen. Dieser Meersturm ohne eine passende Musik war daher das Lächerlichste, was ich je auf dem Theater gesehen habe und ließ gar keine Theilnahme an der Handlung bei dem Zuschauer aufkommen. Freilich war auch die Maschinerie auf diesem Theater gewaltig kleinlich und kindisch. Unter den Sängern zeichnen sich die Damen

Chabran und Canonici sehr aus. Erstere hat eine schöne Sopranstimme, viel Geläufigkeit und gute Schule, Letztere dieselben Vorzüge bei einer kräftigen Contre-Altstimme. Besonders gut haben sie ihre Duetten zusammen einstudirt. In diesem Theater fanden wir bei vollem Hause und bei einer schon oft wiederholten Vorstellung zum erstenmale in Italien ein aufmerksames, ruhiges und empfängliches Publikum. Das Haus ist geräumig und hübsch dekorirt, die Scene aber sehr schmal und eng.

Den Schluß des Carnevals hatte ich mir weit lustiger gedacht, als ich ihn gefunden habe. Der ganze Spaß bestand darin, daß sich halb Neapel zu Wagen und zu Fuß, maskirt und unmaskirt, in der Straße Toledo zusammendrängte, dort auf- und abwogte und sich mit Gipskügelchen warf. Die Masken in den Wagen hatten hierzu ganze Körbe voll solcher Kügelchen, und Schaufeln, um sie bis zu den Balkonen hinaufzuschnellen. An der Linken waren sie mit einem Schilde von Blech bewaffnet, um die Würfe anderer Masken aufzufangen. Da die Kügelchen oft von ziemlich großem Kern waren und mit aller Kraft geworfen wurden, so fiel der Spaß für die unmaskirten Personen ziemlich derb aus und manche Dame mag wohl an Hals und Armen blaue Flecken davongetragen haben. Demungeachtet entstand nirgends Streit, da die Maskenfreiheit aller Unart zur Entschuldigung dient. Auf den Maskenbällen im St. Carlo-Theater soll es ziemlich langweilig gewesen sein; an Charakter-Masken hat es zwar nicht gefehlt, wohl aber an Witz und Geschick, um die Charaktere dem Costüm gemäß durchzuführen.

Den 26. Februar.

Ich habe zweimal das Conservatorium besucht. Das erstemal wohnte ich einem Uebungs-Concerte der Eleven bei, wo mehrere Ouvertüren oder erste Sätze von Symphonien von einem derselben, der zu gleicher Zeit auch erster Geiger ist, probirt wurden. Sie waren nicht ohne Phantasie geschrieben, in der Form und in

der Instrumentirung aber ganz den Ouvertüren von Rossini nachgebildet, die doch gewiß nicht als Muster dienen sollten. Die Execution war sehr mittelmäßig; es fehlt den jungen Leuten, besonders den Geigern und Violencellisten, ganz an Schule; sie wissen weder wie sie die Geige, noch wie sie den Bogen halten sollen und spielen weder rein, noch deutlich. Es kann auch bei dem schlechten Unterrichte, den sie erhalten, nicht anders sein; der einzige hiesige Geiger, welcher eine gute Schule hat, Festa, ist nicht beim Conservatorium angestellt. Auch ist es sehr zu tadeln, daß die jungen Leute nicht unter Aufsicht und Anführung ihrer Lehrer ihre Uebungs-Concerte halten; ihrem ersten Geiger und Direktor, der selbst noch Schüler ist, fehlt es durchaus an Ruhe und Uebersicht. Er hudelt die Allegro-Tempi so, daß an gar keine Deutlichkeit zu denken ist. Unter den Blas-Instrumenten zeichnet sich ein Hornist, ein Knabe von elf Jahren, sehr vortheilhaft aus. Bei der zweiten Musik, der ich beiwohnte, traten auch ein paar Sänger auf, die aber weder gute Stimmen, noch gute Methode hatten. Alles was ich bis jetzt hörte, bleibt weit unter dem, was die Mailänder Eleven leisten. Herr Zingarelli, Direktor des hiesigen Conservatoriums und Lehrer der Theorie und des Gesanges, mag als Opern-Componist manche Verdienste haben; allgemein behauptet man aber, daß seit seiner Anstellung das Conservatorium sehr in Verfall gerathen sei. Daß er zum wenigsten nicht weiß, wie ein Orchester geführt und eine Symphonie executirt werden muß, beweis't er dadurch, daß er den Skandal so ruhig in seiner Gegenwart geschehen läßt. Von den Verdiensten unserer deutschen Componisten hat er sehr verkehrte Begriffe. Bei einem Besuche, den ich ihm machte, sprach er lange von Haydn und einigen anderen unserer Componisten sehr ehrenvoll, ohne auch nur ein einzigesmal Mozart's zu erwähnen; ich brachte also die Rede auf diesen, worauf er äußerte: „ja, auch dieser sei nicht ohne Anlagen gewesen, er habe nur zu kurze Zeit gelebt, um sie gehörig ausbilden zu können; wenn er noch zehn Jahre fortstudirt

hätte, so würde er wohl einmal etwas Gutes haben schreiben können.“ (! –)

Den 3. März.

Eine schon vor mehreren Jahren geschriebene Oper von Mayer ist wieder in Scene gesetzt worden. Sie heißt „Cora“ und hat dasselbe Sujet, wie Kotzebue's „Sonnenjungfrau.“ Die Musik hat zwar einige schöne Stellen, im Ganzen genommen jedoch die Erwartung, die ich von Mayer's Musik hatte, nicht befriedigt. Er ist denn doch auch gewaltig tief in die italienische Manier hineingerathen und verleugnet fast ganz den Teutschen. Seine Art, den Gesang zu führen und zu instrumentiren, ist rein italienisch. Verwundern darf man sich darüber freilich nicht, da er seit seinem vierzehnten Jahre in Italien lebt und nie für andere als italienische Zuhörer geschrieben hat. Ich glaube, daß er sich, seinem angeborenen Talent unbeschadet, blos dadurch über die Anderen emporgehoben hat, daß er sich von jeher alle vorzüglichen deutschen Werke zu verschaffen suchte, sie studirte und benutzte, und zwar letzteres wohl manchmal ein wenig zu sehr. Er wird in ganz Italien und besonders hier sehr geschätzt und geliebt und verdient es auch in jeder Hinsicht und ist als Mensch noch immer der rechtschaffene, schlichte und bescheidene Teutsche. Sein Vaterland liebt er sehr und scheint nur zu bedauern, daß ihn das Schicksal nicht seine Carrière als Compenist in Teutschland machen ließ. In Bergame, wo er Kapellmeister ist, will er sich jetzt ganz zur Ruhe begeben und sodann nur noch für seine Kirche schreiben. Er versicherte mir, daß ihn blos die Ehre, zur Eröffnung des St. Carlo-Theaters zu schreiben, habe bewegen können, sein Asyl noch einmal zu verlassen, daß aber die Oper: „Die Rache der Juno“, die er nun beendigt habe, sicher seine letzte Arbeit für das Theater sein solle. In der „Cora“ ist das Lieblingsstück des

Publikums der Schlußgesang, bestehend in einem Thema in drei Variationen im Style der früheren Pleyel'schen; einer der Sänger singt das Thema, Davide die erste Variation in Achteln, dann Rozzari die zweite in Trieln und zum Schlusse die Colbran die dritte in Sechszehnteln. Da es gut gesungen wird, so gefällt es dem Publikum sehr, und die Kritik muß schweigen.

Den 6. März.

Gestern Abend gab im Theater Fondo Herr Pio Chianchettino Concert. Er ist Neffe und Schüler von Dussek und spielte auch zwei Concerte von diesem Meister ganz in dessen Manier. Obgleich sein Spiel rein, deutlich und selbst ausdrucksvoll war, so bewährte sich doch auch hier wie überall die Erfahrung, daß das Pianoforte als Concert-Instrument die Zuhörer ganz kalt läßt, und dies in dem Maße mehr, als das Lokal größer ist. Es gefielen daher heute auch alle Gesangsstücke weit mehr, als die Concerte, obgleich Niemand etwas an seinem Spiel auszusetzen wußte. Mir selbst ging es ebenso; denn wiewohl ich das Piano sehr liebe, wenn ein ideenreicher Componist phantasirt, so läßt es mich als Concert-Instrument doch auch völlig kalt und ein Pianoforte-Concert kann meiner Meinung nur dann Effekt machen, wenn es wie die Mozart'schen geschrieben, wo das Piano nicht viel mehr bedacht ist, wie jedes andere Orchester-Instrument. Die Sänger Madame Chabran und die Herren Davide, Rozzari und Benedetti zeichneten sich sämmtlich aus und wurden lebhaft applaudirt. Die Vorzüge derselben lernt man erst recht kennen, wenn man sie in einem kleineren Lokale, als das St. Carlo Theater ist, hört. Davide und Rozzari sind fast vollendete Sänger zu nennen; sie haben Beide sehr schöne Stimmen, Ersterer einen sehr hohen Tenor, Letzterer einen hohen Bariton, merkwürdige Geläufigkeit und viel wahren Ausdruck. Benedetti hat eine sehr schöne Baßstimme, singt aber etwas kalt.

Den 7. März.

Wir haben wieder einige etwas weitere, höchst interessante Spaziergänge gemacht. Das Ziel des einen war das Camaldulenser Kloster, welches ungefähr zwei Stunden von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt auf einer Anhöhe liegt. Bis an den Fuß des Berges fuhren wir; da der Fahrweg aber nicht weiter führt, so mußten wir die Höhe ersteigen. Die Aussicht aus dem Klostergarten ist vielleicht eine der reichsten und schönsten der Welt. Auf der einen Seite sieht man Ischia, Capri, Procida, Nisida und die Vorgebirge, die wir auf unserer neulichen Partie besuchten, vom blauen Spiegel des Meeres umflossen; auf der entgegengesetzten Seite Capua, Caserta und im Hintergrunde die beschneieten Gebirge; auf der nach Neapel einen Theil der Stadt selbst, den ganzen Meerbusen mit den gegenüberliegenden Küsten, und zur Linken den rauchenden Vesuv; auf der vierten Seite endlich die Küsten und vorspringenden Vorgebirge bei Gaëta bis nach Terracina. Da das Wetter uns sehr begünstigte, so war dies einer der herrlichsten Tage, die wir je im Genusse der schönen Natur verlebt haben. Die Mönche, deren wir einige zu Gesicht bekamen, schienen nicht mit uns in gleicher Laune zu sein; denn sie hatten alle ein finsteres Ansehen.

Einen kürzeren, aber nicht weniger interessanten Spaziergang machten wir auf der neuen Straße nach Rom, die unter Murat angefangen wurde, nach seiner Entthronung aber unvollendet liegen blieb. Sie führt über einen Berg, von dem man die wundervollste Ansicht der Stadt hat, und es ist sehr zu bedauern, daß sie nicht vollendet ist, weil dann doch der Reisende noch vor seinem Eintritt in Neapel eine würdige Idee von der Stadt bekommen hätte, während er jetzt auf der alten Straße, die sich durch eine enge Bergschlucht windet, nicht eher etwas von Neapel sieht, als bis er den schmutzigsten und unansehnlichsten Theil der Stadt betreten hat, der ihn lange in Zweifel lassen wird, ob er sich auch wirklich in dem weltberühmten Neapel befinde.

Einen sehr vergnügten Tag haben wir auf der Villa des Banquier Heigelin zugebracht, die in der Nähe der Strada Nuova ebenfalls auf einem Berge liegt und von der man eine prachtvolle Aussicht genießt. Der alte Heigelin, ein liebenswürdiger, braver Deutscher, hat diese seine Schöpfung mit so viel Herrlichkeiten, als Grotten, Ruinen, Tempeln, Bassins u. s. w ausgeschmückt, daß man auf einen so kleinen Raum wirklich nicht mehr zusammendrängen könnte. Obgleich nun das Ganze in der Anlage ein wenig kleinlich ist, so bietet es doch im Einzelnen viel Vorzügliches dar. Für uns Nordländer hatten namentlich die vielen fremden Gewächse, die meist schon in voller Blüthe standen, das größte Interesse.

Den 11. März.

Gestern Abend fand unsere Akademie statt. Da mir der Impressario der Hofbühnen, Barbaja, ein höchst eigennütziger Mensch, für die Theater zu viel Geld abforderte, für Fonde nämlich 100 neapolitanische Ducati und für St. Carlo gar 200, so nahm ich lieber seinen Vorschlag an, mein Concert im Redoutensaale des St. Carlo Theaters zu geben, welchen er mir mit der Beleuchtung gratis anbot. Dieser scheinbar uneigennützige Vorschlag war übrigens ebenfalls auf seinen Vortheil berechnet, indem der Redoutensaal und die angrenzenden Zimmer das Lokal für die Hazard-Spiele sind, die er gepachtet hat und zu denen er durch mein Concert die angesehenste und reichste Gesellschaft der Stadt hinziehen wollte. Diesen Nutzen, der mir keinen Nachtheil brachte, konnte ich ihm wohl gönnen. Da der Saal nicht sehr groß ist, so setzte ich den Eintrittspreis, wie in Rom, auf einen Piaster und hatte ein zwar nicht größeres, aber weit empfänglicheres Publikum, als dort. Hierdurch begeistert und durch das sehr genaue Accompagnement unter Festa's Leitung auf's trefflichste unterstützt, so wie durch das für mein Instrument so vortheilhafte Lokal, spielte ich aber auch besser, als in allen übrigen Städten Italiens. Außer meinen Sachen wurde ein

Duett von Mayer und ein Terzett von Cherubini von den Herren Davide, Rezzari und Benedetti gesungen. Es ergingen am Abende selbst von allen Seiten Aufforderungen an mich, ein zweites Concert im Theater zu geben.

Den 18. März.

Heute früh besuchten wir die Studii, d. h. das Gebäude, wo die Kunstschätze aus Pompeii und Herculanum und schon früher gemachte Sammlungen von Statuen und Gemälden aufbewahrt werden. Auch befindet sich die Bibliothek in eben demselben Gebäude. Da es unmöglich ist, in einem Tage Alles zu sehen, so wählten wir für heute die Statuen und die Bibliothek. Unter den ersteren sind sehr viel ausgezeichnete und durch Gipsabgüsse vervielfältigte, berühmte Statuen aus der Farnese'schen Sammlung, so wie die in Pompeii gefundenen zwei Statuen zu Pferde von vorzüglichem Kunstwerthe. In dem einen Zimmer befinden sich zwei Schränke voll antiker Bronzen, ebenfalls aus Pompeii und Herculanum, bestehend in Lampen, kleinen Hausgöttern und allerlei Hausgeräth. Diese Sachen sowohl, als auch die Statuen in Marmor sind vollkommen gut erhalten und scheinen kaum so viel Tage alt zu sein, wie sie Jahre haben; nur alles Eisen ist ganz von Rost zerfressen, wie z. B. die Griffe und Ringe an mehreren Gefäßen von Bronze.

Die Bibliothek befindet sich in einem sehr schönen, großen Saale und mehreren angrenzenden Zimmern. Auf dem Boden des Saales ist die Mittagslinie gezogen, und durch ein kleines Loch in der Wand fällt darauf der Mittagsstrahl. Wenn man an einem gewissen Punkte in die Hände klatscht, antwortet ein Echo mehr als dreißigmal sehr schnell hinter einander. Es entsteht wahrscheinlich durch die Fenster-Vertiefungen, die sich oben nahe an der Decke befinden.

Zuletzt besuchten wir die Zimmer, wo die Papyrus-Rollen aufbewahrt und aufgerollt werden. Sie sehen vollkommen wie Kohlen aus und man würde sie auch dafür halten, wenn man

nicht auf dem Schnitt die über einander liegenden Blätter erkennen könnte. Ein völlig aufgerolltes Manuscript auf Leinwand gezogen, hängt unter Glas und Rahmen an der Wand. Da das Papier ganz schwarz gebrannt ist, so sind die Buchstaben kaum zu erkennen, und man muß die Geduld, den Scharfsinn und die Sprachkenntniß Desjenigen bewunderen, der den Sinn zu enträthseln wußte. Man zeigte uns das gedruckte Werk, in welchem die Ausbeute dieses zuerst aufgerollten Manuscripts der gelehrten Welt mitgetheilt wurde. Es betrifft einen Traktat über Musik. Jede Seite ist in drei Columnen abgetheilt. Auf der ersten sieht man in Kupferstich eine genaue Abbildung des aufgerollten Papyrus mit allen Lücken und Rissen; auf der zweiten den Inhalt mit neugriechischen Buchstaben, in welcher das Fehlende mit rothen Lettern ergänzt ist, und auf der dritten eine lateinische Uebersetzung davon. Man rollt jetzt wieder ein Manuscript auf, scheint aber nicht sehr zu eilen, denn wir fanden nur einen einzigen Menschen damit beschäftigt. Die Verfahrungsart ist sehr einfach. Man klebt mit Gummi kleine Streifen einer feinen Haut dicht neben oder vielmehr halb auf einander auf die verkehlten Rollen und löst dann das Papier nach und nach behutsam ab. Die Arbeit geht zwar langsam von statten, man hätte aber doch schon weit mehr aufrollen können. Besäße ein deutscher Fürst diese kostbaren Ueberbleibsel alter Gelehrsamkeit, so wären sie schon längst sämmtlich entziffert.

Den 22. März.

Da ich die Mühe scheute, ein zweites Concert zu arrangiren, so nahm ich gern einen Vorschlag des Impressario an, zweimal im St. Carlo Theater zwischen den Akten der Oper für die Summe von 300 Ducati zu spielen. Vorgestern Abend fand dies zum ersten male statt. Ich war sehr besorgt, daß die Violine das colossale Haus nicht ausfüllen könne, wurde aber bald darüber beruhigt, da man mir bei der Probe sagte, selbst in den entferntesten Winkeln des Hauses würde jeder Ton deutlich gehört.

Auf alle feineren Nuancen mußte ich indessen natürlicherweise verzichten. Obgleich das Haus sehr gefüllt war, so herrschte doch während ich spielte die größte Stille, und nach dem zweiten Musikstücke wurde ich herausgerufen.

Gestern Abend spielte ich im Casino nobile in einem sehr schönen Saale mein Concert in Form einer Gesangs-Scene und einen Potpourri, mit Begleitung des Pianoforte. Da das Lokal für Musik sehr vortheilhaft ist, so machten beide Sachen viel Wirkung auf die Zuhörer. Das Uebrige des Concertes, in Symphonien und Harmonie-Musik bestehend, war nicht von Bedeutung.

Ich habe vergessen, eines Concertes der Madame Paravicini zu erwähnen, dem wir im Teatro Nuovo am vorigen Mittwoch beiwohnten. Sie spielte in den Zwischenakten einer Comödie das erste Violin-Concert von Rode in D-moll, einen Potpourri von Kreutzer und zum Schlusse ein Adagio und Rondo von demselben. Ich bin es schon gewohnt, mein Instrument von Frauenzimmern mißhandeln zu hören, so arg wie von Madame Paravicini aber habe ich es noch nicht erlebt. Dies nahm mich um so mehr Wunder, da sie sich einigen Ruf erworben hat und voller Prätensionen ist; so hat sie z. B. hier erzählt, sie habe Rode in Wien gehört, er habe bei ihr aber nur Mitleid erregt. Hier war die Reihe nun an ihr, Mitleid zu erregen, wenn man es für Arroganz und Ungeschicklichkeit überhaupt haben kann. Sie hat eine sehr vorzügliche Violine von Stradivari und zieht im Gesange einen leidlichen Ton heraus; dies ist aber auch ihr ganzes Verdienst. Uebrigens spielt sie in schlechtem Geschmack mit überladenen und gehaltlosen Verzierungen und die Passagen undeutlich, unrein in der Intonation und überhudelt in den Bogenstrichen. Der Beifall war sehr lau und äußerte sich nur dann, wenn der Prinz Leopold, ihr Beschützer, zu klatschen anfing. Weit interessanter, als das Spiel der Paravicini, war die Comödie, die vortrefflich gegeben wurde. Besonders zeichnete sich Herr de Marini aus, der überhaupt einer der vorzüglichsten jetzt

lebenden Schauspieler ist. Das Theater ist zwar kleiner als Fiorentine und Fende, aber ebenso hübsch.

Ich habe einigemale in Privat-Gesellschaften meine Quartetten und Quintetten zu hören gegeben, die mir sehr vorzüglich accompagnirt wurden, und zwar von den Herren Danner und Sohn, dem jungen, talentvollen Geiger Onario, dem ich einige meiner Sachen einstudirt habe, und dem ausgezeichneten Violoncellisten Fenzi, der ehemals in Cassel war. Sie gefielen sehr und Mayer versicherte, er habe nie einen größeren musikalischen Kunstgenuß gehabt. Das zweitemal machten wir sie bei der Marquise Douglas, die selbst sehr gut Piano spielt und ehemals auch vorzüglich gesungen haben soll. Sie und ihr Mann sind die ersten Engländer, bei denen ich wahren Sinn für Musik gefunden habe.

Den 23. März.

Beim Durchblättern dieses Tagebuches bemerke ich, daß ich auch zweier Aufführungen von Messen, die der Fürst Esterhazy aus Wien auf seine Kosten geben ließ, zu erwähnen vergessen habe. Die erste, vom alten Umlauf in Wien, zeichnete sich durch nichts Besonderes aus; die zweite aber von Haydn, in D-moll, welche mit vieler Feierlichkeit und großem militärischen Pompe am Geburtstage des Kaisers gegeben wurde, gewährte großen Kunstgenuß. Die Damen Chabran und Canonici und die Herren Rozzari und Benedetti sangen die Solopartien ganz vorzüglich, und Chor und Orchester zeichneten sich ebenfalls sehr aus. Unglücklicherweise wurden fast alle Tempi auf ausdrückliches Verlangen des Fürsten gar zu schnell genommen und dadurch vieles verderben.

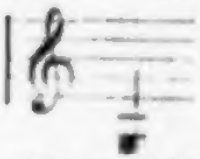
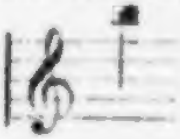
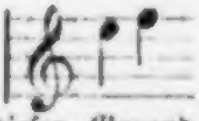
Mailand, den 22. April.

Durch die Menge von Geschäften in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Neapel und die eilige, fast ohne Aufenthalt fortgesetzte Rückreise vom Schreiben abgehalten, bin ich sehr in Rück-

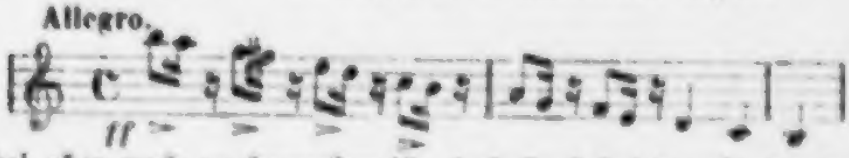
stand gekommen und habe daher Vieles, selbst von Neapel noch, nachzuholen.

Mayer's neue Oper wurde endlich vierzehn Tage vor Ostern, nachdem man sie nochmals umgetauft hatte, in Scene gesetzt, mißfiel aber gänzlich, so daß sie nur drittehalb Vorstellungen erlebte und wahrscheinlich auf ewig ruht. Am dritten Abend gab man nämlich nur noch den ersten Akt und dazu noch einen Akt von Paer's „Sargino." Das Sujet und die Musik von Mayer's Oper sind beide gleich uninteressant und langweilig. Letzterer fehlt es besonders an allem Leben und Feuer; sie ist so alltäglich und in die Länge gezogen, daß man sie, ohne einzuschlafen, kaum anhören kann. Bei der Generalprobe ist dies mir, dem Grafen Gallenberg und noch mehreren Anderen wirklich begegnet. Mayer scheint sich erschöpft zu haben, was bei der ungeheuern Menge von Opern, die er geschrieben hat, kein Wunder ist. Es ist wirklich hohe Zeit für ihn, als Opern-Componist abzutreten, um den einmal erworbenen Ruhm nicht wieder einzubüßen, und er hätte vielleicht recht gut gethan, den letzten Ruf nach Neapel nicht anzunehmen. Am Abende nach der ersten Vorstellung seiner Oper reis'te er nach Bergamo ab.

Die Ankunft der Madame Catalani setzte um diese Zeit alle Musikfreunde Neapels in große Bewegung. Sie benutzte auch sogleich diesen Enthusiasmus und kündigte wenige Tage nachher eine Akademie im Theater Fiorentino zu siebenfach erhöheten Preisen an. Am Tage vor dem Concerte erhielt ich nur noch mit Mühe und weil ich sie früher bestellt hatte, zwei Billets ins Parterre, das Stück zu 22 Carlini. Nie ist wohl ein Publikum in einer gespannteren Erwartung gewesen, als das neapolitanische an diesem Abende. Auch meine Frau und ich, die wir uns seit Jahren darnach gesehnt hatten, diese bewunderte Sängerin zu hören, konnten kaum den Augenblick ihres Auftretens erwarten. Endlich erschien sie und eine Todtenstille verbreitete sich im Hause. Sie trat mit einem etwas kalten und

prätentiösen Air vor und grüßte weder den Hof, noch das Publikum, was sichtlich eine unangenehme Sensation machte. Vielleicht hatte sie erwartet, mit einem Applaudissement empfangen zu werden, was aber in Neapel nicht Sitte ist, und so mochte sie verstimmt sein. Als sie aber nach ihrem ersten Gesange sehr stürmischen Beifall fand, wurde sie freundlicher und blieb es den übrigen Abend. Sie sang viermal, zwei Arien von Pucitta, ombra adorata von Zingarelli (oder, wie die Neapolitaner behaupten, von Crescentini, dessen Namen auch auf dem Zettel stand) und Variationen über das tausendmal variirte „Nel cor non più mi sento.“ Die Arien von Pucitta waren höchst erbärmlich; das berühmte ombra adorata kann nur schön gesunken werden, wenn man nicht an den Text denkt; die Variationen waren alltäglich, wurden aber pikant durch die Art ihres Vortrags. Sie gewährte uns durch ihre immer reine Intonation, durch die Vollendung, mit der sie alle Arten von Gesangs-Verzierungen und Passagen macht, und durch ihre eigenthümliche und besondere Art zu singen, großes Vergnügen; das Ideal einer vollendeten Sängerin, das wir in ihr zu finden erwarteten, erreicht sie aber nicht. Ihre Stimme, die den beträchtlichen Umfang von  bis  hat, ist in der Tiefe und Mitte noch voll und kräftig, der Uebergang zur Kopfstimme bei  aber sehr merklich, und drei bis vier Töne in dieser Gegend sind viel schwächer, als die tieferen und höchsten, daher sie auch alle Passagen, die in diesen Tönen vorkommen, nur mit halber Stimme macht, um die Ungleichheit zu verbergen. Auch fehlt ihrer Stimme der jugendliche Klang, was indessen bei einer Sängerin in einem Alter von vierzig Jahren nicht verwundern darf. Ihr Triller ist von besonderer Schönheit; sie macht ihn gleich rein sowohl auf dem halben, als ganzen Tone. Eine

besondere Art von Lauf durch die halben Töne, eigentlich die enharmonische Scala, weil jeder Ton zweimal vorkam, wurde als etwas ihr ganz Eigenthümliches sehr bewundert. Ich habe ihn aber mehr merkwürdig, als schön gefunden; denn er klang mir fast wie das Heulen des Sturmes im Schornstein. Eine andere Art von Gesang-Verzierung, welche an und für sich gewöhnlich ist, machte sie aber auf eine Art, die ihr großen Reiz verlieh. Sie würde sich in Noten ungefähr so ausdrücken lassen:



wobei aber noch zu bemerken ist, daß sie bei jeder Sechszehntel-Pause Athem schöpfte, wodurch diese Stelle etwas sehr Leidenschaftliches bekam. Unter den Variationen war eine mit synkopirten Noten, die durch ihren besonderen Vortrag auch etwas sehr Eigenthümliches und Interessantes erhielt, und eine andere in Trioten legato machte sie in höchster Vollendung. Was wir an ihrem Gesang aber hauptsächlich vermißten, war Seele. Im Recitativ singt sie ohne Ausdruck, ich möchte sagen nachlässig, und im Adagio läßt sie kalt. Wir waren auch nicht einmal ergriffen, sondern hatten nur das Gefühl von Freude, das man immer hat, wenn man mechanische Schwierigkeiten mit Leichtigkeit besiegen hört oder sieht. Und so war allen Zuhörern in unserer Nähe zu Muthe.

Einiger unangenehmer und störender Angewohnheiten, die sie aber schwerlich mehr ablegen wird, muß ich noch erwähnen. Dahin gehört, daß sie erstlich bei Passagen, besonders wenn sie dieselben stark macht, jeden Ton, ich möchte sagen, herauskaut, wodurch ein Stocktauber, wenn er sie singen sähe, in Stand gesetzt werden würde, Achtel von Sechzehntheilen und hinauf- und herablaufende Passagen von einander zu unterscheiden. Im Triller hauptsächlich ist die Bewegung des Unterkinns, an dem man jeden Schlag abzählen könnte, sehr auffallend und entstellend. Zweitens

geräth ihr ganzer Körper bei leidenschaftlichen Stellen in eine sündliche, aber höchst unweibliche Beweglichkeit, an der ein Tauber ebenfalls die Figuren, die sie eben singt, mit Sicherheit zu entnehmen vermöchte.

Einige Tage später hörten wir sie noch einmal in der Probe zu ihrem zweiten Concerte, wo sie fünfmal sang und dieselben Vorzüge entwickelte, aber ebenfalls nicht ein einziges Mal durch gefühlvollen Vortrag ergriff. Sie kam mir hier weit anspruchsloser und liebenswürdiger vor; auch war sie sehr artig gegen das Orchester und die Personen, die sich zum Zuhören hereingedrängt hatten, so daß ich um so leichter glaube, was man mir versicherte, daß ihr prätentiöses Air bei ihrem öffentlichen Auftreten mehr Verlegenheit als Stolz sei und daher komme, weil sie ihre Furcht damit bemänteln wolle. Ein junger Mensch, der während ihres Concertes hinter den Coulissen gestanden hat, versicherte, sie habe bei ihrem ersten Hinaustreten am ganzen Körper gezittert und vor Beklemmung kaum athmen können. Hier in Mailand hat sie, wie man mir sagt, nicht allgemein gefallen; auch waren die letzten Concerte weit weniger besucht, als die ersten. Ein Theil des Publikums war auf Seiten der Grassini, die wir hier nun auch gehört haben, von der ich aber erst später sprechen werde. Die Anbeter der Letzteren hatten der Catalani einen boshaften Streich gespielt, indem sie die ihr nachtheiligen Beurtheilungen in der Musikalischen Zeitung von Hamburg und Leipzig in's Italienische übersetzt beim ersten Concerte am Eingange ausbieten ließen. Die Catalani selbst, in der Erwartung, darin ein Sonett oder etwas der Art zu ihrem Lobe zu finden, kaufte auch ein Exemplar davon.

Am Tage nach dem ersten Concerte der Catalani in Neapel wurde im St. Carlo Theater Rossini's „Elisabetta“ gegeben, in welcher die Colbran ihre Hauptrolle hat. Da Jedermann wußte, daß es bei ihr darauf abgesehen war, mit der Catalani zu wetteifern, so war das Haus ungewöhnlich stark besucht, sowohl von Anhängern, als auch von Widersachern der Colbran.

Letztere hatten am Abend vorher das Concert der Catalani die Exequien der Colbran gemannt, und man war daher sehr gespannt auf den Erfolg des heutigen Abends. Gleich bei ihrem ersten Auftreten wurde sie mit einem Pfeifen-Concert, aber auch zugleich mit einem heftigen Applaudissement empfangen. Da sie aber diesmal wirklich ganz vorzüglich sang und spielte, so wurden [illegible] Klatscher immer mehr und der Pfeifer weniger, und am Ende wurde sie fast einstimmig herausgerufen. Sie steht der Catalani in Stimme und allem Mechanischen weit nach, singt aber mit wahrem Gefühl und spielt mit vieler Leidenschaft. Die Composition dieser Oper gehört unter die vorzüglichsten von Rossini, hat aber neben den Vorzügen auch alle Schwächen der anderen. — Man unterhielt sich im Theater über einen lächerlichen Zug vornehmer Großthuerei der Catalani, welche einige Abende früher, als sie das Theater zum erstenmale besuchte, ihren Sekretär während des Zwischenaktes auf das Theater schickte und der Colbran und den übrigen Sängern sagen ließ, „sie sei vollkommen mit ihren Leistungen zufrieden!"

Freiburg im Breisgau, den 20. Juni 1817.

Vor unserer Abreise von Neapel widmeten wir dem Besuche Pompeji's noch einen ganzen Tag. Wir waren so glücklich, dazu einen heiteren, ziemlich warmen Tag zu treffen, im Laufe des Monat März eine wahre Seltenheit! Während von Mitte Januar bis Ende Februar das schönste Frühlingswetter fast ununterbrochen gewesen war, wurde es Anfangs März plötzlich wieder Winter. In den Thälern fiel ein kalter Regen mit Sturm und auf den Bergen ein so hoher Schnee, daß man sie nicht mehr besteigen konnte. Auf dem Vesuv soll er drei bis vier Schuh hoch gelegen haben. Der März ist aber gewöhnlich sehr kalt und der eigentliche Wintermonat der Neapolitaner.

Die Ruinen von Pompeji, welche dadurch, daß sie fast 2000 Jahre mit einer leichten, trockenen Asche bedeckt waren,

weit besser erhalten sind, als alle freistehenden Ueberbleibsel aus jener Zeit, haben auch auf uns einen tiefen, ja wirklich schauerigen Eindruck gemacht. Während man durch die Ruinen des Colosseums und anderer antiker Prachtgebäude in Rom einen Begriff von dem Kunstgeschmacke, dem Reichthum und der Prachtliebe der Alten bekommt, wird man hier durch die Ansicht von einfachen, kleinen Privathäusern, die fast eben so unversehrt wie am Tage der unglücklichen Katastrophe sind, mit ihrem bürgerlichen Leben und Treiben bekannt gemacht und kann sich durch den Augenschein von manchen, unserer Lebensweise fremden Gebräuchen, die uns die alten Schriftsteller beschreiben, unterrichten. Betritt man das Innere eines solchen Hauses, was wahrscheinlich einem Wohlhabenden aus dem Mittelstande gehört haben mag, so findet man eine Reihe kleiner, niedlicher Zimmer, alle so al fresco gemalt, wie die aus der Wand geschnittenen Gemälde aus Herculanum, die in Portici aufbewahrt werden. Die Ausgänge dieser Zimmer, die selten Fensteröffnungen, sondern nur eine Thür haben, wodurch Luft und Licht hineindrang, gehen in den Hof, der durch eine verdeckte, überbaute Gallerie eingefaßt ist. In der Mitte des Hofes befindet sich ein Springbrunnen, neben diesem, ehemals wahrscheinlich im Schatten von Bäumen, ein runder Eßtisch von Marmor, umgeben von Marmorbänken zum Liegen bei Tisch, mit Erhöhungen für den Ellenbogen, und an einer Seite des Hofes ein oder auch mehrere geschmackvoll dekorirte Bäder. Alle diese Häuser hatten nur ein Stockwerk und waren viel kleiner als unsere Wohngebäude. Ewig schade ist es, daß man die dort gefundenen Geräthschaften nicht auf ihrem Platze lassen konnte! Man hätte sich sonst einen ganz deutlichen Begriff von der Lebensweise der ehemaligen Bewohner dieser merkwürdigen Stadt machen können. Das Pflaster in den Straßen ist noch ganz wie damals, und man sieht sowohl die Eindrücke von den Wagen, als auch die Spuren der Fußgänger auf den Straßen. Ueber den Läden findet man noch mit griechischer Schrift, mit dem Pinsel auf die

Wand gemalt, die Waaren bezeichnet, die da zu Kauf standen; auch an einer Straßenecke eine Ankündigung aus jener Zeit. In den Läden, wo Oel verkauft wurde, sieht man noch jetzt kolossale, irdene Krüge in die vordere Wand eingemauert, aus denen beim Verkauf geschöpft wurde. Eben solche hohe Krüge, nur mit sehr engem Halse, findet man auch in mehreren sehr gut erhaltenen Kellern, in welchen der Wein aufbewahrt wurde. In einem derselben wurde das Gerippe einer Frau gefunden, und zwar so von Asche umgeben, daß man die Formen ihres Körpers daran erkennen konnte. Ein Stück dieser Form, in welchem ihre Brust abgedrückt ist, wird in Portici aufbewahrt. In ihrer Hand fand man einen großen, ledernen Beutel mit Münzen.

Am besten erhalten ist die sogenannte Gräberstraße, wo man auf beiden Seiten fast nur Grabmäler erblickt, die bald in ägyptischer Pyramiden-Form, bald im römischen Style gebaut sind. In diesen Grabmälern hat man Vasen gefunden, in denen die Asche und Gebeine der verbrannten Todten aufbewahrt wurden. Die Inschriften an diesen Grabmälern sind bald griechisch, bald lateinisch und fangen sehr oft mit dem Anruf an: „Siste viator, Wanderer, stehe still" u. s. w., was hier in einer belebten Straße sehr an seinem Platze war, auf unseren gewöhnlich sehr abgelegenen Kirchhöfen aber, wo man dies nachgeahmt hat, ziemlich unpassend erscheint.

Was man in Pompeji an öffentlichen Gebäuden, als Theatern, Tempeln u. s. w. bewundert, ist zwar nicht von der Größe, Pracht und Schönheit der in Rom, Puzzuoli und anderen Gegenden, übertrifft aber doch Alles an Bedeutung, was man in neueren Zeiten in einer Provinzialstadt zu sehen bekommt. Wo fände man jetzt wohl in einer solchen einen großen Circus zu öffentlichen Spielen und sogar zwei Theater! Von den letzteren war das eine überbaut und diente wahrscheinlich zur Comödie; das andere, mit einer Bühne, dem Orchester und einem runden, sehr hohen Amphitheater, kann uns einen Begriff von dem Lokale

geben, wo die römischen Schauspieler, zur Verstärkung des Schalls mit Masken versehen, ihre Tragödien vor einem Publikum von 10—15,000 Zuschauern aufführten. Aber auch die Tempel, deren prächtigster jetzt eben aus dem Schutte ausgegraben wird, geben von der Prachtliebe und dem guten Geschmacke der Alten in der Baukunst einen anschaulichen Begriff.

Die Weinberge und Ländereien, die über dem noch unausgegrabenen Theile der Stadt liegen, sind bereits von dem vorigen Könige von Neapel angekauft worden. Würde daher mit Eifer fortgearbeitet, woran aber bei der jetzigen Regierung, die all' dergleichen sehr schläfrig betreibt, wohl zu zweifeln ist, so könnte in wenigen Jahren die ganze, so höchst interessante Stadt offen daliegen und von dem hohen Rande, der sie umgibt, mit einem Blicke übersehen werden. Jetzt sind die verschiedenen bereits ausgegrabenen Theile noch durch lange Strecken, auf denen gebaut und geerntet wird, wie durch Berge, die man übersteigen muß, getrennt, und man ist sehr überrascht, wenn man nach einem Gange über ein solches Feld wieder einen neuen Theil der Stadt in der Tiefe liegen sieht, der mit den Weinreben, Bäumen, Aeckern und Bauernhütten auf der Höhe so seltsam contrastirt.

Am Tage vor unserer Abreise aus Neapel besuchten wir auch noch einmal die Studii und betrachteten die große Sammlung etrurischer Vasen von den mannigfaltigsten Formen und erfreuten uns dann ebenwohl an der reichen, herrlichen Gemälde Sammlung, worin uns die aus Sicilien kürzlich zurückgebrachten Bilder von Raphael besonders entzückten.

Am 29. März traten wir unsere Rückreise nach Rom an. Der Morgen der Abreise war sehr stürmisch und unangenehm für mich; denn erstlich hatte ich einen Streit mit dem Vetturine, der uns als fünfte Person einen schmutzigen, übel riechenden Kapuziner in den Wagen setzen wollte, bis wir ihn nach vielem Hin- und Herreden in das Gabrielet complimentirten, und dann sollte meine Familie am Thore nicht passiren, weil ihrer in

dem neuen neapolitanischen Paße, den man nehmen muß, um wieder zum Lande hinauszukommen, nicht erwähnt war. Ich zeigte vergebens meinen alten Paß vor, worin Frau und Kinder aufgeführt waren. Erst auf mein Versprechen, alsbald zurückzukehren um für uns einen anderen Paß zu holen, ließ man mich von der Stelle. Ich kehrte daher zum Minister zurück, während Frau und Kinder unbehindert weiter reis'ten. Dort fand ich Alles noch im tiefen Schlafe; doch mit guten Worten und dem bei Italienern noch weit wirksameren Gelde brachte ich es bald dahin, daß man mir einen neuen Paß ausfertigte. Mit diesem warf ich mich in eine Carriole und jagte meiner Familie nach, die ich auf halbem Wege nach Capua erreichte und dadurch aus einer großen Besorgniß um mich riß. Unter die Plackereien, von denen der Reisende in Italien beinahe aufgerieben wird, gehört auch die Strenge bezüglich der Pässe, die oft ins Lächerliche geht. Wir erlebten später den Fall, daß ein Reisender diesseits Parma an der lombardischen Grenze wieder nach Livorno zurückgeschickt wurde, weil sein Paß vom dortigen österreichischen Consul nicht unterschrieben war.

In einem zweiten Wagen, der den unserigen begleitete, fuhr ein Engländer, der eine besondere Geschicklichkeit hatte, die schönen Ansichten in wenig Minuten aufzunehmen. Er bediente sich dazu einer Maschine, die ihm die Landschaft im Kleinen auf's Papier warf. Zwischen Velletri und Albano, wo wir einen Theil des Weges zu Fuße machten, um die ganz herrliche Landschaft und die milde Luft besser genießen zu können, sahen wir seinem Verfahren zu, was besonders den Kindern unendliche Freude machte. Er zeigte uns nachher die Sammlung seiner Ansichten, deren er allein von der Gegend von Neapel mehr als zweihundert hatte, und gab mir seine Adresse: Major Cockburn in Woolwich, neun Meilen von London.

Unser Einzug in Rom erfüllte uns mit neuem Staunen über die Ueberreste altrömischer Baukunst, die wir nun seit drei Wo-

naten nicht gesehen hatten. Auch ergötzten uns die naiven Bemerkungen des Mainzners, der zum erstenmale auf's feste Land kam und in allen Dingen so höchst unerfahren war. Seinen Schmutz abgerechnet, war er als ein gutmüthiger, kindlicher Mensch wohl zu ertragen. Er war voll ungeduldiger Erwartung, den Papst funktioniren zu sehen. Wie verschieden doch die Wünsche und Neigungen der Menschen sind! Ihm war wahrscheinlich so zu Muthe, wie uns am Tage vor dem Concerte der berühmten Catalani. Ich wünsche ihm von Herzen, daß er befriedigter nach seinem Kloster zurückreisen möge, als wir aus dem Concerte nach Hause kamen.

Mit Mühe fanden wir in einem Privathause ein schlechtes Zimmer, für welches wir demungeachtet täglich einen halben Piaster zahlen mußten. Alle Fremden aus ganz Italien hatten sich für die Zeit der heiligen Woche zusammengedrängt, wozu noch die Pilger und Fremmen aus der halben Welt kommen, die hier Ablaß für ihre Sünden holen. Es war ein Leben in den Straßen, daß wir beim Einfahren oft stille halten mußten.

Unsere Zimmer hatten einen Ausgang nach der Tiber über eine hölzerne Gallerie. Von ihr konnten wir den Lauf des Flusses verfolgen, von der Porta Romana an bis zur Brücke vor der Engelsburg. Die stille, im Abendroth und Mondlicht glänzende Wogen jenseits der Tiber contrastirte auffallend mit dem Gewühle, das sich über die Brücke hin und herdrängte und dann in den Straßen weiter, die von der Engelsburg nach der Peterskirche führen. Ueber alle die Häuser und Paläste, die zwischen uns und der Peterskirche lagen, ragte diese stolz und majestätisch hervor und erfüllte uns mit Bewunderung über ihren Riesenbau. Wie ermüdet wir auch waren, so konnten wir uns doch von diesem herrlichen Anblicke nicht sobald losreißen und standen noch spät bei dem milden Abende auf unserem Balkon. Als wir uns dann endlich zur Ruhe legten, so riefen wir uns noch zu: „Morgen, morgen also werden wir das berühmte Miserere hören!"

Aachen, den 10. August 1817.

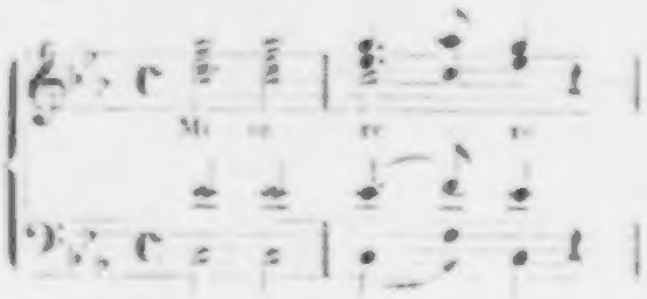
Hier finde ich endlich wieder einige Augenblicke Zeit, um in meiner Erzählung von unserer Rückreise aus Italien fortzufahren.

Am 3. April Abends hörten wir endlich das lang ersehnte Miserere in der Sixtinischen Kapelle. Man hatte uns gesagt, daß die Frauen Eintrittskarten haben und die Männer in Schuhen erscheinen müßten. Eine Karte war für Loretta jedoch nicht mehr zu bekommen, und so mußte ich mich entschließen, allein hinzugehen. Als ich aber unter der Schweizer-Garde am Eingange der Kirche einen Bekannten erblickte, dessen Gunst ich mir früher durch ein Geschenk für die Begleitung auf die Kuppel der Peterskirche erworben hatte, so fragte ich ihn, ob er meiner Frau nicht auch ohne Billet in die Kapelle verhelfen könne, und auf seine Versicherung, daß er sein möglichstes thun wolle, eilte ich schnell, sie zu holen. Nach einigem Hin- und Herreden mit den übrigen Schweizern kamen wir auch glücklich hinein, obgleich mehrere englische Damen von Stande, die ohne Billets kamen, abgewiesen wurden. Die Schweizer können nämlich die Engländer und Franzosen nicht leiden und begünstigen die Deutschen bei solchen Gelegenheiten weit mehr, und besonders wenn man sie mit einigen Worten „Schwizerdütsch" anreden kann.

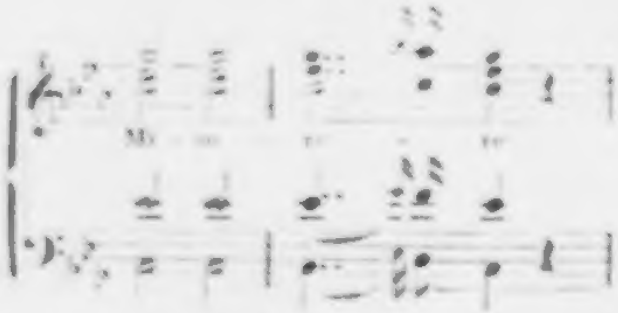
Wir kamen noch zeitig genug und bedauerten nur, nicht bei einander bleiben zu können, um uns den Eindruck, den die Musik auf uns machen würde, sogleich mitzutheilen.

Vor dem Anfange des Gesanges wurden neunzehn Psalmen abwechselnd von hohen und tiefen Stimmen auf dieselbe Art im unisono abgebetet, die uns schon um Weihnachten so viel Langeweile gemacht hatte, und acht oder neun davon hatten wir noch zu überstehen! Nach einem jeden, der etwa fünf lange Minuten dauert, wird eins von den Lichtern ausgelöscht, die auf einem kolossalen, pyramidenförmigen Armleuchter vor dem Hochaltare brennen. Wie sehr wünscht man, daß auch das letzte erlöschen möge! Endlich kommt der ersehnte Augenblick und es tritt nach

und nach eine Stille ein, welche die Erwartung auf das, was nun folgt, nicht wenig steigert. Dieser Spannung, der feierlichen Dämmerung in der nur noch vom letzten Schein der Abendröthe matt erleuchteten Kirche und der Ruhe, die das Ohr nach dem rohen Abbrüllen der Psalmen nun endlich empfindet, war es wohl zuzuschreiben, daß der erste langgetragene Accord von C-moll solch' einen wohlthuenden Eindruck auf mich machte, daß es mir Musik aus einer anderen Welt zu sein schien. Doch nur zu bald wurde man erinnert, daß man eine irdische, und zwar eine von Italienern gesungene, höre; denn gleich im zweiten Takte wurde das Ohr von fürchterlichen Quintenfolgen zerrissen! Der Satz heißt ohne Zweifel so:



wurde von den Sängern aber auf folgende barbarische Art verziert vorgetragen:



Ich würde es keinem Anderen, ja meinen eigenen Ohren nicht geglaubt haben, daß man so in der Sixtini'schen Kapelle singen könne, wenn ich dieselbe Stelle später nicht noch einmal wiederholt gehört hätte. Ist das vielleicht die geheimnißvolle Art, diese alten Compositionen vorzutragen, von der man erzählt, daß

sie nur immer diesem Sängerchor bekannt gewesen sei und sich durch Tradition fortgeerbt habe? Doch nein! So barbarisch können nur neuere Italiener singen, die wohl Sinn für Melodie haben, in allem aber, was Harmonie heißt, im höchsten Grade unwissend sind.

Als indessen dieses erste Miserere verschmerzt war, wurde ich bald wieder angezogen. Diese einfachen Harmonie-Folgen, fast nur aus Dreiklängen bestehend, dieses Mischen und Tragen der Stimmen, bald zum brausendsten forte anwachsend, bald im leisesten pianissimo verhallend; dieses ewig lange Aushalten einzelner Töne, welches nur einer Castraten-Lunge in dem Grade möglich ist, und dann hauptsächlich das zarte Einsetzen eines Accordes, wenn von anderen Stimmen der vorhergehende noch schwach und verklingend ausgehalten wird, geben dieser Musik bei allen Mängeln etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwiderstehlich davon angezogen fühlt. Ich kann nun wohl begreifen, daß dieselbe in früheren Zeiten, als der Sängerchor noch besser war, auf Fremde, die noch nie eine reine Vokal Musik und Castraten-Stimmen gehört hatten, einen ungeheueren Eindruck machen mußte. Auch jetzt könnte sie noch von hinreißender Wirkung sein, wenn die Sänger nur einen kenntnißreicheren Direktor hätten. So singen sie aber gewöhnlich nicht einmal rein.

An diesem ersten Tage wurden zwei Compositionen, von Allegri und Baini, gegeben, und eine jede derselben einmal wiederholt. Zwischen jedem dieser zehn nicht sehr langen Sätze wurde von den Cardinälen, Bischöfen und anderen Geistlichen ein halblautes Gebet gesprochen, welches, dem fernen Rollen des Donners ähnlich, einen guten Effect hervorbrachte. Am Ende der Funktion machten aber die Diener durch Scharren und Treten auf die Fußbänke ein für musikalische Ohren sehr unangenehmes Geräusch, welches auf eine störende Art den Eindruck der Musik, dem man sich gern länger überlassen hätte, wieder verwischte. Dieses Gepolter soll, wie man mir sagte, das Erdbeben vorstellen:

Am zweiten Abende richtete ich es so ein, daß ich erst beim Anfange des eigentlichen Gesanges, bei dem Verlöschen des letzten Lichtes, in die Kapelle trat. Das Gedränge war so groß, daß ich nahe am Eingange stehen bleiben mußte, von Engländern umgeben, die während der Musik überlaut mit einander sprachen und sich sogar durch kein Aufgebieten darin stören ließen. Ueberdies sangen die Sänger viel nachlässiger, als Tags zuvor, und öfters recht falsch, so daß ich froh war, als mit dem Erdbeben der Funktion ein Ende gemacht wurde. In den zwei Compositionen von gestern waren noch drei neue hinzugekommen, weshalb jede nur einmal wiederholt zu werden brauchte. Im Uebrigen war Alles gerade wie das erstemal.

Späterhin habe ich die bei Kühnel in Leipzig erschienene Miserere Sammlung gesehen, aber keine von denjenigen vorgefunden, die wir in Rom gehört haben. Die Bibliothek der Sixtinischen Kapelle wird aber auch wohl so reich an solchen Compositionen sein, daß man mehrere Jahre hinter einander immer andere zur Aufführung wählen kann.

Beide Abende sahen wir nach dem Miserere die Kreuz-Beleuchtung in der Peterskirche. Beim Hereintreten durch den Haupt-Eingang, wo man das erleuchtete Kreuz in der weitesten Entfernung sieht, macht sie einen imposanten Eindruck, so bald man sich aber nähert, verliert sie sehr. Die Wirkung würde weit größer sein, wenn alle übrigen Lichter in der Kirche ausgelöscht wären. So brennen aber nicht allein hunderte von Lampen rund um den Eingang in die unterirdische Kapelle, sondern noch unzählige andere Lichter in allen Räumen der Kirche. Man sieht daher die blendende Erleuchtung am Kreuze keine reinen Schlagschatten werfen. Auch das Pantheon wird an diesem Abend erleuchtet, was von herrlicher Wirkung sein soll. Leider kamen wir erst, als die Lichter schon wieder ausgelöscht waren.

Am Abende vorher führte mich der Prinz Friedrich in eine Gesellschaft, wo von Dilettanten der fünfzigste Psalm oder das

Miserere von Marcello recht gut gelungen wurde. Da aber die Orchester-Begleitung, wie immer in Rom, sehr schlecht und die Composition durchaus monoton war, so wurde es mir bald langweilig und ich war froh, als es zu Ende war.

Sonnabends Vormittag machten wir einen weiten Spaziergang nach St. Paul, um die herrlichen, antiken Säulen in der übrigens häßlichen Kirche zu sehen. Auf dem Rückwege sahen wir die Pyramide des Cestius und den »Scherbenberg.« Mittags trafen wir im Speisehause „zum Hermelin" mit einem deutschen Zeichner, Herrn Röfel, zusammen, der uns leicht beredete, mit ihm noch einen zweiten Spaziergang zu machen. Zuerst zeigte er uns einen gewölbten, altrömischen, unterirdischen Kanal, die cloaca maxima glaub' ich, dann gingen wir nach einer kleinen, unbedeutenden Kirche, die aber schöne Alterthümer hat, um dort den griechischen Gottesdienst, der nur an diesem Tage gehalten wird, zu sehen; das Gedränge war aber so groß, daß wir nicht hinein konnten. Hierauf sahen wir den Tempel der Vesta und erstiegen zuletzt den Monte Aventino, wo uns unser Begleiter vor eine Gartenthür führte und durch das Schlüsselloch eine der überraschendsten Aussichten zeigte. Durch einen langen, überwachsenen Bogengang erblickt man nämlich die Kuppel der Peterskirche, von der untergehenden Sonne prächtig vergoldet. Wir ließen uns dann den Garten öffnen, um eine sehr große und schöne Palme, die gerade in der Blüthe stand, anzustaunen.

Helles Glockengeläute und Kanonensalven von der Engelsburg erinnerten uns am anderen Morgen, daß es erster Ostertag war, und mahnten uns zum schnellen Ankleiden, um die feierlichen Functionen in der Peterskirche nicht zu versäumen. Doch hätte uns das fürchterliche Gedränge auf der Brücke fast vermocht, wieder umzukehren. Förmlich getragen kamen wir endlich auf die andere Seite der Tiber und eilten nun in eine weniger angefüllte Seitenstraße, die uns auch auf den Platz vor der Kirche führte. Hier fanden wir schon viele tausend Menschen, worunter Pilger mit

ihren Muschelhüten, aus allen Gegenden der Welt versammelt, die ungeduldig auf den Moment warteten, wo der h. Vater den Segen vom Altan herab ertheilt. Bis dahin war es aber noch lange Zeit, und wir machten deshalb vorher erst noch einen Gang durch die Kirche, wo wir Alles wie um Weihnachten ausgeputzt fanden, und zogen, da wir doch von der Ceremonie wenig sehen konnten, es vor, bei dem schönen Wetter lieber einen Spaziergang ins Freie zu machen. Gegen zwölf Uhr waren wir wieder zurück und fanden das Volk schon in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der Altan über dem Haupt-Eingange der Kirche war mit rothem Sammet decorirt und zum Schutz gegen die Sonne ein colossales Zelt darüber ausgespannt. Auf dem Säulengange linker Hand war eine Loge für die ausgezeichneten Fremden errichtet. Zuerst erschienen auf dem Balkon Pagen mit Kerzen, dann kamen die Cardinäle und zuletzt der Papst auf einem Sessel getragen und zu beiden Seiten die Fächer von weißen Straußfedern. Sobald er erschien, warf sich alles Volk auf die Knice, und es trat eine feierliche Stille ein, während vorher das wildeste Geschrei getobt hatte. Dieser Moment hatte etwas sehr Ergreifendes. Der alte, blasse Mann erhob sich dann und ertheilte mit langsamer, würdevoller Handbewegung den Segen. Unterdessen wurden vom Balkon zwei Zettel herabgeworfen, wovon der eine, wie man mir sagte, die Verdammung aller Ketzer, und der andere Ablaß für alle anwesenden Rechtgläubigen enthält. Die Verdammungs-Bulle erreichte aber den Boden nicht, sondern flog, vom Winde getrieben, in ein offen stehendes Fenster, während der Ablaßzettel vom Volke, das sich darum balgte, aufgefangen wurde.

Auf dem Wege nach dem Speisehause gesellte sich Herr Kolle aus Stuttgart, den wir früher in Dresden gekannt hatten, zu uns. Er fragte uns unter Anderem, wie wir mit unserer Reise in Italien und dem, was wir gesehen hätten, zufrieden seien? Ich klagte ihm darauf, daß wir so Manches nicht den Erwartungen

gemäß gefunden hätten, die von früheren Reisenden in uns rege gemacht wären. Er fand das sehr natürlich und meinte, das käme daher, weil keiner der Reisenden bei seiner Rückkehr gestehen wolle, daß er von seinen Vorgängern gleichsam in den April geschickt sei. Es fällt mir, fuhr er fort, die bekannte Anekdote dabei ein, wo ein Mensch ankündigte, er habe ein Pferd im Stalle, welches den Arsch da habe, wo bei anderen der Schwanz säße. Die Neugierigen fanden aber nichts als ein Pferd, welches mit dem Schwanze an die Krippe gebunden war, hüteten sich indessen wohl, es den Anderen vor der Thür zu verrathen — weil sie sich schämten. Die Anwendung ist leicht!

Nachmittags machten wir noch einen Spaziergang in die Villa Borghese und rüsteten uns dann zur Abreise, die auf den nächsten Morgen bestimmt war.

In Gesellschaft von zwei Stuttgartern und einem Münchener, mit dem wir gemeinsam einen Vetturino gedungen hatten, machten wir diesmal den weit interessanteren Rückweg über Perugia nach Florenz in sechs Tagreisen. Am zweiten Abend kamen wir nach Terni und beeilten uns, noch vor Sonnen Untergang den berühmten Wasserfall zu besuchen, der zwei Stunden von da entfernt ist. Bis zum Fuße des Berges gingen wir, dann nahmen wir uns aber in dem daselbst sehr romantisch liegenden Dörfchen, zu dem bei dem milden Sonntags Abend halb Terni gelustwandelt war, gesattelte Esel, die uns schnell und sicher hinauf bis zum Wasserfalle trugen. Die Aussicht von der Höhe des Berges, ehe man sich in das Thal wendet, wo der Wasserfall herabstürzt, ist reich und lieblich. Dann wird die Gegend, je mehr man sich diesem nähert, immer wilder und romantischer. Da die Sonne eben untergehen wollte, so hielten wir uns nicht lange auf und eilten so schnell als möglich, den Wasserfall noch vor Nacht zu erreichen, theils um das imposante Schauspiel noch in gehöriger Beleuchtung zu sehen, theils aber auch unserer Sicherheit wegen, da die Gegend eben nicht im besten Rufe steht. Mit dem letzten

Blicke der Sonne erreichten wir den Felsen, der dem Sturz gegenüber aus der dunkeln, schäumenden Tiefe emporsteigt, und wohin man zur Bequemlichkeit der Besuchenden einen Pavillon mit Bänken erbaut hat. Der Anblick des majestätischen Schauspieles von diesem Standpunkte aus läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Wir waren Alle wie versteinert. Wenigstens hat eine Naturschönheit früher niemals, selbst nicht der erste Anblick der Alpenkette, einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Nachdem wir wohl zehn Minuten hier verweilt und uns in dem Anblicke recht berauscht hatten, kehrten wir bei dem mildesten, schönsten Frühlings-Abend ohne Unfall und seelenvergnügt über den herrlichen Genuß nach Terni zurück.

Am vierten Tage der Reise wurde es auf einmal sehr kalt, so daß gegen Abend sogar Schnee fiel, der über Nacht liegen blieb. Als wir aber in das tiefe Thal hineinfuhren, in welchem Florenz liegt, fanden wir Alles in Blüthe. — Wir blieben nur einen Tag in Florenz, den wir aber recht benutzten. Vormittags besuchten wir den Dom, das Baptisterium und den Garten Boboli. Das Grabmal der Medicer und den Palast Pitti konnten wir aber leider an dem Tage, da es Festtag war, nicht zu sehen bekommen. Nachmittags machten wir einen Spaziergang nach den Cascinen.

Am anderen Morgen, den 14. April, setzten wir die Reise nach Bologna ohne unsere bisherigen Reisegefährten, die noch länger in Florenz blieben, fort. Wir trafen auf den Apenninen sehr viel Schnee und kamen noch einmal ganz in den Winter. Im traurigen Bologna verweilten wir nur einen Tag. Der Wirth zum „Pellegrino" hatte uns eine etwas unverschämte Rechnung gemacht; ich applicirte daher ein Mittel, welches ich schon mehrmals erprobt hatte, ich zog ihm nämlich ein Drittel ab, was er sich nach einigem Hin- und Herreden auch gefallen lassen mußte. Ich habe dies nachher immer gethan und es besser

gefunden, als das verherige Accordiren, bei dem man doch immer noch geprellt wird.

Wir fuhren nun über Modena, Reggio, Parma, Piacenza nach Mailand. Da wir nirgends langen Aufenthalt machten, so weiß ich auch nichts von diesen Städten zu sagen, als daß wir allenthalben dasselbe Lumpen- und Bettlergesindel, dieselbe Prellerei der Wirthe und dieselbe Unreinlichkeit fanden. Auf dem Marktplatze in Piacenza betrachteten wir die zwei kolossalen Statuen von Bronze. Ob sie Kunstwerth haben, getraue ich mir nicht zu beurtheilen, da wir sie nur in der Abenddämmerung sahen.

In Mailand bezogen wir wieder die pension Suisse, die wegen ihrer Reinlichkeit und Billigkeit allen Reisenden zu empfehlen ist. Beim ersten Ausgange frappirte uns von neuem die Pracht und Schönheit des Aeußeren des Domes. Es ist doch ohne Zweifel das schönste Gebäude, welches wir je sahen, edler und reicher, als die Façade der Peterskirche.

Die berühmte Graffini, welcher Rode durch Nachahmen ihres Gesangs das ihm Eigenthümliche seiner Spielart, was von der Pietti'schen Schule abweicht, zu danken haben soll, hatte sechs Vorstellungen im Theater della Scala angekündigt. Da sie aber wenig besucht wurden, so kamen nur drei zu Stande; der letzten wohnten auch wir bei. Sie bestand aus abgerissenen Scenen aus den Horatiern und Curiatiern von Cimarosa und einigen anderen Arien, worunter auch ombra adorata war. Die Graffini, die in der Blüthe ihrer Jahre wohl sehr vorzüglich gewesen sein mag, ist jetzt schon ein wenig passirt. In dem, was ihr die Zeit nicht rauben konnte, ist sie indessen immer noch ganz ausgezeichnet, d. h. sie hat eine gute Schule und spielt und singt sehr leidenschaftlich, und zwar mit weit mehr Gefühl und Ausdruck, als die Catalani, steht dieser jedoch an Geläufigkeit der Kehle und hinsichtlich der Stimme bedeutend nach. — Wo es daher blos auf's Brilliren ankam, befriedigte sie

nicht sehr, riß aber in leidenschaftlicher Recitation durch Wahrheit des Ausdrucks unwiderstehlich hin.

Das Theater della Scala fand ich auch diesmal für den Effekt der Musik vortrefflich. Ich kenne kein Lokal, wo sowohl die Stimmen, als auch das Orchester so edel und dabei so deutlich klingen, und es ist in akustischer Hinsicht daher dem St. Carlo-Theater unendlich vorzuziehen.

Da wir bei unserem früheren Auftreten im Theater so schlechte Geschäfte gemacht hatten, so probirten wir es diesesmal im Saale des Conservatoriums, setzten den Eintrittspreis auf drei Franken und gaben es des Theaters wegen am Vormittage. Lag es an dieser ungewöhnlichen Stunde oder war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, — genug, es war wieder sehr leer und warf nicht viel mehr als die Kosten ab.

In Gesellschaft von zwei Engländern, von denen der jüngste ziemlich liebenswürdig war, reis'ten wir am 2. Mai von Mailand ab, übernachteten in Arona, ergötzten uns am anderen Morgen von neuem an den himmlischen Umgebungen des Lago maggiore, die wir nun auch im Schmuck des Frühlings sahen, und kamen gegen Abend im Dorfe Simpeln unter der Höhe des Simplon an. Hier wurden wir beim Abschiede aus Italien noch einmal auf gut Italienisch geprellt, indem wir z. B. für jede Tasse Kaffee zwei Franken bezahlen mußten.

Am anderen Morgen traten wir die in dieser Jahreszeit etwas beschwerliche Fahrt über die Höhe des Gebirgspasses an und kamen eine Stunde hinter Simpeln in die Schneeregion. Hier mußte der Wagen auseinander genommen werden; der Kasten wurde auf einen, die Räder auf einen andern und unser Gepäck auf einen dritten Schlitten gesetzt, und so ging der Zug mit vielen Packpferden langsam weiter. Auf der Höhe, so lange der Schnee hart blieb, gab es nicht viel Aufenthalt, aber weiter unten, wo die Wärme schon beträchtlich war und der Schnee doch noch sehr hoch lag, kam der Zug jeden Augenblick in's Stecken.

Bald sanken die Pferde bis an die Brust ein, bald klemmte sich der Wagen zwischen die hausbohen Schneewände fest und mußte wieder losgearbeitet und bald der von Lawinen verschüttete Weg wieder aufgeräumt werden. Wir gingen daher voraus und kamen, zwar bis an die Knice durchnäßt, aber doch zwei Stunden früher, im vierten Refuge, wo der Schnee aufhörte, an, und erhielten uns bei einem einfachen Frühstücke von der beschwerlichen Promenade. Wir hörten viele Lawinen niederdonnern und waren in beständiger Besorgniß, daß es uns so gehen möchte, wie den Reisenden, die Tags vorher durchgekommen waren. Diese sahen in der Nähe eines Felsendurchganges eine fürchterliche Lawine auf sich losstürzen und hatten eben noch Zeit genug, sich in diesen zu flüchten. Zu ihrem Schrecken wurden beide Ausgänge verschüttet, so daß sie drei schrecklich lange Stunden eingesperrt blieben, bis sich die Wege-Aufseher zu ihnen hindurchgearbeitet hatten.

Nachdem der Wagen endlich angekommen war, fuhren wir noch bis Brieg, wo wir das dritte Nachtlager machten und zum erstenmale wieder unsere Muttersprache reden hörten, was uns recht freudig stimmte. Unsere vierte Tagereise ging bis Sion, wo man schon Französisch redet. Das Frühjahr fanden wir in Wallis im Vergleiche mit der anderen Seite noch weit zurück. Hier blühten kaum die Kirschbäume, die in Mailand und am Lago maggiore längst abgeblüht waren. So kamen wir von neuem ins Frühjahr, in welchem wir seit Anfang Februar beständig gelebt hatten.

Auf der fünften Tagreise kamen wir zu der berühmten Pissevache, die hart am Wege ist. Unsere Erwartungen wurden aber nicht ganz befriedigt; denn im Vergleiche zu dem Wasserfalle bei Terni kam uns dieser doch ziemlich kleinlich vor. Unser Nachtlager nahmen wir in Bex, einem reizend gelegenen Städtchen, welches die Bewohner nicht ohne Grund un paradis terrestre nennen. Das Gasthaus dürfte mit den größten Hôtels der Hauptstädte wetteifern.

Am sechsten Tage fuhren wir immer am See her über Vevay nach Lausanne. Diese gepriesene, im Sommer so häufig von Engländern besuchte und bewohnte Gegend habe ich wieder nicht so schön gefunden, als ich erwartete. Die Ansichten beim Thuner und noch mehr beim Züricher See sind viel mannigfaltiger; alle Schweizerseen aber bleiben, meiner Meinung nach, weit hinter dem Lago maggiore zurück. Am siebenten Tage kamen wir denn endlich in Genf an.

* * *

Die Folgen einer Erkältung auf der Reise warfen mich für einige Tage auf's Bett. Während dieser Zeit waren Herr Dupant, Herr Pastor Gerlach und einige andere Musikfreunde bemüht, uns ein Concert zu arrangiren. Es war aber schon vorauszusehn, daß dies nicht sehr brillant ausfallen würde, denn theils war die Noth und Theurung noch zu groß, theils hatten vor kurzem mehrere Concerte zum Besten der Armen statt gefunden, so wie auch die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt und die meisten reichen Familien bereits auf's Land gezogen waren. In der That warf es nicht viel mehr als die Unkosten ab. Wir hatten uns überdies verleiten lassen, bei Herrn Pictet Rochemont und bei Herrn Dupant Privatmusik zu machen; die an beiden Orten sehr zahlreich versammelte Theegesellschaft fand es hierauf denn nicht mehr der Mühe werth, unser Concert zu besuchen. Den Gebrüdern Bohrer, die vier Wochen vor uns da waren, war es nicht besser ergangen. Im Ganzen genommen sollen die Genfer nicht viel Kunstsinn haben, sondern nur immer darauf spekuliren, wie sie die vielen Fremden, die sich im Sommer und Winter dort aufhalten, recht auspressen können. Wenigstens wissen sie von deutscher Kunst und deutschen Künstlern sehr wenig und kennen unsere klassischen Kompositionen nicht einmal dem Namen nach. Die fremde Sprache und die lange französische Herrschaft machen das erklärlich.

Genf besitzt von allen Schweizerstädten die meisten ausgezeichneten Künstler, die aber auch hier, wie fast allenthalben, in zwei oder mehrere Parteien getheilt sind und wie Hunde und Katzen unter einander leben. Die Gebrüder Hensel und Wolf und Herr Berger (eigentlich Münzberger) sind die vorzüglichsten davon. Ich war so glücklich, diese Herren, die sonst nie zusammen spielen, in meinem Concerte zu vereinigen, und hatte so ein für eine Schweizerstadt recht vorzügliches Orchester beisammen. Herr Pastor Werlach nahm uns auf's freundschaftlichste auf und erzeigte uns gar manche Gefälligkeit; ja er räumte uns sogar zu unserem Concerte die lutherische Kirche ein, in welcher die Musik einen sehr guten Effekt macht. Außerdem wären wir genöthigt gewesen, dasselbe in dem finsteren und unfreundlichen Theater zu geben, wo man überdies noch bedeutende Unkosten (300 Franken) hat.

Ich erlebte in Genf die unerwartete Freude, meinen alten Lehrer Kunisch aus Braunschweig wiederzufinden. Dieser brave Mann hatte alle Tücken des Schicksals empfunden. In seiner Jugend war er ein vorzüglicher Hornist, bekam dann Blutspeien und mußte, um sich zu retten, diesem Instrumente ganz entsagen. Durch eisernen Fleiß brachte er es in drei Jahren zu ziemlicher Virtuosität auf der Violine und fand später eine Anstellung als Vorgeiger beim Nationaltheater in Berlin. Als nach der Schlacht bei Jena der preußische Hof flüchten mußte und die Kapelle auseinander ging, wurde er von Herrn Schick, der gern seinen Platz gehabt hätte, von Berlin wegcabalirt, ging dann anfangs nach der Schweiz, wo er in seinen alten Tagen das Französische noch erlernte und später nach Lyon, wo er wieder als Vorgeiger eine Anstellung am Theater fand. Hier fing es ihm eben an zu gefallen, als er durch einen unglücklichen Sturz die linke Hand verstauchte, die bald ganz steif wurde, so daß er gar nicht mehr Violine spielen konnte und folglich seine Stelle aufgeben mußte. Er war daher gezwungen, zum drittenmal ein anderes Instru-

ment zu erlernen und verdiente sich nun als Klavierlehrer sein kümmerliches Brod. Er hatte eine große Freude, mich wieder zu sehen und schien sehr stolz darauf, mich seinen Schüler nennen zu können.

* * *

Beim Durchlesen des hier eingeschalteten Tagebuches der Italienischen Reise vermisse ich einiges Erlebte, das mir noch jetzt (im Jahre 1847) so lebhaft in der Erinnerung schwebt, daß ich nicht umhin kann, es gleichsam als Nachlese hier folgen zu lassen.

Erwähnt ist schon, daß ich es nur den Bemühungen des österreichischen Gesandten, Grafen Apponyi, zu verdanken hatte, daß ich in Rom in der Advents-Zeit, wo alle öffentliche Musik verboten ist, ein Concert zu Stande bringen konnte. Graf Apponyi übernahm es, mein Gesuch um die Erlaubniß dazu dem Gouverneur von Rom zu übergeben, rieth mir jedoch, die Antwort darauf nicht abzuwarten, sondern das Concert so schnell wie möglich zu arrangiren, während dessen er mir dann die Subscribenten dazu sammeln werde. Ich ging sogleich an's Werk; allein die Sache hatte ihre großen Schwierigkeiten. Der Saal im Palast Ruspoli, den mir Graf Apponyi verschafft hatte, war wie das ganze unbewohnte Prachtgebäude sehr verfallen. Es mußten erst Glasscheiben in die Fenster eingesetzt, die Löcher in dem Marmor-Fußboden mit Backsteinen ausgefüllt und die nöthigen Möbel, z. B. Kronleuchter, Stühle, Pulte u. s. w. zusammengeborgt werden. Hauptsächlich aber war erst der Palast, vom Eingange an bis zum Saale, von Unrath zu reinigen, wo von der Vorplatz und die prächtige, mit Statuen geschmückte Marmortreppe überfüllt waren, so daß ganze Karren voll weggeschafft werden mußten. Auch hatte ich erst Sänger und Musiker einzeln in der großen Stadt aufzusuchen und für mein Concert zu engagiren, was Alles viel Zeit wegnahm. Bis zum Tage des

Concertes, und noch an diesem selbst bis zum Abend war ich nun in steter Angst, daß eine abschlägige Antwort auf mein Gesuch einlaufen und Alles über den Haufen werfen werde. Doch die Polizei war so human; mir diese erst am Tage nach dem Concerte zuzusenden, wo ich bereits eine ergiebige Einnahme in Händen hatte. Ich wurde durch diese von einer großen Sorge befreit, die mir den Aufenthalt in Rom bis dahin sehr verbitterte. Meine Reisekasse war nämlich bei den bisherigen schlechten Concert-Einnahmen in Italien so zusammengeschmolzen, daß ich mit Schrecken sah, sie werde zu einer Weiterreise nach Neapel gewiß nicht, kaum wohl zu einer direkten Rückkehr nach Deutschland, ausreichen. So nahe vor Neapel, dem ersehntesten Punkte der ganzen Reise, und nun umkehren — das war mir ein zu schrecklicher Gedanke, um mich an ihn gewöhnen zu können! Ich kam daher auf die Idee, die Familie Beer, die unterdessen von Venedig nachgekommen war, um ein Darlehn anzugehen. So sehr ich indessen auch mit dem Sohne Meyer Beer (später Meyerbeer) befreundet war, ich konnte es nicht über mich gewinnen, meinen Wunsch auszusprechen und zog es daher vor, mich deshalb an einen reichen Freund im Elsaß zu wenden, der mich jedoch, wie es bei solchen Gesuchen wohl öfters zu geben pflegt, ohne Antwort ließ. Nun war nach der brillanten Concert-Einnahme alle Noth vorüber und ich durfte die Weiterreise nach Neapel ohne Bedenken wagen. Diese verzögerte sich aber wegen der Krankheit der Kinder noch bis in die zweite Hälfte des Januar, und da Dorette, die sie pflegte, mich nun nicht mehr auf meinen Excursionen begleiten konnte, so schloß ich mich häufig der Familie Beer an und konnte diesen später Angelangten nun schon als Cicerone dienen. Abends, wenn mit Anbruch der Nacht es nichts mehr zu sehen gab (denn die Theater waren wegen der Advents-Zeit noch immer geschlossen), begleiteten mich die drei Söhne zuweilen in meine Wohnung, und wir verkürzten uns dann die langen Abende durch eine Partie Whist. Da es aber zu jener Zeit in Rom sehr kalt

und mein Zimmer nicht zu heizen war, so setzten wir uns, mit dem Rücken nach den vier Weltgegenden gerichtet, in mein lo tessales Bett, eine Tischplatte zwischen uns, und machten so in behaglicher Wärme und bester Laune unser Spiel.

Von dem Aufenthalte in Neapel ist noch Folgendes nach zutragen.

Den Tag nach meinem ersten Concerte im Foyer des Theaters St. Carlo erhielt ich einen Besuch von dem berühmten Sänger Crescentini, den ich bereits in Rom hatte kennen lernen. Nachdem er mir viel Verbindliches über mein Spiel und meine Compositionen gesagt hatte, machte er mir folgende Eröffnung. Der Minister des Innern gehe damit um, das Conservatorium der Musik neu zu organisiren, da es sehr in Verfall gerathen sei. Der jetzige Director Zingarelli, der bei seiner frommen Richtung zwar fleißig mit den Schülern bete, aber wenig musicire, solle in Ruhe gesetzt werden und er, Crescentini, bewerbe sich nun um dessen Stelle. Da er aber von der Instrumental Musik nichts verstehe, so beabsichtige der Minister, für diese noch einen zweiten Director anzustellen und habe sein Auge auf mich geworfen, da ihn mein Spiel und meine Compositionen im geistlichen Concerte ganz entzückt hätten. Sollte ich nun geneigt sein, mich um die Stelle zu bewerben, so möge ich ihn sogleich zu demselben begleiten, wo mir weitere Eröffnungen gemacht werden sollten. Dies geschah. Ich kehrte sehr zufrieden mit den Propositionen des Ministers zu Doretta zurück, und wir gefielen uns nicht wenig in dem Gedanken, in dem paradiesischen Neapel unsere Heimath zu finden. Doch eine Woche nach der anderen verging, ohne daß der Minister wieder etwas von sich hören ließ, und von Crescentini erfuhren wir, daß das Project an dem Meistenpunkte zu scheitern drohe. Wir durften daher, als die Zeit der Abreise herannahete, nicht länger zögern; denn ich bemerkte von neuem, daß meine Masse durch die vielen Ausflüge in die Umgegend, die wir in Gesellschaft unserer

schlesischen Freunde gemacht hatten, und bei denen ich stets die Hälfte der Kosten tragen mußte, so zusammengeschmolzen war, daß sie kaum noch zur Rückreise in die Schweiz ausreichen würde.

Die Berechnung derselben war nur zu richtig gewesen; denn mit der Ankunft in Genf fand ich sie völlig leer. Da nun mein Concert dort auch nicht viel eintrug und ich im voraus wußte, daß bei der damals (im Frühjahr 1817) in der Schweiz herrschenden Hungersnoth auch in den übrigen Schweizerstädten nicht viel zu gewinnen sein würde, so lernte ich zum erstenmale in meinem Leben das Bittere der Nahrungssorgen kennen. Zwar besaßen wir einige Pretiosen, die wir an den Höfen geschenkt erhalten hatten; allein der Gedanke, diese verkaufen oder versetzen zu müssen, war uns doch gar zu widerwärtig. Die Noth zwang uns aber dazu. Schon war ich im Begriff, ein Leihhaus aufzusuchen, als Dorette den Vorschlag machte, sich lieber dem freundlichsten unserer dortigen Bekannten, dem Pastor Gerlach, anzuvertrauen und sich auch erbot, zu ihm zu gehen, wozu ich nicht den Muth gehabt hätte. Sie nahm ihren schönsten Schmuck, ein Diadem, das Geschenk der Königin von Bayern, und machte sich auf den Weg zum geistlichen Herrn. Nie im Leben habe ich so peinliche Minuten verlebt, als die während ihrer Abwesenheit. Nach einer ewiglangen halben Stunde kehrte sie endlich wieder und brachte das Pfand zurück — doch auch die zur Weiterreise erforderliche Summe. Sie war noch ganz in Aufregung von einem dort gehabten Schrecken. Als sie nämlich höchst verlegen und mit bebenden Lippen dem Herrn Pastor die augenblickliche Noth und die Bitte um einen Geldvorschuß gegen Unterpfand vorgetragen hatte, war er plötzlich in ein schallendes Gelächter ausgebrochen und in einem Nebenzimmer verschwunden. Doch bevor sie Zeit gewann, über die Bedeutung dieses, wie ihr schien, sehr unzeitigen Ausbruches von Heiterkeit nachzudenken, kehrte er zurück und brachte die verlangte Summe, indem er freundlich sagte: „Ich freue mich, dem braven Künstlerpaare, das

uns so vielen Genuß bereitet hat, gefällig sein zu können; aber wie konnten Sie nur glauben, ein Pastor werde wie ein Jude auf Pfänder borgen?!"

So war also die augenblickliche Noth beseitigt, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Wir gingen nun zuerst nach Thierachern, um unseren Wagen und die Harfe, die wir dort im vorigen Herbste zurückgelassen hatten, abzuholen. La Lorette einiger Zeit bedurfte, um sich auf ihrem Instrumente wieder einzuspielen und wir überdies nicht zu eilen brauchten, indem die für's Concertgeben günstigste Zeit schon vorüber war, so blieben wir vierzehn Tage dort, übten des Vormittags unsere Duetten für Harfe und Violine von neuem ein und besuchten Nachmittags bei dem herrlichsten Frühlingswetter noch einmal alle früheren Lieblingsplätze. Endlich mußten wir uns jedoch entschließen, das paradiesische Thierachern zu verlassen, um unsere Kunstreise weiter fortzusetzen. Es ging uns aber in der Schweiz sehr übel; denn allenthalben wurde wegen der herrschenden Hungersnoth die Erlaubniß zu öffentlichen Concerten verweigert, und nur in Zürich wurde sie gestattet, weil wir uns erboten, einen Theil der Einnahme an die Armen abzugeben. Ich spielte dort zum ersten male seit der Rückkehr nach Deutschland meine Gesangsscene und ein in Italien begonnenes und in Thierachern vollendetes Sole Quartett (Op. 43); beide Compositionen erhielten außerordentlichen Beifall. Damit mußte ich mich aber auch begnügen; denn die Einnahme dieses Concertes war bei weitem nicht so ergiebig, als die des vorjährigen. Ich konnte daher den Termin zur Rückzahlung der in Genf geborgten Summe nicht einhalten, was mich sehr beunruhigte. Herr Pastor Gerlach gab mir jedoch auf die deshalb gemachte Entschuldigung die beruhigendste Antwort, und so konnte ich mit erleichtertem Herzen die Reise fortsetzen.

Der Concert Gewinn war aber auch in Deutschland, wo wir Freiburg, Carlsruhe, Wiesbaden, Ems und Aachen besuchten,

wegen der allgemein herrschenden Noth nur mittelmäßig, so daß kaum die Kosten der Reise dabei herauskamen, und erst in letzterer Stadt, wo unser Spiel große Sensation erregte und uns zu drei sehr besuchten Concerten verhalf, erübrigten wir so viel, um die Schuld bei Berlach tilgen zu können.

Wir waren nun seit vier Monaten von Neapel bis Aachen fortwährend in der Richtung von Süden nach Norden gereis't, ohne uns irgendwo sehr lange aufzuhalten. Wir hatten daher sowohl jenseits als diesseits der Alpen allenthalben die Baumblüthe getroffen und so das Frühjahr in einer Ausdehnung genossen, wie uns dies später nie wieder zu Theil geworden ist. Nach Aachen kamen wir aber im hohen Sommer, mitten in die Badesaison. Für die Weiterreise nach Holland war dies die ungünstigste Periode zum Concertgeben und ich beschloß daher, einige Wochen in Aachen zu verweilen. Wir hatten dort mehrere eifrige Musikfreunde kennen gelernt, bei denen häufig musicirt wurde. Auch hatte ich ein gutes Quartett Accompagnement gefunden, mit dem ich meine Wiener Quartetten und Quintetten einübte und da sie bei den Zuhörern großen Anklang fanden, wiederholt zu hören gab.

So verlebten wir die Zeit unseres Aachener Aufenthaltes, zwischen Arbeit und Vergnügen getheilt, höchst angenehm. Der Unterricht der Kinder, der zwar auch auf der ganzen Reise nie ganz aufgehört hatte, indem wir selbst im Wagen während der Fahrt unterrichteten, wurde nun wieder mit mehr Ernst und Regelmäßigkeit betrieben. Auch begann ich wieder zu componiren und schrieb dort das erste Heft meiner vierstimmigen Männer Gesänge (Op. 44), von welchen das Göthe'sche: „Dem Schnee, dem Regen" später ein Lieblingslied der Liedertafeln geworden ist.

Gegen den Herbst hin wurde die Reise nach Holland fortgesetzt, und wir gaben zuerst in Cöln und Düsseldorf sehr besuchte Concerte. Dann gingen wir nach Steve, wo wir in Herrn Notar Thomac einen eifrigen Kunstfreund und aus

gezeichneten Dilettanten, der mehrere Instrumente spielte, kennen lernten. Wir musicirten häufig in dessen Hause, und die beiderseitigen Familien, die Kinder mitgerechnet, gewannen sich bald so lieb, daß sie ein Freundschaftsbündniß für das Leben schlossen. Dadurch wurde uns der Aufenthalt in Cleve so anziehend, daß wir das freundliche Städtchen mit seinen reizenden Umgebungen nur höchst ungern verließen.

Nach Holland aber war der Ruf des Spohr'schen Künstlerpaars noch nicht gedrungen, und wir mußten uns daher erst Bahn brechen. Dies gelang jedoch sehr bald. Wir machten in dem reichen und für deutsche Kunst und Künstler günstig gestimmten Lande große Sensation und in Folge davon auch brillante Geschäfte. Schon hatten wir in Rotterdam und im Haag gespielt und befanden uns eben in Amsterdam, wo wir auch bereits in Felix meritis aufgetreten waren und darauf ein eigenes Concert gegeben hatten, als ich einen Brief vom Theater-Direktor in Frankfurt a. M., Herrn Aloise, erhielt, worin mir dieser im Namen der Actionäre jenes Theaters die Stelle des Opern- und Musik-Direktors antrug und im Fall der Annahme bat, dieselbe schleunigst anzutreten. Die Bedingungen waren zwar nicht so glänzend, als die bei meiner Wiener Anstellung, der Gehalt aber doch genügend, um eine Familie davon ernähren zu können. Freilich hätte ich meine Kunstreise, auf der ich mir gefiel, gern noch wenigstens bis zum Frühjahre fortgesetzt; doch in Frankfurt drängte man, und Dorette sehnte sich nach häuslicher Ruhe. So sagte ich denn ohne weiteres Bedenken zu und machte mich sogleich auf die Rückreise. In Cleve, wo wir im befreundeten Thomae'schen Hause abstraten, mußten wir, so sehr die Reise auch beeilt wurde, doch einige Tage verweilen. Obgleich es nun hoher Winter war, wurde doch wieder von neuem Alles aufgeboten, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Musikpartien, Schlittenfahrten und andere Vergnügungen wechselten mit einander ab. Am Abend vor der Abreise, als wir beim Nach-

tisch saßen, Nüsse knackten und der nahen Trennung wehmüthig gedachten, machte Freund Thomae den Vorschlag, die Familie Spohr solle, als Erinnerung an ihr Hiersein, eine der Nüsse im Hofe einpflanzen, was mit Akklamation angenommen wurde. Nachdem ein Grabscheit herbeigeholt war, zogen beide Familien, in warme Mäntel gehüllt, in Prozession in den Hof, wo ich im Mittelpunkte desselben, nachdem ich die Schneedecke weggeräumt hatte, ein Loch grub, in welches die Kinder die Nuß versenkten. Im folgenden Frühjahre wurde nach Frankfurt das Erscheinen des Keimes gemeldet. Dieser, durch eine Umfriedigung sorgfältig geschützt, wuchs nach und nach zu einem stattlichen Baume heran, und noch jetzt (1852) gedenkt die Familie Thomae, wie einer der Söhne mir unlängst erzählte, jenes Abends und der entfernten Freunde.

In Frankfurt wurde ich von den Aktionären des Theaters wie auch von sämmtlichem Theater- und Orchester-Personal auf das Freundlichste empfangen. Man gab mir zu Ehren ein Festessen im Saal des „Weidenbusch", bei welchem die üblichen Toaste und Reden nicht fehlten. Das Orchester, welches sich unter der vorzüglichen Leitung seines bisherigen Direktors, des Herrn Schmitt, den Ruf eines der besten Deutschlands erwerben hatte, fand ich durch die lange Krankheit desselben ein wenig verwildert. Da man mir aber in meinen Anordnungen willfährig entgegen kam und sich an meine Art zu dirigiren bald gewöhnte, so wurde das frühere gute Ensemble in kurzer Zeit wiedergewonnen. Mein Vorgänger hatte mit der Geige dirigirt, und auf den Wunsch der Sänger begann auch ich in derselben Weise, indem ich mit dem Bogen taktirte und die Geige zur Hand hatte, um denselben nöthigenfalls einhelfen zu können. Doch bald gewöhnte ich sie an solch' genaues Einüben ihrer Partien, daß eine derartige Hülfe nicht mehr nöthig war. Nun legte ich die Geige weg und taktirte auf französische Weise mit dem Stäbchen.

Der Geschäftsgang bei der Frankfurter Bühne war damals

der, daß das von den Aktionären erwählte Direktorium wöchentlich einmal mit den technischen Direktoren (Herr Ahlée für das Schauspiel, ich für die Oper) zu einer Sitzung zusammenkam, in welcher das Repertoir entworfen und alle die Verwaltung betreffenden Gegenstände besprochen wurden. Der Präses oder Senior dieses Direktoriums war der Kaufmann Leers, der sich in dem Amte gefiel und daher Sorge trug, immer wieder gewählt zu werden. Er hatte sich durch die Länge der Zeit einige Routine in der Verwaltung des Theaters erworben und sprach daher gewöhnlich in sehr entscheidendem Tone. Sein ganzes Bestreben war auf Ersparnisse gerichtet, um das jährlich wiederkehrende Deficit von 14 bis 17,000 Gulden, das die Aktionäre decken mußten, zu beseitigen. Ihm waren daher die wohlfeilsten Sänger, Schauspieler und Musiker zum Engagement die liebsten, und bei der Wahl der aufzuführenden Opern und Schauspiele entschied er sich stets für die, für welche das geringste Honorar gefordert wurde. Auch Ahlée und ich hatten ein besonderes Interesse, das fatale Deficit wegzuschaffen, da uns ein Antheil am Ueberschuß contraktlich zugesichert war; wir glaubten aber, daß dies weit sicherer erreicht werden würde, wenn man das Kunst-Institut durch Engagement ausgezeichneter Talente und durch die Aufführung classischer Werke zu heben suche. Wir waren daher häufig in Opposition mit Herrn Leers und dessen Collegen, und nur einer derselben, Herr Clemens Brentano, trat unserer Ansicht bei. Doch wußte er ihr selten den Sieg zu verschaffen, da er sie in der Regel nur mit leicht hingeworfenen Witzen und Sarkasmen zu vertheidigen pflegte. Die Animosität, die sich durch diese Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Leers und mir erzeugte, wurde jedoch erst in späterer Zeit bemerklich; denn anfangs vertrugen wir uns ganz gut. Es wurde mir daher auch nicht schwer, die Zustimmung des Direktoriums zur Annahme und Aufführung meiner Oper „Faust" zu erlangen. Ich war sehr begierig, dieses Werk, das ich schon vor fünf Jahren in Wien geschrieben hatte,

nun endlich einmal zu hören, und beeilte daher die Veranstalten nach Möglichkeit. Da unter dem Personale kein Baritenist war, der die Partie des Faust genügend geben konnte, so war ich genöthigt, sie dem ersten Tenor, Herrn Schelble, späterhin Gründer und Direktor des Cäcilien Vereins, zuzutheilen, der in seinem Mezzo Tenore den nöthigen Umfang, sowie auch die erforderliche Kehlfertigkeit besaß. Nachdem die Proben bereits begonnen hatten, sprach Schelble den Wunsch aus, daß ich ihm noch eine Arie, die dankbarer, als die in der Oper vorhandene, sei und ihm ganz in der Stimme liege, schreiben möchte. Da sich gleich nach dem Anfangs-Duett ein passender Platz dafür fand und Herr Georg Döring, (Oboist des Orchesters und später beliebter Romandichter), dazu einen mir zusagenden Text lieferte, so erfüllte ich Schelble's Wunsch sehr gern. Diese Arie „Liebe ist die zarte Blüthe", welche später so oft in Concerten und von Pischek in London unzählige male gesungen wurde, ist daher das Erste, was ich in Frankfurt componirte. Unterdessen war das Einüben der Oper so weit gediehen, daß sie im März (1818) zum erstenmale gegeben werden konnte. Sie gefiel anfangs dem großen Haufen zwar weniger, als den Kennern, gewann aber mit jeder Aufführung mehr Publikum, so daß sie seit jener Zeit fast fortwährend auf dem Repertoir der Frankfurter Bühne geblieben ist und immer nach kurzen Zwischenräumen von neuem einstudirt wurde.

Dieser Erfolg ermunterte mich zu neuen dramatischen Compositionen. Ich sah mich daher nach einem Stoffe zu einer solchen Arbeit um und fand einen mir zusagenden im Gespensterbuche von Appel in der Erzählung: „Der schwarze Jäger." Döring, mit dem ich mich deshalb besprach, erbot sich zu der Bearbeitung als Oper. Wir entwarfen gemeinschaftlich ein Scenarium, welches sich von dem Textbuche Kind's, das uns damals noch unbekannt war, hauptsächlich dadurch unterschied, daß der tragische Schluß der Erzählung beibehalten wurde. Sobald Döring die ersten

Scenen bearbeitet hatte, machte ich mich auch sogleich an die Composition. Schon war die Introduction größtentheils in der Skizze vollendet, als die berühmte tragische Schauspielerin, Madame Schröder, und ihre Tochter, die später noch berühmter gewordene Schröder Devrient, nach Frankfurt zu Gastspielen kamen, und bei ihrem Besuche diese angefangene Arbeit auf dem Klaviere liegen sahen. Sie erzählten mir, daß C. M. von Weber denselben Stoff als Oper componire und bereits den ersten Akt vollendet hätte. Dies veranlaßte mich, meine Arbeit liegen zu lassen, da ich befürchten mußte, Weber würde weit früher als ich mit seiner Oper hervortreten. Es wäre das jedoch, wie sich später zeigte, nicht der Fall gewesen; denn „der Freischütz" wurde erst im Jahre 1820 bekannt, und meine fast ein Jahr später begonnene Oper, „Zemire und Azor", bereits am 4. April 1819 zum ersten mal gegeben. Indessen hat es mich nie gereuet, den Apel'schen Stoff aufgegeben zu haben; denn mit meiner Musik, die nicht geeignet ist, in's Volk zu dringen und den großen Haufen zu enthusiasmiren, würde ich nie den beispiellosen Erfolg gehabt haben, den „der Freischütz" fand.

Da ich mich nun erst wieder von neuem nach einem Opernbuche umsehen mußte, so begann ich unterdessen Quartetten zu schreiben. Die nächste Veranlassung dazu war eine Aufforderung der Freunde dieser Musikgattung, öffentliche Quartett Aufführungen zu veranstalten, die bis dahin in Frankfurt noch nicht existirt hatten. Ich wünschte, dabei neue Compositionen vorführen zu können und schrieb deshalb im Laufe des Sommers die drei Quartetten Op. 45. Als ich das erste derselben in einer Musik-Soirée bei Schelble vortrug, war auch Jean Paul unter den Zuhörern. Er schien sich sehr für die neue Composition zu interessiren und legte ihr eine höchst poetische Deutung unter, an die ich bei der Arbeit zwar nicht gedacht hatte, welche mir aber als sehr treffend bei jeder späteren Vorführung des Quartettes wieder in Erinnerung gekommen ist.

Am 29. Juli 1818 vermehrte sich meine Familie wieder um ein Töchterchen, welches den Namen Therese von ihrer Pathe, der Frau Thomae in Cleve, erhielt und von meinem Freund Speyer über die Taufe gehalten wurde. Dorette fühlte sich nun sehr glücklich, einen festen Wohnsitz zu haben, um sich ganz der Pflege des neuen Ankömmlings widmen zu können.

Im Herbste begann der erste Cyclus der öffentlichen Quartetten im kleinen Saale des „Rothen Hauses." Die Mitwirkenden waren, bei der zweiten Violine Herr Concertmeister Hofmann, bei der Viola Herr Bayer, und beim Violoncell Herr Hasemann, damals Baß-Posaunist im Orchester, später erster Violoncellist der Casseler Kapelle. Ich trug Quartetten von Haydn, Mozart, Beethoven und eigne vor und übte sie sorgfältigst in zwei Proben ein. Sie machten daher durch die Genauigkeit ihrer Ausführung große Sensation und fanden so viel Beifall, daß im Laufe des Winters noch ein zweiter Cyclus veranstaltet werden konnte.

Im September 1818 begann ich auch die Composition der neuen Oper. Herr Ihlée hatte mir dazu den Text der ehemals sehr beliebten Oper „La belle et la bête" von Gretry vorgeschlagen. Da diese damals schon ganz vom deutschen Repertoir verschwunden und der jüngeren Generation unbekannt war, so ging ich gern auf den Vorschlag ein; denn ich hatte von frühester Jugend an eine Vorliebe für dieses Mährchen und erinnerte mich auch noch einer Arie aus der Gretry'schen Oper, nämlich die der Zemire mit dem Echo, die ich als Knabe oft von der Mutter gehört und auch selbst gesungen hatte. Herr Ihlée erbot sich, den Text in die Form der modernen Oper umzugestalten, was er auch, als sehr bühnenkundig, zu meiner vollen Zufriedenheit ausführte. — Damals wurde die Rossini'sche Musik zuerst in Deutschland bekannt, und besonders war es „Tancred", der in Frankfurt einen wahren Beifallssturm erregte. Fast in jeder Theatersitzung mußte ich von Herrn Leers die Worte hören: „Das ist eine

Oper, die das Publikum anzieht; solche müssen Sie uns mehr in Scene setzen!" — So wenig ich nun auch ein Verehrer der Rossini'schen Musik war, wie die scharfe Kritik derselben in dem Tagebuche der italienischen Reise zeigt, so blieb doch der Beifall, den „Tancred" in Frankfurt fand, nicht ganz ohne Einfluß auf den Styl meiner neuen Oper. Dazu kam, daß ich über vier Sänger (Demoiselle Friedel, die Schwestern Campagneli und Herrn Schelble) zu disponiren hatte, die bedeutende Kehlfertigkeit besaßen. So erklärt es sich, daß die Musik zu „Zemire und Azor" so viele Coloraturen und Gesangs-Verzierungen in den Partieen der drei Schwestern und der des Azor enthält. Die Oper wurde von den Sängern wie vom Orchester mit vielem Eifer einstudirt und fand gleich bei der ersten Aufführung großen Beifall, ja sogar einen allgemeineren als der „Faust", was sich jedoch später, sowohl in Frankfurt als im übrigen Deutschland, dem wahren Werth der Opern gemäß, wieder ausglich.

Im Laufe des Winters gab ich mit meiner Frau noch ein Concert, zu welchem ich eine neue Sonate für Harfe und Violine geschrieben hatte. Da sich auch, seit ich von neuem einen festen Wohnsitz hatte, wieder Schüler eingefunden, sowohl einheimische als fremde, so war ich während des ganzen Winters mit Arbeiten überhäuft. Ich sehnte mich daher, als endlich das Frühjahr herangekommen war, sehr nach einer Erholung, und es kam mir erwünscht, daß vier meiner früheren musikalischen Freunde aus Rudolstadt, die Herren von Helleben, Müller, Sommer und Methfessel nach Frankfurt kamen und mich zur Mitreise nach Mannheim, wo ein Musikfest stattfinden sollte, aufforderten. Ich erwirkte mir einen achttägigen Urlaub und schloß mich ihnen an. Von Darmstadt aus, wo die reizende Bergstraße beginnt, pilgerten wir bis Heidelberg zu Fuß und trugen unser Gepäck im Ranzen selbst auf dem Rücken. Drei der Rudolstädter, Müller, Sommer und von Helleben, die ausgezeichnet Horn bliesen, hatten ihre Hörner auf die Ranzen geschnallt, und Methfessel

der unsere vierstimmigen Gesänge mit der Guitarre begleitete, trug sein Instrument, das an einem Bande hing, über die Schultern. So hatte unsere Reise-Gesellschaft, trotz ihres honneten Aeußeren, doch ganz das Ansehen einer reisenden Musikbande, und da wir in fröhlichem Uebermuthe durch alle Dörfer und Städtchen stets musicirend oder singend einherzogen, so fehlte es uns niemals an einem Schweife jubelnder Zuhörer, sowie an zahlreichen Anträgen, aufzuspielen, die natürlich, wiewohl zu großem Bedauern der Anfragenden, abgelehnt wurden. Wir machten kleine Tagereisen und erstiegen mehrere der an unserem Wege gelegenen Burgen. Dort wurde das aus dem Wirthshause hinaufgeschaffte Mahl eingenommen und durch Hornmusik, Gesang und fröhlichen Scherz gewürzt. Am dritten Tage kamen wir nach Heidelberg, wo wir die Schloßruine besuchten. Eine Horn-Fanfare zog bald einen Zuhörer-Kreis in unsere Nähe, der sich sehr an unseren vierstimmigen Gesängen und Methfessel's komischen Liedern ergötzte. Da wir unsere Namen in's Fremdenbuch eingetragen hatten, so wurde es bald in der Stadt bekannt, daß ich mit einer Gesellschaft Musiker zum Musikfest nach Mannheim ziehe. Es erschien daher am Abend eine Deputation des Heidelberger Gesang-Vereins bei uns mit der Einladung, die Fahrt nach Mannheim am anderen Morgen auf dem festlich geschmückten Schiffe des Vereins mitzumachen. Freudig wurde zugesagt.

Diese Fahrt war der Glanzpunkt der ganzen Reise. Als ich mit meinen Gefährten das bis in die Spitze des Mastes mit Blumenfestons geschmückte Schiff betrat, wurden wir von den bereits versammelten Sängern und Sängerinnen mit einem Chorgesang begrüßt und dann auf's Freundlichste bewillkommnet. Da das Schiff unterdeß zwischen hohe Felsenufer, die den Schall zurückwarfen, vorgedrungen war, so revanchirten sich die Rudolstädter zuerst mit ihrer Hornmusik, die sich da prächtig ausnahm. Dann folgten unsere Lieder, und besonders war es wieder Methfessel, der durch den Vortrag humoristischer Gesänge, die er meisterhaft

mit der Guitarre begleitete, die ganze Gesellschaft in die fröhlichste Laune versetzte. Als wir uns dem Ziel der Reise näherten, wurden wir vom Mannheimer Verein auf mehreren mit Blumen und Flaggen geschmückten Schiffen eingeholt und bewillkommnet. Meine Anwesenheit auf dem Heidelberger Schiffe war bereits bekannt geworden; das Fest-Comité begrüßte daher auch mich und meine Gefährten und händigte uns Eintrittskarten für Proben und Aufführungen ein. Ja, sogar eine Wohnung in einem Privathause ward mir angetragen, die ich jedoch ablehnen mußte, da ich mich von meinen Begleitern nicht trennen wollte. Sobald daher die Landung bewerkstelligt war, suchten wir ein Gasthaus auf. Leider fanden wir es aber schon so von Fremden überfüllt, daß wir uns zu fünfen mit einem Zimmer behelfen mußten, und am anderen Tage wurde der Zudrang so groß, daß wir Mühe hatten, unser Zimmer gegen das Eindringen noch weiterer Gäste zu schützen. Abends legten wir uns, da es, wie leicht begreiflich, an Betten fehlte, ganz friedlich neben einander auf eine Streu, und unsere gute Laune wurde dadurch nicht im geringsten gestört.

Was nun die Musik-Aufführungen betrifft, so erinnere ich mich derselben nicht mehr nur so viel weiß ich noch, daß ich; und meine Gefährten, die sämmtlich den Frankenhäuser Festen beigewohnt hatten, hier von der Wirkung der Musik nicht so befriedigt wurden, wie dort, was sich aber schon durch den einzigen Umstand erklärt, daß die Aufführungen in Frankenhausen in dem weiteren Raume einer Kirche, dagegen in Mannheim im Theater stattfanden.

Am dritten Tage traten wir die Rückreise an. Da der Weg von Mannheim nach Mainz für eine Fußreise zu uninteressant gefunden wurde, so miethete wir uns ein Boot mit zwei rüstigen Ruderern und machten ihn zu Wasser. Aber auch so war die Reise noch ziemlich langweilig. Wir hatten überdies die Nacht vorher auf einem Balle zugebracht und fühlten uns sehr ermüdet; es war daher kein Wunder, daß wir die versäumte

Nachtruhe nachholten und die Fahrt zum großen Theile schlafend zurücklegten. Bei unserer Ankunft in Mainz erlebten wir jedoch noch ein kleines Abenteuer, das uns für die letzten Stunden unseres Zusammenseins die fröhlichste Laune zurückgab. Es dämmerte bereits, als wir nach unserer Landung das beste Gasthaus der Stadt aufsuchten. Als wir es eben, in dem bereits beschriebenen Aufzuge reisender Musikanten, betreten wollten, schrie uns der Wirth, der aus dem Fenster sah, mit zorniger Stimme entgegen: „Packt Euch! Leute wie Ihr werden hier nicht aufgenommen!" Diese Anrede ergötzte mich sehr, weil ich meine Gefährten schon vielfach wegen ihres Aufzuges geneckt hatte, und lachend rief ich Herrn von Holleben zu: „Herr Oberforstmeister, man will uns hier nicht aufnehmen; suchen wir ein anderes Gasthaus auf!" Der Wirth aber, dem der vornehme Titel in die Glieder gefahren war, stürzte pfeilschnell auf die Straße und bat unter unzähligen Bücklingen: „Meine gnädigen Herren, geruhen Sie näher zu treten und entschuldigen Sie huldreichst meine Bêtise!" Im höchsten Grade komisch war nun seine Verlegenheit, als wir ihm in's Innere des Hauses gefolgt waren und dort, im hellen Lichterschein, von ihm gemustert wurden. Unser elegantes Aeußere schien ihn nun zu beruhigen, doch die unglücklichen Hörner, die auf die Tornister geschnallt waren, und die an Methfessel's Halse hängende Guitarre erregten bei ihm immer von neuem Scrupel, ob er auch seines Hauses würdige Gäste aufgenommen habe. Als wir aber drei Zimmer mit Wachsbeleuchtung, wie ich absichtlich hinzusetzte, fünf Betten und ein gutes Abendessen bestellten, und zwar in dem kurz befehlenden Tone vornehmer Leute, da schwand bei ihm der letzte Zweifel, und sein Wesen wurde nun kriechende Unterwürfigkeit. Noch lange ergötzte uns diese gemeine Wirthsnatur und erheiterte unser letztes Zusammensein. Am anderen Morgen kehrte ich, da mein Urlaub abgelaufen war, nach Frankfurt zurück, und die Rudolstädter verfolgten weiter rheinabwärts ihren Reiseplan.

Als ich meine Wohnung betrat, sprangen mir die Kinder fröhlich entgegen, meine Frau aber, die schon bei der Trennung vor acht Tagen sehr betrübt gewesen, war in Folge eines heftigen Schreckens recht leidend. Damit der Leser die Veranlassung dazu verstehe, muß ich früher Erlebtes vorausschicken.

Im Spätherbst 1818 kam der Oboist Turner nach Frankfurt, den ich früher in Braunschweig gekannt hatte, wo wir Beide Mitglieder der Kapelle gewesen waren. Schon damals zeichnete sich Turner sehr durch Virtuosität sowie durch sein Compositions-Talent sehr aus. Auf späteren Reisen, besonders in Wien, wo er längere Zeit verweilte, hatte er sich den Ruf des ersten der damals lebenden Oboisten erworben. Zugleich erzählte man aber wunderliche Geschichten von seinem dortigen Aufenthalte; von einer Liaison mit einer vornehmen Dame, die er später anklagte, ihn durch eine Tasse Kaffee vergiftet zu haben; von einer deshalb entstandenen Criminal-Untersuchung, die ergeben, daß er periodisch in Irrsinn verfalle und dann an der fixen Idee leide, vergiftet zu sein. Diese Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen, machten ihn interessant; sein Concert war daher überaus zahlreich besucht. Ich fand ihn, da er mich gleich nach seiner Ankunft besuchte, zwar ernster und zurückhaltender, als ich ihn früher in Braunschweig gekannt hatte, bemerkte aber im Uebrigen durchaus nichts Auffallendes an ihm. Da sein Spiel sehr gefiel und ich ihn auch als ausgezeichnet im Orchester kannte, da ferner durch Georg Döring's Abgang aus dem Orchester (er gedachte sich von nun an ganz der Schriftstellerei zu widmen) eine Vakanz bei der Oboe entstanden war, so trug ich in der nächsten Theater-Sitzung darauf an, daß Turner als erster Oboist angestellt werde. Seine Forderungen waren nicht übermäßig hoch gestellt und der Vorschlag fand deshalb wenig Opposition, ja selbst Herr Leers willigte bald ein. Turner trat daher in's Orchester und zeigte sich durch geschmackvollen Vortrag seiner Soli und schönen Ton als eine wahre Zierde desselben. Nach einiger Zeit bemerkte man

jedoch eine auffallende Schwermuth an ihm, die sich nach und nach so steigerte, daß am Ende kein lautes Wort mehr aus ihm herauszubringen war. Seinen Orchesterdienst versah er dabei aber immer noch ganz pünktlich, so daß ich hoffte, es werde diese Periode des Trübsinnes ohne weitere Folgen vorübergehen. Bald ging sie aber in völliges Irrsein über, wo dann auch die fixe Idee von der Wiener Vergiftung wieder auftauchte. Nun war es die höchste Zeit, um allem möglichen Skandal vorzubeugen, ihn aus dem Orchester zu entfernen. Döring, ein naher Verwandter Turner's, übernahm es, für seine Kur und Pflege zu sorgen, und trat auch vorläufig in dessen Stelle wieder ein. Die Krankheit steigerte sich nun bald zu solcher Heftigkeit, daß er fortwährend bewacht werden mußte. Eines Abends war es ihm dessenungeachtet gelungen, kaum halb angekleidet seinem Wächter zu entspringen. Er irrte bei starkem Schneegestöber die halbe Nacht hindurch im Freien umher und kehrte erst gegen Morgen, in eine dicke Kruste von Schnee und Eis gehüllt, in seine Wohnung zurück. Da er sich in diesem Zustande sogleich in sein Bett geworfen hatte, so fand ihn der Arzt am Morgen triefend und dampfend im heftigen Fieber. Vielleicht führte dies aber zu einer Krisis; denn von dem Tage an besserte es sich mit ihm, und bald konnte er, wieder bei völligem Verstande, seinen Dienst im Orchester von neuem beginnen. Doch bemerkte ich, daß er in jedem Monat, etwa acht Tage lang, und zwar immer bei zunehmendem Monde, von einem leichten Rückfalle seines melancholischen Irrseins heimgesucht wurde, der sich durch einen stieren Blick und eine gewisse fieberhafte Unruhe im voraus ankündigte. Dann trug ich mit Döring's Hülfe Sorge, daß er einige Tage vom Orchester fern gehalten wurde, bis mir sein heiterer Blick die Genesung wieder anzeigte. In solcher Weise versah Turner bis in den Sommer hinein seinen Dienst und man gab sich der Hoffnung hin, daß er nach und nach auch von diesen leichteren Anfällen geheilt werden würde. Er hatte mich in der letzten Zeit wieder

wie früher dann und wann besucht, auch wohl den Abend bei mir zugebracht und sich freundlich und theilnehmend gegen meine Frau und die Kinder gezeigt. Als ich daher mit meinen Rudolstädter Freunden nach Mannheim abgereist war, fiel es Teretten anfangs gar nicht auf, ihn eines Morgens in's Zimmer treten zu sehen; als er sich aber, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, ihr gegenüber setzte und mit starren Blicken vor sich hin starrte, wurde es ihr unheimlich zu Muthe, und sie fing an, sich zu fürchten. Da sie ganz allein mit ihm war (die Kinder waren in der Schule), so wollte sie eine im Nebenzimmer beschäftigte Näherin herbeirufen; doch kaum war sie aufgestanden, so sprang auch er auf und umfaßte sie. Mit einem Schrei des Entsetzens riß sie sich los, stürzte sich in die von der Näherin so eben geöffnete Thür des Nebenzimmers, und es gelang ihr, noch ehe Turner ihr folgen konnte, die Thür zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben. Das Zimmer hatte aber unglücklicherweise keinen weiteren Ausgang, und so sahen sich die erschreckenen Frauen von dem Rasenden belagert. Seinen Versuchen, das Schloß zu sprengen, begegneten sie dadurch, daß sie sich mit aller Kraft, die ihnen die Todesangst gab, gegen die Thür stemmten; es gelang ihnen, denn nach einigen vergeblichen Versuchen gab er es auf, rannte die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Teretta fühlte sich nun einer Ohnmacht nahe, mußte zum Arzt schicken und einige Tage das Bett hüten. Nach meiner Rückkehr erholte sie sich in der Freude darüber und in der Beruhigung, nun unter meinem Schutze zu stehen, bald wieder, und so hatte der Vorfall zum Glück weiter keine üblen Folgen. Für den unglücklichen jungen Mann hatte dieser letzte heftige Ausbruch seiner Krankheit aber den Nachtheil, daß ihn die Theater-Direktion entließ. Er reis'te dann, nachdem er wiederhergestellt war, nach Holland, concertirte dort anfangs mit großem Beifall und Erfolg, wurde aber bei einem neuen Anfall in's Irrenhaus gesperrt, wo er bald darauf starb. Die Welt verlor in ihm ein großes Musikgenie,

das durch die unselige Krankheit nicht hatte zur vollen Entwickelung kommen können.

Unterdessen war die Gespanntheit zwischen Herrn Leers und mir immer greller hervorgetreten, und es verging selten eine Theater-Sitzung, ohne daß sie in förmlichen Streit ausbrach. Er machte mir zum Vorwurfe, daß ich zum Einüben neuer Werke zu viel Zeit verbrauche, weil ich es zu genau damit nähme. Er meinte, alle vierzehn Tage müsse sich eine neue Oper einstudiren oder wenigstens eine ältere in ihren unbesetzten Partien ergänzen lassen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß eine Oper, die nachlässig eingeübt sei, unmöglich gut gehen, folglich auch keine Wirkung machen könne; daß sie dann, einmal in Mißcredit gebracht, auch keine Zuhörer anziehen werde, und so die darauf verwendete Zeit und Kosten unnütz vergeudet seien. Bei diesem eigensinnigen Menschen, der überdies vor meinem Eintritt in die Theater-Verwaltung nie Widerspruch erfahren hatte, waren vernünftige Vorstellungen ohne alle Wirkung. Da ich mich nun durchaus nicht bewegen ließ, eine Oper früher anzusetzen, als bis sie, den vorhandenen Kräften gemäß, auf's Genaueste eingeübt war, so brach der Streit nie ab. Dies, sowie eine Aeußerung des Herrn Leers bei einer General-Versammlung der Aktionäre, „daß sie für ihr Institut keines berühmten Künstlers, sondern nur eines tüchtigen Arbeiters bedürften, der alle seine Zeit und Kräfte dem Theater widme", waren die Veranlassung, daß ich in der nächsten Theater-Sitzung meine Stelle für Ende September (1819) kündigte. Die Nachricht davon drang bald in die Stadt und erregte bei den Musikfreunden allgemeines Bedauern. Auch Börne äußerte sich in seiner Zeitschrift „Die Waage" darüber, und zwar nicht auf sehr schonende Weise gegen die Theater-Verwaltung. Ich schied mit leichtem Herzen von Frankfurt, denn meine Berufung dahin hatte mich nur in meiner Reiselust gestört; meine gute Frau aber, die einer Trennung von den Kindern entgegensah, weil diese, indem sie nun eines regelmäßigen Schulunterrichtes bedurften,

nicht mehr auf Kunstreisen mitgenommen werden konnten, war sehr betrübt. Ich beruhigte sie jedoch durch das Versprechen, daß sie die Sommermonate stets bei ihren Kindern zubringen und nur vier bis fünf Wintermonate mit mir reisen solle.

Noch vor meinem Abgange von Frankfurt hatte ich ein Engagement bei der philharmonischen Gesellschaft in London für die nächste Parlaments-Saison angenommen, welches mir Ferdinand Ries, der berühmte Clavier-Virtuos und Componist, Namens der Gesellschaft angetragen hatte. Diese war wenige Jahre früher von zwölf bis sechszehn der berühmtesten Künstler Londons: Clementi, den beiden Cramer, Moscheles, Ries, Potter, Smart u. A. gestiftet worden und hatte zum Zweck, jedes Jahr während der Dauer der Parlaments-Sitzungen acht große Concerte zu geben. Der Zudrang zur Subscription für dieselben war trotz des sehr hohen Eintrittspreises so ungeheuer, daß mehrere hundert von Unterzeichnern für den Anfang keinen Platz fanden und erst im Laufe der Jahre nach und nach einrücken konnten. Die Mittel der Gesellschaft waren daher auch so bedeutend, daß sie nicht nur für die Solo-Vorträge in ihren Concerten die ersten Virtuosen und Sänger Londons engagiren, sondern auch namhafte Künstler des Auslandes herbeiziehen konnte. So war auch ich für die Saison von 1820 engagirt worden und hatte gegen ein bedeutendes Honorar, welches mir die Kosten der Hin- und Herreise und eines viermonatlichen Aufenthaltes sicherte, eine viersache Verpflichtung übernommen. Ich mußte nämlich einige der acht Concerte dirigiren, in einigen Solo spielen, in sämmtlichen als Orchester-Violinist mitwirken und endlich der Gesellschaft eine meiner Orchester-Compositionen als Eigenthum überlassen. Doch war mir auch noch ein Benefiz-Concert im Lokale der Gesellschaft und unter Mitwirkung des Orchesters zugesichert worden. Obgleich meine Frau bei diesem Engagement nicht betheiligt war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie vier Monate lang zu verlassen. Es wurde daher im Familienrath beschlossen, daß sie mich be-

gleiten und auch als Künstlerin in London, wenigstens in meinem eigenen Concerte, auftreten solle. Da die Saison Mitte Februar begann, folglich die Ueberfahrt über's Meer in der rauhesten Jahreszeit zu machen war, beschlossen wir ferner, um diese möglichst abzukürzen, den Weg über Calais zu nehmen, und um in den belgischen und französischen Städten auf der Reise dahin Concerte geben zu können, dieselbe sechs bis acht Wochen früher anzutreten. Zunächst gingen wir nun nach Gandersheim zu meinen Eltern, welche die Pflege und Erziehung der Kinder während des Winters übernommen hatten und traten darauf eine Kunstreise nach Hamburg an, wo wir mit großem Erfolg zwei Concerte gaben. Auch meine neuen Quartetten, die man dort schon gestochen hatte, spielte ich, vortrefflich accompagnirt, vor gebildeten Zuhörern, wobei ich das meiste Glück als Geiger mit meinen beiden Solo-Quartetten machte. Die beiden Quintetten wurden ebenfalls einigemal gegeben, und ich fand den Enthusiasmus für diese Musikgattung hier größer, als irgend wo anders, Wien vielleicht ausgenommen. In dem Verzeichnisse meiner Compositionen findet sich auch das Goethe'sche Lied: „Wenn die Reben blühen", als in Hamburg von mir componirt vor, doch erinnere ich mich nicht mehr der Veranlassung dazu.

Wir setzten dann unsere Kunstreise nach Berlin, Dresden, Leipzig, Cassel u. s. w. fort, wo wir überall Concerte gaben, wovon mir jedoch alles Nähere entfallen ist. Nur von Berlin findet sich folgender Zeitungsbericht:

Den 1. November 1819.

„Wenn Ref. sich auch nach einem Zwischenraum von zehn Jahren noch sehr lebhaft der gediegenen, ernsten Ton Schöpfungen — voller harmonischen Tiefe und Reichthum der Modulation — wie des, in seiner Art einzig fertigen Violin-Spieles des Herrn Spohr erinnert, so scheint ihm dennoch die Fülle und Zartheit des Tones, welchen der fühlende Künstler aus seinem

klangreichen Instrument liebt, und dessen trefflicher Vortrag des Cantabile noch gewonnen zu haben. Auch die bewundernswerthe Fertigkeit in Octaven, Terzen-Fortschreitungen, Doppel-, ja drei-, vierfachen Griffen, die Leichtigkeit und Sicherheit der gewagtesten Sprünge, der freie Bogenstrich, bei der ruhigsten körperlichen Haltung voll edlem Anstand — alle diese noch in höherem Grade vervollkommneten und selten vereint angetroffenen Vorzüge eines ausübenden und schaffenden Künstlers, sie bekunden deutschen Fleiß, Genie und ernsten Willen eines für die höhere Bestimmung der so oft gemißbrauchten Tonkunst empfänglichen Gemüthes. — Deshalb werde auch vaterländisches Talent nach Verdienst geehrt.

„Die Form des von Herrn Spohr componirten Violin-Concertes „in Form einer Gesangscene" ist neu und verbindet, dem Gesange nachahmend, Recitativ, Arioso und Bravour-Allegro sehr geschickt mit einander, ohne durch Länge und verbrauchte Tutti's zu ermüden. Hier bildet Alles ein harmonisches Ganze, voll Kunst und Ebenmaß.

„Wenn der gewandte, ideenreiche Tonsetzer indeß im vollen Orchester — wie auch in der viel moduliirenden, gehaltreichen Ouvertüre — seine Instrumental-Kenntniß im Großen zeigte, so fand doch im Duett für Harfe und Violine der denkende Virtuose noch mehr Gelegenheit, ganz die Kenntniß des Satzes mit gleichem Vortheil für beide Instrumente (ohne Begleitung) anzuwenden.

„Mad. Spohr entwickelt in ihrem zarten und alle Schwierigkeiten der Modulation in die fremdesten Ton-Arten besiegenden Spiel, eine höchst befriedigende Verbindung von Kunstfertigkeit und Geschmack. — Die Composition ihres Gatten sprach ungemein an und es machte eine freundliche Wirkung, wie das anspruchsloseste Künstlerpaar sich im Einklang zarter Töne sanft vereinte und dann wieder im stürmischen Wechsel Kluge kühner Phantasie überbot."

In Brüssel fanden wir ein anderes reisendes Künstler-Ehepaar, das sich, wie wir, auf Harfe und Violine hören ließ. Es war Herr Alexander Boucher und Frau aus Paris. Ich hatte schon viel von ihm erzählen hören und war deshalb begierig, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Boucher hatte den Ruf eines ausgezeichneten Geigers, aber auch den eines großen Charlatan. Er glich auffallend dem Kaiser Napoleon, sowohl in den Gesichtszügen, als in der Figur, und suchte nun diese Aehnlichkeit nach Kräften auszubeuten. Er hatte sich die Haltung des verbannten Kaisers, seine Art, den Hut aufzusetzen, eine Prise zu nehmen, möglichst getreu eingeübt. Kam er nun auf seinen Kunstreisen in eine Stadt, wo er noch unbekannt war, so präsentirte er sich sogleich mit diesen Künsten auf der Promenade oder im Theater, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen und von sich reden zu machen; ja, er suchte sogar das Gerücht zu verbreiten, als werde er von den jetzigen Machthabern wegen seiner Aehnlichkeit mit Napoleon, weil sie das Volk an den geliebten Verbannten erinnere, angefeindet und aus dem Lande vertrieben. Wenigstens hatte er in Lille, wie ich dort später erfuhr, sein letztes Concert in folgender Weise angekündigt: „Une malheureuse ressemblance me force de m'expatrier; je donnerai donc, avant de quitter ma belle patrie, un concert d'adieux etc.“ Auch noch andere ähnliche Charlatanerien hatte jene Ankündigung enthalten, wie folgende: „Je jouerai ce fameux concerto de Viotti, en mi-mineur, dont l'exécution à Paris m'a gagné le surnom: l'Alexandre des violons.“

Ich war eben im Begriff, Herrn Boucher aufzusuchen, als dieser mir durch seinen Besuch zuvorkam. Er erbot sich sehr freundlich, mir bei dem Arrangement meines Concertes behülflich zu sein und zeigte sich überhaupt, seine Ruhmredigkeit abgerechnet, recht liebenswürdig. Er führte uns bei einigen musikliebenden Familien ein, die uns dann auch durch Einladungen zu ihren Musikpartien Gelegenheit verschafften, das Boucher'sche Ehe-

paar zu hören. Beide entwickelten in ihren gemeinschaftlichen Vorträgen viel Virtuosität; es war aber Alles, was sie spielten, von dürftiger, gehaltloser Composition, ob von der des Herrn Boucher selbst, erinnere ich mir nicht mehr. Vorher spielte Herr Boucher auch ein Quartett von Haydn, mischte aber so viel unachtsige und geschmacklose Verzierungen ein, daß ich unmöglich Freude daran haben konnte. Auffallend war, wie Boucher sich dabei von seiner Frau bedienen ließ. Nachdem er sich vor dem Quartettpulte niedergelassen hatte, bat sie sich von ihm den Schlüssel zum Violinkasten aus, schloß auf, brachte ihm die Violine, dann den Bogen, den sie vorher mit Kolophonium bestrich, legte dann die Noten auf und setzte sich zuletzt neben ihn, um die Blätter umzuwenden. Als wir nun aufgefordert wurden, zu spielen, begann die umgekehrte Procedur, indem ich nicht nur mein eigenes Instrument herbeihelte, sondern auch die Harfe meiner Frau aus dem Kasten nahm, sie auf den Platz trug, wo musicirt werden sollte, und dann einstimmte, was bei der vorhergehenden Production Alles von Madame Boucher besorgt worden war. Ich übernahm jedoch das Stimmen der Harfe bei jedem öffentlichen Auftreten nicht nur, um meiner Frau die Mühe zu ersparen, sondern auch um das Instrument völlig rein zu temperiren, was bekanntlich nicht so leicht ist. Wir spielten eins unserer brillanten Duetten und ernteten großen Beifall ein. Besonders schien Boucher sehr entzückt von meinem Spiel, und er mochte es wohl ziemlich aufrichtig damit gemeint haben; denn in einem Empfehlungsbriefe, den er mir an den Baron d'Assignies in Lille mitgab und den dieser mir als ein Curiosum zeigte, hieß es nach einer Charakteristik meines Spieles: „.... enfin, si je suis, comme on le prétend, le Napoléon des violons, Mr. Spohr est bien le Moreau!"

Mein Concert fand im neuen großen Theater unter vielem Beifall statt; die Einnahme war aber nach Abzug der sehr bedeutenden Kosten nur eine geringe, weil unser Ruf noch nicht bis

Brüssel vorgedrungen war. Zwar wurden wir von den Musikfreunden und in den öffentlichen Blättern aufgefordert, ein zweites Concert zu geben; da sich aber nicht gleich ein passender Tag dazu finden wollte und der Aufenthalt in dem großen Gasthause, wo wir abgetreten waren, ein sehr kostspieliger war, so zogen wir es vor, unsere Reise nach Lille sogleich fortzusetzen.

Dort angekommen, war mein erster Gang zu Herrn Vogel, der mir als der beste Geiger der Stadt und als Dirigent der Dilettanten-Concerte bezeichnet war. Ich fand ihn nicht zu Hause, wohl aber Madame Vogel, die mich artig empfing. Als ich meinen Namen nannte, verklärte sich ihr Gesicht und sie fragte mit Spannung, ob ich der Componist des Nonette sei, dessen Thema sie mir vorsang. Als ich lächelnd bejahete, fiel sie mir in einem Ausbruche französischer Lebhaftigkeit um den Hals und rief: „O wie wird mein Mann entzückt sein, car il est fou de votre Nonetto!“ Auch war ich kaum in's Wirthshaus zurückgekehrt, als Herr Vogel schon mit freudestrahlendem Gesicht erschien und mich wie einen alten Freund willkommen hieß. In dem Hause dieses liebenswürdigen Ehepaares verlebten wir sehr frohe Stunden und gaben ein von Herrn Vogel arrangirtes Concert im Saale der Dilettanten-Gesellschaft, da sämmtliche Mitglieder den Componisten des wiederholt aufgeführten Nonetts nun auch spielen hören wollten. Besonders bei unserem Zusammenspiele fanden wir einen so enthusiastischen Beifall, daß sogleich der Tag zu einem zweiten Concert angesetzt wurde. Einige Musikfreunde aus dem benachbarten Douay, die zu dem Concerte herübergekommen waren, luden uns Namens der dortigen Musik-Gesellschaft ein, auch in Douay zu spielen, und garantirten uns den Absatz von 400 Billets zu fünf Franken. Ich hatte daher die schönste Aussicht, recht viel Geld aus Lille mit fortzunehmen, als ein unerwartetes Ereigniß meine Hoffnungen zertrümmerte. Schon war der Wagen gepackt und wir standen im Begriff, nach Douay abzureisen, als sich das Gerücht in der Stadt ver-

breitete, der Telegraph habe soeben aus Paris die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Berry gebracht. Es dauerte nicht lange, so wurden obrigkeitliche Plakate an die Straßenecken geheftet, die diese Trauerbotschaft den Bewohnern Lilles amtlich verkündeten. Da nun alles Concertgeben innerhalb Frankreichs aufhören mußte, der Zeitpunkt, wo mein Engagement in London begann, aber noch nicht herangekommen war, so ließ ich mich von den Herren Vogel, d'Affranies und anderen Musikfreunden leicht bereden, noch länger in Lille zu verweilen. Es wurde nun fast täglich in Privatgesellschaften musicirt, und ich fand dadurch Gelegenheit, diesem Zirkel enthusiastischer Musikfreunde meine sämmtlichen Quartetten, Quintetten und Harfen-Compositionen vorzuführen. Ich hatte dabei ein sehr empfängliches und dankbares Publikum und erinnere mich daher dieser Musikpartien noch immer mit großem Vergnügen. Es wurde bei diesen Soireen auch noch allerlei Interessantes von Boucher erzählt. So hatte er einst mitten im Spiele, als ihm, seiner Meinung nach, etwas nicht recht geglückt war, plötzlich aufgehört, und ohne auf die Begleitenden Rücksicht zu nehmen, die verunglückte Stelle nochmals wiederholt, indem er sich laut zurief: „Cela n'a pas réussi, allons, Boucher, encore une fois!" Höchst komisch war auch der Schluß seines zweiten und letzten Concertes gewesen. Er spielte als letzte Nummer ein Rondo seiner Composition, welches am Ende eine improvisirte Cadenz hatte. Bei der Probe bat er die Herren Dilettanten, die ihn accompagnirten, nach dem Triller seiner Cadenz mit ihrem Schlußtutti ja recht kräftig einzusetzen und fügte hinzu, daß er ihnen das Zeichen dazu durch Niedertreten geben werde. Am Abend, als diese Schlußnummer begann, war es aber schon sehr spät, und die Herren Dilettanten mochten sich nach ihrem Souper sehnen. Als daher die Cadenz, in der Boucher noch einmal alle seine Kunststücke verführte, gar nicht enden wollte, so legten einige der Herren ihre Instrumente in die

Kasten und schlichen sich davon. Dies war so ansteckend, daß binnen wenig Minuten das ganze Orchester verschwunden war. Boucher, der in der Begeisterung seines Spieles davon nichts gemerkt hatte, hob schon beim Beginn seines Schlußtrillers den Fuß auf, um auf das verabredete Zeichen im voraus aufmerksam zu machen. Als er es nun am Ende des Trillers gab, war er des Erfolges, nämlich des kräftigsten Eintrittes des Orchesters und des dadurch hervorgerufenen Applaudissements der entzückten Zuhörer, ganz gewiß. Man denke sich also sein Erstaunen, als er außer seinem eigenen, derben Fußtritt weiter nichts hörte. Erschreckt sah er sich um und entdeckte nun die verlassenen Pulte. Das Publikum aber, das diesen Moment sich hatte vorbereiten sehen, brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches Boucher, wohl oder übel, mit einstimmen mußte.

Es war nun die Zeit zur Reise nach London herangekommen. Da ich willens war, meiner Frau in London eine neue Erard'sche Harfe mit dem verbesserten Mechanismus à double mouvement zu kaufen, so ließen wir das alte Instrument in der Verwahrung des Herrn Vogel zurück. Der Familie Vogel war dies sehr lieb, da sie nun sicher darauf rechnen konnte, uns auf der Rückreise wiederzusehen.

In Calais angekommen, begab ich mich sogleich auf das Büreau der Packetboote, um die Plätze zur Ueberfahrt zu belegen. Von da machte ich einen Spaziergang nach dem Hafen, um das Schiff, mit welchem wir Nachmittags abfahren wollten, in Augenschein zu nehmen. Als ich nun aber bemerkte, daß das Meer schon innerhalb des Hafens in großer Bewegung war, draußen aber so tobte, daß die Wellen hoch über den Hafendamm spritzten, so verlor ich die Lust zur Ueberfahrt bei so stürmischer See und eilte auf das Büreau zurück, um die genommenen Plätze für den folgenden Tag umschreiben zu lassen. Bei einer Tour, die ich Nachmittags mit meiner Frau in der Stadt machte, hütete ich

mich wohl, sie in die Nähe des Meeres zu führen, damit sie, die sich ohnehin vor der Ueberfahrt fürchtete, das Toben desselben nicht etwa bemerke. Der Gedanke, in so stürmischer Jahreszeit mit meiner zarten, reizbaren Frau überfahren zu müssen, beunruhigte mich die ganze Nacht; ich eilte daher, sobald der Tag angebrochen war, wieder zum Hafen, um zu sehen, ob der Sturm nicht nachgelassen habe. Es schien mir so, und ich holte deshalb Torette auf's Schiff und beredete sie, sich sogleich in der Kajüte niederzulegen. Ein gutmüthiger Deutscher, der als Matrose auf diesem englischen Packetboot diente, versprach mir, sich ihrer anzunehmen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ich konnte daher auf das Verdeck zurückkehren, wo ich in freier Luft hoffen durfte, der Seekrankheit einigermaßen zu widerstehen. Unterdessen waren die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen, und das Schiff wurde nun dicht am linken Hafendamm von sechzig bis achtzig Menschen an langen Seilen bis zur äußersten Spitze desselben fortgezogen. Kaum hatte es aber diese überschritten, so wurde es auch sogleich von einer kolossalen Welle gepackt und in einem Nu zur entgegengesetzten Seite des Hafens geschleudert, so daß es beinahe an der Spitze des rechten Hafendammes gescheitert wäre. Darauf stürzten auch die Wellen sogleich über das Verdeck, und die Luken sowie die Kajütenthür mußten geschlossen werden. Ich war allein von allen Passagieren auf dem Verdeck zurückgeblieben und hatte mich in der Nähe des großen Mastes auf eine Bank gesetzt, die innerhalb eines ziemlich hohen Kreises von aufgethürmten Ankertauen stand. Hier hoffte ich, vor dem das Verdeck überströmenden Wasser gesichert zu sein. Doch bald drangen die Wellen so hoch heran, daß ich, um von ihnen nicht durchnäßt zu werden, auf die Bank steigen mußte. Dies war kaum einigemale geschehen, als mich die Seekrankheit so heftig überfiel, daß ich die Kraft dazu nicht mehr hatte. Es dauerte daher auch nicht lange, so war ich trotz meines dichten Mantels bis auf die Haut durchnäßt, was meinen ohnehin trostlosen Zustand noch unerträglicher machte.

Dazu packte mich der Brechkrampf, besonders als der Magen nichts mehr herzugeben hatte, so heftig, daß ich es kaum zu überleben hoffte. Glücklicherweise war die Fahrt, durch den Sturm begünstigt, eine ungewöhnlich schnelle. Die drei Stunden, in der sie zurückgelegt wurde, schienen mir nichtsdestoweniger eine Ewigkeit. — Endlich war man vor Dover angelangt, aber ein neues Mißgeschick erwartete uns hier; denn man konnte wegen der Ebbe nicht in den Hafen einfahren und war genöthigt, die Passagiere auf offenem Meere auszuschiffen. Man ließ deshalb, sobald die Anker ausgeworfen waren, die Boote hinab und rief uns zum Ueberfahren in den Hafen heran. Nun sah ich meine Leidensgefährten blaß und schwankend, wie Geister aus dem Grabe, emporsteigen und merkte wohl, daß sie unten auch nicht besser daran gewesen waren, als ich oben. Endlich erschien auch meine arme Frau, von dem freundlichen Matrosen unterstützt, in sehr leidendem Zustande. Eben wollte ich zu ihr eilen, als sich ein junges, schönes Mädchen, das ich zwar schon beim Einschiffen bemerkt hatte, von ihm aber damals keines Blickes gewürdigt wurde, plötzlich an meinen Hals warf und ohne ein Wort zu sprechen, daran festklammerte. Ich errieth leicht den Beweggrund zu so auffallendem Benehmen. Das arme, geängstete Wesen hatte nämlich mitangesehen, wie die ersten Reisenden in's Boot expedirt wurden, das von den noch immer tobenden Wellen bald bis zur Höhe des Verdeckes emporgeschleudert, bald in einen Abgrund versenkt und wieder von neuem emporgehoben wurde, welches dann der Moment war, wo die Matrosen wieder einen Passagier oder ein Stück vom Gepäck hineinwarfen. Diese Procedur hatte sie so erschreckt, daß sie den Arm ihrer Begleiterin verließ und sich an mich anklammerte, da ich ihr wohl als der kräftigste von der Reisegesellschaft erscheinen mochte. Zu einer Explication war keine Zeit; ich trug sie daher in's Boot und eilte dann zu meiner Frau, um auch diese zu geleiten. Kaum war ich mit ihr glücklich in demselben angelangt, als sich die geängstigte Schöne

abermals fest an mich hing, und zwar zu Doretten's größtem Befremden. Doch die gefahrvolle Fahrt ließ keine Bemerkung aufkommen, und das junge Mädchen fühlte bei der Landung kaum festen Boden unter seinen Füßen, als es mich ohne ein Wort des Dankes losließ und mit ihrer Begleiterin davon eilte. Daß es eine vornehme Lady mit ihrer Gouvernante war, hat dies ächt englische Benehmen wohl schon verrathen.

Nachdem ich im Gasthause meine ganz durchnäßten Kleider mit trockenen vertauscht und wir den wiedererwachten Appetit an der table d'hôte gestillt und uns zur Weiterreise gestärkt hatten, nahmen wir sogleich Plätze in der Nachmittags nach London abgehenden Postkutsche. Diese Reise wurde fast ganz bei Nacht gemacht, und als wir am anderen Morgen auf dem Posthofe zu London nebst unserem Gepäck abgesetzt wurden, fand ich mich in sehr großer Verlegenheit. Es wollte mir nämlich trotz aller Mühe nicht gelingen, weder dort, noch im Büreau Jemanden zu finden, mit dem ich mich hätte verständigen können; denn ich wußte kein Wort Englisch, und Alle, die ich anredete, verstanden weder deutsch, noch französisch. Es blieb mir daher nichts übrig, als auf die Straße zu laufen und, während meine Frau das Gepäck bewachte, dort nach einem Dolmetscher zu suchen. Es war aber noch früh am Tage, und ich sah daher nur Leute niederen Standes, von welchen ich nicht erwarten konnte, daß sie eine fremde Sprache verstehen würden. Endlich kam ein Wohlgekleideter, dem ich erst deutsch, dann, als er den Kopf schüttelte, französisch meine Noth klagte. Der Mann zuckte aber die Achseln und ging weiter. Ein anderer jedoch, der diese Scene mit angesehen hatte, näherte sich mir und fragte in gutem Französisch, was ich wünsche? Es war ein Lohnbedienter, der auf mein Verlangen sogleich einen Fiaker herbeiholte, um uns zu Herrn Ries, dessen Wohnung ich glücklicherweise wußte, zu fahren. Wir wurden nun alsbald in die für uns gemiethete Wohnung gebracht, wo wir uns endlich von den Anstrengungen der See- und Nachtreise erholen konnten.

Am anderen Morgen, wo eine Sitzung der Direktoren der philharmonischen Gesellschaft anberaumt war, sollte ich denselben durch Herrn Ries vorgestellt werden. Ich machte daher sorgfältige Toilette und legte absichtlich ein Prachtstück meiner Garderobe, eine rothbunte, türkische Shawl-Weste an, die auf dem Continent für das Eleganteste der neuesten Mode galt. Kaum war ich damit auf der Straße erschienen, als ich die allgemeine Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte. Die Erwachsenen begnügten sich, mich mit erstaunten Blicken zu betrachten und gingen dann ruhig ihres Weges, die liebe Straßenjugend aber ergeß sich in Bemerkungen, die ich leider nicht verstand, deshalb auch nicht errathen konnte, was ihr an mir mißfiel. Sie bildete nach und nach einen Schweif hinter meinem Rücken, der immer lauter und unruhiger wurde. Ein Vorübergehender redete mich an und gab mir wahrscheinlich eine Erklärung darüber; da es auf englisch geschah, so konnte ich keinen Nutzen daraus ziehen. Glücklicherweise war die Ries'sche Wohnung nicht sehr entfernt und wurde so eben von mir erreicht. Die Frau, eine junge liebenswürdige Engländerin, die aber geläufig französisch sprach, gab mir nun Aufschluß über mein Abenteuer. Es war unlängst nach dem Tode Georgs III. allgemeine Landestrauer ausgeschrieben, und nach englischer Sitte durfte öffentlich Niemand anders als in Schwarz erscheinen. Mein übriger Anzug war zwar schwarz und so der Vorschrift gemäß, die unglückliche rothe Weste contrastirte damit aber um so auffallender. Madame Ries äußerte, ich hätte es sicher nur meiner imposanten Gestalt und meinem ernsten Wesen zu verdanken, daß die Ungezogenheit der Straßenjugend sich nicht bis zu Thätlichkeiten, d. h. bis zum Werfen mit Koth, gesteigert hätte. Um allen weiteren Anstoß zu vermeiden, fuhr nun Ries erst mit mir zu meiner Wohnung, um die rothe mit einer schwarzen Weste zu vertauschen.

Nachdem ich von den Direktoren der philharmonischen Gesellschaft, deren einige deutsch, andere französisch sprachen, freund-

lich bewilltommnet war, begann die Berathung über das Programm für das erste Concert. Ich wurde aufgefordert, in demselben zweimal Solo zu spielen und die Direktion an der ersten Violine zu übernehmen. Ich erwiderte, daß ich zu dem ersteren zwar bereit sei, aber bitten müsse, mich in einem der späteren Concerte dirigiren zu lassen, da mein Solospiel zu sehr darunter leiden würde, wenn man mir beides am selben Abend zumuthe. So klar dies von einigen der Herren, die selber Solospieler waren, erkannt wurde, so veranlaßte es doch erst eine lange und lebhafte Diskussion, bis es zugestanden wurde, weil es von dem dort Herkömmlichen abwich. Größeren Anstoß erregte noch mein Verlangen, bei diesem ersten Auftreten nur eigene Compositionen vortragen zu wollen. Die philharmonische Gesellschaft hatte nämlich, um die seichten und gehaltlosen Virtuosen Concerte von ihren Programmen entfernt zu halten, das Gesetz gemacht, daß mit Ausnahme der Mozart'schen und Beethoven'schen Clavier-Concerte keine ähnliche Musikstücke gespielt werden dürften, sondern der Solospieler nur Das vorzutragen habe, was sie wählen würde. Nachdem jedoch Ries die Diskussion englisch, also mir unverständlich, fortgesetzt und den Herren versichert hatte, daß meine Violin Concerte in Deutschland den von ihnen von dem Verbot ausgenommenen an die Seite gesetzt würden, gab man endlich auch dieses nach. Ich trat daher im ersten philharmonischen Concerte zunächst mit meiner Gesangsscene, und im zweiten Theile desselben mit einem Solo Quartett in F-dur auf und fand den allgemeinsten Beifall. Als Componisten gewährte es mir besondere Genugthuung, daß nun die Direktoren sämmtlich dem Ausspruche des Herrn Ries beitraten, und als Geiger machte es mir große Freude, daß der alte Viotti, der von jeher mein Vorbild war und in der Jugend mein Lehrer werden sollte, sich unter den Zuhörern befand und mir auch viel Lobendes über mein Spiel sagte. Als ich so mein erstes Auftreten in London glücklich überstanden hatte, verwandte ich die nächsten Tage dazu, meine

Empfehlungsbriefe abzugeben. Dies war für mich, der ich kein Englisch verstand, eine sauere Arbeit und brachte mich oft in Verlegenheit. Auch hatte mir Niemand gesagt, daß man sich dort an den verschlossenen Hausthüren durch Klopfen, und als Gentleman durch starkes, schnell wiederholtes Klopfen anmelden müsse; ich zog daher nach deutscher Weise ganz bescheiden die Schelle, welche dort nur von Leuten, die Aufträge in der Küche haben, benutzt wird, und wußte es mir daher auch nicht zu erklären, daß mich die Oeffnenden stets mit Erstaunen betrachteten und nicht begreifen konnten, daß ich bei der Herrschaft angemeldet sein wollte. Da nun Sie, welchen mein Besuch galt, oft eben so wenig als ihre Diener deutsch oder französisch verstanden, so gab es verlegene Scenen. Eine erheiternde, für mich recht ergötzliche hatte ich dagegen bei Rothschild, dem ich einen Empfehlungsbrief von dessen Bruder in Frankfurt und einen Creditbrief von Speyer überbringen mußte. Nachdem Rothschild mir beide Briefe abgenommen und flüchtig überblickt hatte, sagte er zu mir in herablassendem Tone: „Ich lese eben (auf die „Times" deutend), daß Sie Ihre Sachen ganz gut gemacht haben. Ich verstehe aber nichts von Musik; meine Musik ist dies (auf die Geldtasche schlagend), die versteht man an der Börse!" worauf er seinen Witz laut belachte. Dann rief er, ohne mich zum Sitzen zu nöthigen, einen Commis herbei, gab ihm den Creditbrief und sagte: „Zahlen Sie dem Herrn sein Geld aus." Hierauf winkte er mit dem Kopfe, und die Audienz war zu Ende. — Doch als ich bereits in der Thüre war, rief er mir noch nach: „Sie können auch einmal zum Essen zu mir kommen, draußen auf mein Landgut!" Einige Tage nachher schickte auch wirklich Madame Rothschild und ließ zur Tafel einladen. Ich ging aber nicht hin, obgleich sie die Aufforderung noch einmal wiederholte. Ohne Nutzen war jedoch die Empfehlung an das Rothschild'sche Haus nicht; denn zu meinem Benefiz-Concerte wurde von ihm eine ganze Loge genommen.

Da ich mich sogleich nach unserer Ankunft in London zu

meinem öffentlichen Auftreten vorbereiten mußte und meine Frau mit der häuslichen Einrichtung beschäftigt war, so hatten wir es leider versäumt, den Eltern in Gandersheim alsbald Nachricht von unserem Eintreffen zu geben, wodurch den alten Leuten ein Schrecken bereitet wurde, von dem sie sich lange nicht erholen konnten. Das Schiff, mit dem wir am Tage unserer Ankunft in Calais überzufahren willens waren, und für welches ich bereits Billets gelös't hatte, die ich dann, weil die See gar zu stürmisch war, für den folgenden Tag umschreiben ließ, war nämlich ganz aus dem Canale verschlagen worden und wurde für verloren gehalten, bis es sich endlich, und zwar an der spanischen Küste, wiederfand. Ein französisches Blatt hatte unter seinen Passagieren auch uns aufgeführt. Was war daher natürlicher, als daß die französischen Blätter bald sämmtlich meldeten: „Das Spohr'sche Künstlerpaar ist bei der Ueberfahrt nach England verunglückt." Bald war dies auch in deutschen Zeitungen, z. B. in der Dorfzeitung, die im elterlichen Hause gehalten wurde, zu lesen. Unglücklicherweise kam der Mutter, die sich bereits wegen des langen Ausbleibens von Nachrichten aus England beunruhigt hatte, das verhängnißvolle Blatt zuerst zu Gesicht. Ein Aufschrei des Entsetzens und eine augenblickliche Ohnmacht waren die Folge davon. Das ganze Haus lief zusammen, und nachdem die Mutter endlich wieder zur Besinnung gekommen war, begann erst recht ein allgemeines Jammern und Klagen. Meine Schwester faßte sich zuerst wieder und gab zu bedenken, wie oft Zeitungsnachrichten falsch wären. Auch bat sie, meinen Kindern, die eben aus der Schule kamen, nichts davon merken zu lassen, was allgemein versprochen wurde. Doch konnte sich die Mutter nicht enthalten, die vermeintlichen Waisen mit außergewöhnlicher Zärtlichkeit zu umarmen. Dieses, sowie die verweinten Augen, setzten die Kinder nicht wenig in Erstaunen, und als sie auf ihre desbalbigen Fragen keine Antwort erhielten und Niemand sich zum Mittagessen niedersetzen wollte, fingen auch sie an zu weinen, ohne zu wissen, warum.

Der eintretende Briefträger machte endlich der peinlichen Scene ein Ende. Alle sprangen freudig auf und hofften einen Brief aus England zu sehen. Doch war die Freude nur kurz; denn als sie das Postzeichen „Frankfurt" und die Hand Speyer's auf der Adresse erkannten, glaubten sie nun nicht anders, als die Bestätigung der unglücklichen Zeitungsnachricht zu lesen. Niemand hatte daher den Muth, den Brief zu öffnen, bis endlich meine Schwester sich dazu ermannte. Kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, als sie freudig ausrief: „Sie sind glücklich angekommen!" und dann den Brief dem Vater reichte, der ihn unter großer Aufregung verlas. Speyer schrieb, daß ihm so eben vom Rothschild'schen Hause in London die Anzeige gemacht, daß ich mir dort habe Geld auszahlen lassen, daß folglich die Zeitungsnachricht vom Untergange des Spohr'schen Ehepaares eine falsche sei, was er sogleich zur Beruhigung der Eltern hiermit anzeige. Jetzt brach allgemeiner Jubel aus und das bisher verschmähte Essen wurde zum wahren Festmahle. Nach demselben setzte sich der Vater aber sogleich an den Schreibtisch, um Herrn Speyer für seine Fürsorge zu danken und dem Redakteur der Tonzeitung den Kopf zu waschen, daß er durch leichtsinnige Aufnahme einer unverbürgten Nachricht den Betheiligten so großen Kummer verursacht habe. Einen Tag nachher traf denn auch mein Brief von London ein und vermehrte durch seine guten Nachrichten die Freude der Familie.

Im Hause des Herrn Ries hatte ich auch die Bekanntschaft von Herrn Erard, dem Chef des Londoner Hauses frères Erard, gemacht und in Begleitung meiner Frau bereits das Magazin von fertigen Harfen besucht. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, sogleich eine derselben auszuwählen, da Dorette erst erproben mußte, welche Größe ihr am meisten zusagen würde, und ob sie sich überhaupt an den neuen Mechanismus werde gewöhnen können. Dieser Verlegenheit machte Herr Erard dadurch ein Ende, daß er sich freundlichst erbot, ihr eine Harfe nach

ihrer Auswahl für die Dauer des Londoner Aufenthaltes zu leihen, die sie dann, wenn sie ihr nicht zusage, gegen eine andere vertauschen oder auch ganz zurückgeben könne. Dies nahm sie mit Dank an und begann nun sogleich, sich auf dem neuen Instrumente einzuüben; doch wollte es ihr anfangs gar nicht recht gelingen. Die neue Harfe, obgleich vom kleinsten Format, war nämlich doch noch um ein bedeutendes größer, so wie auch stärker bezogen, als ihre eigene und verlangte daher viel mehr Kraftanstrengung, und sodann wurde es ihr sehr schwer, sich an den neuen Mechanismus à double mouvement zu gewöhnen, da sie den einfachen von Kindheit an geübt hatte. Sie sah daher bald ein, daß sie auf dieser Harfe erst nach Monaten werde öffentlich spielen können, und ich beschloß deßhalb, sie nur einmal in meinem Benefiz-Concert auftreten zu lassen, um diesem dadurch einen besonderen Reiz zu geben. Unterdessen war nun auch die Reihe an mich gekommen, eins der philharmonischen Concerte zu dirigiren, und ich hatte damit nicht weniger Aufsehen erregt, als mit meinem Solospiel. Es war damals dort noch gebräuchlich, daß bei Symphonien und Ouvertüren der Pianist die Partitur vor sich hatte, aber nicht etwa daraus dirigirte, sondern nur nachlas und nach Belieben mitspielte, was, wenn es gehört wurde, einen sehr schlechten Effekt machte. Der eigentliche Direktor war der Vorgeiger, der die Tempi angab und dann und wann, wenn das Orchester zu wanken begann, den Takt mit dem Violinbogen gab. Ein so zahlreiches und weit von einander stehendes Orchester, wie das philharmonische, konnte aber bei solcher Direktion unmöglich genau zusammengehen, und trotz der Trefflichkeit der einzelnen Mitglieder war das Ensemble doch viel schlechter, als man es in Deutschland gewohnt war. Ich hatte mir daher vorgenommen, wenn die Reihe zu dirigiren an mich käme, einen Versuch zu machen, diesem Uebelstande abzuhelfen. Zum Glück war an dem Tage, wo ich dirigirte, Herr Ries am Piano, und dieser verstand sich gern dazu, mir

die Partitur zu überlassen und ganz davon zu bleiben. Ich stellte mich nun mit derselben an ein besonderes Pult vor das Orchester, zog mein Taktirstäbchen aus der Tasche und gab das Zeichen zum Anfangen. Ganz erschrocken über eine solche Neuerung, wollte ein Theil der Direktoren dagegen protestiren; doch als ich sie bat, wenigstens einen Versuch zu gestatten, beruhigten sie sich. Die Symphonien und Ouvertüren, welche probirt werden sollten, waren mir sehr bekannt und in Deutschland bereits von mir öfters dirigirt worden. Ich konnte daher nicht nur die Tempi sehr entschieden angeben, sondern auch den Blas- und Blech-Instrumenten alle Eintritte andeuten, was ihnen eine dort nicht gekannte Sicherheit gewährte. Auch nahm ich mir die Freiheit, wenn mir die Ausführung nicht genügte, aufzuhören und den Herren sehr höflich, aber ernst Bemerkungen über die Vortragsweise zu machen, die Ries auf meine Bitte dem Orchester verdolmetschte. Hierdurch zu außergewöhnlicher Aufmerksamkeit veranlaßt, und durch das sichtbare Taktgeben mit Sicherheit geleitet, spielten Alle mit einem Feuer und einer Genauigkeit, wie man es bis dahin von ihnen noch nicht gehört hatte. Durch diesen Erfolg überrascht und begeistert, gab das Orchester auch sogleich nach dem ersten Satze der Symphonie seine allgemeine Billigung der neuen Direktionsweise laut zu erkennen und beseitigte dadurch alle weitere Opposition von Seiten der Direktoren. Auch bei den Gesangsachen, deren Direktion ich auf Bitte des Herrn Ries übernahm, insbesondere beim Recitativ, bewährte sich das Taktiren mit dem Stäbchen, nachdem ich die Erklärung meiner Taktzeichen vorausgeschickt hatte, vollkommen, und die Sänger gaben mir über die Genauigkeit, mit der ihnen nun das Orchester folgte, wiederholt ihre Freude zu erkennen.

Der Erfolg am Abend war noch glänzender, als ich ihn gehofft hatte. Zwar stutzten anfangs die Zuhörer über die Neuerung und steckten die Köpfe zusammen; als aber die Musik begann, und das Orchester die wohlbekannte Symphonie mit unge-

wehnlicher Kraft und Präcision ausführte, gab sich schon nach dem ersten Satz die allgemeine Zustimmung durch ein lang anhaltendes Beifallklatschen zu erkennen. Der Sieg des Taktstäbchens war entschieden, und man sah bei Symphonien und Ouvertüren von da an Niemand mehr am Piano sitzen. An diesem Abende wurde auch die Concert Ouvertüre, die ich vor meinem Abgange von Frankfurt componirt hatte, zum erstenmal aufgeführt. Da sie sehr gefiel, so nahm sie die philharmonische Gesellschaft als die Composition an, die ich ihr, meinem Contrakte gemäß, zu überlassen hatte. Ich behielt keine Abschrift davon und vergaß sie bald gänzlich, so daß ich einige Jahre später bei der Verfertigung eines thematischen Verzeichnisses meiner Compositionen mich nicht mehr auf den Anfang besinnen konnte, weshalb das Thema derselben im Verzeichnisse fehlt.

Bei der Abgabe meiner Briefe in London, so wie auch bei anderen Gelegenheiten hatte ich so sehr das Bedürfniß gefühlt, Jemanden zu haben, der mir als Dolmetscher dienen könnte, daß ich mich fortwährend nach einem Begleiter umsah, der deutsch und englisch verstehe, bis Herr Ries sich endlich besann, daß ein alter Diener des verstorbenen Salomon*), Namens Jebanning, diesen Platz wohl auszufüllen im Stande sein werde. Zwar hatte er sich bereits zur Ruhe gesetzt und als Erbe seines verstorbenen Herrn eine kleine ländliche Besitzung in der Nähe von London angekauft. Ries hoffte indessen, daß der noch ganz rüstige Alte trotzdem die Stelle annehmen werde, weshalb er zur Stadt citirt und ihm von mir der Antrag gestellt wurde. Als er erfuhr, daß er einem Deutschen, zumal einem Musiker und noch dazu einem Geiger, wie sein verstorbener Herr gewesen war, dienen solle, war er dazu sogleich bereit und überließ es sogar

*) Derselbe, der als Concert Unternehmer seinen alten Freund Haydn bewog, nach London zu kommen und ihm Symphonien für seine Concerte zu schreiben, und dem daher die musikalische Welt die Entstehung der zwölf schönsten Symphonien Haydn's zu verdanken hat.

meiner Bestimmung, was ich ihm nach Ablauf der Saison als Honorar bewilligen würde. Er kam von nun an jeden Morgen zur Stadt, verdolmetschte zuerst die Aufträge meiner Frau an die Hauswirthin in Bezug auf die Küche und begleitete mich dann auf meinen Wegen. Sein Deutsch hatte er aber bei dem langen Aufenthalte in London zum Theil vergessen und sein Englisch mochte wohl auch nicht klassisch sein; denn es gab bei seinen Verdolmetschungen häufige Mißverständnisse. Im Uebrigen war er eine gute, treue Seele und zeigte bald für mich und meine Frau eine große Anhänglichkeit. Nachdem ich nun mit weniger Beschwerde, als früher den Rest meiner zahlreichen Empfehlungsschreiben noch abgegeben hatte, fand ich auch wieder Zeit und Ruhe zu neuen Compositionen. Zuerst schrieb ich eine Symphonie (die zweite D moll, Op. 49) und führte sie in einem der philharmonischen Concerte, welches ich zu dirigiren hatte, den 10. April 1820 zum erstenmal auf. Sie fand schon in der Probe, sowohl beim Orchester, wie auch bei den zahlreich anwesenden Zuhörern großen Beifall, erregte aber am Abende bei der Aufführung wahren Enthusiasmus. Einen Theil des glänzenden Erfolges verdankte ich den zahlreichen und überaus trefflichen Saiten Instrumenten des Orchesters, denen ich in dieser Composition besonders Gelegenheit gegeben hatte, ihre Virtuosität in reinem und präcisem Zusammenspiele zu zeigen. In der That habe ich in Bezug auf die Streich-Instrumente diese Symphonie nie wieder so gut wie an jenem Abende gehört. Alle Blätter Londons brachten am anderen Morgen Berichte über die neue, in ihrer Stadt componirte Symphonie und überboten sich in Lobeserhebungen über dieselbe. Gleich günstige Berichte über mein Spiel bei jedesmaligem Auftreten verbreiteten meinen Ruf bald über die ganze Stadt, und es fanden sich daher leicht Schüler, die von mir im Violinspiel unterrichtet, und Damen, die am Piano begleitet sein wollten. Da Alle sich bereit erklärten, ein Honorar von einer Guinee für die Stunde zu entrichten, so nahm ich sie

ohne weiteres an, weil ich es meiner Familie schuldig zu sein glaubte, das Glück, das ich als Künstler in London machte, nun auch zu meinem pekuniären Vortheile zu benutzen. So lief und fuhr ich dann, nachdem ich vorher einige Stunden zu Hause convenirt oder mit meiner Frau musicirt hatte, den ganzen Tag im großen London umher und ließ es mir in der That recht sauer werden; denn die meisten meiner Schüler waren ohne Talent und Fleiß und ließen sich nur von mir unterrichten, um sagen zu können, sie seien Schüler von Spohr. Ich erinnere mich jedoch mit Vergnügen an verschiedene Originale, die mich durch ihre Sonderbarkeiten erheiterten und mir dadurch die saure Arbeit erleichterten. Das eine war ein alter, pensionirter General, der sich aber stets in Uniform, mit allen Orden und in höchst militärischer Haltung präsentirte. Er kam ausnahmsweise zu mir ins Haus, verlangte aber demungeachtet nicht länger als drei Viertel Stunden zu spielen, da nach dortiger Sitte eine Viertel Stunde für den Weg abgerechnet wird. Er kam jeden Morgen, die Sonntage ausgenommen, präcis zwölf Uhr in seiner alten Staatskarosse angefahren, ließ durch einen der galonirten und beruderten Bedienten den Geigenkasten hinaufbringen, und setzte sich dann nach einem stummen Gruße sogleich an sein Pult. Vorher zog er aber seine Uhr heraus, um nachzusehen, wann angefangen wurde, und legte diese dann neben sich hin. Er brachte leichte Duetten mit, größtentheils von Pleyel, wozu ich die zweite Violine spielte. Obgleich nun mancherlei am Spiel des Schülers zu erinnern war, so sah ich doch bald, daß es diesem darum nicht zu thun war. Ich begnügte mich daher, meine Stimme der des alten Herrn möglichst genau anzupassen, und so spielten wir in bester Eintracht ein Duett nach dem anderen. Sobald wir aber drei Viertel Stunden musicirt hatten, hörte der General mitten im Musikstück auf, zog aus seiner Westentasche eine Pfundnote, in die ein Schilling gewickelt war und legte

diese auf den Tisch. Dann nahm er seine Uhr und empfahl sich eben so stumm, wie er gekommen war.

Das andere Original war eine alte Dame, der ich am Piano accompagnirte. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin von Beethoven, wogegen ich nichts einzuwenden fand, hatte aber auch die Grille, durchaus keine andere Musik, als die ihres Lieblings spielen zu wollen. Sie besaß sämmtliche Klavier-Compositionen Beethoven's, so wie dessen Orchester-Werke in Clavier-Arrangements. Auch war ihr Zimmer mit allen Porträts von ihm, die sie hatte auftreiben können, geschmückt. Da diese sich nun unter einander sehr unähnlich sahen, so verlangte sie von mir zu wissen, welches ihm am meisten gliche. In ihrem Besitze waren auch einige Reliquien von ihm, die ihr reisende Engländer aus Wien mitgebracht hatten, unter anderen ein Knopf von seinem Schlafrock und ein Stückchen Notenpapier mit einigen Federproben und Tintenklecksen von seiner Hand. Als sie erfuhr, daß ich längere Zeit in vertrautem Umgange mit ihm gelebt hatte, stieg ich plötzlich in ihrer Achtung, und sie hatte mich nun über so vieles zu befragen, daß es an manchen Tagen kaum zum Spielen kam. Sie sprach ziemlich geläufig französisch und radebrechte sogar einige Worte deutsch. Ihr Clavierspiel war auch gar nicht übel, so daß es mir Vergnügen machte, die Sonaten für Piano und Violine mit ihr zu üben. Als sie später aber auch die Tries auflegte und ohne Violoncell mit mir spielte, dann sogar die Clavier-Concerte, wobei außer der ersten Orchester-Violine, die ich übernahm, alles Andere wegblieb, so wurde es mir doch klar, daß ihr Enthusiasmus für Beethoven nur ein gemachter war, und ihr die Einsicht von der Vorzüglichkeit seiner Compositionen völlig abging.

Einen dritten Sonderling lernte ich auf folgende Weise kennen. Eines Morgens brachte ein Diener in Livrée einen Brief, den mir mein alter Johanning etwa folgendermaßen übersetzte: „Mr. Spohr wird eingeladen, sich präcis 4 Uhr im Hause des Unterzeichneten einzufinden.“ Da ich die Unterschrift

nicht kannte, von dem Diener auch nicht erfahren konnte, wozu ich citirt wurde, so gab ich eben so lakonisch, wie der Brief abgefaßt war, die Antwort: „Ich habe um die genannte Zeit Geschäfte und kann nicht kommen.“ Am anderen Morgen erschien der Diener mit einem zweiten, viel höflicheren Schreiben: „Mr. Spohr wird gebeten, dem Unterzeichneten die Ehre seines Besuches zu gönnen, und die Zeit dazu selbst zu bestimmen.“ Zugleich hatte der Diener Auftrag, den Wagen seines Herrn anzutragen, und da ich unterdessen in Erfahrung gebracht, daß der Briefsteller ein berühmter Arzt sei, der häufig in Concerten gehen werde und sich besonders für Violin Vorträge interessire, so trug ich kein Bedenken mehr, zu ihm zu gehen, bestimmte dem Diener die Zeit und wurde dann in der Equipage des Doktors abgeholt. Ein alter, freundlicher Herr mit weißem Haare empfing mich schon auf der Treppe; aber nun entdeckte es sich leider, daß wir uns nicht verständigen konnten, denn er sprach weder deutsch, noch französisch. Wir standen verlegen einander gegenüber, bis er mich am Arm nahm und in ein großes Zimmer führte, an dessen Wänden ich eine Menge Geigen aufgehängt fand. Andere waren aus den Kasten genommen und auf den Tischen ausgebreitet. Der Doktor überreichte mir einen Violinbogen und deutete auf die Instrumente. Ich sah nun, daß ich ein Urtheil über den Werth der Geigen abgeben sollte und begann daher sogleich eine nach der anderen zu probiren und sie ihrer Güte nach zu ordnen. Es war dies keine kleine Arbeit; denn es waren ihrer viele, und der alte Herr holte sie sämmtlich herbei, ohne auch nur eine zu vergessen. Als ich nun, nach Verlauf von etwa einer Stunde, die sechs besten herausgefunden hatte und diese noch abwechselnd spielte, um die allerbeste zu ermitteln, bemerkte ich, daß der Doktor auf eine derselben besonders zärtliche Blicke warf, und sein Gesicht sich ganz verklärte, so oft ich diese anstrich. Ich machte daher dem guten, alten Manne gern die Freude, dieses Instrument als den Matador der ganzen

Sammlung zu bezeichnen. Ganz entzückt über diesen Ausspruch holte er nun auch noch eine viola d'amour herbei und begann auf diesem längst außer Gebrauch gekommenen Instrumente zu phantasiren. Ich hörte mit Vergnügen zu, weil das Instrument mir noch völlig unbekannt war und der Dokter gar nicht schlecht spielte. So endete der Besuch zu beiderseitiger Zufriedenheit, und schon hatte ich meinen Hut ergriffen, um mich zu empfehlen, als mir der Alte mit freundlichem Gesicht und tiefem Bücklinge noch eine Fünfpfundnote überreichte. Erstaunt betrachtete ich das Geld und den Geber und wußte anfangs nicht, was es zu bedeuten habe; als mir aber plötzlich einfiel, daß es die Bezahlung für das Geigenprobiren sein solle, schüttelte ich lächelnd mit dem Kopfe, legte das Papier auf den Tisch, drückte dem Dokter die Hand und eilte die Treppe hinab. Er folgte mir bis auf die Straße, half mir in den Wagen hinein und sprach dann in sichtlicher Erregung einige Worte zum Kutscher. Diesem war das so aufgefallen, daß er es dem alten Johanning, der an den Wagen kam, um den Schlag zu öffnen, sogleich wieder erzählt hatte. Er hatte nämlich gesagt: „Da fährst Du einen Deutschen, der ein ächter Gentleman ist; bring' ihn mir unversehrt in seine Wohnung, das rathe ich Dir!" — Als ich einige Monate später mein Benefiz-Concert gab, ließ der Dokter ein Billet holen und schickte dafür eine Zehnpfundnote.

Meine Frau hatte sich unterdessen mit ausdauerndem Fleiße auf der neuen Harfe eingespielt, sich dabei aber wegen des größeren Umfangs und stärkeren Saitenbezugs derselben, übermäßig angestrengt, so daß sie sich recht erschöpft und leidend fühlte. Ich wußte aus früheren Erfahrungen, daß nichts ihre Nerven so schnell wieder zu stärken vermöge, als häufiger Genuß der freien Luft. Ich benutzte daher jeden Sonnenblick der ersten Frühlingstage zu kleinen Spaziergängen mit ihr in den Regents-Park, der unserer Wohnung (Charlotte-Street) sehr nahe lag.

An Sonntagen, wo die Musik in London verstummen muß, und wir daher, ohne Aergerniß zu geben, nicht einmal zu Hause musiciren konnten, wurden größere Ausflüge nach Hampstead oder in die entfernteren Parks gemacht. Unsere Begleiter und Führer dabei waren abwechselnd der jüngere Ries und ein alter freundlicher Herr, der Instrumentenmacher Stumpf. Ich hatte bald die Freude zu sehen, daß meine Frau, durch die Einwirkung des englischen, milden Frühjahrs wieder neuen Lebensmuth gewann; doch blieb ich meinem früheren Versatze, sie nur einmal in meinem eigenen Concerte auftreten zu lassen, getreu, und lehnte mehrere Anträge, die ihr gemacht wurden, standhaft ab. Ich selbst spielte aber in allen Concerten, wo man das von mir angesetzte Honorar auszahlte, und da dieses, nach englischen Begriffen, nicht übermäßig hoch war, so wurde ich sehr oft aufgefordert und sah meinen Namen fast auf allen Concert-Programmen der Saison figuriren. Doch konnte ich mich nie entschließen, auch in Privat-Gesellschaften für Geld zu spielen, da mir die Art und Weise, wie man in solchen die Künstler damals behandelte, gar zu unwürdig vorkam. Sie wurden nämlich nicht zur Gesellschaft gezogen, sondern mußten in einem abgesonderten Zimmer des Vements harren, wo sie zu ihren Musikvorträgen in das Gesellschaftszimmer citirt wurden, und hatten dieses nach beendigtem Vortrag sogleich wieder zu verlassen. Meine Frau und ich waren selbst einmal Zeugen solch' einer geringschätzigen Behandlung der ersten und berühmtesten Künstler Londons. Wir waren nämlich an die Brüder des Königs, die Herzöge von Sussex und Clarence, empfohlen und da Letzterer mit einer Deutschen, einer Prinzessin von Meiningen, vermählt war, so machten wir bei dieser eine gemeinschaftliche Visite. Das herzogliche Paar empfing uns sehr freundlich und lud uns zu einer Musikpartie, die in einigen Tagen sein sollte und zur Mitwirkung bei derselben ein. Ich sann nun darüber nach, wie ich uns der mir verhaßten Absonderung von der Gesellschaft entziehen könne, und beschloß,

wenn mir dies nicht gelänge, sogleich wieder nach Haus zurückzukehren. Als wir daher das herzogliche Schloß betraten und ein Diener uns das Zimmer öffnen wollte, wo die übrigen Musiker versammelt waren, ließ ich diesem durch Johanning meinen Violinkasten übergeben, und schritt, meine Frau am Arme, sogleich die Treppe hinauf, ehe der Diener Zeit gewann, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Vor dem Gesellschaftszimmer angelangt, nannte ich dem dort postirten Diener meinen Namen, und als dieser zögerte, zu öffnen, machte ich Miene, es selbst zu thun. Darauf riß der Diener jedoch sogleich die Thür auf und rief die Namen der Ankommenden hinein. Die Herzogin, eingedenk der deutschen Sitte, erhob sich sogleich von ihrem Platze, kam meiner Frau einige Schritte entgegen und führte sie zum Damenkreise. Auch der Herzog bewillkommnete mich mit einigen freundlichen Worten und stellte mich den umstehenden Herren vor. So glaubte ich nun Alles glücklich überwunden zu haben; doch bald bemerkte ich, daß die Dienerschaft mich noch immer nicht als zur Gesellschaft gehörig betrachten müsse; denn sie ging mit dem Theebrett und anderen Erfrischungen stets an mir vorüber, ohne mir etwas anzubieten. Endlich mochte der Herzog dies wohl bemerkt haben; denn ich sah, wie er dem Haushofmeister winkte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. In Folge dessen wurden mir nun ebenfalls die Erfrischungen präsentirt. Als das Concert beginnen sollte, ließ der Haushofmeister die eingeladenen Künstler nach der Reihe, wie das Programm sie nannte, heraufholen. Sie erschienen mit dem Notenblatt oder dem Instrument in der Hand, begrüßten die Gesellschaft mit einer tiefen Verbeugung, die, so viel ich bemerkte, von Niemandem als von der Herzogin erwiedert wurde, und begannen ihre Vorträge. Es war die Elite der ausgezeichnetsten Sänger und Virtuosen Londons und ihre Leistungen waren fast alle entzückend schön. Dies schien das vornehme Auditorium aber nicht zu fühlen; denn die Conversation riß keinen Augenblick ab. Nur

als eine sehr beliebte Sängerin auftrat, wurde es etwas ruhiger und man hörte einige leise Brave, für die sie sich sogleich durch tiefe Verbeugungen bedankte. Ich ärgerte mich sehr über die Entwürdigung der Kunst und noch mehr über die Künstler, die sich solche Behandlung gefallen ließen, und hatte die größte Lust, gar nicht zu spielen. Ich zögerte daher, als die Reihe an mich kam, absichtlich so lange, bis der Herzog, wahrscheinlich auf einen Wink seiner Gemahlin, mich selbst zum Spielen aufforderte. Nun erst ließ ich durch einen Diener mein Violinkästchen heraufholen und begann dann meinen Vortrag, ohne vorher die übliche Verbeugung zu machen. Alle diese Umstände mochten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben; denn es herrschte während meines Spiels eine große Stille im Saal. Als ich geendet hatte, applaudirte das herzogliche Paar und die Gäste stimmten mit ein. Nun erst dankte ich durch eine Verbeugung. Bald darauf schloß das Concert und die Musiker zogen sich zurück. Hatte es nun schon Sensation erregt, daß wir uns der Gesellschaft angeschlossen, so steigerte sich diese doch noch um Vieles, als man sah, daß wir auch zum Souper da blieben und bei demselben von den herzoglichen Wirthen mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurden. Wir hatten dieses, nach damaligen englischen Begriffen Unerhörte wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß uns die Herzogin schon im elterlichen Hause gekannt und Zeuge der guten Aufnahme gewesen war, die wir zu der Zeit, wo wir noch in Gotha wohnten, wiederholt am Meininger Hofe genossen. Auch der Herzog von Sussex, dem ich eine Empfehlung vom Herzog von Cambridge, dem damaligen Regenten von Hannover, überbracht hatte, zeichnete mich sehr aus und unterhielt sich viel mit mir. In Folge eines Gespräches über englischen Volksgesang ließ der Herzog sogar seine Guitarre holen und sang mir einige englische und irländische Volkslieder vor, was mich später auf den Gedanken brachte, einige der beliebtesten derselben als Potpourri für mein Instrument zu bearbeiten und in meinem

Concerte vorzutragen *). Als sich dann lange nach Mitternacht die Gesellschaft trennte, kehrten wir sehr befriedigt über den Erfolg unseres Wagnisses und den Sieg, den wir über das Vorurtheil davon getragen hatten, in unsere Wohnung zurück.

Unter denen, die mich aufforderten, in ihren Concerten Solo zu spielen, war auch Sir Georg Smart, einer der Direktoren der philharmonischen Gesellschaft. Er gab während der Saison eine Reihe von Subscriptions Concerten, die er geistliche nannte, in denen aber auch viel weltliche Musik gemacht wurde. Ich spielte in zweien derselben, wofür Sir Smart das Arrangement von meinem Benefiz Concerte übernahm, eine Arbeit, die schon für einen Einheimischen, damit Vertrauten sehr umfangreich war, die mir aber, hätte ich sie selbst übernehmen wollen, vielleicht sechs Wochen meiner Zeit, die ich doch vortheilhafter zu benutzen wußte, gekostet haben würde. Mein Concert fand am 18. Juni statt und war eins der glänzendsten und besuchtesten der ganzen Saison. Fast alle Personen, an die wir adressirt waren, unter ihnen auch die Herzöge von Sussex und Clarence, hatten Logen oder Sperrsitze dazu genommen, und mehrere dieser reichen und vornehmen Herren schickten ansehnliche Honorare dafür ein. Auch ein großer Theil der Abonnenten der philharmonischen Gesellschaft behielt seine Plätze, und da der niedrigste Preis eines Billets eine halbe Guinee betrug und der Saal wohl an tausend Menschen fassen konnte, so war die Einnahme eine sehr bedeutende. Dazu kam noch, daß die Unkosten, die in London enorm hoch sind, bei diesem Concerte dadurch sehr ermäßigt wurden, daß ein Theil der Orchestermitglieder, aus Anhänglichkeit an mich, auf Bezahlung verzichtete, und, vermöge meines Vertrags mit der philharmonischen Gesellschaft, das Lokal mir nichts kostete. Dagegen mußten sämmtliche Sänger bezahlt werden, und ich erinnere mich noch genau, daß ich der Mrs

*) Es ist dies Op. 59, das zweite meiner in London geschriebenen Werke.

Salmen, der beliebtesten der damaligen Londoner Sängerinnen, ohne deren Mitwirkung mein Concert kein rechtes Ansehen gehabt haben würde, für eine einzige Arie ein Honorar von dreißig Pfund Sterling entrichten mußte, wobei sie noch die Bedingung stellte, daß sie erst im zweiten Theile gegen das Ende des Concertes singe, weil sie vorher in einem Concerte der City, sechs englische Meilen entfernt, aufzutreten habe. Es sei hier auch einer sonderbaren Ausgabe bei den damaligen Concerten in London erwähnt, weil sie jetzt, wie so manches Absonderliche jener Zeit nicht mehr existirt. Es war nämlich Sitte, daß der Concertgeber seine Zuhörer in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Theile des Concertes mit Erfrischungen bewirthete. Diese wurden in einem Nebensaal am Büffet unentgeltlich verabreicht, und man hatte deshalb sich mit dem Conditer im voraus über eine feste Summe zu verständigen, die bei meinem Concert auf zehn Pfund Sterling accordirt war. Bestand nun die Gesellschaft größtentheils aus der vornehmen Welt, bei der es Sitte war, nichts zu nehmen, so machte der Conditer gute Geschäfte, war sie aber sehr gemischt und zahlreich und die Hitze groß, so kam er auch wohl bedeutend zu Schaden. Nie hat er sich aber wohl besser gestanden, als bei meinem Concert. Es fand dieses nämlich an dem Tage statt, an welchem die Königin Charlotte von England aus Italien zurückkehrte und in London einzog, um sich vor dem Parlament, bei welchem sie ihr Gemahl der Untreue angeklagt hatte, zu vertheidigen. Ganz London war in zwei Parteien getheilt, deren bei weitem größere, vom Mittelstande bis zum niedrigsten Volke herab, auf Seiten der Königin stand. Die Stadt war in ungeheurer Aufregung, und es war ein Glück für mich, daß ich die Billets zu meinem Concerte bereits sämmtlich abgesetzt hatte, weil ich sonst durch die Ungunst des Zufalls leicht in großen Schaden hätte kommen können. Meine Concert Anzeigen an den Straßenecken waren nämlich bald von großen Plakaten überklebt, auf welchen im Namen des Volkes zur Feier des Tages

eine allgemeine Illumination der Stadt angesagt wurde; auch brachte Johanning die Nachricht mit, daß das Volk drohe, in allen Häusern, wo diesem Aufrufe nicht Folge geleistet werde, die Fenster einzuwerfen. Da nun die vorhandene Polizeimannschaft, sowie das wenige Militär nicht hinreichten, um die königlichen Gebäude gegen die angedrohten Excesse des Volkes zu schützen, so mußten die Anhänger des Königs, die doch unmöglich dem Aufrufe folgen konnten, ruhig Alles über sich ergehen lassen, und suchten nur dadurch, daß sie ihre Fenster mit Brettern zunageln ließen, so viele von den theuern Spiegelscheiben zu retten, als es die Kürze der Zeit erlauben wollte. So wurde allenthalben und besonders in dem nahegelegenen Portland Place, wo der vornehme Adel wohnte, den ganzen Tag gehämmert, zum großen Ergötzen der Straßenjugend, die ihren Witz und Spott nicht zurückhielt. Während wir uns zu Hause auf die Concertvorträge vorbereiteten, wogte das Volk in großen Massen durch die Straßen und zog der Königin entgegen. Da dies nach der Richtung der City geschah, so wurde es gegen Abend in Westend ganz ruhig. Wir fanden daher, als wir um halb acht Uhr zum Concertlokale fuhren, die Straßen fast leerer, als gewöhnlich und nirgends ein Hinderniß auf unserem Wege. Doch bemerkten wir allenthalben eifrige Vorbereitungen zur Illumination, damit beim Anbruch der Nacht dem Gebot des souveränen Volkes sogleich Folge geleistet werden könne. Meine Frau, die sich ohnehin vor dem ersten öffentlichen Auftreten mit der neuen Harfe fürchtete, war in großer Angst vor dem, was da kommen würde, und ich hatte ernstliche Besorgniß, daß die Aufregung, in der ich sie sah, sowohl ihrem Spiele als ihrer Gesundheit nachtheilig sein werde. Ich suchte sie daher durch Zureden zu beruhigen, was mir auch ziemlich glückte. Der Saal füllte sich nach und nach mit Zuhörern, und das Concert begann. Das Programm desselben kann ich hier vollständig mittheilen, da mir Sir G. Smart bei meinem letzten Besuche zu London (im Jahr 1852) ein Exemplar, wie es da-

mals den Zuhörern bei ihrem Eintritt in den Saal überreicht wurde, geschenkt hat. Es lautet:

NEW ARGYLL ROOMS.

Mr. SPOHR'S CONCERT.

Thursday, June 18th, 1820.

PART I.

Grand Sinfonia (M. S.)	Spohr.
Air, Mr. T. Welch „Revenge, revenge, Thimotheus cries"	Haendel.
Grand Duetto (M. S.), Harp and Violin, Mad. Spohr and Mr. Spohr	Spohr.
Aria, Miss Goodall „una voce al cor mi parla." Clarinet obligato Mr. Willman . . .	Paer.
Sestetto for Pianoforte, two Violins, Viola, Violoncello and Contrabasso, Messrs.: Ries, Watts, Wagstaff, R. Ashley, Lindley and Dragonetti	Ries.
Irish Melodies (M. S.) with Variations for the Violin, Mr. Spohr (composed expressly for this occasion)	Spohr.

PART II.

Nonetto for Violin, Viola, Violoncello, Contrabasso, Flute, Oboe, Clarinet, Horn and Bassoon, Messrs. Spohr, Lindley, Dragonetti, Ireland, Griesbach, Willman, Arnull and Holmes.	Spohr.
Scena, Mrs. Salmon „Felon, la pena avrai" .	Rossini.
Rondo for the Violin, Mr. Spohr	Spohr.
Aria, Mr. Vaughan „Rendil sereno"	Haendel.
Overture	Spohr.

* * *

Leader of the Band . . Mr Spohr.
At the Pianoforte . . . Sir George Smart.

Die neue, vom Orchester nun schon gekannte, aber doch noch mals sorgfältig durchprobirte Symphonie wurde meisterhaft executirt und fand wo möglich noch lebhafteren Beifall, als bei der ersten Aufführung. Während der folgenden Arie stimmte ich im Nebensaale meiner Frau die Harfe und sprach ihr Muth zu. Dann führte ich sie in den Saal und wir nahmen unsere Plätze ein, um das Duett zu beginnen. Schon verbreitete sich die Stille

der Erwartung, und man lauschte unseren ersten Tönen, als sich plötzlich von der Straße her ein fürchterliches Geschrei erhob, dem auch sogleich eine Kanonade von Pflastersteinen gegen die unerleuchteten Fenster des Nebensaales nachfolgte. Bei dem Klirren der Scheiben und Kronleuchter sprangen die Damen entsetzt von ihren Plätzen auf, und es entstand eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung und Aufregung. Man beeilte sich, die Gasbeleuchtung des Nebensaales anzuzünden, um einer zweiten Salve zuvorzukommen und hatte auch wirklich die Genugthuung, zu sehen, daß nun das Volk, nachdem es über den Erfolg seiner Demonstration noch ein Jubelgeschrei angestimmt hatte, weiterzog und so nach und nach die frühere Ruhe wiederkehrte. Doch dauerte es lange, bis das Publikum seine Plätze im Saale wieder einnahm und sich so weit beruhigte, daß wir endlich beginnen konnten. Ich war dabei nicht ohne Besorgniß, daß der Schrecken und die lange Pause meine Frau noch mehr aufgeregt haben würde und horchte daher in großer Spannung auf ihre ersten Accorde; als diese aber in gewohnter Kraft ertönten, beruhigte ich mich sogleich und überließ mich nun ganz der Aufmerksamkeit auf unser Zusammenspiel. Dieses, welches in Deutschland immer so sehr gefallen hatte, verfehlte auch auf das englische Publikum seine Wirkung nicht; es steigerte sich daher der Beifall bei jedem Satze des Duettes und wollte am Schlusse desselben gar nicht enden. Als wir höchst erfreut über diesen Erfolg abtraten, dachten wir Beide nicht, daß es das letztemal gewesen war, daß Derette Harfe gespielt hatte. Doch davon später! Von den übrigen Nummern des Programmes, bei denen ich selbst betheiligt war, freute mich besonders die gute Aufnahme, welche das Nonett fand. Ich hatte es mit denselben Künstlern bereits in einem der philharmonischen Concerte gegeben und war damals von vielen Seiten aufgefordert worden, es in meinem eigenen Concerte zu wiederholen. Die Genauigkeit unseres Zusammenspieles war diesesmal noch voll

entzückt und so konnte es seine Wirkung nicht verfehlen. Auch die britannischen Lieder wurden allgemein beifällig aufgenommen. So ging denn das Concert, trotz des störenden Intermezzos zu allgemeiner Zufriedenheit zu Ende. Die Pause nach dem ersten Theil und die Promenade in den Nebensaal waren wegen der Verwüstung desselben für diesmal ganz unterblieben; der Conditer hatte für seine zehn Pfund Sterling gar nichts zu leisten gehabt. Doch war ihm durch den Steinhagel auch Einiges auf dem Büffet zertrümmert worden. Als wir nun endlich in höchster Erschöpfung unseren Wagen erreichten, konnten wir nicht in gerader Richtung nach Haus zurückkehren, weil in der Gegend von Portland Place der Pöbel noch sein Wesen trieb. Der Kutscher mußte daher allerlei Umwege machen und es war ein Uhr vorüber, als wir endlich vor unserer Wohnung ankamen. Wir fanden bereits das ganze Haus mit Ausnahme unserer Etage erleuchtet, und die Wirthin erwartete uns in großer Unruhe, um auch unsere Fenster mit Lichtern versehen zu können. Es war die höchste Zeit; denn schon hörte man die Volksmasse heranziehen. Da sie jetzt die ganze Charlotte Street, ihrem souveränen Willen gemäß, hell erleuchtet sahen, so zog sie, ohne irgend einen Excess zu begehen, vorüber. Die Lichter durften aber demungeachtet noch nicht ausgelöscht werden, und erst nach Verlauf von einigen Stunden, als die Stadt ganz still geworden war, fanden wir endlich die nöthige Ruhe.

* * *

Es folgt nun eine trübe Periode in meinem Leben, an die ich noch jetzt mit Wehmuth zurückdenke. Meine Frau fühlte sich nämlich in Folge der Anstrengung, mit der sie sich auf der neuen Harfe eingeübt hatte und durch die wechselnden Eindrücke des Concert-Abends so angegriffen und leidend, daß ich sehr fürchtete, sie möchte zum drittenmale vom Nervenfieber heimgesucht werden. Es war daher die höchste Zeit, für ihre

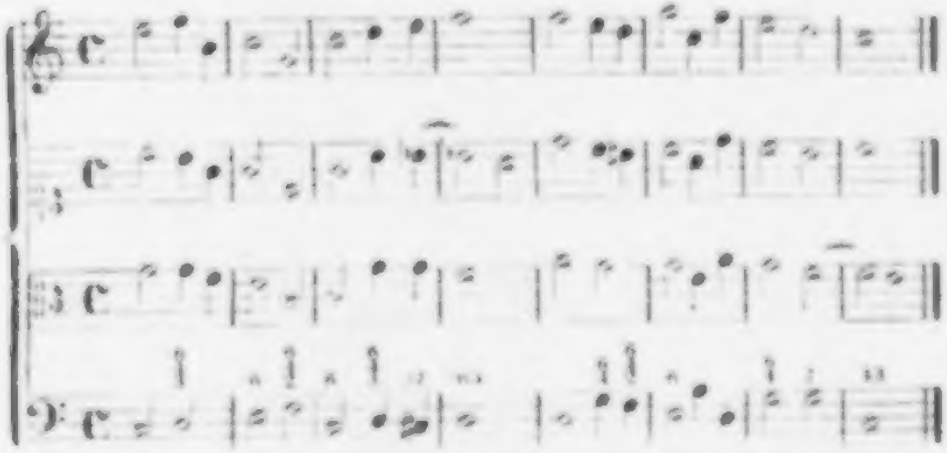
Zukunft einen ernsten Entschluß zu fassen. Schon nach dem zweiten Anfall in Darmstadt hatte ich sie, nachdem sie völlig wieder genesen war, zu überreden gesucht, ihrem nervenzerstörenden Instrumente zu entsagen, doch als ich bemerkte, wie sehr sie dieser Vorschlag betrübte, ihn sogleich wieder aufgegeben. Sie war zu sehr mit ganzer Seele Künstlerin und hatte das Instrument, dem sie so manchen Triumph verdankte, zu lieb gewonnen, um so leicht darauf verzichten zu können, auch war es ihr ein beglückender Gedanke gewesen, durch ihr Talent zum Erwerbe mit beizutragen. Doch nun, als sie sich nur zu sehr überzeugt hatte, daß ihre physische Kraft nicht ausreiche, das neue Instrument zu bewältigen, und eine Rückkehr zum alten sie auch nicht mehr befriedigen würde, nachdem von ihr die Vorzüge des neuen im Ton und in der Mechanik genau erkannt worden waren, nun wurde es mir viel leichter, sie für meinen Vorschlag zu gewinnen, besonders als ich ihr vorstellte, daß sie Künstlerin bleiben und ins künftige als Pianistin in meinen Concerten, wozu sie ja die nöthige Befähigung besitze, auftreten könne. Dies beruhigte sie sehr, obgleich sie sich sagen mußte, daß sie auf dem Pianoforte solche Erfolge wie auf der Harfe, auf der ihr wenigstens in Deutschland Niemand gleich kam, unmöglich zu erringen im Stande sein würde. Ich versprach ihr überdies, daß ich für sie, um ihren Vorträgen den Reiz der Neuheit zu geben, brillante Concertsätze schreiben werde, und da mir viel daran lag, mich nun auch einmal in Clavier-Compositionen zu versuchen, so machte ich mich sogleich an die Arbeit und vollendete auch noch vor der Abreise von London den ersten Satz des Clavier-Quintettes, Op. 52. Die Harfe schickte ich, um sie ihr aus den Augen zu bringen, zu Herrn Erard. Er nahm sie auch, als er von mir erfuhr, daß meine Frau aus Gesundheitsrücksichten dem Instrumente ganz entsagen müsse, bereitwillig zurück, ohne eine Entschädigung für den bisherigen Gebrauch annehmen zu wollen. Sie habe, so äußerte er sehr galant, nun erst wahren Werth be

kommen, da sie von einer so berühmten Künstlerin eingespielt und bei ihrem letzten öffentlichen Vortrage gebraucht sei. Ich machte nun von neuem mit meiner Frau tägliche Spaziergänge in's Freie und hatte bald die Freude zu bemerken, daß sie sich nach und nach von ihrer Schwäche erholte. Der Gedanke, daß sie ihre Kinder bald wieder sehen werde, mochte übrigens wohl mächtig zu ihrer Kräftigung mitgewirkt haben. Auch ich sehnte mich nach den Meinigen zurück und machte daher, sobald das letzte der philharmonischen Concerte vorüber war, so bald Anstalten zur Abreise.

Ich muß hier nachträglich noch des Musik-Institutes des Herrn Logier erwähnen, das ich mehrmals mit großem Interesse besucht habe, und worüber ich nachstehenden Bericht in die Leipziger Musikalische Zeitung vom August 1829 sandte: „Herr Logier, ein Deutscher von Geburt, aber seit fünfzehn Jahren in England, unterrichtet nach einer von ihm erfundenen Methode im Pianofortespiel und in der Harmonie, wobei es zunächst auffällt, daß er alle Kinder, oft dreißig bis vierzig, zugleich spielen läßt. Er hatte zu dem Behufe drei Bände Stücken geschrieben, die alle aber ganz einfache Grundthemas gebaut sind und nach und nach bis zum schwersten fortschreiten. Während nun die Anfänger das Thema spielen, üben sich die Vorgeschrittenen zu gleicher Zeit in mehr oder weniger schweren Variationen. Man sollte glauben, daß dadurch ein Durcheinander entstehen müßte, aus dem der Lehrer nichts Deutliches mehr heraushören könnte; da aber die Kinder, welche dieselbe Stücke spielen, neben einander sitzen, so hört man, je nachdem man sich in einer Gegend des Saales befindet, entweder die eine oder die andere Stücke deutlich hervortreten. Auch läßt der Lehrer oft die Hälfte der Schüler, zuweilen alle bis auf einen aufhören, um die Fortschritte der Einzelnen zu prüfen. In den ersten Lektionen bedient er sich seines Chiroplaste, einer Maschine, wodurch den Kindern eine gute Haltung der Arme und Hände angewöhnt werden soll, welche dann, sobald dieselben

so weit fortgeschritten sind, daß sie die Noten und Tasten kennen, erst von der einen und dann auch von der anderen Hand weggenommen wird, worauf sie erst den Daumen untersetzen und Scalen spielen lernen, aber dies Alles in den Stücken selbst, mit allen Kindern zugleich und immer im strengsten Zeitmaße. Sind sie daher zu einer neuen Uebung fortgeschritten, so gelingt es ihnen in der schnellen Bewegung, in der sie neben und um sich spielen hören, anfangs wohl kaum, nur einige Noten von jedem Takte herauszubringen; bald aber erobern sie deren immer mehr, und in kürzerer Zeit, als man wohl glauben sollte, geht die neue Stücke so gut, als die vorhergehende. Sodann ist sehr bemerkenswerth in der Lehrmethode des Herrn Logier, daß er seine Schüler von der ersten Lektion an mit dem Clavierspiele zugleich die Harmonie lehrt. Wie dies geschieht, ist mir unbekannt; auch ist dies sein Geheimniß, dessen Mittheilung ihm von jedem der Lehrer in England, der nach seiner Methode unterrichtet, mit hundert Guineen bezahlt werden muß. Das Resultat dieser Methode ist aber bei seinen Schülern auch staunenswerth; denn Kinder zwischen sieben und zehn Jahren, die noch nicht länger als vier Monate Unterricht haben, lösen die schwierigsten Aufgaben. Ich schrieb ihnen einen Dreiklang an die Tafel und bezeichnete die Tonart, in die sie nun moduliren sollten. Sogleich lief einer kleinsten Mädchen an die Tafel, schrieb nach einigem Nachsinnen erst den bezifferten Baß und dann die oberen Stimmen hin. Diese Aufgabe wiederholte ich öfter und zwar mit allerlei erschwerenden Bedingungen, ließ sie in die entferntesten Tonarten ausweichen, wo enharmonische Verwechselungen nöthig wurden, und nie waren sie in Verlegenheit. Wußte sich die Eine nicht zu helfen, so trat gleich eine Andere hinzu, deren bezifferter Baß vielleicht wieder von einer Dritten verbessert wurde; und von all' ihrem Beginnen mußten sie dem Lehrer die Gründe sagen. Zuletzt schrieb ich ihnen eine einfache Oberstimme an die Tafel, wie sie mir eben einfiel und ließ eine Jede für sich auf ihren

kleinen Tafeln die anderen drei Stimmen dazu setzen. Zugleich sagte ich ihnen, daß ich mir die Auflösung, die von dem Lehrer und mir als die beste anerkannt sein würde, abschreiben und als ein Andenken an sie in mein musikalisches Stammbuch aufnehmen wollte. Nun war Alles voller Leben und Thätigkeit, und schon nach einigen Minuten brachte mir eins der kleinsten Mädchen, die ich schon im Spiel und bei den früheren Aufgaben ausgezeichnet hatte, ihre Tafel zur Ansicht. Allein in der Eile war ihr im ersten Takt eine Octavenfortschreitung zwischen dem Baße und einer der Mittelstimmen entschlüpft. Kaum hatte ich sie darauf aufmerksam gemacht, als sie erröthend die Tafel zurücknahm und mit Thränen in den Augen schnell den Fehler verbesserte. Da nun ihre Auflösung unstreitig den besten Baß hatte, so schrieb sie der Lehrer in mein Stammbuch, und ich gebe sie mit diplomatischer Genauigkeit wieder:



Die Auflösungen der anderen Kinder waren mehr oder weniger gut, aber alle correkt, und die meisten in vier verschiedenen Schlüsseln niedergeschrieben. Auch spielte ein jedes die seinige rein und ohne Anstoß sogleich auf dem Pianoforte ꝛc."

Als ich unsere Abreise als nahe bevorstehend meinem alten Johanning ankündigte, traten dem guten, anhänglichen Menschen die Thränen in die Augen. Er hatte uns so lieb gewonnen,

daß er sogar auf jede Vergütung für die uns geleisteten Dienste Verzicht leisten wollte und sich ernstlich weigerte, den von mir für ihn bestimmten Lohn anzunehmen. Als ich ihm diesen aber aufdrang, nahm er ihn zwar, stellte aber als Bedingung noch eine Bitte, die ihm nicht abgeschlagen werden dürfe. Ich forderte ihn auf, sie zu nennen, es dauerte aber lange, bis er in großer Verlegenheit endlich herausstotterte, er bitte, daß ich und meine Frau ihm die Ehre erzeigen möchten, den Tag vor der Abreise unser letztes Diner in London bei ihm einzunehmen. Als wir ohne Zögern zusagten, verklärte sich plötzlich sein ganzes Gesicht und er wußte nicht, wie er seine Dankbarkeit genug zu erkennen geben sollte. Am letzten Tage erschien er geputzt, wie wir ihn noch gar nicht gesehen hatten, in einem Galakleide seines verstorbenen Herrn, mit gepudertem Haar und in weißseidenen Strümpfen, während vor der Thür ein vierspänniger Stadtwagen hielt, der uns nach seiner Villa bringen sollte und in welchem wir einen uns schon bekannten Künstler, den intimsten Freund seines verstorbenen Herrn, den er ebenfalls eingeladen hatte, bereits vorfanden. Als wir eingestiegen waren, weigerte sich Johanning, den vierten Platz im Wagen einzunehmen, und meinte, das schicke sich nicht, obgleich ich ihm auseinander setzte, er sei ja nun nicht mehr mein Diener, sondern für diesen Tag mein Wirth und Gastgeber. Er ließ sich aber nicht irre machen und nahm seinen gewöhnlichen Platz neben dem Kutscher ein. Unterwegs erzählte uns der Mitgeladene viel Rühmliches von Johanning, wie er mit unbeschreiblicher Liebe und Treue seinem Herrn zugethan gewesen sei und nach dessen Tode den größten Theil der Erbschaft dazu verwandt habe, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichten zu lassen, so daß wir uns von wahrer Hochachtung für unseren bisherigen Diener durchdrungen fühlten. Als wir angelangt waren, öffnete er den Wagenschlag und führte uns in sein Besitzthum ein. Es bestand in einem schmalen Häuschen mit daran stoßendem Gärtchen,

Alles sehr nett und reinlich. Zuerst ging er mit uns eine Treppe hoch in das Empfangzimmer und verfehlte nicht, uns alsbald auf den Schellenzug neben dem Kamin aufmerksam zu machen, den er auch sofort hell erklingen ließ, obgleich er damit keinen Diener herbeirufen konnte, da er und seine Frau ihre eigenen Diener waren. Dann machten wir einen Gang durch das Wärtchen und traten zuletzt in das Speisezimmer ein, wo für drei Personen gedeckt war. Johanning weigerte sich abermals, neben uns am Tische Platz zu nehmen, diesmal freilich aus dem triftigen Grunde, weil wir dann ohne Bedienung sein würden. Darauf holte er aus der Küche die Speisen herbei und wartete als Wirth seinen Gästen auf, wobei man ihm die Freude aus den Augen leuchten sah. Das Diner war sehr gut zubereitet und wurde auf elegantem Geschirre aus der Erbschaft seines Herrn serviert. Aus dieser floß wohl auch sicher der gute Rheinwein, den er uns vorsetzte. Das Dessert, Erdbeeren und Kirschen, hatte sein Wärtchen geliefert, was er nicht unterließ, seinen Gästen anzukündigen. Hierauf führte er uns wieder in sein Empfangzimmer, wo wir auch Mrs. Johanning, die bisher in der Küche mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt gewesen war, in vollem Sonntagsputze antrafen. Da endlich ließ sich, wiewohl nach nochmaligem Nöthigen, das gute, alte Paar bewegen, mit an dem Tische Platz zu nehmen, auf dem bereits der Kaffee aufgetragen war. Johanning schwelgte nun in völligem Entzücken und war eifrig bemüht, seiner Frau die Lobeserhebungen zu verdolmetschen, die wir über die Bewirthung geäußert hatten und noch äußerten.

Wegen Abend hielt wieder der Wagen vor der Thür, um uns zur Stadt zurückzubringen. Gerührt nahmen wir von den braven Leuten Abschied. Johanning ließ sich aber nicht abhalten, wieder seinen alten Platz neben dem Kutscher einzunehmen, um uns nach Haus zu begleiten und dort den Schlag zu öffnen. Ja, er war sogar am anderen Morgen wieder da, um bei der Abreise behülflich zu sein. Auf dem Postbefe fanden sich auch

noch viele Freunde und Bekannten ein, um uns das letzte Lebewohl zu sagen.

* * *

Die Rückreise machten wir wieder über Dover und Calais, um unseren in Lille zurückgelassenen Wagen abzuholen. Die diesmalige Ueberfahrt fand bei ganz ruhiger See und schönem Wetter statt, so daß Niemand von den Reisenden seekrank wurde. Zwischen Calais und Lille hielt die Postkutsche auf einem so reizenden Punkte zu Mittag an, daß ich mich dessen noch jetzt, nach so langer Zeit, mit Vergnügen erinnere. Es war in dem Städtchen Cassel, welches in einer weiten Ebene hoch auf einem isolirten Berglegel liegt. Bei dem schönen Wetter hatte man für die Postreisenden im Garten des Wirthshauses unter einer Weinlaube gedeckt, und während des Essens genossen wir von diesem behaglichen, kühlen Plätzchen aus eine weite Uebersicht über die herrliche Gegend. In Lille verlebten wir noch einige vergnügte Tage in Gesellschaft der Familie Vogel und unserer anderen vertigen Freunde, und setzten dann in unserem eigenen Wagen die Reise ohne weiteren Aufenthalt fort.

Unser Empfang in Gandersheim war in Folge der dort stattgehabten Angstscene und nach der ersten, längeren Trennung von den Kindern diesmal ein besonders herzlicher und freudiger, und wir fühlten uns jetzt, nach den vorausgegangenen Anstrengungen in der ländlichen Ruhe einmal wieder recht wohl und sorgenfrei. Dies war für mich die rechte Zeit zu neuen Arbeiten, und ich vollendete daher zuerst das in London begonnene Quintett für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, womit meine Frau sich auf der bevorstehenden Winterreise als Pianofortespielerin in die Kunstwelt einführen sollte. Es war in der That auch hohe Zeit, sie durch das Einüben desselben künstlerisch zu beschäftigen; denn sie hatte, da sie sich wohl fühlte, die größte Lust, ihre Harfe wieder vorzunehmen. Mit Hülfe des neuen

Quintetts und unterstützt von dem ärztlichen Rathe meines Vaters gelang es mir jedoch bald, sie davon abzubringen. Sie widmete sich nun dem Pianoforte mit großem Eifer und hatte binnen kurzem die Freude, ihre frühere technische Fertigkeit auf demselben wiederkehren zu sehen. Es gelang ihr daher auch schon nach einigen Wochen, das schwere, neue Concertstück zu ihrer und meiner Zufriedenheit vortragen zu können.

Um diese Zeit bekam ich Besuch von zwei musikalischen Freunden aus Hamburg, den Herren Fritz Schwenke und Wilhelm Brunt, welcher letztere mir seinen jüngeren Bruder Johann, der bereits ein tüchtiger Geiger war, als Schüler zuführte. Mit Hülfe der drei Genannten gab ich nun den Wanderscheiner Musikfreunden eine Quartettpartie, wie sie diese bis dahin nicht gekannt hatten und später auch wohl nicht wieder gehört haben werden. Damit ich hierbei auch das neue Quintett zu Gehör bringen konnte, schrieb ich die Begleitung der vier Blas-Instrumente schnell für ein Streich-Quartett um und freute mich der guten Wirkung desselben auch in dieser Gestalt, sowie des sicheren und brillanten Spieles meiner Frau. Durch den Beifall, den dieses fand, fühlte sie sich in ihren neuen Studien sehr ermuthigt und über das Aufgeben der Harfe einigermaßen getröstet. Um ihr immer neuen Stoff zum Ueben zu geben, schrieb ich auch noch zwei frühere Harfen-Compositionen für das Piano um, einen Potpourri und ein Rondo mit Violine, später als Op. 30 und 31 gestochen. Auch diese Compositionen wurden von uns auf das Sorgfältigste eingeübt und zu Vorträgen in Privat-Gesellschaften auf der nächsten Winterreise bestimmt. Nach der Abreise des Hamburger Besuches begann denn auch der Unterricht meines neuen Schülers. Er gewann durch sein Talent und seine Liebenswürdigkeit bald die Liebe der ganzen Spohr'schen Familie, vom alten Großvater an bis zur kleinen Therese, die er auf acht Hamburgisch immer: „Du süute Teren" nannte. Da er auch fertiger Klavierspieler war, so übernahm er den Mu-

stunterricht von Emilie und Ida und wußte sie, trotz seiner Jugend, zum fleißigen Ueben anzuhalten. Er selbst machte als Geiger bald so bedeutende Fortschritte, daß ich mit ihm die drei in der Schweiz geschriebenen, überaus schweren Violinduetten (Op. 39) einübte, für die ich bisher keinen ebenbürtigen Mitspieler hatte auffinden können. Durch den genauen, reinen und feurigen Vortrag dieser fast immer vierstimmigen Duetten machten wir großes Aufsehen und es kamen die Musikfreunde aus der ganzen Umgend herbei, um sie von uns zu hören. Auch in einem Concert in Hildesheim, das der dortige Musikdirektor Bischoff (der frühere Unternehmer der Frankenhäuser Musikfeste) veranstaltet hatte, trugen wir eins derselben mit großem Erfolge vor. Gegen den Herbst, als ich eben begonnen hatte, mir ein neues Violinconcert (das neunte D-moll, Op. 56) bei André in Offenbach für die Winterreise zu componiren, erhielt ich eine Einladung von Musikdirektor Rose in Quedlinburg, ein von demselben dort zu veranstaltendes Musikfest zu dirigiren. Ich nahm diese Einladung sehr gern an und beeilte mich nun, mein Concert zu vollenden, um es dort zum erstenmale vortragen zu können. Beim Einüben desselben war es mir eine große Hülfe, daß Eduard Grund mir am Piano aus der Partitur accompagniren konnte, eine Erleichterung, die ich früher nie gekannt hatte.

Das Musikfest fand am 13. und 14. October 1829 statt und fiel zur vollen Zufriedenheit des Unternehmers und der zahlreichen Zuhörer aus. Am ersten Tage wurde auf meinen Vorschlag Schneider's „Weltgericht" gegeben, wobei der Componist desselben als Zuhörer anwesend war. Am zweiten Tage kam unter Anderem meine Lentener Symphonie zur Aufführung und wurde ebenso wie mein neues Violinconcert sehr beifällig aufgenommen. Ich fand in Quedlinburg viele meiner früheren Freunde und Bekannten aus Sondershausen, Gotha, Leipzig, Magdeburg, Halberstadt und Braunschweig versammelt und verlebte mit ihnen einige genußreiche Tage. Nach der Rückkehr von dieser vergnügten

Ausflucht, auf der mich außer meiner Frau auch die Eltern und Eduard Grunt begleitet hatten, war es nun aber Zeit, unsere Winterreise, deren Endpunkt Paris sein sollte, anzutreten. Es mußte daher von neuem von den Kindern und Eltern und dem resignirten Zusammensein in Wandersheim geschieden werden. Auch Eduard Grunt kehrte nach Hamburg zurück, mit der Absicht, im Frühjahre wiederzukommen, um seine Studien unter meiner Leitung fortzusetzen.

Wir nahmen unseren Weg nach Paris über Frankfurt, Heidelberg, Carlsruhe und Straßburg und gaben in allen diesen Städten Concerte. In Frankfurt, wo wir im Hause unseres Freundes Speyer wohnten, waren wir als Künstler in gutem Andenken geblieben; unser Concert im Saale des „Weidenbusch" war überfüllt, obgleich derselbe bequem achthundert Zuhörer fassen konnte. Mein neues Violinconcert, vom Orchester vortrefflich accompagnirt, machte große Sensation; selbst Hofrath André, der früher immer viel an meinen Compositionen auszusetzen fand, schien mit dieser neuen Arbeit vollkommen zufrieden zu sein, denn er quälte mich schon nach der Probe, es ihm in Verlag zu geben. Obgleich ich dies nun entschieden ablehnte, da mich ein Versprechen an meinen damaligen Verleger Peters in Leipzig band, ihm alle meine neuen Manuscripte zu überlassen, so begann doch André am Abend im Concerte von neuem in mich zu dringen und zwar mit solcher Zähigkeit, daß ich, um nur loszukommen und mich in Ruhe auf meinen Sein Vertrag vorbereiten zu können, ihm endlich ein „Ja!" zurief. Diese Uebereilung sollte ich aber hart büßen, denn ob ich gleich Herrn Peters, um mich bei ihm zu entschuldigen, den Verfall alsbald in aller Umständlichkeit berichtete, so mußte ich doch wegen meiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen Herrn André bittere Vorwürfe hören. Das neue, nun zum erstenmal mit den Blas-Instrumenten begleitete Clavier Quintett machte ebenfalls große Sensation und Dorettens gediegenes Clavierspiel, von dem die

Frankfurter Musikfreunde bis dahin gar nichts gewußt hatten, fand den lautesten und allgemeinsten Beifall. Ich freuete mich dieses Erfolges noch insbesondere, weil er am Besten geeignet war, meine Frau über das Aufgeben der Harfe zu trösten.

Von den übrigen zwischen Frankfurt und Paris gelegenen Städten und den gegebenen Concerten ist mir durchaus nichts mehr erinnerlich; von Heidelberg nur muß ich der Bekanntschaft mit Hofrath Thibaut, die ich damals dort machte, erwähnen. Dieser berühmte Jurist leitete einen von ihm gestifteten Gesangverein, ließ ihn aber mit Ausschluß aller neueren Kirchenmusik, nur alte italienische singen, von der er eine reiche und seltene Sammlung zusammengebracht hatte. Ich kannte bis dahin von dieser Musik weiter nichts, als was ich in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gehört hatte und war daher dem Herrn Hofrath sehr dankbar, daß er mir gestattete, den Uebungen seines Vereines beizuwohnen, wodurch ich mehrere dieser alten Werke, die von demselben sorgfältig eingeübt waren, genau kennen lernte. Die Ansicht Thibaut's, daß diese Musik allein den Kirchenstyl repräsentire, und Alles übertreffe, was seit der Zeit geschrieben ist, kann ich zwar nicht theilen, indem mir das Requiem Mozart's, so unfertig es auch aus den Händen des darüber hingestorbenen Meisters hervorging, allein schon mehr werth ist, als Alles, was ich von früherer Kirchenmusik je gehört habe; doch machte der einfach grandiose Styl jener Werke damals einen großen Eindruck auf mich, und ich erbat mir daher die Erlaubniß, die Partituren derselben durchstudiren zu dürfen. Nach einigem Zögern wurde mein Wunsch in der Weise erfüllt, daß ich zu bestimmten Stunden Thibaut's Musikzimmer besuchen und die Werke am Piano durchgehen durfte; ein Mitnehmen derselben nach Hause wurde aber nicht gestattet. Ich benutzte diese Vergünstigung täglich und lernte dadurch die Stimmführung und die Harmoniefolge der alten Meister recht genau kennen. Es kam mir dabei die Lust an, mich auch einmal in einer vielstimmigen Kirchen-Musik alla Capella zu versuchen und

ich führte dies im folgenden Sommer in Gandersheim durch die Composition der zehnstimmigen Messe, Op. 54, aus. Freilich war es mir nicht gegeben, mich in den einfachen Dreiklang-Fortschreitungen der alten Meister zu bewegen; im Gegentheil habe ich in der reichen Modulation der späteren Mozart'schen Weise für die Ausführbarkeit wohl des Guten zu viel gethan.

Ueber unseren Aufenthalt in Paris habe ich damals „Vier Briefe an einen Freund" in der Leipziger Musikalischen Zeitung, Jahrgang 1821, abdrucken lassen, die hier Platz finden mögen.

Erster Brief.

Paris, den 15. Dec. 1820.

Ich hoffe, mein geliebter Freund, Du wirst es mir doch anrechnen, daß ich Dir schon acht Tage nach unserer Ankunft schreibe, jetzt, wo das viele Neue noch so auf mich einstürmt, daß es mir schwer wird, mich gehörig zu sammeln. Allein mein eigner Vortheil will, daß ich des Stoffes nicht zu viel sich anhäufen lasse, weil ich sonst mich wohl gar nicht mehr herauszufinden vermöchte.

Mit klopfendem Herzen fuhr ich durch die Barrière von Paris. Der Gedanke, daß mir nun die Freude zu Theil werden würde, die Künstler persönlich kennen zu lernen, deren Werke mich schon in meiner frühesten Kindheit begeistert hatten, erregte diese lebhafte Bewegung in mir. Ich versetzte mich in Gedanken in die Zeit meiner Knabenjahre zurück, wo Cherubini mein Idol war, dessen Werke ich in Braunschweig durch das damals dort bestehende französische Theater früher kennen zu lernen Gelegenheit fand, als selbst die Mozart'schen; ich erinnerte mich lebhaft der Abende, wo die „deux journées" zum erstenmale gegeben wurden, wie ich ganz trunken von dem gewaltigen Eindruck, den dieses Werk auf mich gemacht hatte, mir noch am Abend die Partitur geben ließ und die ganze Nacht darüber saß,

und wie es hauptsächlich diese Oper war, die mir den ersten Impuls zur Composition gab. Den Schöpfer derselben und noch mehrere andere Männer, deren Werke auf meine Ausbildung als Componist und Geiger den entschiedensten Einfluß gehabt haben, sollte ich nun bald sehen.

Wir waren daher auch kaum unter Dach gekommen, als ich es mein erstes Geschäft sein ließ, mehrere dieser Künstler aufzusuchen. Von Allen wurde ich freundlich empfangen und zwischen mir und mehreren entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß.

Von Cherubini war mir gesagt worden, er sei im Anfange gegen Fremde zurückhaltend, ja finster; ich fand ihn nicht so. Er empfing mich, ohne daß ich eine Empfehlung gebracht hätte, auf das Freundlichste und lud mich ein, meinen Besuch, so oft ich wollte, zu wiederholen.

Am Abend unserer Ankunft führte uns Kreutzer in die große Oper, wo ein Ballet mit lieblicher, charakteristischer Musik von ihm: „Le carnaval de Venise" gegeben wurde. Sängern und Tänzern der großen Oper merkt man es an, daß sie gewohnt sind, sich in einem größeren Lokale zu bewegen; sie tragen für diesen, im Vergleich mit dem verlassenen Opernhause, sehr beschränkten Raum viel zu grell auf. Mehrere große Opern, namentlich die Gluck'schen, können jetzt gar nicht gegeben werden, da man nicht einmal den nöthigen Platz für das ganze Orchester hat ausmitteln können. Daher hofft man sehnlichst auf die Vollendung des neuen Opernhauses, das aber doch, so thätig man auch daran arbeitet, vor Mitte des Sommers nicht fertig werden wird. Vor dem Ballet wurde die Oper: „Le Devin du village", Text und Musik von Rousseau, gegeben. Soll man es loben oder tadeln, daß die Franzosen neben dem vielen Vorzüglichen, wodurch ihr Opern-Repertoire in den letzten zwanzig Jahren bereichert worden ist, noch immer die allerältesten Sachen geben, und ist es wohl ein Zeichen eines fortgeschrittenen, ausgebildeten

Kunstgeschmacks, wenn man sie die ältesten Opern von Gretry in ihrer harmonischen Armuth und Incorrektheit mit eben dem Enthusiasmus oder wohl noch größerem aufnehmen sieht, als die Meisterwerke von Cherubini und Mehul? Mir scheint das nicht so! Wie lange ist es nicht schon her, daß die Opern von Hiller und Dittersdorf und Anderen jener Zeit von unseren Repertoiren verschwunden sind, obgleich diese ihrem innern musikalischen Werthe nach den meisten Gretry'schen weit vorzuziehen sind. Freilich ist es auf der anderen Seite wieder sehr niederschlagend, daß bei uns nur das Neue, es sei noch so fade und incorrekt, Eingang findet und manches vortreffliche Aeltere darüber zurückgelegt und vergessen wird. Doch kann man es dem Kunstgeschmack der Deutschen hoch anrechnen, daß die Mozart'schen Opern allein eine Ausnahme davon machen, und nun seit länger als dreißig Jahren fortwährend auf allen deutschen Theatern gegeben werden, weil es einen Beweis liefert, daß die deutsche Nation nun endlich von der unübertrefflichen Vollkommenheit dieser Meisterwerke durchdrungen sei und in dieser Ueberzeugung auch nicht irre werden wird, wenn gleich das süße, musikalische Gift, was uns so reichlich von jenseits der Alpen zufließt, noch so weit um sich greifen sollte.

Das Orchester der großen Oper zählt im Vergleich mit den übrigen Orchestern die meisten berühmten und ausgezeichneten Künstler, soll im Ensemble aber dem der italienischen Oper nachstehen. Ich kann darüber noch nicht urtheilen, da ich bis jetzt nur dieses gehört habe. In dem Ballet von Kreutzer, welches vom Orchester mit großer Genauigkeit gespielt wurde, erfreute mich ein Thoesole, welches von Herrn Voigt meisterhaft vorgetragen wurde. Diesem Künstler ist es gelungen, seinem Instrumente eine vollkommene Gleichheit des Tons und der Intonation in dem ganzen Umfange von c bis zweigestrichen f zu geben, ein Bestreben, woran fast alle Thoeisten scheitern. Sein Vortrag ist überdies voll Grazie und Geschmack.

Weniger als das erstemal habe ich mich vor einigen Tagen in der großen Oper erbaut. Man gab „Les mystères d'Isis.“ Nur zu gerecht sind die Klagen der Verehrer Mozart's über die Umgestaltung der herrlichen Zauberflöte in dieses Machwerk, welches bei seinem Erscheinen von den Franzosen selbst in les misères d'ici umgetauft wurde. Man schämt sich, daß es Teutsche waren, die sich so an dem unsterblichen Meister versündigten. Es ist nichts unangetastet geblieben, als die Ouvertüre; alles Uebrige ist durcheinander geworfen, verändert und verstümmelt. Die Oper fängt mit dem Schlußchor der Zauberflöte an; dann folgt der Marsch aus Titus, dann bald dieses, bald jenes Bruchstück aus anderen Mozart'schen Opern, sogar auch ein Stückchen einer Haydn'schen Symphonie, dazwischen dann Recitative von des Herrn Lachnith eigener Fabrik. Aerger aber als dieses ist es, daß die Bearbeiter vielen freundlichen, selbst komischen Stellen der Zauberflöte ernsten Text untergelegt haben, wodurch die Musik dieser Stellen nun zur Parodie des Textes und der Situation wird. So singt z. B. hier die Papagena die charakteristische Arie des Mohrs: „Alles fühlt der Liebe Freuden ꝛc.“ und das liebliche Terzett der drei Knaben: „Seid uns zum zweitenmal willkommen ꝛc.“ wird von den drei Damen gesungen. Aus dem Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc.“ ist ein Terzett geworden u. s. w. Am ärgsten ist es aber, daß man sich sogar Veränderungen in der Partitur erlaubt hat; so fehlt z. B. in der Arie: „In diesen heil'gen Hallen ꝛc.“ bei der Stelle: „So wandelt er an Freundes Hand ꝛc.“ der nachahmende Baß

der hier nicht allein der Harmonie wegen unentbehrlich, sondern auch auf das Wandeln deutend, so charakteristisch ist, ganz und

gar, und die Bässe schlagen statt dessen nur das h einigemale an. Wie nüchtern und fahl diese in Deutschland so oft bewunderte Stelle nun klingt, kannst Du Dir leicht denken. Ferner haben die Bearbeiter in den Gesängen der drei Damen, wo bei Mozart die dritte Gesangstimme nur durch die Violinen verstärkt und genutzt wird, auch Violoncelle und Contrebässe gesetzt, so daß der Baß bei diesen zarten nur dreistimmig gehaltenen Stellen in drei verschiedenen Octaven liegt, was einem gebildeten Ohr unerträglich klingt. Und so gibt es solcher Versündigungen noch mehrere. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von jeher diese vandalische Verstümmelung eines großen Meisterwerks (die ihnen bei der Unbekanntschaft mit dem Original nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden ist) entschieden gemißbilligt haben; aber wie kommt es, daß die mystères demohngeachtet seit achtzehn bis zwanzig Jahren ruhig auf dem Repertoire bleiben, da doch hier das Publikum, wie ich das täglich sehe, so despotisch im Theater regiert und Alles durchzusetzen weiß, was es will!

Die Aufführung konnte mir als Deutschen nicht genügen. Selbst die Ouvertüre ging nicht so gut, als sie von einem so herrlichen Vereine vorzüglicher Künstler hätte gegeben werden können. Sie wurde zu schnell genommen und nach dem Ende zu noch mehr getrieben, so daß die Geiger zuletzt statt der Sechszehntheile nur Achtel spielen konnten. Die Sänger der großen Oper, die im deklamatorischen Gesange ihre großen Verdienste haben mögen, sind wenig geeignet, die zarten Gesänge der Zauberflöte befriedigend zu geben. Sie singen sie mit einer Derbheit, die alles Zarte davon abstreift. Die Ausstattung an Dekorationen, Garderobe und Tanz ist anständig, doch nicht so prächtig, als ich erwartet hatte. — Gestern besuchten wir die große Oper zum drittenmal und sahen „Clari“, ein großes Ballet in drei Aufzügen, Musik von Kreutzer. So wenig ich auch das Ballet liebe, und so wenig mir selbst das Pantomimische des Aufwandes

von Kunstmitteln werth scheint, die hier daran verschwendet werden, so leugne ich doch nicht, daß das Pariser einigemal, bis man durch die Monotonie der mimischen Bewegungen und durch die noch größere der Tänze ermüdet ist, angenehm unterhalten kann. Allein selbst so vollkommen gegeben, wie hier, erscheint mir die Pantomime in der Armuth ihrer Zeichen, die immer erst einer gedruckten Erklärung bedürfen, neben dem recitirenden Schauspiel, wie ein Schattenriß neben einer Zeichnung. Man möge ihn noch so sehr herausputzen durch goldenen Grund, verzierte Umgebung (wie hier das Ballet durch Pracht der Dekorationen und Kleider), er gibt nur die Umrisse und das Leben fehlt. So möchte ich auch das Schauspiel neben der Oper einer Zeichnung neben dem Gemälde vergleichen. Durch den Gesang erhält die Dichtung erst das Colorit, und nur ihm, unterstützt von der Gewalt der Harmonie, gelingt es, die unnennbaren, blos geahnten Regungen der Seele auszudrücken, die die Sprache nur anzudeuten sich begnügen muß. Die Musik zu „Clari" ist sehr gelungen, und besonders im zweiten und dritten Akt von hinreißender Wirkung. Sie erleichtert durch richtiges Ausmalen der Leidenschaften das Verstehen der Handlung sehr, und enthält einen Schatz lieblicher Melodien, von denen zu bedauern ist, daß sie nicht einer Oper zu Theil geworden sind. Demoiselle Bigottini gab die Hauptrolle und entwickelte ein tiefes Studium des Mienen- und Geberden-Spieles. Daß sie den Ausdruck ihrer Gesichtszüge bei höchst leidenschaftlichen Situationen bis zur Grimasse steigert, mag wohl daran liegen, daß sie bisher immer in einem großen Lokale auftrat, wo der Entfernung wegen stark aufgetragen werden mußte. Vielleicht scheint es mir als Deutschen aber auch nur so, denn der Beifall war nie lärmender, als wenn sie (für mein Gefühl) die Grenze des Schönen und Graziösen überschritt.

Vor dem Ballet gab man „Le rossignol", Oper in einem Akt, nach welcher die deutsche von Weigl componirte Oper: „Nachtigall und Rabe" bearbeitet worden ist. Die Musik der franzö-

nichen ist unbedeutend und wurde mir nur interessant durch das von Herrn Tulou meisterhaft vorgetragene Flötensolo. Es ist unmöglich, einen schöneren Ton zu hören, als Herr Tulou seinem Instrumente zu entlocken weiß. Seitdem ich ihn hörte, kommt es mir nicht mehr so unpassend vor, wenn unsere Dichter den Wohllaut einer schönen Stimme dem Flötenton vergleichen.

Zweiter Brief.

Paris, den 11. December 1820

Vierzehn Tage, sehr genußreich, sind seit Abgang meines ersten Briefes verflossen, und viel Schönes haben wir seitdem gesehen und gehört; doch muß ich mich für jetzt begnügen, Dir nur von dem zu schreiben, was in nächster Beziehung zu meiner Kunst steht. Ich habe nun vor Künstlern und Dilettanten, Kennern und Laien, als Geiger und Componist debütirt, zuerst bei Herrn Baudiot, erstem Violoncellisten der königlichen Kapelle, Tage darauf bei Kreutzer und seitdem noch in drei Gesellschaften. Bei den beiden ersten waren fast nur Künstler gegenwärtig, bei Kreutzer besonders fast alle ausgezeichneten Componisten und Geiger von Paris. Ich gab mehrere meiner Quartetten und Quintetten und am zweiten Tage mein Nonett zu hören. Die Componisten sagten mir viel Schönes über die Composition, die Geiger über mein Spiel. Von letztern waren Rietti, beide Kreutzer, Baillot, Lafont, Habeneck, Fontaine, Guerin und mehrere Andere, deren Namen in Deutschland nicht so bekannt sind, zugegen, und Du siehst wohl, daß es das mal galt und daß ich mich zusammen nehmen mußte, um meinen Landsleuten Ehre zu machen. Die Partien der Blas-Instrumente meines Nonett waren durch die fünf Künstler besetzt, von deren meisterhafter Execution der Reicha'schen Quintetten Du oft in den Berichten aus Paris gelesen haben wirst. Ich hatte die Freude, zwei dieser Quintetten von ihnen zu hören, behalte mir aber vor, Dir ausführlich darüber zu schreiben, wenn ich

deren erst noch mehrere kennen werde. Auf allgemeines Verlangen der anwesenden Künstler mußten sie mein Nonett an demselben Abend noch einmal wiederholen; und hatten mich die Mitspielenden schon das erstemal durch die Fertigkeit, mit der sie dieses schwere Musikstück a prima vista lasen, in Erstaunen gesetzt, so befriedigten sie mich bei der Wiederholung noch weit mehr dadurch, daß sie nun in den Geist der Composition eindrangen und ihn wiedergaben.

Der junge Clavierspieler Herz, von dem Du ebenfalls in dem Pariser Musikalischen Allerlei gelesen haben wirst, spielte auch an jenem Abend zweimal, zuerst Variationen von sich, über ein Thema aus der Schweizerfamilie, dann die bekannten Variationen von Moscheles über den Alexander-Marsch. Die außerordentliche Fertigkeit dieses jungen Mannes setzt in Erstaunen; doch scheint auch bei ihm, wie bei allen hiesigen jungen Künstlern, die ich bis jetzt hörte, die technische Ausbildung der geistigen vorgeschritten zu sein; er würde doch wohl sonst in einer Gesellschaft, in der nur Künstler zugegen waren, etwas Anderes und Gediegeneres, als diese halsbrechenden Kunststücke zu hören gegeben haben. Es ist aber auffallend, wie Alles hier, Jung und Alt, nur darnach strebt, durch mechanische Fertigkeit zu glänzen, und Leute, in denen vielleicht der Keim zu etwas Besserem liegt, ganze Jahre, mit Aufbieten aller ihrer Kräfte dazu verwenden, ein einziges Musikstück, was als solches oft nicht den mindesten Werth hat, einzuüben, um dann öffentlich damit auftreten zu können. Daß bei solchem Verfahren der Geist getödtet werden müsse, und aus solchen Leuten nicht viel Besseres werden könne, als musikalische Automaten, ist leicht begreiflich.

Man hört daher auch in den hiesigen Musikgesellschaften selten oder nie ein ernstes, gediegenes Musikstück, etwa ein Quartett oder Quintett von unseren großen Meistern; jeder reitet nur sein Paradepferd vor; da gibt es nichts, als airs variés, rondos favoris, nocturnes und dergleichen Bagatellen mehr, und von den

Sängern Romanzen und kleine Duetten, und wenn dies Alles auch noch so incorrekt und fade ist, es verfehlt seine Wirkung nie, wenn es nur recht glatt und süß vorgetragen wird. Arm an solchen niedlichen Kleinigkeiten, bin ich mit meiner ernsten, deutschen Musik übel daran und habe in solchen Musikgesellschaften nicht selten das Gefühl eines Menschen, der zu Leuten spricht, die seine Sprache nicht verstehen; denn wenn ich auch manchmal von diesem oder jenem Zuhörer das Lob, was er meinem Spiele zollt, mit auf die Compositionen ausgedehnt höre, so darf ich darauf nicht stolz sein, da er gleich nachher die trivialsten Sachen mit denselben Lobsprüchen begleitet. Man erröthet, von solchen Kennern gelobt zu werden. Ebenso ist es auch in den Theatern; der große, tonangebende Haufen weiß durchaus das Schlechteste vom Besten nicht zu unterscheiden; er hört mit demselben Entzücken „le jugement de Midas“ wie „les deux journées“ oder „Joseph“. Man braucht nicht lange hier zu sein, um der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizutreten, daß die Franzosen ein unmusikalisches Volk sind.

Selbst die hiesigen Künstler sind dieser Meinung und antworten mir oft, wenn ich in dieser Beziehung von Deutschland rede: „Ja, dort liebt und versteht man Musik, hier nicht.“ So wird es auch erklärlich, wie in Paris eine herrliche Musik zu einem schlechten Theaterstück durchfallen und eine erbärmliche Musik zu einem guten großes Glück machen kann.

Dies hat mir nun auch schon alle Lust geraubt, für eins der hiesigen Theater zu schreiben, wie ich früher wohl sehr gewünscht habe; denn abgerechnet, daß ich hier wie ein junger Componist von vorn anfangen müßte, da man von meinen Compositionen bis auf einige Violinsachen noch wenig oder nichts kennt, abgerechnet ferner, daß ich mich durch tausend Kabalen, die sich gegen mich als Fremden doppelt furchtbar erheben würden, durchzuarbeiten hätte, bis ich mein Werk zur Aufführung bringen könnte, so wäre ich am Ende mit dem Bewußtsein, gute Musik

geschrieben zu haben, doch des Erfolges noch nicht gewiß, der hier, wie gesagt, fast allein vom Stücke abhängt. Man sieht dies schon aus den Beurtheilungen neuer Opern in den hiesigen Journalen, wo vom Text seitenlang die Rede ist, und der Musik nur mit ein paar Worten im Vorbeigehen erwähnt wird.

Wäre es nicht so lukrativ, für die hiesigen Theater zu schreiben, so würde sich schon längst kein guter Componist mehr dazu hergegeben haben. So aber, bei dem bedeutenden Gewinn, den eine Oper, wenn sie gefällt, auf die ganze Lebenszeit einträgt, entstehen fast täglich neue Werke; Dichter und Componist sinnen unaufhörlich auf neue Effekte, versäumen darüber aber nicht, das Publikum durch die Journale monatelang zu bearbeiten, sorgen am Abend der Aufführung für eine gehörige Anzahl Klatscher im Parterre, um durch alles dies ihrem Werke eine brillante Aufnahme und sich durch diese oft wiederholte Aufführungen am Ende reiche Einnahmen zu verschaffen. Wäre in Deutschland auch nur halb so viel mit einer Oper zu gewinnen, so würden wir bald eben so reich an vorzüglichen Theater-Componisten sein, wie wir es jetzt an Instrumental-Componisten sind, und man würde dann nicht mehr nöthig haben, das Fremde auf unsere Bühnen zu verpflanzen, das der Kunstbildung der Deutschen größtentheils so unwürdig ist.

Daß wir nun nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte die Theater alle und wiederholt besucht haben, versteht sich von selbst. Ich bin doppelt froh darüber, da sich jetzt bei vermehrter Bekanntschaft die Engagements für Mittag und Abend so gehäuft haben, daß wir in den nächsten vierzehn Tagen wohl nur wenige Abende dem Theater werden widmen können.

Vom Théâtre français, dem Odéon und den vier kleinen Theatern schreibe ich Dir nicht, weil sie in musikalischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes darbieten. In den beiden ersten hört man nur entr'actes, und in den vier andern fast nichts als Vaudevilles. Daß diese Gattung von Theaterstückchen (die, Apell und

den Musen sei es gedankt, bis jetzt noch in kein anderes Land verpflanzt worden ist, hier so sehr geliebt wird, daß vier Theater sie fast ausschließlich geben, beweist wohl am bündigsten, daß die Franzosen unmusikalisch sind; denn ärger kann die heilige Kunst nie und nirgends gemißbraucht werden, als in diesen Gesängen, die weder gesungen, noch gesprochen, sondern in Intervallen hervorgepeltert werden, die mit der vorgeschriebenen Melodie und der sie begleitenden Harmonie im grellsten Widerspruche sind. Es sind auch alle Franzosen von Geschmack einverstanden, daß die Vaudevilles, die früher nur in einem Theater gegeben wurden, durch ihre Vermehrung den Sinn für wahre Musik immer mehr ertödten und daher auf die Kunstbildung sehr nachtheilig einwirken. Wir haben diese Theater jedes einmal besucht, um die berühmten Komiker Brunet, Potier und Perlet kennen zu lernen, werden uns aber wohl zu keinem zweiten Besuche entschließen können, da der Genuß, den jene Künstler durch ihren Witz und ihre unerschöpfliche Laune gewähren, durch das Anhören so schlechter Musik zu theuer erkauft wird. Merkwürdig war mir in diesen Theatern die Geschicklichkeit der Orchester, mit der sie dem Sänger, der sich nicht im mindesten an den Takt und die Geltung der Noten bindet, zu folgen wissen. Dies ist aber auch ihr größtes Verdienst; im Uebrigen sind sie ziemlich mittelmäßig.

Das italienische Theater haben wir öfter besucht und manchen Kunstgenuß dort gehabt. Gestern haben wir endlich denn auch „Don Juan", nachdem er ziemlich lange ausgesetzt war. Das Haus war wieder, wie bei den früheren Aufführungen, überfüllt, und Hunderte von Menschen konnten schon eine halbe Stunde vor Anfang keinen Platz mehr finden. Ich wurde versucht zu glauben, die Pariser hätten nun endlich die klassische Vortrefflichkeit dieses Werkes begriffen und drängten sich in immer größerer Menge herbei, um es zu genießen; diese Meinung gab ich aber bald wieder auf, als ich sah, daß die herrlichsten Nummern der Oper, das erste Duett, das Quartett, das große Septett

und so manches andere, ohne Eindruck auf sie zu machen, vorüberging, und nur zwei Nummern rauschenden Beifall erhielten, der überdies mehr den Sängern, als dem Componisten galt.

Diese zwei Nummern, die jedesmal da capo verlangt werden, waren das Duett zwischen Don Juan und Zerline: „Reich' mir die Hand mein Leben ꝛc." und die Arie von Don Juan: „Treibt der Champagner ꝛc.", ersteres, weil es Herrn Garcia an Tiefe fehlt, in b und letztere gar einen ganzen Ton höher, in c transponirt. Madame Feder-Mainville, die wohl gewußt hat, daß die Gesangstücke der Zerline den Parisern mehr als alles Uebrige der Oper gefallen würden, wählte sich wohlweislich diese Rolle, und der Erfolg hat bewiesen, daß sie richtig calculirte. Was kümmert sie, daß die Oper nun ganz verkehrt besetzt worden ist, wenn ihr nur rauschender Beifall zu Theil wird. Diesen kann ihr der Kenner aber nur dann zollen, wenn er vergißt, daß sie die Rolle eines Bauernmädchens gibt, und wenn er ganz auf Wahrheit der Darstellung Verzicht leistet; denn sie schmückt die einfachen Gesänge ihrer Partie mit einer Menge hochtrabender Verzierungen aus, die, so herrlich sie sie auch ausführt, doch hier doppelt verwerflich sind, erstlich, weil sie in Mozart'sche Musik überhaupt nicht hinein gehören, und zweitens, weil sie dem Charakter der Rolle nicht angemessen sind. Diese abgerechnet, gewährt es freilich einen ungewohnten Genuß, diese Partbie, die in Deutschland gewöhnlich durch die dritte Sängerin besetzt ist, hier von der ersten und einer so ausgezeichneten singen zu hören. Herr Garcia als Don Juan thut des Guten auch zu viel. Wo es sich nur einigermaßen schicken will, ist er gleich mit einer ellenlangen Verzierung bei der Hand. Am unschicklichsten sind diese in dem Ständchen, wo die figurirte Mandolin-Begleitung auch die allereinfachste verbietet. Nichts deste weniger läuft er die kreuz und quer herum, und um dieses bequemer zu können, läßt er das Tempo recht langsam nehmen. Dafür singt er aber seine Arie: „Treibt der Champagner ꝛc." unvergleichlich, und ich

gestehe, diese Arie noch nie so gut gehört zu haben. Es kommt ihm dabei die geläufige, italienische Zunge sehr zu statten, und anstatt daß unseren deutschen Sängern gewöhnlich der Athem dabei ausgeht, steigert sich bei ihm die Kraft bis zum Schluß.

Die übrigen Rollen sind mehr oder weniger gut besetzt, keine aber schlecht, und man muß es mit Dank anerkennen, daß Jeder sein Möglichstes thut, um dem Werke Ehre zu machen. Man kann auch mit der Aufführung sehr zufrieden sein, sobald man vergißt, zu welchen Ansprüchen man bei einem so berühmten Künstlerverein berechtigt ist. So viel wird einem Deutschen aber doch bald klar, daß diese Sänger, die nur italienische, besonders Rossini'sche Musik in höchster Vollendung geben, die Mozart'sche nicht mit gleicher Trefflichkeit executiren können; die Gattung ist gar zu verschieden. Der weichliche, süße Vortrag, der bei jener ganz am Platze ist, verwischt hier zu sehr den energischen Charakter, der dem Don Juan vor allen anderen Mozart'schen Opern eigen ist.

Das Orchester, das die Pariser immer das erste der Welt nennen, gab an diesem Abend doch einige Blößen. Erstlich fehlten die Blas Instrumente zweimal recht auffallend, und zweitens schwankte es mehremale so, daß der Direktor zum Taktschlagen seine Zuflucht nehmen mußte. Ich bin von neuem in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß ein Theater Orchester, sei es auch noch so vortrefflich, wegen der weiten Entfernung der beiden äußersten Enden, nicht anders als durch unausgesetztes Taktgeben dirigirt werden sollte, und daß es nichts taugt, wenn er, wie Herr Graisset, durch Bewegungen des Körpers und der Geige fortwährend den Takt markirt. Im Uebrigen ist dies Orchester wegen der Discretion, mit der es den Gesang begleitet, mit Recht berühmt und könnte darin den übrigen Parisern, sowie manchen deutschen, zum Muster dienen.

Auch der Chor ist vortrefflich und war beim Schluß-Allegro des ersten Finale von besonders kräftiger, herrlicher Wirkung.

Warum wurde aber auch hier, wie fast allenthalben, dieses Allegro wieder so unmäßig schnell genommen? Bedenken denn die Direktoren gar nicht, daß sie dadurch die Kraft nur lähmen, anstatt sie zu steigern, und daß die Trieten-Figuren der Geigen, die den breiten Massen erst Leben und Bewegung geben müssen, bei so rasend-schneller Bewegung gar nicht mehr deutlich und kräftig herausgebracht werden können und man am Ende statt des lebendigen Ganzen nur skelettirte Umrisse ohne Ausfüllung zu hören bekommt?!

Wenn man so einem herrlichen Musikstücke durch falsches Tempo seinen Effekt schmälern hört, wird von neuem der Wunsch rege, daß doch endlich die Bezeichnung der Tempi, auf Mälzel'sche oder Weber'sche Weise (oder besser noch auf beide zugleich) allgemein werden möchte. Freilich müßten die Direktoren sich dann auch gewissenhaft darnach richten und nicht, wie jetzt, ihrem eigenem Gefühl unbedingt folgen wollen.

Dritter Brief.

Paris, den 12. Januar 1821.

Mit erleichtertem Herzen melde ich Dir, mein geliebter Freund, daß mein öffentliches Debüt nun auch glücklich überstanden ist. Es bleibt für einen fremden Geiger immer ein gewagtes Unternehmen, in Paris aufzutreten, da die Pariser, in dem Wahn befangen, die ersten Geiger der Welt zu besitzen, es beinahe wie eine Arroganz betrachten, wenn ein Fremder sich Talent genug zutraut, einen Vergleich mit diesen aushalten zu können.

Ich darf mir daher wohl auf die brillante Aufnahme, die mir vorgestern zu Theil wurde, ein wenig zu gute thun, um so mehr, da ich den Zuhörern, etwa ein Dutzend ausgenommen, persönlich fremd war, und sich unter ihnen keine durch Freibillets erkaufte Klatscher befanden. Ich hatte mich aber auch sehr sorgfältig vorbereitet und wurde durch das sorgsame, von Herrn

Habeneck geleitete Accompagnement gehörig unterstützt. Auch war ich nicht im mindesten befangen, was mir sonst, wenn ich in einem fremden Lande zum erstenmal auftrete, wohl geschieht, und was auch im vorigen Jahre in London der Fall war. Den Grund davon glaube ich in dem Umstande zu finden, daß ich hier vor dem öffentlichen Auftreten bereits vor allen ausgezeichneten Künstlern gespielt hatte, in London aber schon acht Tage nach unserer Ankunft, ohne von irgend Jemand vorher gehört worden zu sein, im philharmonischen Concert auftreten mußte.

Ehe ich in die Details des Concerts eingehe, muß ich Dir wohl erzählen, auf welche Weise ich es gab. Wenn es schon in jeder andern Stadt ein lästiges Geschäft ist, ein Concert zu arrangiren, so ist es vollends in dem weitläufigen Paris, wo täglich so viele Theater spielen, so vielerlei concurrirt und so manches Hinderniß zu beseitigen ist, eine wahrhaft herkulische Arbeit. Ich glaube auch, daß dies die Ursache sein mag, warum so viele Künstler, die nach Paris kommen, darauf Verzicht leisten, ein eigentliches Concert zu geben, das freilich auch außerdem, durch die enormen Kosten von beinahe 2000 Franken, immer ein gewagtes Unternehmen bleibt. Wenn mir nun schon an anderen Orten diese Geschäfte im höchsten Grade zuwider sind, so kannst Du Dir denken, wie ich mich hier davor fürchtete. Um diesen nun auszuweichen, kam ich auf die Idee, der Administration der großen Oper den Vorschlag zu thun, mit mir gemeinschaftlich zur Theilung der Kosten und der Einnahme eine Abend-Vorstellung zu geben, von der die erste Hälfte durch ein Concert, die zweite durch ein Ballet auszufüllen wäre. Wider Erwarten aller Derer, mit denen ich davon gesprochen hatte, wurde dieser Vorschlag angenommen.

Die Zustimmung des Ministers verzögerte sich aber so lange, daß das Concert nur drei Tage vorher angekündigt werden konnte, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß das Haus, obgleich gut besetzt, doch nicht so angefüllt war, als ich es bei diesem, für

die Pariser ganz neuen und durch seine Neuheit anziehenden Arrangement erwartet hatte. Die Hälfte, die mir nach Abzug der Kosten zu Theil wurde, war daher freilich nicht sehr bedeutend; da ich indessen nicht darauf gerechnet hatte, hier viel zu gewinnen, so bereue ich dies Arrangement keineswegs, da es mich unendlicher Mühe überhoben, und mir doch Gelegenheit verschafft hat, öffentlich aufzutreten.

Ich gab von meinen Compositionen: die Ouvertüre aus „Alruna", das neueste Violinconcert und den Potpourri über das Duett aus „Don Juan". Dazwischen wurden eine Cavatine von Rossini, gesungen von Demoiselle Cinte, und ein Duett von ebendemselben, gesungen von den Herren Berdegni und Levasseur, eingeschoben. Die Ouvertüre war bei der Probe dreimal wiederholt worden und ging daher am Abend, wenn auch nicht so gut, wie das letztemal in der Probe, doch so, daß das Publikum der Execution seinen Beifall nicht versagen konnte. Im Concerte sowohl wie im Potpourri fehlten einige der Blas Instrumente ein paarmal aus einer, den Franzosen ziemlich gewöhnlichen Nachlässigkeit im Pausiren; es wurde aber dadurch glücklicherweise nicht viel verderben. Der Beifall des Publikums sprach sich in lebhaftem Applaudiren und Bravorufen unzweideutig aus. Nicht so günstig lautet heute die Kritik der meisten Journalisten. Ich muß Dir dies Räthsel lösen. Diese Herren sind es gewohnt, daß jeder öffentlich Auftretende, sei er Fremder oder Einheimischer, ihnen die Visite mache, sich ein günstiges Urtheil erbitte und einige Freibillets demüthigst überreiche. Fremde Künstler, um diesen unangenehmen Visiten zu entgehen, kleiden ihr Gesuch allenfalls auch wohl nur schriftlich ein und überschicken so die Freibillets; oder, was auch schon öfters geschehen ist, veranlassen ein ihnen gewogenes Haus, an das sie empfohlen sind, die Herren Journalisten zum Mittagsessen einzuladen, wo man ihnen dann am bequemsten zu verstehen geben kann, was man vor und nach dem Concert von sich gern gesagt haben möchte.

Dies mag wohl dann und wann auch bei uns in Deutschland geschehen; doch glaube ich nicht, daß irgendwo die Kritik so feil sein kann, wie hier. Man hat mich versichert, daß die vorzüglichsten Künstler des Théâtre français, Demoiselle Mars und selbst Talma, bedeutende Summen jährlich an die Journalisten zahlen, um diese Herren immer beim Guten zu erhalten, und daß diese sich aus einer Geldverlegenheit nie sicherer herausheilen können, als wenn sie irgend einen geachteten Künstler so lange angreifen, bis er sich gutwillig zu einem Geldtribut versteht. Wie aber eine solche käufliche Kritik noch im mindesten geachtet werden kann, begreife ich nicht. Genug, diese Supplikanten Visiten hatte ich nicht gemacht, weil sie mir eines deutschen Künstlers unwürdig schienen, und glaubte, das Schlimmste, was daraus entstehen könnte, sei, daß die Journalisten meines Concerts gar nicht erwähnen würden. Da diese aber für ihre Person bei jeder Vorstellung der großen Oper freien Eintritt haben, so hatte ich mich darin doch geirrt. Sie reden alle davon; einige mit unbedingtem Lobe; die meisten hingegen mit einem Aber, wodurch das Lob mehr wie genug entkräftet wird. In allen diesen Berichten spricht sich aber die französische Eitelkeit recht selbstgefällig aus. Alle fangen damit an, ihre eigenen Künstler und ihre Kunstbildung über die aller andern Nationen zu erheben; sie meinen, das Land, welches die Herren Baillet, Lafont und Habeneck besitzt, brauche kein anderes, um seine Geiger zu beneiden; und wenn man hier demungeachtet das Spiel eines Fremden mit Enthusiasmus aufgenommen habe, so sei dies blos ein Beweis, wie gastfreundschaftlich die Franzosen überhaupt gegen Fremde seien. Diese Eitelkeit abgerechnet, sind die Berichte aber doch sehr widersprechend. In der „Quotidienne“ hieß es z. B.: „Mr. Spohr aborde, avec une incroyable audace, les plus grandes difficultés, et l'on ne sait ce qui étonne le plus ou son audace ou la sûreté avec laquelle il exécute ces difficultés;“ im „Journal des Débats“ hingegen: „Le concert exécuté par

Mr. Spohr n'est point surchargé de difficultés etc." Ebenso verschiedener Meinung sind die Herren über den Werth oder Unwerth meiner Compositionen. Die meisten finden sie gut, ohne indessen zu sagen, warum; der „Courier des spectacles" aber, der mich überhaupt gewaltig mitnimmt, sagt davon: „C'est une espèce de pacotille d'harmonie et d'enharmonie germaniques que Mr. Spohr apporte, en contrebande, de je ne sais quelle contrée d'Allemagne." Dafür ist aber Rossini sein Mann, von dem es weiter unten heißt: „Cet Orphée moderne a défrayé de chant le concert de Mr. Spohr et il lui suffit pour cela de prêter une petite aria et un petit duo bouffo." Als Geiger habe ich indessen mehr Gnade vor seinen Augen gefunden; er sagt nämlich: „Mr. Spohr comme exécutant est un homme de mérite; il a deux qualités rares et précieuses, la pureté et la justesse," schließt dann aber seine Phrase als ächter Franzose: „s'il reste quelque temps à Paris, il pourra perfectionner son goût et retourner ensuite, former celui des bons Allemands." Wenn doch der gute Mann wüßte, was die bons Allemands von dem Kunstgeschmacke der Franzosen denken?!

Diese lächerliche Eitelkeit der Pariser äußert sich auch in ihren Gesprächen; spielt dieser oder jener ihrer Künstler etwas, so fragen sie gleich: „Nun, haben Sie in Deutschland wohl etwas Aehnliches aufzuweisen?" Oder stellen sie einen ihrer ausgezeichneten Künstler dem Fremden vor, so nennen sie ihn nicht etwa den ersten von Paris, sondern gleich den ersten der Welt, obgleich keine Nation das, was das Ausland Vorzügliches besitzt, weniger kennt, als sie in ihrer für ihre Eitelkeit so glücklichen Unwissenheit.

Daß ich Dir bis jetzt noch nichts von den Musiken in der Hofkapelle schrieb, wird Dich gewundert haben; ich zögerte aber absichtlich damit, um auch erst einige von Cherubini's Messen gehört zu haben. Lesueur und Cherubini, die beiden Hofkapellmeister, wechseln nämlich alle drei Monat in der Direktion

ab; unsere Ankunft traf in das Semester von Lesueur, und das Cherubini's fing erst mit dem ersten Januar an. Die Kapellmeister dirigiren die Musik aber nicht selbst, sondern präsidiren nur in ihrer Hofkleidung an der Spitze des Sängerpersonals, ohne an der Aufführung thätigen Antheil zu nehmen. Der eigentliche Musikdirektor ist Plantade; Kreutzer Vorgeiger bei der ersten und Baillet bei der zweiten Violine. Das Orchester ist aus den vorzüglichsten Künstlern von Paris zusammengesetzt, der Chor kräftig und gut. Man macht von jeder Messe ein oder zwei Proben, und unter Plantade's sicherer und feuriger Direktion geht Alles sehr gut.

War ich gleich durch des Herrn Sievers Berichte schon vorbereitet, hier Musik zu hören, die sich im Styl von dem, was man bei uns in Deutschland Kirchenstyl nennt, sehr weit entfernt, so wurde ich doch durch den brillanten Theaterstyl in einer Messe von Plantade, die ich beim ersten Besuch der Kapelle am 17. vorigen Monats hörte, nicht wenig überrascht. Es ist darin auch nicht der leiseste Anklang von gebundenem Styl, keine Spur von kanonischer Führung der Stimmen, noch viel weniger von einer Fuge. Dies abgerechnet, recht hübsche Gedanken und gute Instrumentirung, die in einer komischen Oper ganz an ihrem Platze wären. Das Schluß Allegro, wahrscheinlich über die Worte: Dona nobis pacem (gewiß weiß ich es nicht, da die Franzosen das Lateinische auf eine dem deutschen Ohr sehr unverständliche Weise aussprechen) war so ganz im Styl eines Opern Finales (wie diese gewöhnlich mit drei oder viermal gesteigertem Tempo), daß ich beim Schluß, ganz den Ort vergessend, wo ich mich befand, erwartete, der Vorhang werde fallen und das Publikum applaudiren.

Am 24. December des Nachts 12 Uhr hörten wir die sogenannte messe de minuit, dasmal von Lesueur's Composition. Vorher mußten wir eine große Geduldsprobe bestehen, indem wir während zwei ziemlich langer Stunden, von zehn bis zwölf Uhr,

nichts als Psalmen, auf die einförmigste Weise abgesungen, dann und wann mit barbarischem Zwischenspiele der Orgel unterbrochen, anzuhören bekamen. Um zwölf Uhr fing endlich die Messe an. Wieder der frivole Theaterstyl, wie in der von Plantade, in der feierlichen Mitternachtsstunde aber nur noch widerlicher. Was mich dabei am meisten wunderte, besonders von Lesueur, der hier in dem Rufe eines vorzüglichen Harmonikers steht und als Harmonielehrer, wenn ich nicht irre, im Conservatorium Unterricht ertheilt, nicht einmal vierstimmige Führung der Gesangsstimmen! Mag es auch in der Oper zuweilen von Wirkung sein, wenn man nur zweistimmig schreibt, die Sopране mit den Tenoren und die Alte mit den Bässen in Octaven gehen läßt, theils um den gewöhnlich schlechten Theaterchören die Execution zu erleichtern, theils um mehr materielle Kraft dadurch zu erreichen, so scheint es mir doch ganz barbarisch, dieses in der Kirche einzuführen, und ich möchte daher wohl wissen, was Herr Lesueur, der gewiß ein denkender Künstler ist, dabei beabsichtigt. An die Stelle des Offertoriums waren Variationen von Nadermann für Harfe, Horn und Violoncell eingeschoben, vom Componisten und den Herren Dauprat und Vandiet vorgetragen. Du weißt, daß mir in Deutschland ein ernster Symphonien-Satz an dieser Stelle schon zu weltlich vorkam, kannst Dir daher leicht denken, welchen widrigen Eindruck diese galanten, französischen Harfen-Variationen in einer Messe um die Mitternachtsstunde auf mich machen mußten, und doch sah ich die Anwesenden andächtig beten. Wie gelingt es ihnen nur, bei solcher trivialen Musik einen frommen Gedanken zu fassen! Entweder ist diese für sie ohne alle Bedeutung, oder sie verstehen ihr Ohr gänzlich zu verschließen; denn sonst müßten sie unausbleiblich dadurch, wie ich, an das Ballet der großen Oper erinnert werden sein, wo diese drei Instrumente bei den üppigsten Tänzen auf gleiche Weise gebraucht werden. Die Harfe, obgleich in uralten Zeiten das Lieblings-Instrument eines frommen Königs, sollte schon des-

wegen aus der Kirche verbannt sein, weil sie zum gebundenen Styl, dem einzigen für die Kirche passenden, völlig untauglich ist.

Aber wirst Du es glauben, wenn ich Dir versichere, daß selbst der würdige Meister Cherubini sich durch das böse Beispiel hat fortreißen lassen und auch in seinen Messen der Theaterstyl oft vorherrschend ist. Zwar entschädigt er bei solchen Stellen durch vorzügliche, effektvolle Musik; aber wer kann diese genießen, wenn es ihm nicht gelingt, gänzlich zu vergessen, an welchem Orte er sie hört?

Es wäre auch weniger zu bedauern, daß Cherubini sich ebenfalls vom wahren Kirchenstyl entfernt, wenn er nicht in einzelnen Nummern zeigte, wie würdevoll er sich darin zu bewegen weiß. Mehrere einzelne Sätze seiner Messen, besonders die kunstreich durchgeführten Fugen, und vor allem sein pater noster (bis zum weltlichen Schluß), liefern die herrlichsten Belege dazu. Hat man es aber erst über sich gewonnen, an diesem, oft ausschweifenden Styl kein Aergerniß mehr zu nehmen, so kann man den höchsten Kunstgenuß finden. Durch reiche Erfindung, gewählte, oft ganz fremdartige Harmoniefolgen, und eine kluge, durch vieljährige Erfahrung geleitete Benutzung der materiellen Kunstmittel, weiß er so gewaltige Effekte hervorzubringen, daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird, bald alles Klügeln vergißt und sich nur seinem Gefühle und dem Genusse überläßt. Was würde dieser Mann geleistet haben, wenn er, anstatt für Franzosen, immer für Deutsche geschrieben hätte! —

Vierter Brief.

Paris, den 30. Januar 1821.

Das Ende der zwei Monate, die ich für unsern Aufenthalt in Paris bestimmt habe, nahet heran. Da ich nicht weiß, ob es uns je vergönnt sein wird, wieder hierher zu kommen, so beeilen wir uns, die von uns noch nicht gesehenen Merkwürdigkeiten aufzusuchen und machen fast täglich Ausflüge in und außerhalb

Paris. Um unsere ganze Zeit ausschließlich dazu verwenden zu können, habe ich auch darauf Verzicht geleistet, vor unserer Abreise noch eine Soirée zu geben, wozu ich früher schon einige Anstalten getroffen hatte. Die vierzehn Tage, die ich dem Arrangement einer solchen fast ausschließlich hätte widmen müssen, kann ich nun vergnügter und unabhängiger leben. Schwerer ist es mir geworden, auf ein zweites öffentliches Concert Verzicht leisten zu müssen, von dem ich bei dem Beifall, den das erste erhielt, einen glücklichen Erfolg mit Zuversicht erwarten durfte. Allein es war kein freier Tag in diesem Monate mehr zu bekommen; von den drei noch übrigen Sonntagen (an einem Wochentage gibt die Administration das Theater nicht, weil da entweder große, oder italienische Oper gegeben wird) war der erste zu nahe, der zweite, als Todestag Ludwig XVI. nicht zu erhalten und der dritte bereits von Herrn Lafont zu einem Concerte belegt. Unseren Aufenthalt bis über die Mitte des folgenden Monats auszudehnen, haben wir auch keine Lust, denn wir sind des geräuschvollen Lebens und des immerwährenden Nachtschwärmens herzlich müde und sehnen uns sehr nach einem ruhigen Aufenthalte.

In Privatgesellschaften habe ich aber in der letzten Zeit desto öfter gespielt und mit Freuden gesehen, wie hauptsächlich von Künstlern meine Compositionen bei jeder Wiederholung mit immer größerem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Dies gilt besonders von einem neuen Quintett für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, welches ich für meine Frau geschrieben habe und womit sie, seit sie auf den Rath der Aerzte der Harfe ganz entsagt hat, einigemale aufgetreten ist. Den Hauptzweck meiner Hierherkunft, mich den hiesigen, ausgezeichneten Künstlern bekannt zu machen und mich ihnen näher zu befreunden, habe ich also vollkommen erreicht; ich kann überhaupt die Theilnahme und zuvorkommende Gefälligkeit der meisten unter ihnen nicht genug rühmen; sie haben wiederholt versucht, mich zu einem längeren Aufenthalte zu bereden und sich für den Fall, daß ich dann ein

zweites Concert geben wollte, nicht allein anheischig gemacht, mir die lästigen Geschäfte des Arrangements abzunehmen, sondern auch versprechen, mir das beste Orchester von Paris zusammen zubringen, ohne daß es mich einen Sou kosten sollte. Dieses Erbieten, obgleich ich nicht in den Fall kommen werde, Gebrauch davon zu machen, hat mich doch sehr gefreut.

Einen anderen, nicht weniger wichtigen Zweck meiner Hierherkunft habe ich erreicht, indem ich Gelegenheit gefunden habe, die vorzüglichsten der hiesigen, jetzt anwesenden Geiger zu hören. Baillot gab mir auf mein Bitten eine Soirée bei sich, Lafont hörte ich in seinem Concert und den jüngern Kreutzer und Habeneck in Matinéen, die zu dem Zwecke veranstaltet waren. Fragst Du mich nun, welcher von diesen vier Geigern mir am besten gefallen habe, so nenne ich Dir, wenn von bloßer Execution die Rede ist, unbedenklich Lafont. Er vereinigt in seinem Spiel schönen Ton, höchste Reinheit, Kraft und Grazie und würde ein ganz vollkommner Geiger sein, wenn er mit diesen vorzüglichen Eigenschaften auch noch ein tiefes Gefühl verbände und sich das, der französischen Schule eigene Herausheben der letzten Note einer Phrase nicht so sehr angewöhnt hätte. Gefühl aber, ohne welches man weder ein gutes Adagio erfinden, noch es gut vortragen kann, scheint ihm, wie fast allen Franzosen, zu fehlen; denn obgleich er seine langsamen Sätze mit vielen eleganten und niedlichen Verzierungen auszustatten weiß, so bleibt und läßt er doch dabei ziemlich kalt. Das Adagio scheint überhaupt hier, sowohl vom Künstler, wie vom Publikum, als der unwichtigste Satz eines Concertes betrachtet zu werden, und wird wohl nur beibehalten, weil es die beiden schnellen Sätze gut von einander scheidet und deren Effekt erhöht.

Dieser Gleichgültigkeit dafür, sowie überhaupt der Unempfindlichkeit der Franzosen für Alles, was das Gefühl anregt, schreibe ich es auch zu, daß mein Adagio und die Weise, wie ich es vortrage, hier weniger Eindruck machte, als die brillanten Allegro-

Sätze. Verwöhnt durch den Beifall, den Deutsche, Italiener, Holländer und Engländer meinem Vortrage desselben insbesondere geschenkt haben, fühlte ich mich im Anfang gekränkt, es von den Franzosen so wenig beachtet zu sehen. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie selten ihnen ihre Künstler ein ernstes Adagio zu hören geben und wie wenig daher ihr Sinn dafür geweckt ist, bin ich darüber beruhigt. Das Herausheben der letzten Note einer Periode, durch verstärkteren Druck und schnelles Hinaufstoßen des Bogens, selbst dann, wenn diese Note auf einen schlechten Takttheil fällt, ist allen französischen Geigern mehr oder weniger eigen, bei keinem doch so auffallend, wie bei Lafont. Es ist mir unbegreiflich, wie diese unnatürliche Accentuation, die gerade so klingt, als wenn ein Redner die kurzen Endsylben besonders stark betonen wollte, entstanden sein mag. Hätte man beim Vortrag des Cantabile den menschlichen Gesang immer zum Vorbild genommen (wie nach meiner Ueberzeugung jeder Instrumentalist thun sollte), dann würde man auf solche Abwege nicht gerathen sein. Die Pariser sind nun aber an diese Unnatur schon so gewöhnt, daß ihnen das Spiel eines Fremden, der nicht eben so bizarr verträgt, viel zu schlicht, oder, wie Herr Sievers sich ausdrückt, „viel zu schlankweg" vorkommt.

Daß Lafont's Virtuosität sich immer nur auf einige Musikstücke auf einmal beschränkt, und er Jahrelang dasselbe Concert übt, bevor er damit öffentlich auftritt, ist bekannt. Seitdem ich gehört habe, zu welcher vollkommenen Execution er es dadurch bringt, will ich dieses Aufbieten aller seiner Kräfte für den einzigen Zweck zwar nicht tadeln, doch fühle ich mich außer Stande, es nachzuahmen und begreife nicht einmal, wie man es über sich gewinnen kann, dasselbe Musikstück täglich vier bis sechs Stunden zu üben, noch weniger, wie man es anzufangen habe, daß man durch solch' mechanisches Treiben nicht endlich aller wahren Kunst gänzlich absterbe.

Baillot ist im Technischen seines Spiels fast ebenso voll-

endet, und seine Vielseitigkeit beweiset, daß er es sei, ohne zu jenem verzweifelnden Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er spielt außer seinen eigenen Compositionen auch fast alle anderen der älteren und neueren Zeit. Er gab uns an jenem Abend ein Quintett von Boccherini, ein Quartett von Haydn, und drei Compositionen von sich, ein Concert, ein air varié und ein Rondo zu hören. Alle diese Sachen spielte er vollkommen rein und mit dem seiner Manier eigenthümlichen Ausdruck. Dieser Ausdruck schien mir aber mehr ein erkünstelter, als natürlicher zu sein, sowie überhaupt sein Vortrag durch das scharfe Hervortreten der Mittel zum Ausdruck manierirt wird. Seine Bogenführung ist gewandt und an Nüancen reich, aber nicht so frei, wie die von Lafont, daher sein Ton nicht so schön wie der von diesem und die Mechanik des Auf- und Abstreichens des Bogens etwas zu hörbar. Seine Compositionen zeichnen sich vor denen fast aller anderen Pariser Geiger durch Correktheit aus; auch ist ihnen eine gewisse Originalität nicht abzusprechen; aber etwas Erkünsteltes, Manierirtes und Veraltetes im Styl macht, daß sie meistens kalt lassen. Es ist Dir bekannt, daß er die Quintetten von Boccherini oft und gern spielt. Ich war begierig, diese Quintetten, von denen ich etwa ein Dutzend kenne, von ihm zu hören, um zu sehen, ob es ihm durch die Weise, wie er sie vorträgt, gelingen könne, das Gehaltlose der Compositionen vergessen zu machen. So gelungen aber auch die Ausführung der von ihm gegebenen war, so fiel mir das oft Kindische der Melodien und die Magerkeit der fast immer nur dreistimmigen Harmonie nicht weniger unangenehm auf, als bei allen früher gehörten. Es ist kaum zu begreifen, wie ein gebildeter Künstler wie Baillot, dem unsere Schätze an Compositionen dieser Gattung bekannt sind, es über sich gewinnen kann, diese Quintetten, die nur mit Berücksichtigung der Zeit und Verhältnisse, in denen sie geschrieben wurden, ihr Verdienst haben, noch immer zu spielen. Daß sie hier aber eben so gern, wie ein Mozart'-

sches gehört werden, beweist von neuem, daß die Pariser das Gute vom Schlechten nicht zu unterscheiden wissen und in ihrer Kunstbildung um wenigstens fünfzig Jahre zurückgeblieben sind.

Von Habeneck hörte ich zwei airs variés seiner Composition. Er ist ein brillanter Geiger, der viele Noten mit großer Geschwindigkeit und vieler Leichtigkeit spielt. Sein Ton und sein Bogenstrich sind aber etwas rauh.

Der junge Kreutzer, Bruder und Schüler des ältern, ließ mich ein neues, sehr brillantes und graziöses Trio seines Bruders hören. Die Weise, wie er es vortrug, vergegenwärtigte mir einigermaßen die Manier des ältern, und überzeugte mich, daß sie die gediegenste von allen der Pariser Geiger sei. Dem jungen Kreutzer fehlt es an physischer Kraft, er ist kränklich und darf oft Monate lang nicht spielen. Sein Ton ist daher etwas matt, im Uebrigen sein Spiel rein, feurig und voll Ausdruck.

Ich habe vor ein paar Tagen nun noch zwei und zwar ganz neue Quintetten von Reicha gehört, die er für die diesjährigen Matinéen der fünf früher schon genannten Künstler geschrieben hat. Sie wurden in einer Probe gegeben, die mir nur veranstaltet schien, um unter den zahlreich Eingeladenen noch Subscribenten für die Matinéen zu fischen. Es wurde wenigstens eine Liste herum präsentirt. Es ist betrübt zu sehen, welche Wege die hiesigen Künstler einschlagen müssen, um Theilnehmer für ihre Unternehmungen zu finden. Während sich die Pariser zu sinnlichen Genüssen drängen, muß man sie zu geistigen fast mit den Haaren herbeiziehen. — Die Compositionen dieser zwei neuen Quintetten fand ich, wie die der früher bei Kreutzer gehörten, reich an interessanten Harmoniefolgen, durchaus correkt in der Stimmführung und effektvoll in Benutzung der, in Ton und Charakter so verschiedenen Blas-Instrumente, dagegen aber in der Form oft mangelhaft. Herr Reicha ist zu wenig haushälterisch mit seinen Ideen und gibt oft schon im Anfange seiner Musikstücke vier bis fünf Themen,

teren jedes in der Tonika schließt. Weniger reich, wäre hier reicher. Auch sind seine Perioden oft schlecht verbunden und klingen, als wenn er die eine gestern, die andere heute niedergeschrieben hätte. Doch sind die Menuetten und Scherzi, als kurze Musikstücke, diesem Tadel weniger unterworfen und einige unter ihnen in Form und Gehalt wahre Meisterstücke. Deutsche Gründlichkeit und Tüchtigkeit sind auch dieses Meisters schönste Zierden. Die Ausführung war in den geschwinden Sätzen wieder bewundernswürdig genau, etwas weniger befriedigend in den langsamen.

Vom Devreau habe ich Dir, glaube ich, noch nichts geschrieben. Wir haben dies Theater viel weniger, als die andern Opern Theater besucht, weil der Zufall wollte, daß an Abenden, wo wir frei waren, gewöhnlich Stücke gegeben wurden, die uns wenig interessirten. Doch haben wir der ersten Vorstellung von Mehul's „Joseph" beigewohnt, der nach langer Ruhe wieder in Scene gesetzt wurde. Es schien aber nicht, als wenn das Publikum dies der Direktion großen Dank wüßte, denn die Aufnahme war ziemlich kalt. Als Beleg für meine Behauptung, daß die Franzosen nur Antheil am Stück nehmen und die Vorzüglichkeit der Musik wenig zu würdigen wissen, galt es mir, daß die Tiraden im Dialog weit mehr beklatscht wurden, als die Gesangstücke. Den Sängern gelang es nur dann, Beifall zu erringen, wenn sie im Uebermaß eines erkünstelten Gefühls, statt zu singen, zu schluchzen anfingen. Bei den Musikstücken der Oper, z. B. dem ersten Chor der Brüder, rührte sich keine Hand. Mehrere Tempi wurden ganz anders als in Deutschland genommen, aber nicht zum Vortheil der Musik, z. B. der herrliche Morgengesang der Israeliten hinter der Scene so schnell, daß er alles Feierliche verlor. Auch war eine schreiende Geige, die dem Sopran zur Stütze diente, viel zu verlaut dabei. Das Orchester spielte gut, und zeichnete sich hauptsächlich durch ein zartes piano aus.

Seit vier Wochen ist Moscheles hier. Er erregt durch sein

äußerst brillantes Spiel große Sensation und weiß Künstler und Dilettanten für sich zu gewinnen, erstere durch den Vortrag seiner geistreichen Compositionen, letztere hauptsächlich durch seine freien Phantasien, in denen er sich dem Pariser Geschmack, so weit es ihm sein Deutschthum erlaubt, zu nähern weiß. Auch die Brüder Bohrer sind heute von einer Reise in die Provinzen zurückgekommen, werden aber nur wenige Tage hier verweilen und dann eine neue Reise über München nach Wien antreten. Ich bedaure, diese Künstler, mit denen ich seit zehn Jahren nicht zusammentraf, nicht auch noch hören zu können. Sie wollten mich bereden, eine Reise von hier aus in die südlichen Provinzen zu machen, wo ihrer Versicherung nach Etwas zu gewinnen sei. Ich habe aber nicht die mindeste Lust dazu. Die schlechten Orchester in den Provinzialstädten, der verderbene Geschmack und das unangenehme Unterhandeln wegen Verminderung der Abgaben an Theater und Arme würden mir eine solche Reise zu sehr verbittern. In einigen Tagen werden wir über Nancy und Straßburg nach Deutschland zurückkehren und Dich daher bald wieder im lieben Vaterlande begrüßen.

Bis dahin lebe wohl!

* * *

Diesen Briefen über meinen Aufenthalt in Paris habe ich nur noch Weniges aus der Erinnerung hinzuzufügen. Bei den häufigen Gelegenheiten, die ich in Privat-Gesellschaften fand, vor Cherubini zu spielen, hatte ich keinen sehnlicheren Wunsch, als diesem von mir so hochverehrten Meister alle meine bis dahin geschriebenen Quartetten und Quintetten, so weit ich sie würdig hielt von ihm gehört zu werden, nach und nach vorzuführen und ihn um sein Urtheil darüber zu bitten. Allein dies gelang mir nur mit sehr wenigen, denn als Cherubini das erste Quartett (es war Nr. 1 der in Frankfurt geschriebenen Op. 45) angehört hatte, und ich nun ein zweites auflegen wollte, protestirte er, und

sagte: „Ihre Musik wie überhaupt die Form und der Styl dieser Musikgattung ist mir noch so fremd, daß ich mich nicht gleich hineinfinden und gehörig folgen kann; es würde mir daher sehr lieb sein, wenn Sie das eben gespielte Quartett sogleich noch einmal wiederholten!" Ich war sehr erstaunt über diese Aeußerung und begriff sie erst, als ich später erfuhr, daß Cherubini die deutschen Meisterwerke dieser Gattung von Mozart und Beethoven noch gar nicht kenne und höchstens einmal ein Haydn'sches Quartett in den Soireen Baillet's gehört habe. Da auch die übrigen Zuhörer in den Wunsch Cherubini's einstimmten, so willfahrte ich um so lieber, als bei der ersten Execution Einiges noch nicht ganz gut zusammen gegangen war. Er sprach sich nun sehr günstig über meine Composition aus, lobte die Form, die thematische Bearbeitung, den reichen Harmoniewechsel und besonders das legato im letzten Satze. Weil ihm aber Manches noch immer nicht ganz klar geworden war, so bat er um eine zweite Wiederholung, sobald wir uns aufs neue treffen würden. Ich hoffte, er würde nicht weiter daran denken und legte deshalb bei der nächsten Musikpartie ein anderes Quartett auf. Doch ehe ich noch beginnen konnte, erneuerte Cherubini sein Verlangen, und so mußte ich also dasselbe Quartett zum drittenmale spielen. Ebenso ging es auch mit Nr. 2 von Op. 45, nur daß er sich mit noch entschiedenerem Lobe darüber aussprach und namentlich vom Adagio sagte: „Es sei das schönste von allen, die er jemals gehört habe." In gleichem Maße gefiel ihm auch mein Pianoforte Quintett mit der concertirenden Begleitung der Blas Instrumente, und es mußte deshalb sehr oft wiederholt werden. Das erstemal spielte meine Frau die Pianopartie; als sich dann aber später Moscheles die Erlaubniß ausbat, sie einüben und einmal vortragen zu dürfen, so wagte sie in Paris nicht mehr, sie ihm nachzuspielen. Er blieb daher im Besitz und drang immer mehr in den Geist der Composition ein. Besonders waren es die beiden Allegro-Sätze, die er mit weit mehr

Energie und Bravour vertrug, wodurch sie allerdings an Wirkung sehr gewannen. Da nun auch die Blas-Instrumente vom Reicha-schen Quintett vortrefflich waren, so erinnere ich mich nicht, dieses Quintett je vollendeter als damals gehört zu haben, obgleich ich es in neuerer Zeit von vielen berühmten Clavier-Virtuosen habe spielen hören. Bei den ewigen Wiederholungen meiner Quartetten fand ich in Paris keine Gelegenheit, auch nur eins meiner beiden ersten, damals schon existirenden Quintetten für Streich-Instrumente vorzutragen. Ich fand dafür aber ein sehr empfängliches Auditorium auf der Rückreise in Straßburg, wohin der Sinn für Quartettmusik bereits mehr aus dem benachbarten Deutschland gedrungen war. Besonders war es das Quintett in G-dur mit dem melancholisch-lustigen Finale, welches bald der Liebling der dortigen Musikfreunde wurde, und auf ihre Bitte den Schluß jeder Quartettpartie bildete. In Carlsruhe, wo ich bei früheren Besuchen schon viel Quartett gespielt hatte, besonders im Hause des kunstsinnigen Herrn von Eichthal, wurde mir der diesmalige Aufenthalt dadurch sehr getrübt, daß ich meinen Jugendfreund Jeska lebensgefährlich krank fand, der dann auch bald darauf seinem unheilbaren Uebel erlag.

Nach Gandersheim zurückgekehrt, begann sogleich wieder das vergnügte und thätige Leben des vorigen Sommers. Eduard Grund stellte sich ebenfalls ein und widmete sich mit dem früheren Eifer sowohl seiner eigenen Ausbildung, als auch dem Unterrichte meiner Kinder. Ich selbst begann zuerst mit der Composition der bereits erwähnten zehnstimmigen Vokalmesse, die ich jedoch bald wieder auf einige Zeit unterbrechen mußte. Ich erhielt nämlich von meinem alten Freunde Hermstedt einen Brief, in welchem er mich, Namens der Badeverwaltung des Alexisbades im Harz, aufforderte, daselbst im Laufe der bevorstehenden Saison ein Concert zu geben. Zugleich erbot er sich, alles dazu Erfor-

terliche im voraus zu besorgen, damit ich dort nicht länger als einige Tage zu verweilen brauchte. Auch hat er mich dringend, ihm ein neues Clarinett-Concert zu schreiben, und versprach, dasselbe, wenn er es früh genug erhalte, im Concerte zu Alexisbad zum erstenmale vorzutragen. Da ich gern für Hermstedt schrieb, der damals ohne Zweifel der vorzüglichste aller lebenden Clarinett-Virtuosen war, so ging ich auf den Vorschlag ein und machte mich sogleich an die Arbeit. Nach Absendung des neuen Concertes F moll (des dritten für Clarinetter) schrieb ich für mich und meine Frau auch noch einen Potpourri für Violine und Pianoforte concertirend, aber zwei Themen aus dem „Opferfest", später als Op. 38 gestochen, wozu ich eine frühere Composition für Clarinette mit Orchester-Begleitung bearbeitete, die ich 1812 für Hermstedt zur Napoleonsfeier in Erfurt geschrieben hatte. Ich hielt sie für eine meiner gelungensten und wünschte daher, sie durch diese neue Ueberarbeitung allgemeiner zu verbreiten. Daß bei dieser Uebertragung von Clarinette und Orchester auf Violine und Pianoforte wesentliche Veränderungen stattfinden mußten und ich mich hauptsächlich nur an die Form und Modulationen der früheren Composition halten konnte, versteht sich von selbst. Als nun auch dieses Machwerk von uns in gewohnter Weise auf das Sorgfältigste eingeübt worden war, kam der verabredete Zeitpunkt zur Reise nach Alexisbad heran. Von dieser Ausflucht habe ich aber nur noch eine dunkele Erinnerung. Ich weiß weder, was wir in dem Concerte vortrugen, noch wie mir das neue Clarinett-Concert gefiel, und dies um so weniger, da ich dasselbe seit jener Zeit nicht wieder gehört habe, denn es ist in Hermstedt's alleinigem Besitze geblieben und niemals veröffentlicht worden. Um so deutlicher erinnere ich mich aber eines Naturereignisses, wodurch unser Concert, ähnlich wie jenes in Venden durch das Hinwerfen der Fenster, gestört und auf einige Zeit unterbrochen wurde. Als nämlich eben mit der Musik begonnen werden sollte, brach ein Gewitter, welches schon seit Mittag gekrebst hatte, mit solcher

Heftigkeit los, daß man vor dem Geprassel des Donners und dem Rauschen des in Strömen herabstürzenden Regens nichts von der Musik gehört haben würde. Das eng zusammengedrängte Auditorium mußte daher in dem überfüllten und zum Ersticken heißen Saale ruhig das Vorüberziehen des Unwetters abwarten, und das Concert konnte dann erst beginnen, nachdem zuvor die Luft im Saale durch Oeffnen der Thüren und Fenster erneuert worden war. Es endete daher erst beim völligen Einbrechen der Nacht. Dadurch wurde aber die Verwirrung und Verlegenheit erst recht groß; denn es fand sich, daß das sonst sehr bescheidene Flüßchen, welches das Thal von Alexisbad durchströmt, so angeschwollen war und die Wege dermaßen überschwemmt und verwüstet hatte, daß die zahlreichen Zuhörer aus der Umgegend in der finsteren Nacht unmöglich nach Haus zurückkehren konnten. Es eilte daher für's erste Alles in den Speisesaal, wo man sich aber für so viele Gäste nicht vorgesehen hatte. Während nun die Badegäste zuvor auf ihre Zimmer gingen, bemächtigten sich die Fremden der Plätze am Tische sowie der Speisen, und es blieb für jene, als sie zurückkehrten, nur das Nachsehen. Das gab dann natürlich viel böses Blut, und der Wirth hatte seine liebe Noth, die Leute zu beschwichtigen. Es fehlte nun für das Uebernachten aber auch an Zimmern und Betten und ein großer Theil der Fremden mußte sich wohl oder übel bequemen, auf einer Streu bunt durch einander Platz zu nehmen. Viele thaten es mit Lachen, Andere aber nur mit schwer unterdrückten Flüchen. Für den unbetheiligten Zuschauer war es eine höchst komische und amüsante Scene.

In demselben Sommer erhielt ich eine ähnliche Einladung nach Pyrmont, um dort Concert zu geben. Ich folgte ihr, begleitet von meiner Frau und meinem Schüler Eduard Grund, der das Orchester anführte und mir meine Soloverträge dadurch sehr erleichterte, daß er die Begleitung im voraus mit demselben einübte, wodurch er es allein möglich machte, daß ich eigene Com-

positionen vortragen konnte. Grund hatte sich überhaupt zu einem ganz ausgezeichneten Künstler herangebildet und begann nun mit vielem Erfolg Kunstreisen zu machen; in Folge derselben wurde er als Hofkapellmeister in Meiningen angestellt, woselbst er auch noch jetzt (1853), von seinem Fürsten und der Kapelle geachtet und geliebt, in einer für die Kunst fruchtbringenden Wirksamkeit lebt. Da durch seinen Abgang von Gandersheim im Herbste 1821 der Musikunterricht meiner Töchter ganz aufhörte, bei diesen sich aber Stimmen entwickelten, die einer weiteren, kunstgemäßen Ausbildung würdig schienen, so beschloß ich, mit meiner Familie nach Dresden zu ziehen, um den Kindern daselbst von einem damals berühmten Gesanglehrer Miksch Unterricht geben zu lassen. Bei Emilien hatte ich zwar den Gesangunterricht schon selbst begonnen, fand aber bald, daß es mir dazu an der nöthigen Ausdauer und Geduld fehlte und ich dadurch auch zu sehr von meinen Compositions-Arbeiten abgezogen wurde. Ueberdies beabsichtigte ich auch, sobald meine Familie in Dresden sich eingewohnt haben würde, allein einige kleinere Kunstreisen in die Umgegend zu machen. Ich schrieb also an meinen früheren Schüler, Moritz Hauptmann in Dresden, bat ihn, mit Herrn Miksch zu reden, und sobald dieser zusage, mir eine Wohnung zu miethen, worauf ich bald die Antwort erhielt, daß Alles meinen Wünschen gemäß besorgt sei.

Meine zehnstimmige Messe war unterdessen fertig geworden, und ich sehnte mich sehr, sie nun auch einmal zu hören. Da ich auf der Reise nach Dresden in Leipzig ein Concert zu geben beabsichtigte und deshalb daselbst einen längeren Aufenthalt machen mußte, so kam ich auf den Gedanken, sie von dem dasigen großen Gesangverein, dessen Direktor ich kannte, während meines Dortseins singen zu lassen. Ich fragte daher schriftlich bei ihm an, ob er geneigt sei, das Werk im voraus einzuüben und übersandte ihm, da die Antwort bejahend ausfiel, sogleich die Partitur, um die Stimmen ausschreiben zu lassen.

Der Abschied von Gandersheim war diesmal ein besonders trauriger, da auch die Kinder, an deren Gesellschaft sich die Großeltern nun so sehr gewöhnt hatten, mitschieden, und ich mußte daher versprechen, nächsten Sommer, wenn auch nur zu einem kurzen Besuche, wiederzukehren.

In Leipzig angekommen, war einer meiner ersten Wege zum Direktor des Gesangvereins, um mich nach meiner Messe zu erkundigen. Ich hörte aber nicht viel Tröstliches. Zwar hatten die Proben schon begonnen; man fand aber das Werk so enorm schwer und war damit so wenig in's Klare gekommen, daß der Direktor sich entschieden weigerte, sie mir zu hören zu geben. Erst auf mein dringendes Zureden wurde ein Versuch gemacht, der aber sehr schlecht ausfiel, und da ich nicht einmal annähernd die Wirkung hörte, die mir in der Begeisterung während der Arbeit vorgeschwebt hatte, so glaubte ich, ein völlig verfehltes Werk geschaffen zu haben. Nach nochmaligem Anhören entschloß ich mich indessen zu einigen Abänderungen, um die Ausführung zu erleichtern, und so wurde die Messe kurz darauf bei Peters als Op. 54 gestochen. Lange Zeit nachher, als ich sie beinahe vergessen hatte, wurden mir von der Berliner Singakademie unter Zelter's Leitung einige Sätze daraus vorgesungen. Diese waren so genau eingeübt, wurden so rein intonirt und machten daher in ihrer Vielstimmigkeit einen so imposanten Effekt, daß ich mich nun vollends von der Ausführbarkeit des Werkes überzeugte und Lust bekam, es auch einmal selbst mit meinem eigenen Gesangverein in Cassel einzustudiren. Auch dies gelang, da ich die Geduld nicht verlor und die Sänger unermüdlich waren, und es wurde die ganze Messe im November 1827 am Cäcilientage ohne Auslassungen aufgeführt. Die Erfahrungen, die ich bei diesem Einüben machte, lehrten mich jedoch, bei künftigen Chor-Compositionen ohne Begleitung die allzureichen Modulationen und schwierigen Accordfolgen zu vermeiden.

In Dresden wurden wir von Hauptmann in die für uns

gemiethete Wohnung eingeführt, die freundlich und in einer ruhigen Gegend der Stadt gelegen war. Ich ließ den Gesangunterricht meiner beiden ältesten Mädchen bei Herrn Miksch sogleich beginnen und suchte dann meine früheren Bekannten unter den dortigen Künstlern und Kunstfreunden auf, vor Allen den Kapellmeister Carl Maria von Weber. Dieser empfing mich auf das Herzlichste und führte mich nach und nach in alle musikalischen Zirkel, wo ich nicht nur viel gute Musik zu hören bekam, sondern auch Gelegenheit fand, meine eigene Kammermusik zu hören zu geben. Da die mich begleitenden Musiker große Theilnahme für mein Quartettspiel zeigten, so veranlaßte mich dies, mit ihrer Hülfe auch bei mir wöchentliche Quartettpartien zu veranstalten, zu welchen ich die eifrigsten Musikfreunde der Stadt einlud. In diesen führte ich, was mir in Paris nicht hatte gelingen wollen, alle meine bis dahin geschriebenen Quartetten und Quintetten der Reihe nach vor und da ich damit bald zu Ende kam und sie bei meinen Zuhörern großen Anklang gefunden hatten, so machte mir dies Lust, wieder neue zu schreiben. Ich vollendete auch in kurzer Zeit deren zwei (die beiden ersten von Op. 78) und gewann solches Interesse an dieser Arbeit, sowie an dem ganzen Kunstleben Dresdens, daß ich vor der Hand die beabsichtigten Kunstreisen aufgab und sie für die zweite Hälfte des Winters verschob.

Unterdessen hatte Carl Maria von Weber es nun auch in Dresden durchgesetzt, daß seine Oper: „Der Freischütz", nachdem sie in Wien und Berlin so glänzende Erfolge erlebt hatte, einstudirt werden durfte, und es hatten die Zimmerproben bereits begonnen. Da ich das Kompositionstalent Weber's bis dahin nicht sehr hoch hatte stellen können, so war ich begreiflicherweise nicht wenig gespannt, diese Oper kennen zu lernen, um zu ergründen, wodurch sie in den beiden Hauptstädten Deutschlands einen so enthusiastischen Beifall gefunden habe. Mein Interesse wurde noch durch den Umstand erhöht, daß ich mir denselben Stoff nach dem Apel'schen Gespensterbuche vor einigen Jahren

in Frankfurt a. M. ebenfalls als Oper hatte bearbeiten lassen und die Composition derselben nur aufgab, weil ich zufällig erfuhr, daß Weber schon damit beschäftigt sei. Ich bat daher, den Proben beiwohnen zu dürfen, was mir auch willfährig gestattet wurde. Die nähere Bekanntschaft mit der Oper löst'e mir das Räthsel ihres ungeheueren Erfolges freilich nicht, es sei denn, daß ich ihn durch die Gabe Weber's, für die Fassungskraft des großen Haufens schreiben zu können, erklärt finden wollte. Da mir nun, wie ich sehr gut wußte, diese Gabe von der Natur versagt war, so ist es schwer zu erklären, wie mich demungeachtet eine unbezwingliche Lust anwandeln konnte, mich von neuem in einer dramatischen Composition zu versuchen. Aber es war so! Kaum zu Hause angelangt, suchte ich aus meinem Kosser eine halbvergessene Arbeit, die ich bereits in Paris begonnen hatte, hervor. An einem langweiligen Regentage, der in dem kothigen Paris jedes Ausgehen unmöglich macht, bat ich meine Wirthin um Lektüre. Sie brachte mir einen alten, schon ganz zerlesenen Roman: „La veuve de Malabar.“ Ich fand, daß der interessante Stoff desselben sich recht gut zu einer Oper eignen würde und erstand das Buch für wenige Sous, um damit einen Versuch machen zu können. Schon in Paris und auf der Rückreise dachte ich über die für die Composition günstigste Form der Oper nach und begann, nach Gandersheim zurückgekehrt, sogleich ein Scenarium zu entwerfen. In Stunden, wo ich mich nicht zur Composition der Messe aufgelegt fühlte, fuhr ich damit fort und hatte daher dasselbe um die Zeit, als ich mit meiner Familie nach Dresden zog, so gut wie vollendet. Jetzt überdachte und überarbeitete ich diesen Entwurf nochmals mit erneutem Eifer, bestimmte auf das Genaueste, was in jeder Scene geschehen sollte und suchte dann nach einem Dichter, der geneigt sei, nach diesem Schema die Oper zu schreiben. Ich fand ihn in Herrn Eduard Gehe, der bereitwillig auf meine Ideen einging. So entstand die Dichtung der Oper: „Jessenda“. Schon war ich im

Begriff, die Composition derselben zu beginnen, als ein Ereigniß eintrat, das mich für einige Zeit wieder davon abhielt.

Eines Morgens zu Anfang December trat nämlich Carl Maria von Weber zum Besuche bei mir ein und erzählte, er habe so eben einen Ruf nach Cassel als Kapellmeister an das dort neu errichtete Hoftheater erhalten, sei aber gesonnen, ihn abzulehnen, da er mit seiner jetzigen Stellung vollkommen zufrieden sei. Im Falle, daß ich mich aber um diese Stelle zu bewerben gedächte, wolle er in seiner Rückantwort auf mich aufmerksam machen und erwähnen, daß ich mich jetzt in Dresden aufhalte. Da ich unlängst von einem durch Wandersheim reisenden Mitgliede der Casseler Kapelle viel von der Pracht des dortigen Hoftheaters und der Kunstliebe des so eben zur Regierung gelangten Kurfürsten Wilhelm II. hatte erzählen hören, so durfte ich nicht zweifeln, dort einen bedeutenden und angenehmen Wirkungskreis zu finden. Ich nahm daher das Anerbieten Weber's dankbar an und erhielt in Folge davon auch schon vor Ablauf einer Woche von Herrn Feige, Generaldirektor des Casseler Hoftheaters, ein Schreiben, in welchem mir im Auftrage des Kurfürsten die Stelle als Hofkapellmeister angetragen und ich aufgefordert wurde, meine Bedingungen für die Annahme derselben mit umgehender Post einzusenden. Nachdem ich mich mit Weber und meiner Frau berathen hatte, forderte ich: 1) Anstellung durch Rescript auf Lebenszeit mit 2000 Thaler Gehalt; 2) einen alljährlichen Urlaub von 6—8 Wochen; und 3) die Zusicherung, daß mir die artistische Leitung der Oper ausschließlich übertragen werde. Sämmtliche Bedingungen wurden genehmigt, als Gegenbedingung aber verlangt, daß ich spätestens mit dem neuen Jahre meine Stelle antreten solle. So froh wir nun auch über die neue Anstellung waren, besonders Dorette, weil sie dadurch sicher gestellt war, ihre Kinder nicht mehr auf lange Zeit verlassen zu müssen, so war es uns doch gar nicht recht, den jetzigen Aufenthalt, wo Emilie und Ida besonders im Gesange sichtliche Fortschritte

machten, sobald wieder verlassen zu sollen. Ueberdies hatten wir unsere Dresdener Wohnung bis Ostern gemiethet, und ein Umzug mitten im Winter war jedenfalls sehr unangenehm. Ich schlug daher vor, daß ich zum Antritte meiner Stelle nach Cassel reisen wolle, meine Frau mit den Kindern aber noch bis zum Frühjahr in Dresden verweilen möge. So schwer es dieser nun auch wurde, sich auf so lange Zeit von mir zu trennen, so mußte sie die Zweckmäßigkeit meines Vorschlages doch zugeben und ihn billigen. Ich traf daher, da Neujahr nicht mehr fern war, die Anstalten zu meiner Abreise und besprach mit Gehe den Inhalt des zweiten und dritten Aktes der Jessonda-Dichtung nochmals auf's Ausführlichste, während der erste, der bereits fertig, mit nach Cassel genommen wurde.

Unterdessen lief ein neuer, überraschender Antrag ein. Graf Salisch, mein alter Gönner in Gotha, schrieb mir nämlich, die Herzogin habe in Erfahrung gebracht, daß ich jetzt in Dresden privatisire und sie lasse daher bei mir anfragen, ob ich nicht geneigt sei, in mein altes Engagement, das durch Andreas Romberg's unlängst erfolgten Tod von neuem erledigt sei, wieder einzutreten? Auch werde man mir, fügte Graf Salisch hinzu, eine bedeutende Erhöhung meines früheren Gehaltes bewilligen können. — Hätte ich nicht bereits in Cassel zugesagt gehabt, so würde ich vielleicht, um meiner Frau durch die Rückkehr in ihre Vaterstadt die Freude der Wiedervereinigung mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern zu bereiten, diesen Antrag dem früheren vorgezogen haben. So war mir aber die Wahl erspart, und ich konnte dies als ein Glück betrachten, da mein Wirkungskreis in Gotha, im Vergleiche mit dem in Cassel, doch ein sehr unbedeutender gewesen sein würde. Auch wäre ich nach wenigen Jahren wieder heimathlos geworden, da der Herzog und auch sein Nachfolger Prinz Friedrich, der letzte Erbe, schnell nach einander starben, und das Land unter die übrigen sächsischen Herzogthümer getheilt wurde. Die Kapelle wurde dann pensionirt,

und da ich die gänzliche Geschäftslosigkeit nicht hätte ertragen können, so wäre ich bald wieder weiter gewandert.

Der Abschied von Frau und Kindern, obwohl nur auf ein Viertel jahr, war doch ein sehr wehmüthiger. Dorette, die ganz in Thränen zerfloß, konnte ich nur dadurch einigermaßen trösten, daß ich ihr jede Woche Berichte über Alles, was ich beginnen werde, versprach. In Gotha, wo ich auf der Durchreise meine Schwiegermutter besuchte, wurde ich von dieser, den übrigen Verwandten meiner Frau und den Mitgliedern der Kapelle noch arg bestürmt, mich dort wieder niederzulassen. Auch die Herzogin, bei der ich einen Besuch machen mußte, da sie sich mir immer sehr wohlwollend und freundlich bewiesen hatte, versuchte noch das letzte Mittel, mich Cassel abspenstig zu machen, indem sie sich erbot, ihren Bruder, den Kurfürsten von Hessen, zu bewegen, mich von meiner Zusage zu entbinden. Da mir aber die Verhältnisse in Gotha, seit ich es verlassen und mich in der Welt umgesehen hatte, sehr kleinlich und beschränkt vorkamen, so widerstand ich allen Versuchungen und entzog mich ihnen durch beschleunigte Weiterreise.

Kaum in Cassel angelangt (Neujahr 1822), wurde ich zum Kurfürsten berufen, der mich höchst wohlwollend empfing und mir viel Schmeichelhaftes sagte. Unter Anderem sprach er die Hoffnung aus, seine Oper durch meine Mitwirkung zu einer der ausgezeichnetsten Deutschlands gebracht zu sehen und forderte mich auf, deshalb geeignete Vorschläge zu machen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Ich erbat mir dazu eine Frist von vierzehn Tagen, um erst die vorhandenen Kräfte genau kennen zu lernen. Nachdem ich nun einige Proben und Aufführungen mit angehört hatte, übernahm ich mein neues Amt mit der Direktion des Winter'schen „Opferfestes". Da es dem bisherigen Musikdirektor Benzen, wie man allgemein hörte, so sehr an Autorität gefehlt hatte, daß sich die Sänger und das Orchester seinen Anordnungen ohne weiteres widersetzten, was auch seine

Entlassung herbeiführte, so hielt ich es für nöthig, die Zügel sogleich etwas straffer anzuziehen. Ich nahm es deshalb bei den Proben zum „Opferfest" sehr genau, fand aber weder bei dem Gesang Personale, noch bei dem Orchester den mindesten Widerspruch und konnte nun schon bei der ersten Oper, die ich dirigirte, ein besseres Ensemble, als man es bisher gewohnt gewesen war, erlangen. Dies wurde auch allgemein anerkannt und erwarb mir sogleich das Zutrauen des Kurfürsten, wie auch des sämmtlichen Theater-Personals. Da ich unter den Sängern schon einige ausgezeichnete verfand, namentlich den ersten Tenor Gerstäcker und die erste Sängerin Demoiselle Dietrich, und erfuhr, daß Theaterdirektor Feige bereits mit mehreren anderen ausgezeichneten Künstlern in Unterhandlung stehe, so beschränkten sich die Vorschläge, die ich nun einreichte, vor der Hand nur auf Vermehrung und Verbesserung des Ober- und Orchester-Personals. Letzteres bestand zum Theil aus Civilmusikern, zum Theil aus Mitgliedern der Leibgarde-Musik, worunter sich sehr ausgezeichnete Künstler befanden. Der Kurfürst hatte diesen eben so, wie den Civilmusikern Rescripte auf Lebenszeit bewilligt, weshalb ich es nun nicht mehr durchsetzen konnte, daß das Orchester, um die Collision zwischen dem Militär- und Orchesterdienst zu vermeiden, aus lauter Civilmusikern zusammengesetzt werde. Wenigstens hoffte ich aber den Uebelstand zu beseitigen, daß die Militärmusiker in vollständiger Uniform erscheinen mußten, was mir beim ersten Besuch des Theaters so sehr aufgefallen war. Doch gelang mir auch dieses nicht, denn der Kurfürst erwiderte auf meine Vorstellung, „es sei gegen die Militär-Etikette, daß ein Soldat anders, als in voller Uniform vor ihm erscheine", und als ich darauf entgegnete, die enge Uniform erschwere auch den Orchesterdienst und die hohen Epauletten machten es namentlich den Geigern ganz unmöglich, ihr Instrument so zu halten, wie es sein müsse, so verfügte er lieber, daß den Musikern eine besondere, bequeme Uniform ohne solche für den Orchesterdienst

angefertigt wurde, als daß er von seiner Grille abgegangen wäre. Auch meinen hierauf weiter gemachten Vorschlag, den Civilmusikern nun dieselbe Orchesteruniform zu geben, verwarf er, und so blieb dies buntscheckige Orchester zum Erstaunen aller Fremden, bis im Jahr 1832 der jetzige Kurfürst als Mitregent die Regierung antrat.

Meine Anträge zur Vermehrung und Verbesserung des Orchesters wurden aber sämmtlich genehmigt und mir der Auftrag ertheilt, noch einige gute Geiger, so wie ausgezeichnete Solo-Bläser für die ersten Blas-Instrumente zu engagiren. Dadurch wurde mir Gelegenheit gebeten, meinen Bruder Ferdinand, der nach seinem Abgange von Wien ein Engagement in der Berliner Kapelle gefunden hatte, wieder in meine Nähe zu ziehen. Ein Gleiches gelang mir auch mit meinem ehemaligen Schüler und Freund Hauptmann, und Beide wurden auf Lebenszeit rescribirt. Auch für die Blas-Instrumente fanden sich bald einige vortreffliche Künstler und so wurde das Orchester durch diesen Zuwachs und durch ein fleißiges Einüben eines der vorzüglichsten in Deutschland und ist es auch trotz allem Wechsel der Personen bis jetzt (1853) geblieben.

Doch zurück zum Jahr 1822. Mein Amtsantritt wurde vom Theaterpersonal durch eine solenne Festivität gefeiert, bei der die beiden Chefs der Theaterverwaltung, der Intendant, Polizeidirektor von Manger und der Generaldirektor Feige präsidirten. Ich wurde angesungen, angeredet und betoastet und gefiel mir ganz gut in einem Zirkel, wo man mir von allen Seiten mit so viel Freundlichkeit, ja selbst Herzlichkeit entgegenkam. Da der Kurfürst, der in den ersten Jahren seiner Regierung sehr freigebig war, den Herrn von Manger und Feige besondere Repräsentationskosten zur Bewirthung der einheimischen und durchreisenden Künstler ausgeworfen hatte, so gab dies Veranlassung zu glänzenden und interessanten Gesellschaften in beiden Häusern. Diese Zusammenkünfte wurden durch Geist und Witz belebt, und

es herrschte da eine zwar ungebundene, aber anständige Fröhlichkeit. Ich besuchte sie daher anfangs gern; gegen die Zeit jedoch, wo ich meine Familie erwartete, zog ich mich mehr zurück, theils weil ich mir sagen mußte, daß meiner Frau diese Zirkel doch nicht ganz zusagen würden, theils weil ich durch häufigen geselligen Verkehr mit dem Sängerpersonal an meiner amtlichen Autorität einzubüßen fürchtete.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Cassel ließ ich mich auch der Frau Kurfürstin und ihren Töchtern, den Prinzessinnen Karoline und Marie, vorstellen und wurde zu ihren Abendgesellschaften eingeladen. In einer derselben mußte ich einige meiner Quartetten vortragen, die ich zu dem Behufe mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Hofkapelle, den Herren Wiele, Sologeiger, Barnbeck, Vorgeiger und Hasemann, erstem Violoncellisten (meinem früheren Quartettisten in Frankfurt, der unlängst nach Cassel berufen war) im voraus einübte. Diese Musikpartie, die viel von sich reden machte, war wahrscheinlich die Veranlassung, daß der Kurfürst, der von seiner Gemahlin getrennt, deren Abendzirkel nie besuchte, mir den Auftrag gab, ein Hofconcert zu veranstalten, um sich und der Gräfin Reichenbach ebenfalls Gelegenheit zu verschaffen, mich spielen zu hören. Dieses Concert, welches ich mit Allem, was das Sängerpersonal und die Kapelle an ausgezeichneten Talenten darbot, ausstattete, wurde im großen Saale des Palais vor einer glänzenden Gesellschaft (bei der freilich die Frau Kurfürstin fehlte, weil die Gräfin Reichenbach ihre Stelle vertrat) gegeben und machte, weil es das erste am neuen Hofe war, große Sensation. Es blieb aber doch für lange Zeit das einzige, weil der Kurfürst und die Gräfin sich für Concertmusik nur wenig interessirten.

Auf den Wunsch der Kapelle übernahm ich auch die Direktion der Concerte, die sie im neuen Stadthaussaale veranstaltet hatte, und trat selbst als Solospieler in einem derselben auf. Im ersten

Jahre wurde deren Ertrag noch wie bisher unter die Mitglieder der Kapelle vertheilt, später aber auf meinen Vorschlag zu einer Witwen und Unterstützungskasse für die Hinterlassenen verstorbener Mitglieder der Kapelle angesammelt und von einem Comité nach entworfenen Statuten verwaltet. Diese Unterstützungskasse, in die seit jener Zeit der Ertrag der in jedem Winter vom Hoforchester gegebenen Concerte und einer Oratorium-Aufführung am Charfreitage fließt, besteht noch jetzt (1853) und hat im Laufe der Jahre manche Noth der Witwen und Waisen verstorbener Orchester Mitglieder gemildert. Die Concerte werden aber schon seit vielen Jahren nicht mehr im Stadthaussaale, sondern im Hoftheater gegeben, und zwar, seitdem der vorige Kurfürst sich zum Protektor der Anstalt machte, welcher eben so wenig wie der jetzige sich entschließen konnte, ein Concert zu besuchen, welches anderswo als im Theater stattfindet.

* * *

(Nach funfjähriger Pause im April 1858 fortgesetzt)

[Bei dieser im 75. Lebensjahr geschriebenen Fortsetzung konnte das Manuscript nicht mehr so wörtlich wie bisher abgedruckt werden, da hin und wieder, um zu große Ausführlichkeit zu verhüten, Weglassungen stattfinden mußten. Einzelne Lücken konnten jedoch nur so weit ergänzt werden, als es durch Anführung von Spohr's eigenen Worten aus Briefen an abwesende Freunde thunlich war, — so daß gewissenhaft daran festgehalten werden konnte, nur ihn selbst ohne fremde Zusätze reden zu lassen, bis zu dem traurigen Zeitpunkt (Juni 1858), wo seine bis zum Jahre 1838 reichenden biographischen Aufzeichnungen überhaupt abbrechen.]

Bald nach meiner Ankunft in Cassel wurde ich zur Gräfin Hessenstein zu einer Musikpartie eingeladen. Dort traf ich viele Dilettanten der Stadt, die sämmtlich sangen, wenn auch

in sehr schlechter Manier. Da indessen einige darunter mit guten Stimmen begabt waren, so brachte mich das auf die Idee, meine Wirksamkeit nach dieser Seite hin mit der Errichtung eines Gesangvereines zu beginnen. Ich knüpfte daher mit einigen der Sänger Bekanntschaft an, theilte ihnen meinen Plan mit und wir verabredeten gleich auf einen der folgenden Tage eine Zusammenkunft, um das Erforderliche weiter zu besprechen. In Folge hiervon wurden dann Statuten entworfen und schon am 22. März eine von mir, Herrn von Steuber und Herrn Sekretar Knyrim unterzeichnete Aufforderung an die Dilettanten Cassels erlassen, sich an der von uns unter dem Namen „Cäcilien-Verein" zu stiftenden Gesellschaft zu betheiligen, um „nach dem Beispiele der meisten größeren Städte Deutschlands auch hier das schöne Ziel zu verfolgen, den ächten Sinn und richtigen Geschmack für edle und ernste Musik zu erwecken und zu pflegen." Da das Unternehmen vielen Anklang fand, so konnte der Verein bald in's Leben treten. Er begann bei seiner Eröffnung zunächst mit Einübung des unvergleichlichen Ave verum von Mozart, worauf dann die Haydn'schen Danklieder, die erste Messe von Mozart und ein Salve regina von Hauptmann, eine hinreißend schöne Composition im ächten, frommen Kirchenstyle, folgten. Die Zahl der Mitglieder war inzwischen auf mehr als fünfzig angewachsen, und es wurden in den wöchentlichen Uebungen so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß der Verein bereits im ersten Jahre seines Bestehens einigemale in der katholischen Kirche mit Begleitung der Orgel, während des Gottesdienstes, Messen von Hauptmann u. A. zur Ausführung bringen konnte.

Auch meine Wirksamkeit im Theater fing an sich zu erweiteren, nachdem ich das Personal und Orchester genauer kennen gelernt hatte. Das erste unter meiner Leitung ganz neu eingeübte Werk war die von mir in Frankfurt geschriebene Oper „Zemire und Azor", welche am 24. März zuerst zur Aufführung kam. Eine junge, talentvolle Sängerin, Demoiselle Canzi, die gerade in

Cassel gastirte, sang die Zemire, und Gerstäcker, der damals vielbewunderte erste Tenor unserer Bühne, den Azer. Da auch die übrigen Rollen der Oper gut besetzt waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie hier eben so günstig, wie in Frankfurt aufgenommen wurde, weshalb sie nicht nur während der Anwesenheit der Canzi schon nach wenigen Tagen wiederholt, sondern auch von deren Nachfolgerin, Demoiselle Roland, sogleich einstudirt und im Laufe des Jahres noch mehrmals mit großem Beifalle gegeben wurde. Mehr noch, als der enthusiastische Beifall des Publikums erfreute mich aber der Umstand, daß die Oper mir selbst gefiel, der ich sie seit ein paar Jahren nicht gehört hatte und gegen meine älteren Sachen ein gar strenger Richter bin. Auch überzeugte ich mich nun immer mehr, daß diese, wie viele meiner Compositionen, nur recht genau und im Geiste des Werkes gegeben werden müsse, um auch dem Nichtkenner zu gefallen, daß meine Musik aber, bei nachläßiger Aufführung, leicht so verdorben werden kann, daß auch der Kenner an ihr irre wird.

Inzwischen war anfangs März 1822 auch meine Familie unter dem Schutze meines Bruders Ferdinand, der sie auf der Reise von Berlin hierher in Dresden abgeholt hatte, eingetroffen und wir bezogen zusammen die von mir gemiethete Wohnung in der Pellerne. Nun wieder im häuslichen Kreise begann ich auch sogleich die neue Oper „Jessonda" zu componiren und beendigte sie im December desselben Jahres. [In einem Brief an Speyer in Frankfurt vom 26. Januar 1823 heißt es hierüber: „Ich war in der letzten Zeit mit einer neuen Oper so eifrig beschäftigt, daß ich darüber alles Andere ein wenig vernachläßigt habe. Nun ist sie fertig, und ich bin recht froh, eine so bedeutende Arbeit vollendet zu haben. Wenn ich von dieser Oper mehr erwarte, als von den früheren, so stützt sich das auf meine vermehrte Erfahrung und auf die Begeisterung, mit der das wohlgerathene Buch mich fast bei jeder Nummer erfüllte. Um nie anders, als in Stunden der Weihe an die Arbeit zu gehen, habe ich mir bei

dieser auch mehr Zeit, als bei allen früheren gegönnt.“] — Einige Nummern daraus, die Ouvertüre, eine Arie der Jessonda und das bekannte Duett zwischen Amazili und Naderi wurden schon in demselben Winter in den Abonnements-Concerten aufgeführt und meine Tochter Emilie erntete dabei großen Beifall. Die ganze Oper wurde zum erstenmale auf unserem Theater zum Geburtstage des Kurfürsten am 28. Juli des folgenden Sommers gegeben und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. [In einem Briefe vom 2. August 1823 heißt es weiter: „Sie wünschen durch mich von der ersten Aufführung der „Jessonda“ etwas zu erfahren; der Auftrag will sich für mich nicht recht schicken, denn ich werde ohne es zu wollen, doch wohl zu ihrem Lobredner werden müssen. Der Effekt war groß! Es ist hier Sitte, daß an Geburtstagen nur der Hof mit Applaudissement empfangen und dann die Oper ohne laute Aeußerungen des Beifalles angehört wird. Das sollte diesmal auch so sein. Aber schon vor Ende des ersten Aktes brach ein stürmischer Beifall los, und nun war die Etiquette für den Rest des Abends vergessen. Die Aufführung war vorzüglich. Gerstäcker, die Roland, Hauser ganz ausgezeichnet, die Braun wenigstens erträglich und besser, als in anderen Rollen. Chöre und Orchester, Scenerie, Tänze, Schaugefechte, Gewitter, Dekorationen, Kleider, Alles vortrefflich. ... Mich hat diese Arbeit sehr glücklich gemacht, und ich darf hoffen, daß die Oper auch an anderen Orten sehr gefallen wird.“]

Aus den Zimmern unserer Wohnung in der Bellevue hatten wir eine sehr schöne Aussicht über die Aue hinüber in das durch die Leipziger Straße belebte Thal, und die Schönheit der Gegend veranlaßte uns zu häufigen Spaziergängen in die reizende Umgebung von Cassel. Auf diesen Gängen zogen uns hauptsächlich die vielen Gartenwohnungen an, die sich vor dem Wilhelmshöher, wie vor dem Cölnischen Thore befinden, und da es anfing, uns hier sehr zu gefallen, so stieg auch bald der Wunsch in uns auf, eine solche Gartenwohnung, wie wir sie in Gotha be-

reits in Miethe besessen hatten, nun als Eigenthum zu erwerben. Wenn daher auf den Spaziergängen eine solche unser besonderes Wohlgefallen erregte, so fragte ich wohl an, ob sie dem Besitzer nicht feil sei, wurde aber öfters abgewiesen, bis mir endlich ein kleines Landhaus vor dem Cölnischen Thore, dicht bei der Stadt und nicht fern vom Theater in einer sehr ruhigen, allenthalben von Gärten umringten Gegend zum Kauf angetragen wurde. Da der dafür geforderte Preis mein kleines, in der Handlung von Wilhelm Speyer in Frankfurt angelegtes Vermögen nicht überstieg, so schloß ich den Kauf sogleich ab, und wir bezogen noch im Herbste das neue Eigenthum und erfreuten uns gleich einer reichen Gemüse- und Obsternte. Das Einzige, was ich im neuen Hause vermißte, war ein geräumiges Musikzimmer. Ich ließ daher im ersten Stock eine Wand zwischen zwei Zimmern herausnehmen und gewann dadurch einen für eine Quartettpartie hinreichend großen Salon, der für eine günstige Akustik jedoch zu niedrig war, weshalb ich mir für die Zukunft vornahm, einen Anbau mit einem Musiksaal errichten zu lassen. Unsere schöne stille Gartenwohnung begeisterte mich zu neuen Compositionen, und so schrieb ich zuerst ein drittes Quartett zu den beiden schon in Dresden angefangenen, welche bei Peters in Leipzig als Op. 58 herausgekommen sind. Um dieses Quartett, sowie die früheren, zu hören zu geben, veranstaltete ich auch hier einen Quartettzirkel, wo abwechselnd bei einigen musikliebenden Familien wöchentlich drei Quartette producirt und die Abende mit einem frugalen Mahle beschlossen wurden. Anfangs bestand das Quartett aus mir, Herrn Wiele, dem Sologeiger und späteren Concertmeister unserer Hofkapelle, meinem Bruder Ferdinand, welcher die Viola übernahm und unserem trefflichen Violoncellisten Hasemann. Da aber nach und nach, wie im Orchester, so auch in diesem kleinen Kreise der Tod aufräumte, so mußten Andere an die Stelle treten und es bedurfte dann immer einiger Zeit, bis wir das alte gewohnte Ensemble wieder

gewannen. Zuerst wurde im Jahre 1831 mein Bruder abgerufen, dann Wiele, zuletzt Hasemann, immer aber die Lücken aus neuen Mitgliedern unserer Hofkapelle wieder besetzt, so daß die Quartettpartien, welche jedoch nur während des Winters stattfanden, keinmal ganz aufhörten und ich selbst bis in die neueste Zeit (1858) in denselben jedesmal zwei Quartetten gespielt habe. Nachdem ich das dritte Quartett des 58. Werkes vollendet hatte, bekam ich Lust, eine Idee auszuführen, mit der ich mich schon lange getragen und von der mir, wenn ich nicht irre, Andreas Romberg, als wir das letztemal vor seinem Tode Quartett spielten, zuerst gesprochen hatte, nämlich die, mich in einem Doppelquartette zu versuchen. Der Umstand, daß Romberg sich Jahre lang mit dem Gedanken beschäftigte, ohne zu einem Versuche gekommen zu sein, reizte mich besonders, und ich stellte mir die Aufgabe, wie auch er sie aufgefaßt hatte, zwei Quartetten, neben einander sitzend, ein Musikstück ausführen zu lassen und das achtstimmige nur für die Hauptstellen der Composition aufzusparen. Nach dieser Aufgabe schrieb ich also mein erstes Doppelquartett (H-moll), begann das Thema des ersten Allegro mit beiden Quartetten unisono und forte, um es den Hörern recht einzuprägen, und führte es dann concertirend durch beide Quartetten abwechselnd durch. Unter den zum Quartettkränzchen gehörigen Familien besaß der Hofmarschall von der Malsburg das größte Lokal, weshalb ich wartete, bis an ihm die Reihe war, das Quartett zu halten, wo ich dann, unter Zuziehung der fähigsten meiner Schüler und eines zweiten Violoncellisten aus dem Orchester, das neue Doppelquartett unserem Zirkel zu hören gab. Ich hatte die Freude zu bemerken, daß seine Wirkung weit über die der einfachen Quartetten und Quintetten hinausreichte, und da diese neue Gattung von Kammermusik auch auswärts viel Anklang fand*), wie es die häufigen Aufführungen

*) In dem Wiener allgemeinen Musikalischen Anzeiger vom 11. März

derselben beweisen, so erwartete ich nichts anderes, als daß die Componisten damaliger Zeit diese bald nachahmen und allgemein machen würden. Es ist dies aber ebensowenig der Fall gewesen, wie mit einigen anderen Erweiterungen der Kunstformen, die ich in späteren Jahren versucht habe, wie z. B. bei der Symphonie mit zwei Orchestern: „Irdisches und Göttliches im Menschenleben" (Op. 121), bei der historischen Symphonie (Op. 116) und der vierhändigen Clavier-Begleitung zu einigen Tenorliedern. Nur ein einziger junger Componist aus Lübeck, Namens Pape, der später im Theater-Orchester zu Bremen als Violoncellist angestellt ward, schickte mir einst ein Doppelquartett im Manuscripte zu. Er hatte viel Talent zur Composition, fand aber keine Gelegenheit, seine Sachen zu veröffentlichen und verkümmerte deshalb, wie so viele junge Deutsche, aus Mangel an Anerkennung. Auch dieses ist niemals herausgegeben worden, und so sind meine vier Doppelquartetten so wie auch die anderen oben genannten Werke von mir die einzigen ihrer Gattung geblieben. Ein Octett für Streich-Instrumente von Mendelssohn-Bartholdy gehört nämlich einer ganz anderen Kunstgattung an, in welcher die beiden Quartetten nicht doppelchörig mit einander concertiren und abwechseln, sondern alle acht Instrumente zusammenwirken. Diese Gattung, obwohl nicht so interessant, als die Doppelquartetten, ist auch nachgeahmt worden; denn der Violoncellist Schuberth in Petersburg hat ein solches bei seinem Bruder, dem Musik-Verleger in Hamburg, herausgegeben, und es ist auch bei uns in Cassel mehrmals mit Beifall zur Ausführung gekommen.

In dieser Zeit beschäftigten mich noch verschiedene andere Compositionen: zwei Potpourri über Themen aus „Jessonda"

1829 heißt es u. A. bei der Ankündigung des bei Peters als Op. 65 herausgekommenen Musikstückes: „Ueber das angezeigte Doppelquartett noch viele Worte zu vergeuden, da die allgemeine Stimme — vox populi, vox Dei! — sich diesfalls bereits unumwunden und unzweideutig aussprach, hieße Eulen nach Athen tragen."

(Op. 64 und 66, bei Peters in Leipzig), der eine für Geige, der andere für Geige und Violoncell, welche beide im Laufe des Winters in unseren Abonnements-Concerten von mir vorgetragen wurden. Ferner componirte ich eine Hymne an die h. Cäcilie, die von Fräulein von Calenberg zu der am 22. November veranstalteten Feier des Cäcilientages gedichtet war und aus Chören nebst einem brillanten Sopransolo bestand, welches meine älteste Tochter Emilie damals sehr gut vortrug *).

Zur Feier dieses Tages, welche unser Gesangverein in diesem Jahre zum erstenmale beging, versammelte sich eine Gesellschaft von etwa 120 Personen, meist Angehörige der Vereins-Mitglieder, in dem zu diesem Zwecke schön eingerichteten Oestreich'schen Saale, welcher mit dem lebensgroßen Bildnisse der h. Cäcilie ausgeschmückt war. Die Festlichkeit begann mit der an die Heilige gerichteten Hymne, worauf ein Mitglied eine geistreiche Rede über das Wesen der Kunst hielt und mir unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken des Dankes und der Anerkennung ein werthvolles Geschenk des Vereines überreichte, bestehend aus zwei großen, bronzenen Leuchtern von dem später so berühmt gewordenen Bildhauer Henschel gefertigt, welche mit Scenen aus meinen drei hier gegebenen Opern verziert waren. Hierauf wurden ein Vaterunser von Feska, das Salve regina von Hauptmann und während des Abendessens einige Lieder für Männerstimmen gesungen. Im folgenden Jahre componirte Hauptmann zum Namenstage unserer Schutzheiligen eine ebenfalls von Fräulein von Calenberg gedichtete Hymne, und da sich diese, so wie meine Composition, stets des ungetheiltesten Beifalles zu erfreuen hatte, so wurden beide Musikstücke abwechselnd bei allen späteren, am Cäcilientage stattfindenden Aufführungen vorgetragen. Die bei diesen Gelegenheiten gesammelten freiwilligen Beiträge dienten

*) Das Manuscript blieb lange Jahre ungedruckt und ist erst vor kurzem bei Luckhardt in Cassel als Op. 97 herausgekommen.

nur zu wohlthätigen Zwecken, und die Feier des Tages wurde, wenn auch durch einzelne Störungen unterbrochen, doch bis in die neueste Zeit bald in engerer, bald in ausgedehnterer Weise begangen *).

Im folgenden Jahre (1824) erhielt ich eine Einladung vom Hofrath Küstner, der damals Direktor des Theaters in Leipzig war, meine Oper „Jessonda" auf dortiger Bühne in Scene zu setzen. Ueber den günstigen Erfolg der am 9. Februar stattgehabten Aufführung daselbst berichtet ein Brief vom 14. Februar: „Beim Eintritt in's Orchester wurde ich mit allgemeinem Jubel begrüßt, die Ouverture wurde stürmisch und anhaltend da capo verlangt. Jede Nummer ward mit lebhaftem Beifall aufgenommen und noch vier derselben da capo verlangt, worunter auch ein Chor, der erste des zweiten Aktes. Den größten, wirklich wüthenden Enthusiasmus erregte das Duett zwischen Amazili und Nadori. Schon nach dem ersten Akt erhob sich in einer Loge des ersten Ranges ein Sprecher und hielt eine Anrede an mich, in der er mich als einen wahren Meister deutscher Kunst bezeichnete und das Publikum aufforderte, mir ein dreimaliges Lebehoch zu bringen. Dies geschah mit Begleitung von Trompeten und Pauken in einem Tutti, daß ich glaubte, die Mauern würden einstürzen. Ein gleiches und „da capo Jessonda!" ertönte am Schlusse der Oper. Hofrath Küstner überschickte mir am Tage nach der Auf-

*) Der Cäcilientag, den Spohr so gern in musikalischer Feier zu begehen pflegte, erwies sich für ihn später sehr verhängnißvoll. Am 22. November 1834 ward seine geliebte erste Gattin zu Grabe getragen; — 1847, da das 25jährige Bestehen des Cäcilienvereines in lange vorbereiteter musikalischer Festlichkeit gefeiert werden sollte, traf plötzlich an demselben Nachmittag die Nachricht von dem in Bonn erfolgten Tode des Kurfürsten Wilhelm II. ein, und jede Feier mußte unterbleiben, jeder Ton verstummen; — 1857 am 22. November trat Spohr, nach erfolgter Pensionirung, zum letztenmal in seiner Funktion als Hofkapellmeister (indem er seine Oper „Jessonda" dirigirte) auf; — 1859 an demselben Tage und in demselben Räumen, ward vier Wochen nach Spohr's Hinscheiden, sein Andenken durch ein aus eignen Tonschöpfungen zusammengestelltes Concert gefeiert!

führung das Doppelte des bedungenen Honorars, und als ich bei der Abreise im Wirthshause die Rechnung bezahlen wollte, war sie schon berichtigt. ... Peters, der Verleger des Clavier-Auszuges, erklärte mir auch, daß das von mir bestimmte Honorar nach dem Erfolge der Oper zu gering angesetzt sei, und daß ich ihm erlauben möge, nun selbst eines dafür zu bestimmen."] Am 14. Juni desselben Jahres wurde darauf die Oper zuerst in Frankfurt und dann bald auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands aufgeführt.

Einige Zeit nachher erhielt ich vom Kurfürsten den Auftrag, für die Vermählungsfeier seiner Tochter, der Prinzessin Marie, mit dem Herzoge von Sachsen-Meiningen, welche im Frühjahre 1825 stattfinden sollte, eine neue Oper zu schreiben. Der schon in Wien mit Theodor Körner besprochene Plan, das Musäus'sche Mährchen „Rübezahl" als Oper für mich einzurichten, tauchte nun wieder in mir auf, und ich wandte mich daher an Herrn Eduard Gehe in Dresden, der das Buch zur „Jessenda" so ganz zu meiner Zufriedenheit geschrieben hatte. Da ich ihm aber kein genaues Scenarium für die Oper einsenden konnte, weil ich über die Bearbeitung des Stoffes mit mir selbst noch nicht einig war, so hatte ihn seine Phantasie im Stiche gelassen, und er schickte mir eine Dichtung, die mir gar nicht zusagte und zu deren Composition ich mich durchaus nicht aufgelegt fühlte. Ich erinnerte mich nun meines ehemaligen Paukers im Frankfurter Orchester, des schon früher erwähnten Georg Döring, welcher zugleich Literat war und sich seit jener Zeit durch einige gelungene Romane bekannt gemacht hatte. An diesen wandte ich mich jetzt und theilte ihm meine Ansichten wegen Bearbeitung des „Rübezahl" mit, wobei ich insbesondere erwähnte, daß ich bei einer großen Oper, wie diese werden sollte, den Reim für unnöthig erachtete. In Gehe's „Rübezahl" kam nämlich viel Seichtes und Ungehöriges vor, das mir als eine Folge des Zwanges erschien, den der Reim dem Dichter auferlegt hatte und dieser

ward daher auch von Döring auf meine Bemerkung hin durchgängig vermieden. Wiewohl das vielfältig getadelt worden, so bin ich doch der Meinung, daß der Mangel des Reimes in meiner Oper „Der Berggeist", wenn sie nicht allen Ansprüchen genügt, am wenigsten die Schuld daran trägt. Obgleich mir nun das Döring'sche Buch auch nicht ganz zusagen wollte, so war doch keine Zeit zu verlieren, um so weniger, da dies nicht die einzige Arbeit war, die mir der Kurfürst zur Vermählungsfeier aufgetragen hatte. Ich sollte nämlich auch einen Festmarsch mit eingemischter Melodie des alten, deutschen Liedes: „Und als der Großvater die Großmutter nahm" schreiben, sowie einen Fackeltanz für dreiundfünfzig Trompeten und zwei Paar Pauken (so viel besaß nämlich die kurhessische Armee in ihren sämmtlichen Musikchören) und da ich zu demselben, der Modulation wegen, verschiedene Stimmungen der Trompeten nehmen mußte, die Trompeter bei der Regimentsmusik aber in der Regel nicht sehr musikalisch sind, so lag es mir auch ob, ihnen diesen Fackeltanz zuvor einzuüben. Am Schlusse des Jahres war ich jedoch mit all' diesen Compositionen fertig und konnte nun an das Einstudiren des „Berggeist" gehen. Mit unserem ersten Tenor, Gerstäcker, der schon seit längerer Zeit gekränkelt, hatte es inzwischen eine so traurige Wendung genommen, daß an Singen seinerseits nicht zu denken war und wir nun für die Oper keinen Tenor besaßen. Der Kurfürst befahl daher, einen fremden Sänger zu Gastrollen einzuladen, und es gelang auch, den Tenoristen Cornet in Hamburg, der damals sehr gerühmt wurde, nebst seiner Verlobten, Demoiselle Kiel aus Sondershausen, welche die erste Sopranpartie in der neuen Oper übernahm, auf mehrwöchentliches Gastspiel zu engagiren. Kaum hatte ich indessen mit dem einstweiligen Einüben des einheimischen Personales begonnen, so bekam ich von Spontini eine für mich sehr überraschende Einladung nach Berlin zu der auf den 4. Februar festgesetzten ersten Aufführung der „Jessonda", die ich selbst dirigiren und dazu die

zwei letzten Generalproben halten sollte. Spontini, der oft in Berliner Blättern den Vorwurf hatte hören müssen, daß er nur seine Opern gäbe und andere werthvolle Werke von der dortigen Bühne fern hielt, mochte, um diese Anklage am eclatantesten zu widerlegen, auf die Idee gekommen sein, den Componisten der „Jessonda" einzuladen. Doch schien es ihm in der That nicht sehr darum zu thun, die Aufführung der Oper zu befördern; denn als ich nach erlangtem Urlaube sogleich meine Reise nach Berlin angetreten und Spontini aufgesucht hatte, empfing er mich zwar sehr freundlich, jedoch erfuhr ich, daß noch nicht einmal die Zimmerproben begonnen und er die Einladung an mich ohne Vorwissen des Hoftheater-Intendanten, Grafen Brühl, hatte ergehen lassen. Die Empfindlichkeit desselben über solche Vernachlässigung suchte ich nun erst zu besänftigen und verabredete sodann, um nicht unverrichteter Sache wieder heimkehren zu müssen, mit ihm das Weitere zur Beschleunigung der Aufführung. In den nunmehr stattfindenden Zimmerproben wurde mir die Freude zu sehen, daß die Hauptpartien in guten Händen waren: Bader und Blume als Nadori und Tristan, sowie die Damen Schulze und Seidler als Jessonda und Amazili, waren treffliche Sänger; auch die Partie des Dandau war durch Herrn Krause gut besetzt, und Lopez, der anfangs einem Komiker zugetheilt werden, wodurch der Ernst der Oper beeinträchtigt wurde, übernahm der Baritonist Devrient, nachdem ich mich dazu verstanden, einige Abänderungen in den Recitativen zu machen. So konnte die Oper bald auf's Repertoir gesetzt werden, als plötzlich Bader erkrankte und nach seiner Wiederherstellung Frau Seidler durch Heiserkeit Störung veranlaßte. Da mein Urlaub zu Ende ging, so bat ich um Verlängerung desselben. Der Kurfürst hatte sich jedoch über die mir von Seiten Spontini's und der Berliner Intendanz in den Weg gelegten Hindernisse gekränkt gefühlt und bewilligte daher nur noch einige Tage, nach deren Verlauf ich abreisen sollte, die Oper möge zu Stande kommen oder nicht.

Zum Glück war es mit Frau Seidler besser geworden; ich konnte nun die erste Aufführung der „Jessonda" in Berlin selbst dirigiren und von deren überaus günstiger Aufnahme Zeuge sein. Gleich darauf reis'te ich ab und fuhr drei Nächte hindurch, um die in Cassel versäumte Zeit wieder einzuholen.

Das Sängerpaar aus Hamburg war unterdessen eingetroffen und hatte bereits mit großem Beifalle gastirt; ich konnte daher die Theaterproben zum „Berggeist" sogleich beginnen. Inzwischen erhielt ich vom Kurfürsten aber noch den Auftrag, zu dem der Festoper vorangehenden Prolog Chöre zu arrangiren, in welchen Thüringer Volksmelodien angebracht werden sollten. Ich wandte mich deshalb an meinen Schüler, Kapellmeister Grund in Meiningen, wegen Herbeischaffung der gewünschten Melodien, welche ich dann, so gut es gehen wollte, bei der Arbeit benutzte.

Am 23. März 1825 fand nun die Vermählung im Bellevüeschlosse statt. Beim Zuge der Neuvermählten und deren Gefolge aus dem Speisesaal in den weißen Saal spielte die Kapelle meinen Marsch, der sich sehr festlich und an der Stelle, wo das Großvaterlied eingewoben ist, auch recht lieblich machte. Der Kurfürst und der Herzog, welcher freilich musikalischer, als sein Schwiegervater war, sagten mir Beide viel Artiges über den Festmarsch, der auf ihr Geheiß wiederholt werden mußte. Der Empfang des Brautpaares bei der Festvorstellung am anderen Abend im Theater war ein sehr glänzender und lärmender; denn ich ließ die dreiundfünfzig Trompeten und zwei Paar Pauken, die ich auf der Gallerie aufgestellt hatte, mit in den Tusch und das Vivatrufen des Publikums hineinschmettern! Dem vom Hofrath Riemeyer verfaßten Festprologe folgte dann meine neue Oper „Der Berggeist", die zwar von dem gedrängt vollen und festlich erleuchteten Hause mit eben dem lärmenden Beifalle wie „Jessonda" aufgenommen wurde, aber mich selbst weder so befriedigte, noch sich auch so schnell auf anderen Bühnen verbreitete, wie jene. Der Kurfürst, der mit allem, was ich bei dieser Ver-

anlassung geschrieben hatte, sehr zufrieden war, ließ mich am anderen Tage zu sich rufen, dankte mir und beschenkte mich mit einer sehr schönen, goldenen Dose, auf welcher, für einen Musiker wohl etwas unpassend, eine von Husaren ausgeführte Reiterscene sehr kunstreich ciselirt und unter Glas gefaßt ist. Sie war aber, was das Beste dabei, mit Friedrichsd'oren angefüllt und daher eine reiche, fürstliche Gabe.

Wenige Monate nachher ließ Hofrath Küstner in Leipzig meine neue Oper kommen, und im September kam die erste Aufführung derselben auf dortiger Bühne zu Stande. [Es heißt in einem Briefe vom 18. September darüber: „Vorgestern ist „Der Berggeist" hier mit dem allergrößten Erfolge vom Stapel gelaufen. ... Die Aufführung war so glänzend, wie man nie dergleichen vorher in Leipzig erlebt hat, und einige Dekorationen waren so schön, daß ich noch nie in meinem Leben etwas Aehnliches gesehen habe. Der Dekorationsmaler Gropius ist auf dem Wege, der erste der Welt zu werden; ich habe weder in Italien, noch in Paris oder London etwas so Zauberisches gefunden, wie die Schluß-Dekoration des zweiten Aktes. ... Die Aufnahme, welche die Oper fand, war die schmeichelhafteste, die ich noch erlebt habe. ... Die Aufführung war sehr gelungen zu nennen. Außer einem Fehler in der Ouvertüre und einem widerspenstigen Felsen, der nicht aus der Erde herauswollte, passirte nichts Fehlerhaftes. Auf dem Theater war fast Alles besser, als in Cassel, besonders der Berggeist (Köckert) und Oscar (Vetter). ... Das Orchester, obgleich es dem unserigen weit nachsteht, leistete doch Außergewöhnliches."]

Im Sommer 1825 kam ein liebenswürdiger junger Mann, Friedrich Curschmann aus Berlin, in der Absicht nach Cassel, sich unter meiner Leitung zum Musiker auszubilden. In Göttingen hatte er zwar schon seine juristischen Studien begonnen, gedachte dieselben jedoch aufzugeben und versuchte sich bereits mit Glück in allerlei Compositionen, besonders Liedern, die er mit

einer wohlklingenden Baritenstimme vortrug und sich dadurch in unsere musikalischen Kreise einführte. Da seine Vorbildung in der Musik noch mangelhaft war, so rieth ich ihm, sich zunächst an Hauptmann zu wenden, der auf meinen Wunsch übernommen hatte, meine Violinschüler in der Theorie der Musik zu unterrichten und vorzügliches Geschick dazu entwickelte. Auch unserem Cäcilien-Vereine trat Curschmann sogleich bei und wurde ein sehr nützliches Mitglied desselben, da er nicht nur die Baßsoli sehr gut vom Blatte sang, sondern auch öfters die Clavier-Begleitung übernahm und darin das Amt eines Bibliothekars mit vielem Eifer bekleidete. In Gemeinschaft mit einigen der besten unserer Dilettanten stiftete er daneben ein Opernkränzchen, in welchem gar manche seiner nachher so beliebt gewordenen Compositionen und Bruchstücke aus seiner später auf dem hiesigen Theater zur Aufführung gebrachten kleinen Oper „Die Todten oder Abdul und Erinnieh" zuerst zur Ausführung kamen. So belebte er in mannigfacher Weise das Kunsttreiben unserer Stadt und wurde bald der Liebling der musikalischen Welt.

In demselben Jahre hatte mir Hofrath Rochlitz, der Redakteur der Leipziger Musikzeitung, einen Oratorientext: „Die letzten Dinge" zur Composition angetragen, den ich mit Freuden annahm, weil ich mit meinem früheren Versuch in dieser Kunstgattung, dem in Erfurt aufgeführten Oratorium: „Das jüngste Gericht", durchaus nicht mehr zufrieden war und daher nicht einmal einzelne Nummern daraus in unserem Verein aufführen mochte. Ich begann nun mit neuen Studien des Contrapunktes und des Kirchenstyles und machte mich mit großem Eifer an die Composition, wobei ich den Vorschlägen des Dichters folgte, welche er mir bei Uebersendung des Textes über die Auffassung desselben gemacht hatte und die ich sehr bewährt und fördernd fand. So wurde der erste Theil des Oratoriums bald fertig, und ich konnte ihn bereits Ende November mit dem Gesangverein in einem Concerte zum Besten der in Seesen kürzlich Abgebrannten, freilich

nur mit Clavier-Begleitung, aufführen. Mit Freuden bemerkte ich dabei, daß er einen tiefen Eindruck sowohl auf die Mitwirkenden, als auf alle Zuhörer machte, und diese Wahrnehmung war für mich um so mehr von Wichtigkeit, als sie mir die Ueberzeugung gab, den rechten Styl für dieses Werk gefunden zu haben. Insbesondere hatte ich mich bemüht, recht einfach, fromm und wahr im Ausdrucke zu sein und alle Künsteleien, alles Schwülstige und Schwierige sorgfältig zu vermeiden. Mit erneuerter Arbeitslust ging ich nun an den zweiten Theil, so daß das ganze Werk bis zum folgenden Charfreitage (1826) beendet und dann in der lutherischen Kirche zuerst vollständig aufgeführt wurde. [In einem Briefe vom 26. März 1826 heißt es darüber: „Der gestrige Tag war für die hiesigen Musikfreunde ein sehr festlicher; denn eine so solenne Musik-Aufführung, wie die meines Oratoriums, hat in Cassel noch nicht stattgehabt. Sie war Abends bei beleuchteter Kirche. Mein Schwiegersohn Wolff, der lange in Rom war, machte den Vorschlag, die Kirche wie in Rom am Charfreitage, durch Kreuzbeleuchtung zu erhellen und führte auch diese Idee aus. Ein vierzehn Fuß langes, mit Silberfolie überklebtes und mit 600 Glaslampen behängtes Kreuz, schwebte in der Mitte der Kirche und verbreitete ein so helles Licht, daß man allenthalben die Textbücher lesen konnte. Das Orchester- und Sängerpersonal, beinahe 200 Personen stark, war auf der oberen Emporkirche terrassenförmig aufgestellt und für die Zuhörer größtentheils unsichtbar. Das aus etwa 2000 Personen bestehende Auditorium beobachtete eine feierliche Stille. Meine beiden Töchter, die Sänger Wild, Albert und Föppel und noch ein Dilettant, sangen die Soli, und die Aufführung war fehlerlos. Die Wirkung war, wie ich mir selbst sagen mußte, außerordentlich. Nie hatte ich früher bei Aufführung eines meiner größeren Werke diese Genugthuung gehabt! Immer mußte ich nachher entweder Mangelhaftes der Ausführung, oder verfehlten Effekt, oder etwas Anderes beklagen. Diesmal war das ganz anders. Das Werk ist

auch einfach und leicht und doch nicht weniger reichhaltig, als die anderen."] — Der tiefe Eindruck, den das Oratorium sichtlich auf das Publikum hervorbrachte, mochte durch die feierliche Kreuzbeleuchtung, die mit der Charfreitagsstimmung sehr harmonirte, noch erhöht worden sein. Nur der Kurfürst war mit der Wahl der lutherischen Kirche und ihrer „katholischen Beleuchtung", wie er das Kreuz nannte, nicht zufrieden und befahl der Kapelle, ihre künftigen Charfreitags-Concerte in der Hof- und Garnisonskirche mit Beleuchtung von Kronleuchtern, welche uns aus der kurfürstlichen Lichtkämmerei geliehen werden sollten, zu geben.

Kurz nachher erhielt ich von meinem Londoner Freunde Ferdinand Ries, der, nach Deutschland zurückgekehrt, damals in der Gegend von Godesberg am Rhein wohnte, die Einladung, mein neues Oratorium bei dem rheinischen Musikfeste in Düsseldorf, dessen Arrangement ihm von dem Comité des Festes aufgetragen war, selbst zu dirigiren. Obgleich nun die rheinischen Musikfeste auf Pfingsten, also zu einer Zeit stattfanden, wo unsere Theaterferien noch nicht begonnen hatten und ich dazu eines ausdrücklichen Urlaubes bedurfte, so gelang es mir doch, denselben sogleich zu erhalten, da der damalige Kurfürst sich geschmeichelt fühlte, wenn sein Kapellmeister zu auswärtigen bedeutenden Musik-Aufführungen eingeladen wurde und sich dabei Ehre und Ruhm erwarb.

Während ich mich nun rüstete, mit meiner ganzen Familie, Ida ausgenommen, die sich inzwischen mit Professor Wolff verheirathet hatte, die Reise anzutreten, war indeß von vier der eifrigsten hiesigen Musikfreunde, Herrn Curschmann, Referendar Karl Pfeiffer, Frau von der Malsburg und deren Freundin, Fräulein von Heister, beschlossen, uns zu begleiten und zwar so wie wir mit Extrapost zu reisen, um immer Mittags und Nachts an denselben Orten einkehren zu können. Vom schönsten Wetter begünstigt, traten wir am 9. Mai 1826 unsere Reise an, und da die Wagen immer beisammen blieben, wir in

ihnen die Plätze zuweilen vertauschten und auch unsere Mahlzeiten stets gemeinschaftlich hielten, so brach die fröhliche und geistreiche Unterhaltung gar nicht ab, und ich erinnere mich nicht, jemals eine fröhlichere Fahrt gemacht zu haben.

Am dritten Tage wurden wir eine Stunde vor Düsseldorf vom Fest-Comité und der Familie des Regierungsrath von Sybel, bei welcher ich mit meinen Angehörigen logiren sollte, feierlichst eingeholt und, kaum in Düsseldorf angekommen, vom Gesangvereine mit einem Ständchen bewillkommnet. In der am folgenden Morgen stattfindenden, ersten allgemeinen Probe hatte ich die Freude, zu bemerken, daß mein Oratorium von den verschiedenen Vereinen mit Genauigkeit und Sorgfalt eingeübt war und mit Begeisterung für das Werk gesungen wurde. Nicht so zufrieden konnte ich mit dem Orchester sein, das aus vielen Orten zusammen gekommen war und worin selbst Dilettanten, u. A. mein Freund Thomae aus Cleve bei den Blas-Instrumenten, mitwirkten. Es war daher eine schwierige Aufgabe, alle Instrumente in gleiche Stimmung zu bringen und konnte nur durch Geduld und öfteres Wiederholen durchgesetzt werden. Am Nachmittage desselben Tages war die Probe zur zweiten Aufführung, welche Ries dirigirte. Es wurde darin eine neue Symphonie von Ries (Manuscript D-dur), Sanctus und Credo aus einer Messe von Friedrich Schneider, die Jubel-Ouvertüre von Carl Maria von Weber und endlich eine Auswahl der schönsten Nummern aus Händel's „Messias" gegeben. Die Sopranpartie in den Gesangsachen mußte, weil die Solosängerin, Demoiselle Reinigen aus Crefeld, plötzlich krank geworden, meine Tochter Emilie noch mitübernehmen. Sie studirte nun so fleißig daran, daß sie schon bei der ersten Probe sich ganz gut aus der Sache zog und durch ihr Eintreten jede Störung des Festes vermieden wurde. Um so mehr Noth hatte Ries bei seiner Symphonie mit den Blas-Instrumenten. Er entwickelte dabei aber eine auffallende Geduld und ging sehr schonend mit ihrer dilettantischen Ungeschicklich-

keit um. Am folgenden Tage waren noch zwei Proben zu den am ersten und zweiten Pfingsttage (14. und 15. Mai) stattfindenden Aufführungen, die denn auch nach so sorgfältigem Probiren ohne alle Fehler vorübergingen. Namentlich wurde mein Oratorium von den Ausübenden und den Zuhörern mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß schon am Abende des ersten Tages die Rede davon war, das Musikfest zu verlängern, um „Die letzten Dinge" zum Besten der Griechen noch einmal zu wiederholen. Dies wurde am Tage der zweiten Aufführung bekannt gemacht, und die meisten anwesenden Fremden blieben, um der Wiederholung beizuwohnen. So wurde meinem Werke die Ehre einer zweiten Aufführung zu Theil, worauf ich wohl stolz sein darf, da dieses später, so viel ich weiß, nie wieder mit einem bei den rheinischen Musikfesten gegebenen Werke der Fall war. Auch in den musikalischen Zeitungen erschienen sehr günstige Berichte über mein Oratorium, und ich beeilte mich daher, es im Clavier-Auszuge herauszugeben. Die in meinem Verlag erschienene Ausgabe war aber bald vergriffen und es wurde deshalb später eine zweite Auflage von Simrock in Bonn veranstaltet, der auch die Singstimmen im Druck erscheinen ließ, wodurch die zahlreichen Aufführungen in fast allen Städten Deutschlands, Hollands und der Schweiz sehr erleichtert wurden. Mit der Aufnahme und Verbreitung dieses Oratoriums durfte ich daher sehr zufrieden sein, denn es hat sich nie eine tadelnde Stimme dagegen erhoben, so oft es auch aufgeführt und besprochen worden ist.

Im Laufe dieses Jahres schrieb ich noch ein zweites Quintett (H-moll Op. 69, bei Peters) und drei Quartetten (Op. 74, ebenfalls bei Peters). Ich sehnte mich aber nun darnach, eine größere Arbeit zu beginnen und zwar vorzugsweise eine Oper, trotzdem daß „Der Berggeist" keine große Verbreitung gefunden hatte, indem er nach den Aufführungen in Cassel und Leipzig nur noch in Prag, wo er zu wiederholtenmalen eine glänzende Aufnahme fand, gegeben wurde. Da zu derselben Zeit auch

Curschmann einen gleichen Wunsch hegte, so hatte er seinen Reisegefährten und Freund, Karl Pfeiffer, der sich damals als Dichter einen Namen zu erwerben anfing, gebeten, ihm eine Novelle von Tieck: „Pietro von Abano" als Operntext zu bearbeiten. Er mochte sich jedoch in seiner musikalischen Ausbildung noch nicht weit genug fortgeschritten fühlen und gab daher, als Pfeiffer den ersten Akt des Buches bereits vollendet hatte, seinen Vorsatz, sich sogleich an einer großen Oper zu versuchen, wieder auf. Er trug mir nun die Composition des Pietro an, und da mir sowohl die Novelle, als auch deren Bearbeitung sehr gefiel, so wurde ich bald mit beiden Herren darüber einig und machte mich im Februar 1827 mit großem Eifer an die Arbeit, die ich auch im August desselben Jahres beendigte. Die Oper machte mir wegen der unmittelbaren grellen Folge zweier Scenen, wo in eine Begräbnißfeier ein lustiger Studentenzug störend einfällt, anfangs Sorge; auch wollte mir die Sprechrolle des Bischofs ohne allen Gesang nicht gefallen. Als diese aber von Seydelmann, der damals an unserem Theater engagirt war, aus Interesse an dem Werke übernommen und sehr würdevoll ausgeführt wurde, so beruhigte ich mich hierüber und hatte die Freude zu sehen, daß sie auf die Mitwirkenden, das Orchester und meine musikalischen Freunde, die den Proben beiwohnen durften, einen tiefen Eindruck machte. Auch vom Publikum wurde sie bei der am 13. Oktober 1827 stattfindenden ersten Aufführung mit ähnlichem Enthusiasmus, wie „Jessonda", aufgenommen, und ich konnte daher hoffen, sie werde sich eben so schnell wie diese auch außerhalb Cassel verbreiten. Als ich dann aber das Buch einigen Bühnen auf Verlangen einsenden mußte, machte ich bald die Erfahrung, daß nicht blos die katholischen Städte wegen des Bischofs und des Kirchen-Apparates Anstoß nahmen, sondern auch protestantische Intendanzen, u. A. Graf Brühl in Berlin, die Oper zurückwiesen, weil sie wegen des Inhaltes Skrupel hatten. Damals waren freilich manche neueren Opern und Schauspiele,

die später das Publikum gegen alles Anstößige gehörig abgehärtet haben, noch nicht an der Tagesordnung. Meyerbeer aber, der die Oper unter diesen Umständen nun hier zu hören wünschte, äußerte darüber in einem Briefe vom 4. März 1828: „Ich kann mein Schreiben nicht schließen, ohne Ihnen für den Genuß zu danken, den mir die Lesung der von Herrn Schlesinger entliehene Partitur Ihres Meisterwerkes „Pietro von Abano" gewährt hat, und es macht mich glücklich, Ihnen sagen zu können, daß mich namentlich die Intreduktion des ersten Aktes, das erste Finale (obgleich vom Dichter nur mit zwei Personen versehen), die Scene zwischen Antonio und der halblebendigen Cäcilie im zweiten Akt und die sinnreiche Art, wie die Saiten-Instrumente halb con sordini, halb senza sordini den Dialog zwischen dem lebenden Antonio und der geisterhaften Cäcilie nüancirt, das imposante Finale des zweiten Aktes und außerdem noch eine Menge einzelner Züge herrlicher dramatischer Intentionen, trefflicher Deklamation, neuer pittoresker Instrumentirung und Harmonisation wahrhaft entzückt haben und in mir den lebhaftesten Wunsch erregen, einer Aufführung dieses Meisterwerks beizuwohnen. ..."

Im Jahre 1827 schrieb ich mein zweites Doppel-Quartett und suchte es in der Form meiner ersten Idee der Doppelchörigkeit noch näher zu bringen, als das erste, was denn auch zu meiner eigenen Befriedigung gelang. In einem unserer Winter-Concerte im December spielte ich es zum erstenmal öffentlich mit großem Beifall und bald fand es auch auswärts dieselbe Anerkennung und Verbreitung, wie das frühere. Bald darauf erhielt ich die Einladung, mein Oratorium „Die letzten Dinge" bei einem am 4. Juni 1828 stattfindenden Musikfeste in Halberstadt zu dirigiren und reis'te, diesmal nur von meiner Frau und meiner jüngsten Tochter Therese begleitet, dahin ab, da sich kurz zuvor meine Tochter Emilie mit dem Fabrikanten Jahn verheirathet hatte und nun, eben so wenig wie Ida, ihren Haushalt verlassen konnte.

Mein Oratorium wurde von den verschiedenen dazu eingeladenen Gesang-Vereinen trefflich ausgeführt, da sie alle für dasselbe begeistert waren und es allen anderen damals gegebenen Werken vorzogen.

Im zweiten Concerte spielte ich mein neues Concertino in A-dur (Op. 79, bei Schlesinger), und ich glaube mich zu erinnern, daß damals auch meine eben vollendete dritte Symphonie in C-moll (Op. 78, bei Schlesinger) zuerst zur Aufführung kam. Eines Umstandes, der mir nach so langen Jahren noch im Gedächtnisse geblieben ist und sich auf meine damals neunjährige Tochter Therese bezieht, muß ich jedoch noch erwähnen. Ich nahm das Kind in alle Proben mit, weil es schon in Düsseldorf denselben immer beiwohnen wollte und ich daraus auf großes Interesse für Musik schloß. In Halberstadt äußerte Therese nun besondere Freude über die Schlußnummer des Oratoriums, und da dies eine Fuge war über die Worte: „Sein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit", so schloß ich weiter, daß sie nicht nur für Musik überhaupt, sondern auch für deren ernste Formen regen Sinn habe und theilte selbst Doretten meine Freude über die glückliche Disposition unseres Kindes mit. Als ich aber Therese näher über ihre Vorliebe für diese Fuge befragte, erfuhr ich zu meiner Ueberraschung und Beschämung, „daß sie das bezeichnete Musikstück nur darum vorzugsweise liebe, weil sie von Düsseldorf her wisse, daß die Probe bald zu Ende sei, und es dann zum Essen gehe!" — Eine bleibende, erfreulichere Erinnerung an dieses Musikfest erhielt ich kurz nachher von den Unternehmern desselben, indem sie mir als Beweis ihrer Dankbarkeit eine kostbare Tischuhr zum Geschenke sandten, die mit bezüglichen Emblemen verziert ist und auf dem Sockel eine Inschrift mit dem Datum des Festes trägt.

Im Laufe des Jahres schrieb ich noch drei Violin-Quartetten die als Op. 82, bei Schlesinger herauskamen, worauf ich mich dann, da es mit der Verbreitung meiner Opern auf anderen

Theatern nicht recht hatte glücken wollen, wieder der Kirchen-Composition zuwandte und im Frühjahre 1829 mein Vaterunser nach dem Mahlmann'schen Text schrieb. Die Wirkung, welche dieses Werk schon bei der ersten nur am Clavier stattfindenden Aufführung am Cäcilientage desselben Jahres hervorbrachte, steigerte sich noch, als es einige Monate später in einem unserer Winter-Concerte mit voller Orchester-Begleitung gegeben wurde. Auch wurde dasselbe nicht allein hier in Cassel bei allen bis in die neueste Zeit fortgesetzten Wiederholungen stets mit großem Beifalle aufgenommen, sondern es fand bald auch außerhalb viel Verbreitung und Anerkennung.

Am 4. Juni 1829 gab es wieder ein Musikfest in Nordhausen, zu welchem ich ebenfalls eingeladen wurde. Vom ersten Tage desselben habe ich jedoch keine deutliche Erinnerung mehr, weiß aber noch, daß ich am zweiten Tage mit Müller aus Braunschweig, Wiele von hier und Maurer von Hannover des Letzteren Concertante für vier Violinen spielte. Für mich selbst wählte ich dabei die vierte Partie, weil meine Stradivari-Geige einen besonders guten Ton auf der g-Saite hat, und da wir das berühmte Musikstück sehr genau zusammen eingeübt hatten, so war der Beifall ein ganz ungewöhnlicher. Nicht minderen Anklang fand auch mein neues Clarinetten-Concert in F-moll, welches ich für Hermstädt zu diesem Musikfeste geschrieben hatte, das ich aber selbst gar nicht mehr besitze, und wovon ich jetzt nicht einmal mehr weiß, ob es noch existirt. Während unseres Aufenthaltes in Nordhausen wohnten wir im Hause des Kaufmann Fleck, dessen Gattin eine sehr liebenswürdige Wirthin war, wodurch Eduard Grund, mein ehemaliger Schüler, sich veranlaßt fand, beim Mittagsmahl einen Toast auf dieselbe auszubringen und dabei die Bemerkung einfließen ließ, daß sie „nichts weniger als ein Fleck in der menschlichen Gesellschaft, sondern eher ein Lichtschimmer oder eine Sonne zu nennen sei." Auch erinnere ich mich noch mit Vergnügen des vom

schönsten Wetter begünstigten Festes, welches die Nordhäuser auf einem nahe gelegenen Berge, von wo man die Stadt übersehen konnte, den fremden Gästen gaben. Die mitgebrachten Vorräthe wurden auf dem Rasen ausgebreitet, und da es dabei an guten Weinen auch nicht fehlte, so wurde die Gesellschaft bald sehr fröhlich und kehrte in bester Laune nach der Stadt zurück.

Im August 1829 schrieb ich ein Solo-Quartett in E-dur (Op. 83, bei Schlesinger). Es ließ mir jedoch der Wunsch, noch einmal mein Glück mit einer Oper zu versuchen, keine Ruhe, und ich bewog daher meinen Freund Karl Pfeiffer, mir eine spanische Novelle von Washington Irving, die mir sehr anziehend und ganz und gar für eine Oper tauglich erschien, als solche zu bearbeiten. Da aber Pfeiffers Namen auf dem Zettel nicht genannt werden sollte, weil es bekanntlich in Kurhessen nicht gern gesehen wird, wenn ein Staatsdiener sich neben seinen Berufsgeschäften mit poetischen Arbeiten befaßt, so wurde der unverfängliche Name Schmidt anstatt des seinigen gewählt, während bei der Aufführung des „Pietro" der Verfasser gar nicht genannt war, indem der damalige Theater-Direktor Feige es vor dem Kurfürsten und dem Publikum nicht verantworten zu können glaubte, wenn er einen von mir vorgeschlagenen fingirten Namen auf dem Zettel angeben sollte. Im Oktober 1829 machte ich mich nun mit dem gewohnten Eifer, mit dem ich jede neue Arbeit begann, an die Composition der Oper „Der Alchymist", beendigte sie im April des folgenden Jahres und vertheilte dann sogleich die Partien, um sie am Geburtstag des Kurfürsten, am 28. Juli, aufführen zu können. Sie gefiel hier in Cassel eben so sehr, wie meine früheren Opern, wurde aber außerhalb nur in Prag mit großem Beifalle gegeben*),

*) Im „Wiener Musikalischen Anzeiger" vom 23. Januar 1831 heißt es darüber: „Daß uns der würdige Tonmeister in allen seinen dramatischen Dichtungen, den einzigen, rein genialen „Faust" ausgenommen, weniger das Wunderreich der Phantasie erschließt, als vielmehr, wie an treuer Freundeshand, auf sanft gebneten Bahnen in den üppig-reizenden, balsamisch duftenden Hainen der Har-

während der von meinem Bruder Ferdinand angefertigte Clavier-Auszug eine weitere Verbreitung fand.

Im Juni 1830 kam Paganini nach Cassel und gab zwei Concerte im Theater, die ich mit dem höchsten Interesse anhörte. Seine linke Hand so wie die immer reine Intonation schienen mir bewunderungswürdig. In seinen Compositionen und seinem Vortrage fand ich aber eine sonderbare Mischung von höchst Genialem und kindisch Geschmacklosem, wodurch man sich abwechselnd angezogen und abgestoßen fühlte, weshalb der Totaleindruck nach öfterem Hören für mich nicht befriedigend war. Da seine Anwesenheit gerade auf das Pfingstfest fiel, so nahm ich ihn am zweiten Pfingsttage mit nach Wilhelmshöhe, wo er Mittags mein Gast war und sich sehr heiter, ja selbst ausgelassen zeigte.

Wenige Wochen nachher brach in Frankreich die Juli-Revolution aus, und als eine allgemeine Erregung auch auf Deutschland übergegangen war, äußerten sich auch hier in Cassel Zeichen von Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen. Der Kurfürst war nämlich einige Zeit zuvor mit der Gräfin Reichenbach nach Wien gereis't, wie man glaubte, in der Absicht, dieser am österreichischen Hofe die Fürstenwürde auszuwirken. Darauf hatte er sich nach Carlsbad begeben, und von dort aus kamen allerlei sonderbare Gerüchte über seine schwere Erkrankung in Folge von handgreiflichen Streitigkeiten mit der Gräfin Reichenbach, weshalb sein Leibarzt, Ober-Medicinal-Direktor Heräus, nach Carlsbad reis'te, jedoch, ohne zu ihm vorgelassen zu sein, nach Cassel zurückkehrte. Eine Deputation, die hierauf vom hiesigen Stadtrathe nach Carlsbad abgesandt wurde, erhielt mehrmals

monie mäandrisch umherleitet, weiß und fühlt Jeder, dem Selbsterfahrung und Ueberzeugung zu Theil geworden ist. Auch in diesem Werke weht derselbe ruhig-besonnene, zum Herzen sprechende Geist, derselbe geläuterte Geschmack, derselbe eben so edle, als elegante Styl, dieselbe Stetigkeit, Einheit und jener innere, festverschlungene Zusammenhang, der sämmtliche Arbeiten dieses vielleicht selbstständigsten aller lebenden Componisten so speciell charakterisirt und welchen auch dieses Tongebilde höchst ehrenvoll zur Seite steht."

Audienz und brachte die Nachricht mit zurück, der Kurfürst werde bald in seine Residenz zurückkehren. Bevor dies indessen zur Ausführung gekommen war, brachen am Abende des 6. September Unruhen aus. Ich befand mich gerade mit meiner Frau im Theater, wo das Raupach'sche Lustspiel „Der Zeitgeist" gegeben wurde, als ich plötzlich bemerkte, daß an die im Theater anwesenden Offiziere Boten geschickt wurden, die sie benachrichtigten, in der Stadt werde Allarm geblasen, worauf sie sich sogleich alle entfernten. Dies erregte solches Aufsehen, daß die anderen Zuschauer nicht anders glaubten, als ein großer Brand sei in der Stadt ausgebrochen und ebenfalls während der Vorstellung das Haus verließen. Auch wir, in der Besorgniß um unsere oder unserer Kinder Wohnungen, schlossen uns an und erfuhren erst draußen, daß das unruhige Volk einige Bäckerladen gestürmt und bei den Besitzern derselben Excesse begangen hatte, weil diesen, trotz der gefallenen Kornpreise, eine höhere Brodtaxe zugestanden war. Zur Verhütung von weiteren Excessen hatte sich, mit Erlaubniß des Ministeriums, eine Anzahl Bürger bewaffnet, und Militär besetzte außerdem das kurfürstliche Palais, die Königsstraße und den Friedrichsplatz, so daß die Theaterbesucher die abgesperrten Straßen nicht passiren konnten. Auch wir mußten daher auf Umwegen unsere Wohnung zu erreichen suchen und wagten es dann nicht, zu gewöhnlicher Zeit zu Bette zu gehen, da in der Stadt noch große Aufregung herrschte. Erst am 12. September kehrte der Kurfürst, jedoch vorerst ohne die Gräfin Reichenbach, bei lautloser Stille zurück und begab sich sogleich nach Wilhelmshöhe, wohin ihm an einem der folgenden Tage der Magistrat, mit dem Oberbürgermeister Schomburg an der Spitze, folgte, um sowohl ihre Freude über seine Genesung und Rückkehr auszudrücken, als auch die Bitte an ihn zu richten, die seit 1815 nicht mehr einberufenen Landstände versammeln und mit denselben die Abhülfe so mancher gegründeten Beschwerden berathen zu wollen. Der Magistrat wurde indessen abgewiesen und erlangte

erst am folgenden Morgen in dem kurfürstlichen Palais zu Cassel eine Audienz, während welcher die halbe Stadt nach dem Friedrichsplatz eilte, um sogleich zu erfahren, ob das Resultat der Deputation ein günstiges sei, in welchem Falle der Küfermeister Herbold vom Audienzzimmer aus durch ein weißes Tuch das Zeichen zu geben versprochen hatte. Als nun die Deputation in feierlichem Zug vom Ober-Neustädter Rathhause kommend dem Palais nahete und die Schwelle desselben überschritten hatte, richteten sich Aller Augen auf die Fenster des Audienzzimmers, und mit klopfendem Herzen erwartete man die Entscheidung. Der Kurfürst, dem sicherlich auch beunruhigende Gerüchte zu Ohren gekommen waren und der wohl der Gesinnung seines Militärs, von dem sich Viele, wie es die spätere Zeit lehrte, nach einer Verfassung sehnten, nicht zutrauen mochte, daß sie sein Palais beschützen und die Revolution mit Erfolg bekämpfen würden, gab zu allgemeiner Freude eine bejahende Antwort. Kaum hatte das Schwenken des weißen Tuches diese dem Volke verkündet, so brach auf dem Friedrichsplatz ein tausendstimmiges Vivat los, worauf der Kurfürst sich einen Augenblick dankend am Fenster zeigte. Abends wurde die Stadt aus freien Stücken glänzend erleuchtet und im Theater statt der vorher angekündigten „Ahnfrau" als Festvorstellung „Der Barbier von Sevilla" gewählt, wo dann das freudetrunkene Publikum vor dem Beginn der Oper beim Erscheinen des Kurfürsten und seines Sohnes ein stürmisches Vivat ausbrachte und „Heil Kurfürst Wilhelm Dir!" anstimmte. Schon am 19. September erfolgte nun die verheißene Einberufung der ehemaligen altheßischen Landstände, bestehend aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte, der Universität und der Bauern, die sich am 16. Oktober zuerst versammelten und sogleich eine beruhigende Bekanntmachung an das Volk erließen. Am folgenden Tage wurde die Eröffnung der Ständeversammlung durch feierlichen Gottesdienst in der großen Kirche begangen und auf Befehl der Regierung durch einen vom

Cäcilien-Vereine mit Begleitung des Orchesters ausgeführten festlichen Kirchengesang verherrlicht. Ich wählte dazu die Schlußnummer meiner in Wien componirten Cantate: „Die Befreiung Deutschlands" mit dem darin vorkommenden Solo-Quartett und der Schlußfuge: „Lasset uns den Dankgesang erheben" einen vierstimmigen Choral, der abwechselnd mit der Gemeinde gesungen wurde, und das Hallelujа aus Händel's „Messias." Die den Ständen vorgelegte landesherrliche Proposition wurde nach mehrwöchentlichen Berathungen zwischen dem landesherrlichen Commissar und den Ständen mit mancherlei Zusätzen und Abänderungen als Grundlage zu der neuen Landesverfassung angenommen, so wie auch die vom Kurfürsten gethanen Vorschläge hinsichtlich der Feststellung einer Civilliste und Theilung des sämmtlichen Staatsvermögens, das überdies größtentheils durch den Verkauf der Landeskinder in den Sold der Engländer gegen die rebellischen nordamerikanischen Colonien unter Landgraf Friedrich II. zusammengebracht war. Zur Verkündigung der neuen Verfassung wurde der 9. Januar 1831 festgesetzt, und Abends zuvor kam auch die Kurfürstin mit ihrer Tochter Caroline von Fulda, wo sie ihren Aufenthalt seit längerer Zeit genommen, zurück, um Zeuge dieses freudigen Ereignisses zu sein. Der Kurfürst empfing sie bei ihrer Ankunft in ihrer Wohnung im Bellevue-Schlosse, und ich erhielt vom Ober-Hofmarschall-Amt den Auftrag, den versöhnten Gatten ein Ständchen mit der Hofkapelle zu bringen. Nachdem ich im Laufe des Nachmittags die Probe dazu gemacht hatte, zog ich mit der Kapelle bei heftiger Kälte vor das Bellevue-Schloß, erkundete die Zimmer, wo sich der Hof befand, und wir machten unsere Musik so gut, als es bei dem ungünstigen Wetter gehen wollte. Gegen das Ende derselben zeigte sich das fürstliche Paar, indem der Kurfürst seine Gemahlin umarmte, am Fenster, und die Einwohner Cassels, die trotz der argen Kälte sich zahlreich versammelt hatten, brachen in lauten Jubelruf aus. Am folgenden Morgen fand nun die allgemeine Bekanntmachung und feierliche

Beschwörung der neuen Verfassung statt, was von Seiten der Bürgergarde auf dem Königsplatze, von Seiten des Militär auf dem Friedrichsplatze öffentlich, von allen Behörden, den Hofdienern und der Kapelle aber in ihren Geschäftslokalen geschah. Abends war die Stadt illuminirt und im Theater wurde, bei glänzend erleuchtetem Hause, als Festoper „Jessonda" nebst einem der Vorstellung vorangehenden Festspiele vom Hofrath Niemeyer gegeben. In letzteres war zugleich eine von mir dazu componirte Hymne: „Hessens Feiergesang bei Einführung seiner Verfassung" verwebt und zum Schlusse das bekannte, schon oben erwähnte Lied damit verbunden, welches mit angepaßtem Texte vom Publikum mitgesungen wurde, worauf dieses in stürmische Vivats für die in der großen Loge versammelte kurfürstliche Familie ausbrach. Nun hoffte Jedermann auf eine glückliche Zukunft; allein das Unglück wollte, daß schon am anderen Tage die Gräfin Reichenbach mit Herrn Ortlepp, ihrem Bruder, nach Wilhelmshöhe zurückkehrte. Kaum war dies in Cassel bekannt geworden, sowie auch, daß der Kurfürst sie dort besucht habe, als die Unruhen sogleich wieder ausbrachen. Bürger und Bauern drangen in großen Schaaren nach Wilhelmshöhe vor das Schloß und drohten laut, mit Gewalt die Gräfin zu verjagen, bis man endlich erfuhr, daß dieselbe nach Hanau abgereis't sei, und in Cassel eine öffentliche Bekanntmachung erschien: „daß der Anlaß zur Aufregung beseitigt sei." Doch folgte ihr der Kurfürst schon nach wenigen Wochen, wie man glaubte mit der Absicht, seine Residenz nach Hanau zu verlegen.

Inzwischen war nun in meinem Hause ein bereits im vorigen Sommer nach der Zeichnung meines Schwiegersohnes Wolff begonnener Bau vollendet. Hierdurch gewann ich außer einigen häuslichen Räumen insbesondere einen bei unseren Quartettpartien längst vermißten Musiksaal, welcher, obgleich an das Haupthaus anstoßend, dennoch ein höheres Dach bekam, um ihm eine erwünschte Höhe geben zu können. Auch bei der Dekoration

desselben war vorzüglich eine gute Akustik erstrebt, indem durch die architektonische Bekleidung der Thüren und Fenster die dem Klange hinderlichen Vorhänge entbehrlich gemacht wurden. Am 2. Februar 1831 weiheten wir die neu gewonnenen Räume durch die darin begangene Feier unserer silbernen Hochzeit ein, wozu auch meine Eltern von Gandersheim hierher gekommen waren und uns als Geschenk eine mit Silber reich verzierte Porzellanvase mitgebracht hatten, die außer den Namen der Geber auch die Inschrift enthält: „Jetziges Silber werde einst Gold". Die eigentliche Feier war von meinen Kindern im Vereine mit unseren musikalischen Freunden veranstaltet und wurde mit dem von den Gästen ausgeführten Fackeltanz aus meinem „Faust", wobei den Oberstellen passender Text unterlegt war, eröffnet. Hierauf folgte eine Reihe lebender Bilder, in welchem die Hauptmomente meines Lebens sinnreich dargestellt wurden. Neben vielen anderen Gedichten, komischen und ernsten Inhaltes, welche man bei Tisch vortrug, hatte auch Freund Pfeiffer ein Gedicht dazu geliefert, mit der Absicht, daß alle an der Feier Theilnehmenden dabei in Costümen, den Personen meiner Opern entlehnt, erscheinen und K. Pfeiffer das Gedicht selbst vortragen sollte. Dieses Gedicht, welches mir damals ganz besondere Freude gemacht hat, möge hier mit Hinweglassung der speciellen Beziehungen auf die einzelnen Personen meiner Opern eine Stelle finden:

So lang wir leben, lieben wir zu träumen,
Doch nur des Künstlers Traum ist mehr als Schein;
Denn aus der Phantasie entlegnen Räumen
Führt er die Traumgestalten selbst in's Leben ein.
Er pflegt und wärmt sie an dem eignen Herzen,
Haucht ihnen Geist von seinem Geiste ein;
In ihren Busen legt er seine Schmerzen,
Sein Ideal läßt er das ihre sein.
Doch hat er nun sein Schöpferwerk beendet,
Und seine Geisteskinder in die Welt entsendet,
Erkennen sie ihn liebend auch als Vater an? —
Vergelten sie, was er für sie gethan? —

Sie thun's, wenn er sie nicht in eitlen Flitter hüllte,
Der Geistesarmuth thörichtes Gewand,
Wenn er getreu des Vaters Pflicht erfüllte
Und in sich selbst den Lohn des Strebens fand.
Sie thun's, wenn ihn die Mode nicht berückte,
Die statt der Frucht nur taube Blüthen treibt,
Wenn er sie mit der wahren Schönheit schmückte,
Die unvergänglich, wie ihr Urquell bleibt.
Wir Alle thun's, wir Alle Deine Kinder,
Wir dürfen's sagen — wohlgerathne Kinder —
Wir Alle thun's, Dein Ruhm ertönt aus jedem Mund —
Und wird durch uns der späten Nachwelt kund.
O blick umher in unserm bunten Kreise,
Du kennst uns Alle, Alle sind Dir werth;
Ein Jeder preiset Dich in seiner Weise,
Ob gut, ob bös — Du hast sie ihn geehrt,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Aus allen Gegenden der Welt herüber
Zog Deines Festes Ruf uns zu Dir hin;
An uns geht spurlos zwar die Zeit vorüber,
Doch wohl verstehn wir dieses Tages Sinn;
Er soll das frohe Aerntefest im Leben
Ein Sommertag in heiterm Sonnenschein,
Der Tag des Lohns für frommer Eltern Streben,
Der Ehrentag der treuen Gattenliebe sein,
Heil Dir und der Gefährtin Deines Lebens,
Der treuen Pflegerin so edlen Strebens.
Heut schmücken wir Euch mit dem Silberkranz
Einst wandt' er sich in lichten Goldes Glanz.

Die Verlesung dieses Gedichtes mit all seinen humoristischen Beziehungen erregte allgemeine Heiterkeit und Niemand hätte wohl geahnt, daß der jugendliche Verfasser desselben schon nach wenigen Monaten durch den Tod unserem Kreise entrissen werden sollte. Am 31. Juli traf ihn früh Morgens beim Baden in der Fulda ein Schlagfluß und es wurde dadurch seinem schönen vielseitigen Wirken auf Erden ein plötzliches Ende gemacht. Zu seinem Leichenbegängnisse veranstaltete ich einen feierlichen, mehrstimmigen Grabgesang, und als ihm später die hiesige Bürgergarde ein Denkmal auf seinem frühen Grab errichten ließ, wurde bei Einweihung desselben vom Cä-

cilien-Vereine der Chor aus den letzten Dingen: „Selig sind die Todten" am Grabe gesungen und zwar unter Mitwirkung auch der weiblichen Mitglieder, was bei derartigen Veranlassungen in Cassel noch niemals der Fall gewesen war. Der Vater des Verstorbenen, der bisher nur durch seine öffentliche Wirksamkeit mir bekannt gewesene Ober-Appellationsrath Dr. V. W. Pfeiffer, besuchte mich darauf, um mir für diese Aufmerksamkeit zu danken, und so kam ich hierdurch zuerst mit ihm, zu dem ich später in ein so nahes Verhältniß als Schwiegersohn treten sollte, in persönliche Berührung.

Leider war das eben erwähnte Familienfest das letzte, welches mein Bruder Ferdinand erlebte. Er erkrankte bald darauf so ernstlich, daß ihn der Arzt gleich für rettungslos erklärte und ich schon wenige Tage nachher Zeuge seines letzten Athemzuges war. Da seine Witwe, alles Sollicitirens ungeachtet, keine Pension von der Intendanz erhielt und daher nur auf die kleine Einnahme aus dem von mir wenige Jahre vorher gestifteten Unterstützungsfond angewiesen war, so setzte ich für ihre Existenz einen jährlichen Beitrag aus, wodurch es ihr möglich wurde, ihre beiden Kinder gut zu erziehen und den Sohn Ludwig, meinen Pathen, studiren zu lassen. Nachdem sich derselbe bereits einige Jahre mit großem Fleiß vorbereitet hatte, um die Universität in Marburg zu beziehen, kam er noch einmal auf seinen schon früher gehegten Wunsch zurück, sich ganz der Musik widmen zu dürfen. Doch schien mir dies bei näherer Prüfung nicht rathsam, da es wohl schon zu spät war, um sich noch die erforderliche gründliche musikalische Vorbildung anzueignen, und so blieb er auf meinen Rath seinem einmal gewählten Berufe, der Jurisprudenz, treu, machte im Jahre 1847 ein glänzendes Examen und trat in den kurhessischen Staatsdienst.

In Folge der neuen Verfassung war nun im April auf Grund des damit verbundenen Wahlgesetzes die erste Ständeversammlung einberufen und hielt ihre Sitzungen in einem Saale

des Bellevueschlosses. Der Bürgermeister der Hauptstadt — Schomburg — wurde einstimmig zum Präsidenten derselben gewählt, und die Regierung wagte auch nicht, ihm die Bestätigung zu verweigern. Da die Sitzungen öffentlich waren, so wurde dadurch sogleich ein reges politisches Leben in der Stadt erweckt, und man folgte mit großer Theilnahme den Verhandlungen bis zum Schlusse derselben. Professor Sylvester Jordan, der Deputirte der Universität Marburg, machte sich bald durch seine Beredsamkeit bemerkbar und es gelang ihm fast immer, seine freisinnigen Propositionen bei der Ständeversammlung durchzusetzen.

Um solche liberale Gesinnungen unter den Bewohnern Cassels immer mehr zu verbreiten, hielten es einige als freisinnig bekannte Männer für ersprießlich, unter dem Namen „Lesemuseum" einen politischen Klub zu bilden und auch ich schloß mich ihren Bestrebungen bereitwillig an. Dort wurde jeden Nachmittag erzählt, was am Vormittag in der Ständesitzung vorgekommen war. In dieser ging es häufig sehr bunt her und obgleich der Präsident es jedesmal rügte, wenn die Zuhörer einem Redner ihren Beifall zu erkennen gaben und den Zuhörerraum durch die Bürgergarde räumen zu lassen drohete, so kehrten sich doch die täglichen Besucher der Sitzungen nicht viel daran und suchten ihre Einwirkung auf die Abstimmung fortzusetzen. Die Regierungsgeschäfte erlitten indessen dadurch eine wesentliche Störung, daß der Kurfürst seit März seine Residenz Cassel verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt in Hanau genommen hatte. Die Ständeversammlung, deren wiederholt gethane Schritte, ihn zur Rückkehr dahin zu bewegen, bisher ohne Erfolg geblieben waren, beschloß Ende August, in Gemeinschaft mit dem Casseler Stadtrath, eine Deputation nach Hanau abzusenden, mit dem Vorschlag, der Kurfürst möge baldigst in die Residenz zurückkehren oder anderweitig Sorge für einen ungestörten Fortgang der Regierung treffen. Zu dieser Deputation gehörte auch der Ab-

geordnete aus Rinteln, Obergerichts-Direktor Wiederhold, und ihm gelang es, den Kurfürsten zu bewegen, seinen Sohn als Mitregenten anzunehmen und demselben die Regierungs-Geschäfte, so lange er selbst von Cassel entfernt sein werde, ausschließlich zu übertragen. So kehrte denn der Kurprinz und zwar als Mitregent, nach längerem Aufenthalt in Fulda, nebst der Gräfin Schaumburg, in deren morganatische Ehe mit seinem Sohne der Kurfürst nun eingewilligt hatte, nach Cassel zurück, ließ dort den Ständen einen Revers über die Angelobung der Verfassungs-Urkunde übergeben und wurde anfangs, besonders als er den Vermittler, Obergerichts-Direktor Wiederhold, zum Justizminister ernannte, in Cassel mit Wohlwollen aufgenommen. Als man aber bemerkte, daß die Kurfürstin in Folge ihrer Weigerung, die Gräfin Schaumburg als Schwiegertochter zu empfangen, mancherlei Unannehmlichkeiten und Kränkungen erfuhr, da äußerte sich in der Stadt entschiedene Mißbilligung, und man nahm allgemein Partei für die edle Fürstin, die sich durch ihre wohlwollenden, milden Gesinnungen seit langen Jahren die Liebe und Verehrung des hessischen Volkes erworben hatte. Für meine Person hatte ich mich indessen damals der Gunst des Kurprinzen zu erfreuen. So forderte er mich z. B. auf, ihm im Schlosse zu Wilhelmshöhe einige Hof-Concerte zu arrangiren, und als er bald darauf nach der Stadt zurückkehrte, bat er mich sogar in einem sehr verbindlichen Schreiben, ihm und der Gräfin doch die Freude zu bereiten, ihnen auch einmal meine Quartetten vorzutragen und zu dem Behufe eine Quartettpartie im Schlosse zu veranstalten. Sie mochten ihnen aber wohl Langeweile genug gemacht haben, denn es ist nie eine zweite Aufforderung der Art an mich ergangen.

Im Herbste 1831 beendigte ich auch meine Violinschule, eine Arbeit, die ich auf vielfache Aufforderungen unternommen hatte, zu der ich aber mehr als ein volles Jahr gebrauchte, weil ich

dazwischen immer wieder andere Compositionen, die mich mehr anzogen, begann *).

Darauf schrieb ich drei Quartetten, die als Op. 84, bei André in Offenbach erschienen und später, zunächst für den Cäcilien-Verein drei Psalmen nach Moses Mendelssohn'scher Uebersetzung für zwei vierstimmige Chöre und vier Solostimmen, die bei Simrock in Bonn (Op. 85) gestochen sind und weite Verbreitung gefunden haben.

*) Sie kam bei Haslinger in Wien heraus und die Wiener Theater-Zeitung von Ad. Bäuerle sagt darüber: „Ein schönes Seitenstück zu Hummel's Clavierschule; denn wie jene im Gebiet des Clavierspiels eine neue Bahn des Unterrichts eröffnet, so greift diese in das innerste Wesen des Violinspiels ein, und stellt sichere Principien in einer Kunst auf, welche bisher mehr nach blos mündlichen Belehrungen, oder wenigstens nach kleinen, fragmentarischen Bruchstücken gelehrt wurde. Der tiefeindringende, forschende Geist eines Spohr, der durch seine vollkommene, wissenschaftliche Kunstbildung die Verfasser aller vorhandenen Schulen überstrahlt, wurde erfordert, um in einem so wichtigen Kunstzweige, das seit ein Paar Jahrhunderten Heranbildete in systematischer Ordnung aufzufassen, damit die, in aller Musik hervorragende Violine, auf festem, zweckmäßigen Wege cultivirt, und ihr Studium mit sicherem Erfolge betrieben werden kann. Wie schön der große Meister Spohr hierin zu Werke geht, indem er nicht allein die wissenschaftliche musikalische Ausbildung des Schülers durch die klar ausgesprochene Methode des Unterrichts im erklärenden Texte und trefflichen anpassenden Uebungsstücken befördert, sondern zugleich auch den mechanischen Theil des Unterrichts (in welchem der Mechanismus des menschlichen Körpers zu der mechanischen Einrichtung des Instruments so schön ausgeglichen und beleuchtet wird) so reichhaltig abhandelt, dies werden wir in der näheren Beleuchtung des Inhaltes nun darthun. Die treffliche Vorrede schon beugt durch Verhaltungsregeln für Lehrer und Eltern der Schüler einer Menge von Uebeln vor, welche durch falsche Maßregeln bisher entstanden, weil wenig Musikfreunde, sogar wenig Musiklehrer genügend in vielen Geheimnissen der Kunst unterrichtet sind. Wie schön sind die Ermunterungsmittel aufgezählt, wodurch man den Fleiß des Schülers aneifern kann. Großartig ist die Aufforderung des berühmten Meisters an die Lehrer im Violinspiel, daß sie ihm zu seiner Bereicherung ihre Erfahrungen mittheilen möchten, welche sie beim Gebrauch seiner Violinschule etwa machen möchten. Hier sieht man den großen Ernst des wahren Künstlers für die Erreichung des schönen Zweckes" ..... Am Schlusse heißt es noch: „Der berühmte Meister Spohr hat sich durch dieses treffliche Werk allein schon seine Unsterblichkeit gesichert und also zu dem schönen unverwelklichen, sein Haupt schmückenden Lorbeerkranze nur noch ein neues herrliches Blatt hinzugefügt."

Im Sommer 1832 wurde mir von meinem Arzt eine Kur in dem bekannten warmen Schwefelbade Reundorf verordnet, weil ich an Steifigkeit im Knie litt, welche ich mir im letzten Winter beim Schlittschuhlaufen durch eine Erkältung zugezogen hatte. Meine Frau, welche mich begleitete, hatte unter anderer Lektüre auch die Gedichte meines Freundes Pfeiffer, die erst jetzt nach seinem Tode im Druck erschienen waren, mitgenommen, und da ich schon längst gewünscht hatte, zu seinem Andenken etwas daraus zu componiren, so wählte ich eines derselben: „Die Weihe der Töne", welches mir sehr gefiel und zur Composition einer Cantate vorzüglich geeignet erschien. Als ich aber die Arbeit beginnen wollte, fand ich, daß sich der Text dieser Gattung doch nicht hergeben wollte; ich bekam vielmehr Lust, den Inhalt dieses Gedichtes in einer Instrumental-Composition zu schildern, und so entstand meine vierte Symphonie unter dem Titel: „Die Weihe der Töne". [In einem Briefe an Speyer vom 9. Oktober 1832 heißt es darüber: „Obgleich ich jetzt, ohne Theatergeschäfte*), Muße genug zum Componiren hätte, so habe ich doch in der letzten Zeit nicht recht zur Arbeit kommen können. Bei dem großen Antheil, den ich an der politischen Wiedergeburt Deutschlands nahm und fortwährend nehme, haben mich die letzten Rückschritte zu sehr geärgert, als daß ich mich hätte ruhig in eine Arbeit vertiefen können. Doch habe ich unlängst wieder eine große Instrumental-Composition vollendet. Es ist dies eine vierte Symphonie, die aber in der Form von den früheren sehr abweicht. Es ist ein Tongemälde nach einem Gedichte von Karl Pfeiffer: „Die Weihe der Töne", welches abgedruckt und vor der Aufführung im Saale vertheilt oder laut vorgetragen werden muß. Im ersten Satz hatte ich die Aufgabe, aus den Naturlauten ein harmonisches Ganze zu bilden. Dies wie das ganze Werk war eine schwierige, aber höchst anziehende Aufgabe ꝛc."]

*) Das Hoftheater war in jener Zeit geschlossen.

Meine musikalischen Freunde in Hannover, Freund Hausmann an der Spitze, hatten kaum meine Anwesenheit in Rennderf erfahren, als sie sich zum Besuch mit ihren Instrumenten ankundigten und mir dadurch Gelegenheit verschafften, den in Rennderf anwesenden Musikfreunden eine Musikpartie zu geben, bei welcher ich die unlängst geschriebenen Quartetten producirte. Meine Kur ging inzwischen glücklich zu Ende und befreite mich von meiner Knielähmung hauptsächlich durch eine kräftige, aber sehr schmerzhafte Teuche auf die leidende Stelle. Nach Cassel zurückgekehrt, beendigte ich vor allem meine neue Symphonie und gab sie dann den Musikfreunden in einer Probe und später in einem Abonnements-Concerte zu hören. Noch immer erinnere ich mich mit Freuden der großen Wirkung, die sie auf alle Zuhörer machte. Bald darauf wurde sie mit vielem Beifall im Gewandhaus-Concert in Leipzig gegeben, und Rochlitz berichtete in seiner Musikalischen Zeitung mit Begeisterung über das Werk. Keine meiner Symphonien hat sich einer so weiten Verbreitung in fast allen deutschen Städten zu erfreuen gehabt, und noch immer ist sie ein Lieblingswerk, das in den meisten stehenden Concerten alljährlich wenigstens einmal wieder gegeben wird.

Im April 1832 wurde auf Anordnung des Kurprinzen das Hoftheater „auf unbestimmte Zeit geschlossen", nachdem vorher allen Sängern und Schauspielern, welche nicht auf längere Zeit Contrakte besaßen, gekündigt war. Nur mit zwei Sängern, den Herren Köppel und Rosner (dessen Frau erste Sängerin war) konnte dies nicht geschehen. Ich wurde nebst der Kapelle ebenfalls vergefordert; allen von uns, die keine Rescripte vom Kurfürsten besaßen, wurde gekündigt und wir Uebrigen befragt, ob wir nicht gesonnen seien, unsere Stellen gegen Entschädigung, über welche mit jedem Einzelnen verhandelt werden sollte, aufzugeben. Ich, der ich zuerst meine Antwort zu Protokoll zu geben hatte, erklärte sogleich, daß ich dazu nicht geneigt sei, sondern das Weitere abwarten und im äußersten Falle Recht bei den Ge-

richten suchen würde. Die anderen Musiker schlossen sich dieser Erklärung einfach an, und so verloren wir nur einen Oboisten, den ich früher, auf des Kurfürsten Ermächtigung hin, zur Ergänzung der Kapelle von Prag verschrieben und der nach seiner Ankunft unglücklicherweise versäumt hatte, sich ein Rescript ausfertigen zu lassen. Dem ersten Fagottisten, der in gleicher Lage war, gelang es, seine Entlassung zu hintertreiben, weil er einen Brief von mir vorlegen konnte, in welchem ich ihm im Namen des Kurfürsten versprochen, daß sein Engagement bis zur Ausfertigung des Rescriptes durch den Brief verbürgt sei; durch diesen Umstand wurde er der Kapelle erhalten. Wir Uebrigen wurden nicht wieder vorgefordert, und es blieb daher Alles beim Alten.

Im Herbste 1832 machte mich mein Bruder Wilhelm in Braunschweig brieflich darauf aufmerksam, daß im November d. J. die goldene Hochzeit unserer Eltern sei und schlug mir vor, daß sämmtliche Kinder in Wanderesheim zusammenkommen, den Eltern gratuliren und sie mit einer Spieluhr beschenken wollten. Daß es die Eltern doppelt erfreuen würde, wenn ich damit auch eine musikalische Feier verbände, konnte ich mir leicht denken, und ich veranlaßte daher Wilhelm Wolff, den Bruder meines Schwiegersohnes, mir ein Gedicht zu machen, bei dessen Aufführung meine Frau und ich mit Piano und Geige das Orchester vorstellen wollten, meine drei Töchter die Solostellen, und meine Brüder mit ihren Frauen sowie meine Schwiegersöhne den Chor singen sollten. Ich machte mich denn, sobald ich nach meiner Angabe den Text erhalten hatte, sogleich an die Arbeit, schrieb eine heitere Polonaise (bei deren Vorspiel ich meiner Frau und mir sogar Gelegenheit gab, unsere Virtuosität auf unseren Instrumenten zu entwickeln), ließ dieser einen allgemeinen Chor folgen, an welchen sich dann die drei Soli meiner Töchter, die sich zum Schlusse dreistimmig vereinten, anreihten, und fügte endlich noch einen allgemeinen Schlußchor hinzu. Während ich mit Frau und

Kindern die Fest-Cantate einstudirte, schickte ich auch den Brüdern zu gleichem Zwecke ihre Oberstimmen zu, und wir kamen dann einige Tage vor dem Feste, welches am 26. November stattfand, in Gandersheim zusammen. Da uns die Eltern nicht Alle logiren konnten, so miethete ich für mich und meine zahlreiche Begleitung sämmtliche Räume eines Wirthshauses und berathschlagte dann mit meinen Brüdern und Schwiegersöhnen, wie wir am besten und glänzendsten die Feier begehen könnten. Wolff schlug vor, vor allem den schönsten Saal der Stadt zu miethen, ihn mit Festons von Tannenzweigen, Immergrün und gemachten Blumen zu schmücken, dort unsere Geschenke aufzustellen und vor den Eltern und den befreundeten Familien, unsere Cantate aufzuführen. Nach dem Saal war nicht lange zu suchen, denn es gab nur einen am Orte, der überdies für alle die eingeladenen Freunde des Hauses kaum groß genug war. Das Nöthige zur Ausschmückung desselben ließen wir nun in großer Menge aus dem Walde herbeischaffen und waren dann sämmtlich mehrere Tage lang mit dem Winden der Festons und dem Verfertigen der Papierblumen, sowie mit Zeichnen und Malen von Transparenten beschäftigt. Wenn wir dann Alle dieser Arbeit müde waren, begann ich die Proben zur Cantate und mußte den Fleiß der Frauen bewundern, die ihren meist total unmusikalischen, aber mit guten Stimmen begabten Männern die Tenor- und Baßpartie der Chöre doch so gut einstudirt hatten, daß es sich wie Musik anhören ließ. So verging die Zeit bis zum Feste sehr schnell und wir hatten dann die Freude, die Eltern von unserer Feier tief ergriffen und unsere Geschenke von den Gandersheimer Freunden sehr bewundert zu sehen. Es bestanden diese außer einer Spieluhr, welche besonders angestaunt wurde, in einem bequemen und sehr schön von den Braunschweiger Schwiegertöchtern gestickten Lehnstuhle für den Vater und in zahlreichen von den Casseler Frauen angefertigten Arbeiten für die Mutter. Das Festmahl, welches zum Theil aus dem elterlichen Hause, zum Theil aus einer Restauration herbeigeschafft

wurde, war sehr reich, und die von uns Brüdern mitgebrachten Getränke fanden ebenfalls großen Beifall, so daß das Spohr'sche Jubelfest sehr zufriedenstellend ablief und in Gandersheim noch lange davon die Rede war. Erfreulich war dabei die allgemeine Theilnahme der Stadt und der Umgegend, welche sich unter Anderem auch darin äußerte, daß meiner Mutter für die zahlreichen Gäste, als Beisteuer für deren Unterhalt, das Haus voll Viktualien geschickt wurde, z. B. Wildpret, Würste, Mehl, Eier, Früchte und Kuchen. Das ganze Fest hatte dadurch einen ächt patriarchalischen Charakter; ein Jeder strebte darnach, sich dem alten, würdigen Paare freundlich und erkenntlich zu zeigen und den Mann zu ehren, der ihnen seit einer langen Reihe von Jahren als treuer Arzt mit Rath und Hülfe beigestanden und die Noth der Armen, wo er konnte, stets gelindert hatte.

Nach meiner Rückkehr erhielt ich vom Kurprinzen den Befehl, anstatt der seit dem Frühjahre bereits eingestellten Theatervorstellungen während des Winters eine Reihe von Concerten zu veranstalten, die allwöchentlich am Sonntage zum Vortheil der Theaterkasse stattfinden und in welchem die zurückgebliebenen Sänger beschäftigt werden sollten. Das Publikum aber, aufgebracht darüber, daß die Concert-Einnahmen nicht, wie bisher, in die Unterstützungskasse für die Witwen der Orchester-Mitglieder fließen sollten, traf die Verabredung, gar nicht darauf zu subscribiren und so war die Einnahme fast null. Nur wenige Concerte, z. B. das, in welchem „Die Weihe der Töne" zuerst gegeben wurde, waren zahlreich besucht; in den andern aber sah es wüst und leer aus. Indessen mochte dem Kurprinzen, sowie der Gräfin Schaumburg der Winter ohne Theater sehr langweilig vergangen sein; denn gegen das Frühjahr hin bekam ich den Auftrag, mich nach Meiningen zu begeben und eine daselbst befindliche herumziehende Schauspieler-Gesellschaft unter der Direktion von Bethmann aus Berlin für die Monate März, April und Mai zu engagiren. Da ich den Wunsch äußerte, meine

Frau mitzunehmen, so befahl der Kurprinz dem Oberstallmeister von der Malsburg mir einen bequemen Hofwagen aus dem Marstall zu geben und wir reisten darin mit Extrapost nach Meiningen ab. Es gab aber außer den Unterhandlungen mit Bethmann noch andere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dieser hatte nämlich bis über den Sommer hinaus Engagement beim Meininger Hof, und der Herzog mußte für eine frühere Entlassung der Gesellschaft gestimmt werden, wozu mir aber die Herzogin, obgleich sie mit ihrem Bruder wegen der Zwistigkeiten mit der Mutter damals nicht gut stand, dennoch verhalf. Bald nach meiner Rückkehr traf denn auch Bethmann mit seiner Gesellschaft ein und gab zur Eröffnung des neuen Theaters den „Freischütz" mit vielem Beifall; besonders gefiel Fräulein Meisselbach als Agathe sehr. Der bisherige Theaterdirektor Feige und ich wurden dann als Aufsichtsbehörde über Herrn Bethmann bestellt, und demselben die drei noch in Engagement befindlichen Sänger, das Orchester, sowie das ganze Maler- und Theaterarbeiter-Personal, die reiche Garderobe und die Dekorationen u. s. w. zur Verfügung überwiesen. Wir entwarfen von nun an das Repertoir gemeinschaftlich, Feige und Bethmann für das Schauspiel und ich für die Oper und waren bald im Stande, alle früheren, auf unserem Theater gegebenen Opern wieder zur Aufführung zu bringen. In dieser Zeit schrieb ich mein drittes Doppel-Quartett (E-moll) und eine zweite Concertante für zwei Violinen, welche bald darauf bei Simrock in Bonn als Op. 87, und 88, erschienen.

Im Juni desselben Jahres war wieder ein großes Musikfest in Halberstadt, welches von dem Prediger Augustin und dessen Sohn als sechstes Elb-Musikfest unternommen worden und zu dessen Direktion Kapellmeister Friedrich Schneider aus Dessau und ich eingeladen wurden. Es zeichnete sich von den früheren hauptsächlich dadurch aus, daß zu Bewirthung und geselligem Zusammensein der Fremden, sowohl der Zuhörer, als auch der

mitwirkenden Künstler, ein kolossales Zelt, oder vielmehr eine Bretterbude, auf dem Domplatz errichtet war, in welcher sich alle Fremden zu jeder Stunde des Tages versammeln konnten. Die Musik-Aufführungen fanden an drei Tagen statt und begannen mit Händel's Oratorium „Samson" unter Schneider's Direktion. Am folgenden Morgen wurden die Sehenswürdigkeiten Halberstadt's, insbesondere die Gemälde-Sammlungen des Domherrn von Spiegel und Dr. Lucanus in Augenschein genommen. Abends sollte ein Concert im Schauspielhause stattfinden, da aber das Lokal nicht ausreichte, um die zahlreichen Zuhörer Alle aufzunehmen, so veranstaltete man zu gleicher Zeit ein zweites Concert im Saale des „Goldenen Engel", und die Vorträge der fremden Virtuosen und Sänger wurden an beiden Orten gleichmäßig vertheilt. Die ausgegebenen Billets waren auch zu den Proben gültig, weßhalb Jeder das eine Concert in der Probe, das andere aber am Abend der Aufführung hören konnte, wobei nur ein einziges Musikstück in beiden Concerten gegeben wurde, nämlich das beliebte Duett aus „Jessonda" zwischen Amazili und Nadori, gesungen von Madame Schmidt und Herrn Mantius, weil kein Theil sich dieses wollte nehmen lassen. Ich dirigirte im Saal und spielte mit dem Concertmeister Müller aus Braunschweig meine neueste Concertante in H moll. Am dritten Tage fand Vormittags das letzte Concert und zwar unter meiner Direktion statt, bei welcher Gelegenheit ich eine rothsammetne Decke mit einer silbergestickten Aufschrift auf meinem Dirigentenpult als Geschenk verfand. Es wurden in diesem Concerte die Symphonien in C-dur von Mozart und in C-moll von Beethoven, das Vaterunser von mir und ein Tedeum von Schneider gegeben und ich hatte die Freude zu bemerken, daß auch bei diesem Musikfeste meine drei Compositionen den ungetheiltesten Beifall fanden. Mittags beschloß ein brillantes Festessen in dem großem Zelte, bei dem es sehr tumultuarisch herging, das großartige Fest.

Den Rest der Ferienzeit mußten wir zu einer Reise nach Marienbad in Böhmen verwenden, wo meine Frau, die fortwährend an den Nerven litt, sich durch Trinken und Baden, so wie durch den Genuß der Gebirgsluft womöglich stärken sollte. Wir trafen unter den Badegästen auch Raupach aus Berlin; und ich machte mit ihm weite Spaziergänge, bei welchen er mir vielerlei von seinen bevorstehenden Theater-Arbeiten erzählte. Er war damals ganz erfüllt von einem neuen Schauspiele, welches er gleich nach der Rückkehr in die Heimath schreiben wollte, in dem er die Mucker und Frömmler zu geißeln beabsichtigte und dessen Scene er nach China verlegen wollte. Die Arbeit ist aber wahrscheinlich nicht fertig geworden, oder die Berliner Mucker haben Gelegenheit gefunden, die Aufführung zu hintertreiben; denn es ist meines Wissens kein derartiges Stück von Raupach öffentlich bekannt worden. Die Musik-Gesellschaft in Marienbad, deren Direktor ein Leinweber aus der Umgegend war, hatte mich mit der sehr gelungenen Ausführung der Cherubini'schen Ouvertüre zur „Medea" bei dem mir gebrachten Empfangsständchen erfreut und überrascht, weshalb ich mich nun um so leichter bereden ließ, für sie einen Walzer à la Strauß zu schreiben, da ich hierzu bei meiner Neigung, mich in allen Kunstgattungen zu versuchen, schon längst Lust gehabt hatte. Anfangs, als ich ihn dem dortigen Orchester eingeübt hatte, gefiel mir der Walzer auch ganz gut; später habe ich aber doch an ihm die Frische und Originalität vermißt, welche die meisten Walzer von Strauß und Lanner auszeichnen. Er ist demungeachtet auf den Wunsch meines Verlegers Haslinger in Wien, als Op. 89, nicht nur in der ursprünglichen Gestalt als Instrumentalstück, sondern auch im Arrangement zu zwei und vier Händen von ihm veröffentlicht worden. Nach Cassel zurückgekehrt, schrieb ich zunächst sechs vierstimmige Gesänge für Männerstimmen, die in Hamburg bei Schuberth als Op. 90 erschienen, und mein viertes Quintett in A-moll,

das ich im Februar des folgenden Jahres beendigte (Op. 91 bei Simrock in Bonn).

Im Frühjahr 1834, am 5. April, überraschten mich meine Kinder und Freunde mit einer außergewöhnlichen Feier meines fünfzigsten Geburtstages. Ich hatte für den Abend gerade eine Oper angesetzt und konnte gar nicht begreifen, weshalb diese von Seiten der Intendanz plötzlich aufbestellt wurde, was natürlich von den Meinigen hinter meinem Rücken erbeten war. Meine Frau und ich folgten nun an dem frei gewordenen Abend einer Einladung zu meinem Schwiegersohn Zahn und waren Beide nicht wenig erstaunt, hier in den festlich geschmückten und mit meiner bekränzten Büste, sowie mit sinnreichen Transparenten, Candelabern und Blumen gezierten Räumen eine glänzende Gesellschaft versammelt zu finden, die den Tag mit Musik (eine Cantate von Hauptmann), Anreden ꝛc. feierlich begehen wollten.

Es war dies leider die letzte Festlichkeit dieser Art, welche meine gute Frau erlebte. Der Aufenthalt in Marienbad hatte ihr nicht dauernd geholfen, und da ihr leidender Zustand schon mit dem Beginn des Winters zurückgekehrt war, so mußte sie in der nächsten Ferienzeit die Kur wiederholen. Diesmal trafen wir daselbst die Gebrüder Bohrer, und nachdem ich die frühere Bekanntschaft mit diesen geschickten Künstlern erneuert hatte, machten wir häufig Quartett-Partien zusammen, wozu wir auch den alten Leinweber, in welchem wir einen guten Violinspieler kennen lernten, heranzogen. Diese Musikpartien erheiterten auch meine Frau, die ihre Kur mit so gutem Erfolge gebrauchte, daß wir die Rückreise nach Cassel in der besten Hoffnung antreten konnten. Bald nachher verschlimmerte sich aber ihr Zustand auf's neue und ich fühlte mich nun wenig aufgelegt, an die Fortsetzung meines im April begonnenen neuen Oratoriums zu gehen. Schon im vorigen Jahre hatte mir nämlich Hofrath Rochlitz bei unserer Durchreise in Leipzig ein von ihm verfaßtes Passions-Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden" zur Com-

position angetragen. Obgleich dasselbe schon einmal unter dem Titel: „Das Ende des Gerechten" von Schicht componirt worden war, so nahm ich es doch mit Freuden an, da er mir versicherte, die frühere Composition sei zwar mit Beifall, aber ohne genügende Wirkung zu machen, aufgeführt; er habe deshalb den Text noch einmal umgearbeitet und halte ihn nun dem Zwecke entsprechender. Nachdem ich indessen erfahren, daß er diesen neuen Text auch Mendelssohn zur Composition vorgeschlagen habe, so fragte ich, bevor ich die Arbeit begann, bei diesem schriftlich an, ob er das Oratorium zu componiren gedenke? Da die Antwort verneinend ausfiel, und Mendelssohn mir schrieb, daß er sich selbst einen Text aus Bibelstellen zusammensetzen werde („Paulus"), so begann ich im Frühjahre 1834 meine Arbeit, die später durch die Badereise unterbrochen wurde. Als ich indessen bemerkte, daß meine Frau, trotz ihres leidenden Zustandes, sich doch eben so lebhaft für meine jetzige Arbeit interessirte, als für die früheren, so vergaß ich bald Alles über die Begeisterung, mit welcher ich mich derselben hingab. Empfing mich auch Dorette beim Nachhausekommen aus den Theaterproben stets mit kummervoller Miene und ängstlichen Andeutungen wegen ihrer Gesundheit, so zeigte sie doch auch wieder so große Theilnahme an dem Fortschreiten meiner Arbeit und hörte mit so lebhaftem Interesse zu, wenn ich das, was fertig war, im Cäcilien-Vereine probiren ließ, daß ich immer wieder mit neuem Muth an die Fortsetzung des Werkes ging. Häufig unterbrach sie mich wohl mit der melancholischen Frage: „Was soll aus unserer Therese werden, wenn ich meinem Zustand erliege?" — denn die Sorge um Therese war in jener Zeit ihre fixe Idee geworden — und wenn ich ihr darauf antwortete: „Eine glückliche Frau, wie es unsere anderen Kinder auch geworden sind", dann flog ein heiteres Lächeln über ihr Gesicht, denn sie mochte wohl auch bemerkt haben, daß sich trotz Theresens Jugend schon manche Bewerber um ihre Gunst bemühten, und daß auch von ihr namentlich ein Mitglied unseres Cäcilien-Vereines nicht ungern

gesehen wurde. So kam ich mit meinem Oratorium bis zum Schlusse des ersten Theils, und meine Frau erlebte noch die Freude zu sehen, mit welcher Theilnahme und Begeisterung es vom Cäcilien-Vereine gesungen wurde; dann nahmen aber ihre Kräfte schnell ab und sie wurde bettlägerig. Als ich das bedenkliche Gesicht unseres Arztes und Hausfreundes Dr. Bauer sah, zog ich auch noch den berühmtesten Arzt unserer Stadt, den Geheime Hofrath Dr. Harnier, hinzu. Doch auch er schüttelte den Kopf und konnte wenig Hoffnung zur Rettung geben. Da sich meine Töchter Emilie und Therese der Pflege der Mutter mit großer Sorgfalt unterzogen, so konnte ich auf Dorettens Wunsch, da sie sich für die Vollendung des Oratoriums lebhaft interessirte, während des Tages fortarbeiten, mußte des Nachts aber abwechselnd mit Emilien bei ihr wachen. Doch war ich kaum bis zur dritten Nummer des zweiten Theils gekommen, so ging es, da sich ihre Krankheit zu einem Nervenfieber gestaltet hatte, mit ihr zu Ende und heute noch gedenke ich mit tiefer Wehmuth des Momentes, wo ich ihrer Stirn den letzten Kuß aufdrückte!

Mein Schwiegersohn Wolff übernahm alle die traurigen Besorgungen der Bestattung, wozu ich mich in meiner Verzweiflung außer Stande fühlte, und so konnte ich mit meiner jüngsten Tochter, die sich über den Tod ihrer Mutter gar nicht zu fassen wußte und schon den letzten Tag zuvor bei ihrer ebenfalls kranken Schwester Ida zugebracht hatte, die Stadt auf acht Tage verlassen. Ich miethete mich im Gasthause zu Wilhelmshöhe ein, und wir versuchten durch langes und ermüdendes Umherlaufen in den benachbarten, winterlichen Wäldern die nöthige Fassung wieder zu gewinnen. Als wir dann aber nach der Stadt zurückkehren mußten, fühlten wir die Vereinsamung unseres Hauses nur um so tiefer. Ich konnte mich daher lange nicht entschließen, in der Partitur, wo ich den Todestag meiner geliebten Frau, den 20. November, bezeichnet hatte, fortzufahren, bis ich das Werk endlich am Ende des Winters, als die Arbeitslust wieder erwacht war,

vollendete und dann auch eine vollständige Aufführung desselben am Charfreitage (1835) veranstaltete. Der Gedanke, daß meine Frau die Vollendung und Aufführung des Oratoriums nicht mehr erlebt hatte, ließ mich keine rechte Freude über diese gelungenste meiner Arbeiten empfinden, und ich bin erst bei späteren Aufführungen zum vollen Bewußtsein ihrer Wirkung gelangt. Eine Wiederholung des Oratoriums konnte schon in demselben Sommer am ersten Pfingsttage stattfinden, den uns der Kurprinz ungewöhnlicherweise für ein Concert in der Kirche bewilligt hatte. Die bald darauf eintretenden Theaterferien mußte ich auf den Rath meines Arztes zu dem Besuche eines Seebades benutzen, und ich wählte dazu ein neu angelegtes, noch wenig besuchtes Bad Zandfort, eine Stunde von Haarlem. Außer Theresen sollte diesmal auch meine Schwägerin, Minchen Scheidler, die wir schon eine Reihe von Jahren seit dem Tode meiner Schwiegermutter bei uns hatten und die während unserer früheren Reisen gewöhnlich ihren Bruder, den Professor Karl Scheidler in Jena, zu besuchen pflegte, die Reise mitmachen und Beide freuten sich unaussprechlich darauf. Wir fuhren den Rhein hinunter über Düsseldorf, wo ich einige Tage zu bleiben beabsichtigte, weil Mendelssohn, der die Stelle als Musik-Direktor bei dem von Immermann neu errichteten Theater angenommen hatte, jetzt dort wohnte. Frau Regierungs-Rath von Sybel, bei welcher ich damals während des Musikfestes logirt, hatte von unserem Plan, in Düsseldorf zu verweilen gehört und bat mich, mein Absteigequartier wieder in ihrem Hause zu nehmen, was ich um so lieber annahm, als ich hörte, Immermann gehöre zu ihren Hausfreunden und bringe dort gewöhnlich seine Abende zu.

Die Geige begleitete mich, so wie auch meine letzten Arbeiten, darunter ein zweites, kurz vorher beendigtes Concertino (E-dur Op. 92, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig) auch auf dieser Reise. Zuerst kamen wir nach Frankfurt, verweilten

dort bei Speyer nur einen Tag und setzten dann von Bieberich ab die Reise auf dem Dampfboote weiter fort. In Düsseldorf wurden wir im Hause der Frau von Sybel sehr freundlich empfangen und hatten schon am ersten Abende die Freude, Immermann dort kennen zu lernen, der zum besonderen Vergnügen meiner Schwägerin sein liebenswürdiges „Tulifäntchen" vorlas. Ueber Mendelssohn, den ich dort vermißte, erfuhr ich, daß er zwar auch zu den Hausfreunden gehöre, aber an den Abenden, wo Immermann dort sei, niemals erscheine, weil er sich mit ihm, der das ganze Gewicht seiner Thätigkeit nur dem Schauspiele zuwende, über die Oper entzweit habe. Am anderen Morgen, wo ich Mendelssohn besuchte und seine Schwester bei ihm traf, spielte er mir die ersten Nummern seines Oratoriums „Paulus" vor, woran mir nur das nicht recht gefallen wollte, daß sie zu sehr dem Händel'schen Style nachgebildet waren. Destemehr schien ihm und seiner Schwester mein Concertino in E-dur zu gefallen, in dem ein eigenthümliches staccato in einem langen Striche als Novität vorkam, das er bei anderen Geigern noch nicht gehört hatte. Als er mir nun dasselbe auf sehr gewandte Weise aus der Partitur accompagnirte, konnte er dieses staccato nicht oft genug hören und bat mich immer von neuem, dabei wieder anzufangen, indem er zu seiner Schwester sagte: „Sieh', das ist das berühmte Spohr'sche staccato, welches ihm kein anderer Geiger nachmacht!" Als ich von da zu Immermann ging, proponirte mir dieser einen Besuch bei Grabbe, der sich damals auf Immermann's Einladung in Düsseldorf aufhielt, und so lernte ich diesen Sonderling noch an demselben Morgen kennen. Als wir bei ihm eintraten und der kleine Mensch mich Koloß zu Gesicht bekam, zog er sich schüchtern in eine Ecke seines Zimmers zurück, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren: „Es wäre Ihnen ein Leichtes, mich da zum Fenster hinaus zu werfen." Ich antwortete: „Ja, ich könnte es wohl, aber darum bin ich nicht

hierher gekommen." Erst nach dieser komischen Scene stellte mich nun Immermann dem närrischen, aber interessanten Menschen vor. Wir verlebten abwechselnd in Mendelssohn's und Immermann's Gesellschaft angenehme Tage im Hause unserer freundlichen Wirthe und setzten dann die Reise auf dem holländischen Dampfboot über Cleve, wo ich meinen alten Freund Thomae auf einige Tage besuchen wollte, weiter fort. Wir fanden ihn ebenfalls als Witwer; denn auch er hatte vor kurzem seine Frau verloren. Der Nußbaum in seinem Hofe, zu dem wir im Jahr 1818 bei unserem Familienbesuche die Nuß so feierlich gelegt hatten, grünte und blühte aber noch auf's Schönste. Thomae's Kinder, die nun sämmtlich erwachsen waren, und von denen der älteste Sohn als Notar in des Vaters Stelle getreten war, befanden sich ebenfalls kräftig und gesund; er selbst schien aber verstimmt und kränklich. Doch erfreute ihn unser Besuch sehr und er schenkte bei der Abreise meiner Therese, als Pathe seiner verstorbenen Frau eine goldene Uhr und bat uns, auf dem Rückweg wieder bei ihm einzukehren. So kamen wir, nachdem wir in Rotterdam das Dampfboot verlassen hatten, über Haag, Amsterdam und Haarlem glücklich nach Zandfort. Als wir uns dort im Badehause eingemiethet hatten und aus unseren Fenstern das Meer zum erstenmal sahen, brach meine Schwägerin in die verhängnißvollen Worte aus: „Hier möcht' ich ewig bleiben!" Nachdem ich mit dem Badearzte, welcher täglich mit dem Omnibus von Haarlem die Badenden zu besuchen kam, meine Kur besprochen und sogleich zu baden begonnen hatte, ging ich bald mit wahrer Wonne in's Meer, und es gewährte mir großes Vergnügen, darin herumzuschwimmen. Unsere Haus- und Tischgenossen waren einige Muckerfamilien aus Elberfeld und Barmen, deren Religionsansichten ich bald aus ihren Reden bei Tisch zur Genüge kennen lernte, die mich aber nicht reizten, nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen. Nach Tische machten wir in dem Walde, welcher gleich hinter den Dünen begann

und fast bis nach Haarlem reichte, unsere Spaziergänge, und so lebten wir bei dem schönen Wetter, wovon wir in jenem Sommer 1835 begünstigt wurden, sehr zufrieden in unserer Einsamkeit. Bald sollte diese aber durch einen unerwarteten Kunstgenuß unterbrochen werden, indem die Musikfreunde in Amsterdam, die meine Anwesenheit in Zandford in Erfahrung gebracht hatten, mich und meine Reisegefährtinnen zu einem Concerte einluden, welches sie mir zu Ehren veranstaltet hatten. Wir fuhren daher mit dem Omnibus nach Haarlem und von da mit der Treckschuit nach Amsterdam, wo wir auf Herrn Tenkate's, eines früheren Bekannten, Einladung, in dessen Hause abstiegen. Mit ihm besuchten wir das im Saale von Felix Meritis veranstaltete Concert, in welchem lauter Compositionen von mir aufgeführt wurden; zuerst eine meiner Symphonien, dann das Duett aus „Jessonda", gesungen von Herrn de Bruecht aus Haarlem und der ersten Sängerin vom deutschen Theater, darauf spielte Herr Tours aus Rotterdam ein Violin-Concert von mir und Herr de Bruecht beschloß das Concert mit einigen Liedern. Als wir dann bei unserem Hauswirthe zu Abend gegessen hatten und schon im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, wurde mir noch ein Ständchen gebracht, das wir auf dem Balkon des Hauses anhörten. Meine Schwägerin, die schon im Concert über Kopfweh geklagt hatte, mochte sich wohl, da sie trotz meiner Warnung, in der kühlen Abendluft das Ständchen mit anhörte, erkältet haben; denn als wir nach Zandford zurückgekehrt waren und am anderen Morgen den Badearzt zu Rathe zogen, fand es sich, daß bei ihr in der Nacht eine Hautkrankheit ausgebrochen war, die er jedoch nicht für gefährlich hielt. Die Ferienzeit nahete indessen ihrem Ende und der Arzt erklärte, nachdem die Kranke einige Tage das Bett gehütet hatte, wir würden in aller Kürze reisen können. Noch an demselben Abend aber, als die Sonne unterging, und ich, am Bette meiner Schwägerin sitzend, von der Rückreise mit ihr sprach, verlangte sie in krankhafter Aufregung,

aufzustehen, und während ich sie mit all' meiner Kraft kaum zurückzuhalten vermochte, fiel sie plötzlich in die Kissen zurück, verlor die Besinnung und hatte alsbald zu athmen aufgehört. In unserer Angst schrieen wir Beide, Therese und ich, nach Hülfe, worauf ein junger Mann, der neben uns wohnte und als Student der Medizin einen Aderlaßapparat mit sich führte, herbeieilte und ihr sogleich eine Ader öffnete. Doch vergebens! Es kam kein Blut mehr, der Arzt erklärte sie für todt und war nun bemüht, Therese, die vor Schreck ohnmächtig geworden war, wieder in's Leben zu rufen. So war denn der verhängnißvolle Wunsch meiner Schwägerin: „Hier möcht' ich ewig bleiben!" zur traurigen Erfüllung gekommen. Was wir dabei empfanden, als wir die Geschiedene wenige Tage nachher zu ihrer letzten Ruhestätte begleiteten und wie uns bei dieser Scene die im vergangenen Jahr in Cassel erlebte wieder um so lebendiger vor die Seele trat, das will ich nicht zu schildern versuchen.

Wir machten nun die Rückreise so schnell als möglich und trafen noch am Landungsplatze des Dampfboots nahe bei Cleve unseren Freund Thomae, welcher, nachdem er unseren neuen Verlust erfuhr, auf Erfüllung unserer Zusage, abermals in seinem Hause zu verweilen, nicht weiter bestand. Da ohnehin der Urlaub abgelaufen war, setzten wir unsere Reise nach Cassel ohne weiteren Aufenthalt fort. Dort aber empfand ich die Einsamkeit unseres Hauses ohne die Zurückgebliebene noch viel schmerzlicher und ich fing daher an, das Bedürfniß nach einer Lebensgefährtin, die auch an meinen musikalischen Arbeiten theilnehmen könnte, viel lebhafter, als bisher zu fühlen. Es war zunächst unser Cäcilien Verein, wo sich mir bei den wöchentlichen Uebungen Gelegenheit bot, in unbemerkter Beobachtung vielleicht ein weibliches Wesen herauszufinden, von dem ich hoffen durfte, daß es mir den Rest meines Lebens verschönen werde und geeignet sei, mir das verlorene Glück wiederzugeben. Da gedachte ich denn vorzugsweise der Schwestern meines verstorbenen Freundes

Karl Pfeiffer, deren ernsten Sinn und rege Theilnahme für die gediegenere Musikgattung ich durch ihren vieljährigen, unausgesetzt pünktlichen Besuch des Vereines erkannt hatte und von denen ich überdies durch ihren Bruder wußte, daß sie gleich ihm besonders für meine Musik eingenommen waren. Außerdem hatte ich bei meinen fast täglichen Spaziergängen in der Kölnischen Allee, die mich an dem Garten des Ober-Appellations-Rathes Pfeiffer vorüberführten, seit längerer Zeit Gelegenheit gehabt, das glückliche und anspruchslose Zusammenleben der Familie aus der Ferne wahrzunehmen. Da nun damals (September 1835) die kurhessischen Truppen zum Herbstmanöver zusammengezogen waren und beim Lustschlosse Wilhelmsthal ein Lager bezogen hatten, wohin die Bewohner Cassels zu lustwandeln pflegten, so kam auch ich auf den Gedanken, eine Partie derthin zu machen und ließ durch meine Tochter Therese von den Eltern Pfeiffer um die Erlaubniß für die beiden Töchter bitten, uns dahin begleiten zu dürfen. Auf dieser kleinen Fahrt hatte ich bei der Unterhaltung Gelegenheit, nun auch die hohe und vielseitige Bildung des Schwesternpaares kennen zu lernen, und so ward mein Entschluß vollends befestigt, mich um die ältere Schwester, Marianne, zu bewerben, deren Musikkenntnisse und solides Clavierspiel mir auch schon aufgefallen war, da sie einigemal zur Aushülfe im Cäcilien-Vereine accompagnirt hatte. Da ich nicht den Muth hatte, mündlich um sie anzuhalten, weil der Unterschied unseres Alters mehr als zwanzig Jahre betrug, so fragte ich schriftlich an, ob sie mir angehören wolle und fügte, um meine Werbung zu beschönigen, die Versicherung hinzu, daß ich mich von den gewöhnlichen Beschwerden des Alters noch ganz frei fühle. In höchster Spannung erwartete ich nun die Antwort. Zu meiner Freude fiel sie bejahend aus, worauf ich zu ihren Eltern eilte, um förmlich um sie zu werben. Sie segneten unseren Bund, und wir lernten uns nun immer näher kennen. Da ich bei meinem Alter nicht viel Zeit zu verlieren hatte, so bat ich, daß die Hoch-

zeit gleich nach Neujahr stattfinden dürfe, welches auch, nach einigem Widerstreben von den Eltern und der Braut, zugestanden wurde. Unsere Trauung wurde auf den 3. Januar 1836 festgesetzt, und ich bat meine Eltern, dabei Zeugen meines erneuerten Glückes zu sein. Doch wäre es am bestimmten Tage fast nicht zur Hochzeit gekommen, da die dazu erforderliche Erlaubniß des Kurprinz-Mitregenten, trotz aller Bemühungen meines Freundes, des Herrn von der Malsburg, der dieselbe als Hofmarschall auszufertigen hatte, nicht zu erlangen stand. Mein Schwiegervater, der dem Kurprinzen in früheren Jahren Vorlesungen über Staatsrecht halten mußte und schon damals nicht sehr in Gunst bei ihm war, hatte dieselbe ganz verloren, seitdem er als Mitglied des ersten Landtages (von 1831—32) durch seinen ausführlichen und überzeugenden Bericht bei den Ständen eine starke Herabsetzung des ihnen vorgelegten, unverhältnißmäßig hohen Militär-Etats bewirkt hatte. Der Kurprinz mochte dieses dem Vater Pfeiffer wohl nachtragen und deshalb die Erlaubniß zur Verheirathung seiner Tochter verzögern. Wir erhielten dieselbe wenigstens erst dann, als meine Braut, wie man von ihr ausdrücklich verlangte, einen Revers ausgestellt hatte, daß sie auf jede dereinstige Pension im voraus verzichte. Da ich für meine Frau nach meinem Tode auf andere Weise zu sorgen vermochte, so fügten wir uns dem Verlangen, und so konnte unsere Hochzeit am festgesetzten Tage doch noch stattfinden. Die zur Familie meiner Schwiegereltern gehörigen nächsten Verwandten, dreiunddreißig an der Zahl, nebst meinen Eltern, meinen Töchtern und deren Männer, waren sämmtlich zugegen. Die Trauung vollzog, auf den Wunsch meiner Braut, ihr Lieblingsprediger, Asbrand, den sie persönlich kannte und hochschätzte.

So lebte ich nun wieder in den früher gewohnten häuslichen Verhältnissen und fühlte mich unbeschreiblich glücklich im Besitze meiner Frau! Da wir häufig mit einander musicirten, so lernte ich immer mehr ihren feinen Sinn für das Edele in der Ton-

kunst kennen und konnte bei ihrer eminenten Fertigkeit im a vista-Lesen nicht nur in kurzer Zeit mit ihr Alles, was ich früher für Geige mit Clavierbegleitung geschrieben hatte, spielen, sondern es wurde mir auch gar manches Fremde dieser Kunstgattung, was ich bisher nicht kannte, durch sie erschlossen. Ich bekam daher große Lust, mich nun auch einmal in eigentlichen Duetten für Pianoforte und Violine zu versuchen. Das Erste, was ich dann für uns Beide schrieb, war das Duett in G-moll (Op. 95, Leipzig, bei Breitkopf). Hierbei bemerkte ich wiederholt mit großer Freude ihre lebhafte Theilnahme an meinen Arbeiten, in gleicher Weise, wie sie mich bei meiner seligen Frau so beglückt und gefördert hatte. War ein Satz niedergeschrieben, so konnte ich ihn, wenn ich ihn mit ihr spielte, sogleich vollständig hören, was uns Beide in gleichem Grade interessirte und beglückte. Außerdem componirte ich in dieser Zeit sechs Lieder für eine Altstimme, die als Op. 94, bei Simrock in Bonn erschienen.

Als dann der Sommer und die Ferienzeit herannahete, beschlossen wir eine Reise zu machen, um die beiderseitigen Verwandten zu besuchen. Da damals noch keine Eisenbahn existirte, so mußten wir, wie bisher, wieder mit Extrapost fahren und traten die Reise über Eisenach nach Gotha an, wo wir die an einen Kaufmann Hildt verheirathete Stiefschwester meiner seligen Frau aufsuchten. Wir trafen sie in ihrem Blumengarten, brachten da einen vergnügten Abend mit ihnen zu und reis'ten am folgenden Tage weiter nach Erfurt. Da die dortigen Musikfreunde im voraus unsere Ankunft erfahren hatten, so wurden wir sogleich im Gasthause „Zum römischen Kaiser" von einer Deputation empfangen, die uns in der schmeichelhaftesten Ansprache zu den für uns vorbereiteten Festlichkeiten einlud. Bei dem am ersten Mittag stattfindenden Fest-Diner wurde ich mit einem Bewillkommnungsgedichte begrüßt, worauf ein donnernder Toast auf mich, zur großen Freude und Genugthuung meiner Frau und Tochter, ausgebracht wurde. Abends fuhren wir nach dem Steiger, dem be-

liebtesten Vergnügungsorte der Erfurter; da es aber bald zu regnen anfing, so konnten wir von den schönen Gartenanlagen nicht viel genießen, sondern mußten vielmehr in den daselbst befindlichen Saal flüchten. Zum Glücke hatte man für ein gutes Fortepiano gesorgt und ich konnte daher der Gesellschaft mein neues Duo für Geige und Clavier, sowie mein Concertino in E-dur, welches beides ich mit meiner Frau spielte, zu hören geben. Therese sang darauf noch einige meiner neuesten Lieder, und von den Erfurter Herren und Damen wurden auch noch mein Baß-Duett aus „Faust" und verschiedene Lieder vorgetragen. Diese halb improvisirte Musikpartie schien der Gesellschaft ungemein großes Vergnügen zu machen, und so kehrten wir trotz des Regens sehr zufrieden nach der Stadt zurück. Am anderen Morgen wurden wir früh durch ein Ständchen überrascht, das uns von der auf dem Vorplatz aufgestellten Militär-Musik gebracht wurde. Es begann mit den wohlbekannten Klängen einer meiner Symphonien, worauf mehrere andere Stücke und zuletzt das erste Finale aus „Zemire und Azor" folgten. Sodann nahmen wir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, insbesondere den herrlichen Dom in Augenschein, wo uns beim Eintreten die Klänge der berühmten Orgel entgegentönten und darauf die Einleitung zu „Des Heilands letzte Stunden", sowie noch viele andere Melodien, meistens aus meinen älteren Oratorien, in ergreifender Weise vorgetragen wurden. Nachdem wir hierauf einem glänzenden Diner bei Frau Major von Rommel, einer Cousine meiner Frau, beigewohnt hatten, fuhren wir zu dem im Theater veranstalteten großen Concerte, in welchem bei festlicher Erleuchtung die „Weihe der Töne" und mein „Vaterunser" in sehr befriedigender Weise aufgeführt wurden.

Am anderen Morgen setzten wir die Reise nach Leipzig fort und wohnten auch dort wieder mehreren interessanten Musikpartien bei, welche meine alten Freunde, Rochlitz und Weiß, sowie die ausgezeichnete Pianistin Madame Vogt uns zu Ehren

bei sich veranstalteten und wo auch ich einige neuere, den Leipzigern noch unbekannte Quartetten, insonderheit das erst im vorigen Herbste componirte Quatuor brillant in A-dur (Wien, bei Haslinger, Op. 93) zu hören gab. In Dresden trafen wir im Gasthause „Zur Stadt Gotha" die Familie Kleinwächter aus Prag, Vater, Sohn und Tochter, sowie auch meinen Freund Adolph Hesse, den rühmlichst bekannten Organisten aus Breslau, der mir seit dem Jahre 1828, wo er mich zuerst in Cassel aufsuchte, persönlich bekannt und mir sehr zugethan war. Wir traten mit ihnen eine schon im voraus verabredete gemeinschaftliche Reise in die sächsische Schweiz an und machten die erste Strecke bis zum Eingang in den Ottewalder Grund zu Wagen, der uns dann, wenn unsere Kräfte vom Ersteigen der steilen Aussichtspunkte erschöpft waren, immer wieder erwartete und uns bequem von einer der herrlichen Felspartien zur anderen brachte. Dennoch gab es immer noch große und anstrengende Fußtouren, wie namentlich auch die Ersteigung des großen Winterberges bei drückender Hitze. Von Hirniskretschen, dem Zielpunkt unserer Reise, fuhren wir auf der Elbe nach Schandau, aßen dort vergnügt zu Mittag und neckten uns dabei gegenseitig über unsere Müdigkeit, die wir vor den mit uns zu Tische sitzenden Badegästen möglichst zu verbergen suchten, was zu manchen komischen Scenen Veranlassung gab.

In Dresden wohnten wir dann noch einer interessanten Quartettpartie bei, die der Kammermusikus Franz, mein ehemaliger Schüler, in seiner mit Kränzen und Blumen festlich geschmückten Wohnung veranstaltet hatte. Wir trafen dort auch die drei Kapellmeister Reissiger, Morlacchi und Rastrelli, und ich spielte eins meiner Doppelquartetten so wie mein neuestes Concertino. Da wir am anderen Morgen Dresden verlassen wollten, so hieß es nun von unseren liebenswürdigen Reisegefährten Kleinwächter und Hesse scheiden, in deren Gesellschaft wir so vergnügte Stunden verlebt und die mich während unseres Zusammenseins mit Liebe und Aufmerksamkeit wahrhaft über-

schüttet hatten. Sie schieden von uns mit thränenden Augen und wir setzten unsere Reise über Leipzig und Halle nach Braunschweig fort, wo wir meine Brüder Wilhelm und August besuchen und zugleich dem gerade dort abgehaltenen Musikfeste beiwohnen wollten. Die Aufführungen fanden in der Aegydienkirche statt und begannen mit Händel's „Messias." Obgleich uns das herrliche Werk von früheren Aufführungen längst genau bekannt war, so wurden wir doch durch die großartigen Chöre, ihre starke Besetzung und die Mozart'sche Instrumentirung auf's neue wahrhaft hingerissen. An den zwei folgenden Tagen gab es gemischte Vocal- und Instrumental Concerte; jedoch erschien uns deren Inhalt, der meist aus Opernsachen bestand, für die Kirche nicht ganz geeignet. Bei den verschiedenen Festessen, die an jedem Mittag in dem großen, auf der Wallpromenade errichteten Zelte stattfanden, ging es gewöhnlich sehr tumultuarisch zu; besonders komisch war aber eine Scene, die sich dabei am letzten Tag ereignete. Der Tenorist Mantius aus Berlin, der schon einige Lieder mit großem Beifalle gesungen hatte, wurde schließlich gebeten, noch das beliebte „Schön Hannchen" vorzutragen. Dieses Lied hat einen scheinbaren Schluß, auf den ein noch brillanteres Ende folgt. Nun brachen die Zuhörer immer schon mit ihrem Beifalle los, bevor Mantius bis zu Ende gekommen. Nachdem dies zu seinem Aerger schon bei einigen Strophen geschehen war, stieg er bei den folgenden auf eine Bank und zuletzt sogar auf den Tisch, um den Glanzpunkt endlich einmal zu Gehör zu bringen; aber wieder vergebens! Der scheinbare Schluß war zu verführerisch, und obgleich Mantius vor der letzten Strophe die Zuhörer abermals de- und wehmüthig gebeten hatte, ihren Beifall doch so lange zurückzuhalten, bis er wirklich zu Ende gekommen sei, so ließ sich dennoch einer derselben hinreißen, zur unrechten Zeit Bravo zu rufen, und das war genug, um alle Anwesenden mit einstimmen zu lassen. Die verzweifelte Miene, mit welcher nun der mit Beifall überschüttete Sänger vom Tische stieg, hatte etwas unaussprechlich Komisches.

Bei unserer Abreise von Braunschweig wurden wir vom Amtsrath Lüder, der sich ebenfalls zum Musikfeste eingefunden hatte, dringend eingeladen, auf dem Rückwege bei ihm noch einige Tage auf seinem Gute Gattenburg zuzubringen, wodurch dann diese interessante Reise auf würdige Weise beschlossen wurde.

In Cassel fand ich nach unserer Rückkehr von meinem früheren Schüler, dem Musikdirektor Gercke aus Paderbern einen Brief vor, in welchem wir zu dem am 21. Juli daselbst stattfindenden tausendjährigen Jubiläum des h. Liberius eingeladen wurden. Dasselbe sollte am ersten Tage durch Kirchenfeierlichkeiten und am zweiten durch die Aufführung meines Oratoriums: „Des Heilands letzte Stunden" festlich begangen werden. Da die Ferienzeit noch nicht ganz abgelaufen war, so faßten wir einen schnellen Entschluß und saßen nach wenig Tagen schon wieder im Reisewagen, in dem diesmal meine Schwägerin, Caroline Pfeiffer, den vierten Platz einnahm. Wir übernachteten in Lichtenau, fuhren aber am anderen Morgen schon so früh von dort ab, daß wir vor acht Uhr in Paderbern ankamen; wir fanden jedoch die Stadt bereits so voll Menschen, daß wir vor den beiden dortigen Gasthäusern abgewiesen wurden. Dem Wirthe des zweiten schien es aber doch zu leid zu thun, uns nicht aufnehmen zu können und er besorgte uns daher ein paar Zimmer in einem gegenüber liegenden Privathause. Wir konnten indessen dort nur zwei Betten erhalten und es mußte für mich und meine Frau für die Nacht im Gasthause selbst eine Schlafstelle eingerichtet werden und zwar in einem Zimmer, das am Tag ein Friseur zu seinem Geschäft und zum Verkaufe seiner Waaren inne hatte. Kaum in unsere unscheinlichen Zimmer eingetreten, erhielten wir von den Dilettanten der Stadt, so wie von den bei den Musik-Aufführungen betheiligten Künstlern, Besuche. Darauf wurden wir in ein befreundetes Haus geführt, wo man uns an den Fenstern die besten Plätze einräumte, um die glänzende Prozession, die den vergoldeten Schrein mit den Gebeinen des h.

Liberius nach dem Dome geleitete, bequem sehen zu können. Erst als das übermäßige Gedränge des Volkes nachgelassen hatte, gingen auch wir in den Dom, bewunderten das reiche und schöne Gebäude und hörten die D-dur-Messe von Karl Maria von Weber, deren allzuweltlicher Styl uns aber nicht recht gefallen wollte. Am folgenden Abend fand die Aufführung meines Oratoriums in der glänzend erleuchteten Jesuitenkirche statt, wo wir durch die bereits überfüllten Räume hindurch bis ganz vorn hingeleitet wurden, um auf gepolsterten Sesseln, die man uns dicht neben dem Bischof von Paderborn, so wie dem Ober-Präsidenten von Vincke und dem Commandanten der Stadt angewiesen hatte, Platz zu nehmen. Ich bemerkte mit Freude, daß auch hier für mein Oratorium große Begeisterung herrschte; Berde dirigirte sehr gut, die Chöre waren vortrefflich einstudirt und unter den Solosängern, die meistens aus Dilettanten bestanden, zeichnete sich besonders die bekannte Concert-Sängerin Frau Johanne Schmidt in der Partie der Maria aus. Kaum hatten wir uns nach diesem unruhig verlebten Tage zur Ruhe begeben, so erschallte unter unseren Fenstern eine Fackelmusik, wobei abwechselnd gespielt und vierstimmige Lieder gesungen wurden. Als ich mich bei dem wiederholten Hochrufen dankend zum Fenster hin wenden wollte, stellten sich mir aber die vor demselben aufgethürmten Schachteln unseres Mitbewohners hindernd entgegen und ich mußte deshalb den versäumten mündlichen Dank am anderen Morgen vor unserer Abreise schriftlich nachholen.

So kehrten wir denn auch von diesem Ausfluge sehr befriedigt nach Cassel zurück, wo dann für mich, aufgemuntert durch körperliches Wohlbefinden und meine höchst glückliche häusliche Lage, eine fleißige Compositions-Periode begann. Schon auf der Rückreise von Dresden hatte ich beständig an eine neue Composition gedacht und auch schon das Programm dazu entworfen. Es war dies eine zweite Sonate für mich und meine Frau, die später als Duett für Piano und Violine „Nachklänge einer

Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz" (Op. 96) bei Simrock in Bonn erschienen und unseren liebenswürdigen Reisegefährten aus Prag und Breslau gewidmet ist. Im ersten Satze suchte ich die Reiselust zu schildern, im zweiten die Reise selbst, indem ich die in Sachsen und dem benachbarten Preußen gebräuchlichen Hornfanfaren der Postillone in das Scherzo als dominirendes, von der Geige auf der G-Saite hornmäßig gespieltes Hauptthema mit auffallenden Modulationen des Fortepiano verarbeitete und dann im Trio eine Schwärmerei schilderte, wie man sich ihr so gern unbewußt im Wagen brütend überläßt! Das folgende Adagio gibt eine Scene aus der katholischen Hofkirche zu Dresden, welche mit einem Orgelpräludium auf dem Pianoforte allein beginnt; darauf spielt die Geige die Intonation des Priesters vor dem Altare, woran sich das Responsorium der Oberknaben genau in denselben Tönen und Modulationen, wie man sie in katholischen Kirchen und auch in der Dresdener hört, anschließt. Diesem folgt eine Castraten-Arie, wobei es die Aufgabe des Geigers ist, sie ganz im Ton und Style des dortigen Gesanges zu kopiren. Der letzte Satz schildert in einem Rondo die Reise durch die sächsische Schweiz, indem sie theils an die erhabenen Naturschönheiten, theils an die fröhliche, böhmische Musik, die man fast aus jeder Felsenpartie hervorschallen hört, zu erinnern sucht; eine Aufgabe, der in so engem Rahmen freilich nur ungenügend entsprochen werden konnte. Im Laufe des Jahres 1830 schrieb ich noch eine Anzahl Lieder, deren sechs in einem Heft als Op. 101 bei Breitkopf & H. herauskamen und worunter sich das auch im Musikalischen Album von Breitkopf und Härtel abgedruckte: „Sangeslust" mit vierhändiger Begleitung befindet, ferner einen Psalm für Chor und Solostimmen (Berliner Akademie der Künste Op. 92), dann ein größeres Gesangwerk: „Hymne an Gott" für vier Chor- und Solostimmen mit Orchester-Begleitung und eine Phantasie in Form einer Ouvertüre zu Raupach's mythischer Tragödie: „Die Tochter der

Luft", welche bald nachher in einem unserer Abonnements-Concerte zur Aufführung kam. Da sie mir aber in dieser Gestalt doch nicht recht gefallen wollte, so bearbeitete ich sie später zum ersten Satze meiner fünften Symphonie, die ich für die concerts spirituels in Wien componirte und die bald nachher bei Haslinger als Op. 102 im Druck herauskam*). Im Anfange des folgenden Jahres (1837) schrieb ich mein drittes Duett für Pianoforte und Violine in E-dur, welches später als Op. 112 bei Paul in Dresden herauskam.

Um dieselbe Zeit begann ich ernstliche Vorbereitungen zur Ausführung einer Idee, die mich schon lange beschäftigt hatte, nämlich ein Musikfest zu veranstalten, wozu mir in vieler Hinsicht Cassel als ein ganz geeigneter Ort erschien. Mein Plan dazu war folgender: Am Pfingstsonnabend sollte Nachmittags in der St. Martins-Kirche das Oratorium „Paulus" von Mendelssohn aufgeführt werden, am ersten Pfingsttage Abends bei Be-

*) Die erste Aufführung in Wien machte dort große Sensation, wie zahlreiche erfreuliche Berichte, begleitet von einem kostbaren silbernen Pokal mit passender anerkennender Inschrift, kund thaten. Die Wiener Musikzeitung sagte in einer sehr enthusiastischen Recension u. A.: „Es ist abermals ein Werk, das mit beredter Zunge seinen Meister lobt; ein Ganzes rein in sich abgeschlossen, so recht aus einem Gusse geformt. Die Einleitung, Andante C-dur, athmet heitere Ruhe, nimmt allmälig einen leidenschaftlichern Charakter an, und bereitet den Uebergang zum Allegro C-moll vor, das, mit einer Fülle harmonischen Reichthums glänzend ausgeschmückt, schon den Keim imposanter Wirksamkeit in sich trägt. . . . . Der zweite Satz, Larghetto As-dur, ist ein Conglomerat von tiefem Gefühl, warmer Phantasie, empfindungsvollem Gesange ꝛc.; hier spricht einmal wieder jeder Ton mit hinreißender Allgewalt zum Herzen. . . . . Das Scherzo, C-dur, tritt kühn herausfordernd, mit frischem Muth ins Leben; die scharfen Rhythmen, der ruh- und rastlose Wettstreit des blasenden und Bogen-Orchesters, das drängende Jagen und Treiben im Gegensatz zur sanften, spiegelklar hinfließenden Cantilene des Alternativs, — all dies effectuirt in solch originell affairirender Weise, wie Worte nicht versinnlichen können. . . . . Für das Finale presto, scheint der Tondichter das Beste so er vermochte, die Totalsumme seiner Schöpfungskraft aufgespart zu haben. . . . . Keine der zahllosen Schönheiten blieb unbeachtet, jeder Satz erhielt den gebührenden Tribut der Meisterschaft, ja das phantasiereiche Scherzo electrisirte so unanim, daß es da capo gespielt werden mußte." . . . .

leuchtung meine Symphonie „Die Weihe der Töne“ und das Oratorium „Die letzten Dinge“, am zweiten Pfingsttage Vormittag im Theater Concert der fremden und einheimischen Sänger und Virtuosen und an demselben Abend, wie gewöhnlich auf den zweiten Festtag, eine neue Oper. Die Einladungen nach auswärts, die Anschaffung der Musikalien und die Einübung der Oratorien im Gesangverein hatten bereits begonnen, als ich auf meine beim Kurprinzen eingereichte Bitte um Genehmigung nachstehenden höchsten Beschluß aus dem Geheimen Cabinet erhielt: „Die Tage der Aufführungen müssen geändert werden, indem dazu der Pfingst-Sonnabend, an welchem sonst die zum heiligen Abendmahl sich Vorbereitenden gestört werden könnten, nicht gestattet werden kann; desgleichen darf am Pfingst-Montag kein Concert (wegen der Kirche und der Oper) sein; auch dürfen in der großen Kirche keine Gerüste für das Chor aufgeschlagen werden, da solches wegen der fürstlichen Gruft unschicklich wäre. Seine Hoheit erwarten neue Vorschläge, indem Höchstdieselben erst hiernach die Erlaubniß ertheilen können.“ Ich entgegnete hierauf, daß bei einem Musikfest in Cassel nur dann ein günstiger Erfolg zu hoffen und das risico der sehr bedeutenden Kosten ohne Gefahr zu übernehmen sei, wenn dasselbe, wie bei anderen, namentlich den niederrheinischen Musikfesten üblich, an den Pfingstfeiertagen stattfände, wo eine Menge von Fremden zuströmten und die Musikfreunde der Umgegend nicht durch Geschäfte vom Besuch abgehalten würden; daß, wenn der Festsonnabend nicht gestattet würde, in der genannten Zeit keine zwei Abende auf einander folgend zu Kirchen-Aufführungen zu ermitteln wären. Da sich überdies in Cassel kein anderes passendes Lokal verfinde, als die große Kirche und in dieser das Aufschlagen des Gerüstes nicht erlaubt sein sollte, so sähe ich mich daher genöthigt, das beabsichtigte Musikfest gänzlich aufzugeben.

So unangenehm nun auch für alle Theile dies völlige Scheitern des Planes war, so mußte ich, ungeachtet der nicht unbeden-

tenden Kosten, die ich bereits gehabt, und die mir durch Wiederverkaufen der angeschafften Singstimmen an die Gesangvereine nur zum kleinsten Theil ersetzt werden konnten, dennoch dabei bleiben. Da wir indessen das Mendelssohn'sche Oratorium schon fleißig eingeübt und es immer lieber gewonnen hatten, so schlug ich es zur Aufführung in dem am ersten Pfingsttage zum Besten des Unterstützungsfond bewilligten Concerte vor, erhielt aber auch hierauf höchsten Orts eine abschlägige Antwort und wir mußten uns damit begnügen, das Oratorium den Musikfreunden am Clavier in zwei Privat-Aufführungen des Cäcilien-Vereins zu hören zu geben.

Im Sommer 1837 hatte ich eine Einladung nach Prag erhalten, meine Oper „Der Berggeist" dort zu dirigiren und gedachte daher gleich beim Beginn der Theaterferien von hier abzureisen. Als aber am Abend vorher der Urlaub noch nicht in der Theater-Kanzlei eingetroffen war, ließ ich mich im Zwischenakt der Oper beim Kurprinzen melden und fragte bei ihm an: „ob er mir irgend einen Auftrag auf die Reise mitzugeben habe?" In der ziemlich undeutlichen Antwort verstand ich zwar so etwas von nicht ausgefertigtem Urlaub, da ich indessen keine Zeit zu verlieren hatte, so sah ich mich genöthigt, demungeachtet am anderen Morgen vier Uhr abzureisen. Als ich in der Nähe meiner Wohnung den Theaterdirektor Feige schon so zeitig umher spazieren sah, so vermuthete ich, daß er vielleicht abgesandt sei, um zu erkunden, ob ich wirklich den Muth hätte, ohne die schriftliche Ausfertigung des Urlaubs abzureisen. Auch war ich am ersten Reisetage nicht ohne Besorgniß, daß man reitende Boten hinter uns hersenden und uns umkehrenmen lassen würde. Ich betrieb daher das Vorlegen der frischen Pferde auf den Poststationen so viel als möglich, und so kamen wir unaufgehalten über die Grenze hinaus. Nach einer sechstägigen Reise langten wir endlich in Prag an, wo Marianne und Therese sehr von der Pracht der Stadt frappirt waren und daneben die unerwartete Freude

hatten, durch die an den Straßenecken befindlichen Theaterzettel zu erfahren, daß am Abend meine Oper „Jessonda“ zum Debüt einer fremden Sängerin gegeben wurde. Daß die Oper auch hier sehr beliebt war, zeigte sich bei der Aufführung schon nach der Ouvertüre, da sie das Publikum da capo verlangte. Ebenso mußte auch das „Blumenduett“ und das Duett: „Schönes Mädchen“ wiederholt werden. Uebrigens ärgerte ich mich über mehrere Auslassungen, die indessen dem Prager Kapellmeister nicht zur Last fielen, sondern in Wien, wohin die Partitur gekommen, beliebt worden waren. Die Hauptsänger der Oper waren sehr gut, und so ließ sich auch vom „Berggeist“ Günstiges erwarten.

Am andern Morgen überraschte mich der Besuch eines eifrigen Musikfreundes, Dr. Hutzelmann, der erfahren hatte, daß ich ein Freund vom Schwimmen sei, und deshalb kam, mich nach der Militär-Schwimmschule in der Moldau abzuholen; der bei derselben angestellte Offizier, welcher mich begleitete, bemerkte bald, daß ich ein geübter Schwimmer war, und schlug mir eine Tour außerhalb der Schwimmschule vor, wobei er mich in einem von zwei Soldaten geführten Kahne begleitete. Meine Kleider nahmen sie mit und zogen mich, als ich etwa eine halbe Stunde mit dem Strome geschwommen hatte, in den Kahn, in dem ich mich ankleidete, während uns die Soldaten nach der Stadt zurückruderten. Indem ich neben dem Kahne fortschwamm, drehete sich die Unterhaltung immer nur um meine Compositionen, die der musikalische Schwimmlehrer fast eben so gut kannte, als ich selbst. Er machte mir den Vorschlag, jeden Tag eine ähnliche Promenade in der Moldau zu versuchen, und ich fand ihn am anderen Morgen mit seinem Kahn schon bei der Schwimmschule auf mich wartend. Unterdessen gingen die Proben zum „Berggeist“ sehr gut. Der dortige Kapellmeister hatte die Zimmer-Proben sehr sorgfältig abgehalten und Alles so genau einstudirt, daß die Oper bei zwei Aufführungen, die ich selbst dirigirte, vorzüglich gelang. Ich

wurde nicht nur beim Eintritt in's Orchester vom Publikum glänzend empfangen, sondern auch beim Schlusse der Oper jedesmal stürmisch herausgerufen. Die Sänger waren in den Hauptpersonen Madame Podhorski als Alma, die Herren Pöck und Emminger, als Berggeist und Oskar, sehr gut, und die Oper hat sich längere Zeit auf dem dortigen Repertoir erhalten. Wir blieben noch einige Tage in Prag und ich spielte in mehreren Gesellschaften nicht nur Quartetten, sondern auch meine Sonaten und Solo-Sachen mit Accompagnement meiner Frau, welche auch neue Compositionen von Kittl und Kleinwächter mit denselben vierhändig spielte und sich dabei durch ihr fertiges Notenlesen sehr auszeichnete. Dabei machte die Kleinwächter'sche Familie mit uns viele Excursionen in die schöne Umgebung von Prag, wodurch wir diese herrliche Stadt genau kennen lernten. Doch endlich mußten wir dieses angenehme Leben verlassen und uns wieder auf die Reise begeben. Nun kam die beschwerlichste Tour derselben bis nach Wien, wobei wir von Hitze und Staub, sowie von schmutzigen und erbärmlichen Nachtlagern viel zu leiden hatten. Halb todt gelangten wir am vierten Tage nach Wien und stiegen im „Erzherzog Karl" ab. Nachdem ich meine früheren Freunde aufgesucht hatte, verlebten wir dort sehr vergnügte Tage, welche wir dem schon von Cassel her mir befreundeten kurhessischen Gesandten von Steuber, dem Baron von Lanney, besonders aber meinem damaligen Verleger Haslinger zu danken hatten. Dieser führte uns jeden Abend in einen anderen Garten, wo Strauß und Lanner ihre Concerte gaben und wo man an kleinen Tischen nach der Karte sehr gut speiste. Einigemale besuchten wir auch die Theater, um die eigentliche Wiener Volksposse kennen zu lernen, doch waren meine Begleiterinnen mit dem Wiener Dialect nicht bekannt genug, um sie recht genutzen zu können.

Nach vierzehn Tagen, wo wir alle Freuden Wiens gekostet hatten, nahmen wir von den lieben Freunden Abschied und traten

die Reise nach dem himmlisch gelegenen Salzburg an, welche eine der schönsten ist, die man machen kann, besonders die erste Hälfte über die Seen bis zum Bad Ischl. In Salzburg, der mir als Mozart's Geburtsort heiligen Stadt, besuchten wir vor allem dessen Witwe, die jetzige Frau Staatsrath von Nissen, die sehr erfreut darüber war und bei welcher wir auch die beiden Söhne kennen lernten. Bei den Excursionen, die wir in einem der dort gebräuchlichen leichten Einspänner in die Umgegend machten, interessirte uns am meisten der berühmte Gollinger Wasserfall, so wie eine Autiopartie durch die Salzbergwerke von Hallein, die für meine Reisegefährtinnen noch etwas ganz Neues war. Von Salzburg ging es nun weiter nach München, wo ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, daß der Kurprinz von Hessen ebenfalls gerade eingetroffen sei. Da es nun galt, diesen wegen meiner Abreise von Cassel zu versöhnen, so wendete ich mich deshalb an den Hofmarschall von der Malsburg und erzählte ihm zugleich, daß ich von der Münchener Theater-Intendanz dringend aufgefordert sei, meine Oper „Jessonda" dort zu dirigiren, wozu ich aber zuvor des Kurprinzen Bewilligung erbitten wolle. Am anderen Morgen ließ mir dieser nun sagen, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn ich die Oper dirigirte, und er wolle in dem Falle auch seinen Aufenthalt noch verlängern, um sie selbst zu hören. Geschmückt mit einem von Herrn von der Malsburg entliehenen Hut und einem abgeschnittenem Stückchen seines Ordensbandes begab ich mich am anderen Tage zu der bestimmten Audienz und wurde vom Kurprinzen mit den Worten empfangen: „Sie waren uns ja in Cassel auf einmal verloren gegangen." Ich erwiederte: „Ich glaubte nicht anders, als mich ordnungsmäßig abgemeldet zu haben", und da er weiter nichts hierüber äußerte, so war die Sache damit für diesmal abgethan. Die beabsichtigte Aufführung der „Jessonda" kam indessen während meiner Anwesenheit in München nicht mehr zu Stande, da der König einige Tage später einen fürstlichen Besuch erwartete und

die Oper bis dahin verschoben hatte, inzwischen aber meine Urlaubszeit zu Ende ging. Wir reis'ten daher noch vorher von München ab, besuchten auf der Rückreise in Erlangen meinen Onkel, den Professor Adolf Hencke, wo wir auch dessen Schwiegersohn, den jetzigen Hofrath Rudolph Wagner zu Göttingen, kennen lernten, und kehrten noch vor dem Kurprinzen nach Cassel zurück.

Kurze Zeit nachher bekam ich einen Brief von Hermstedt, worin er im Auftrage der Fürstin von Sondershausen mich aufforderte, Lieder für eine Sopranstimme mit Clavier- und Clarinett-Begleitung für dieselbe zu schreiben. Da mir diese Arbeit sehr zusagte, so componirte ich im Verlauf einiger Wochen sechs Lieder dieser Gattung (Op. 103, Leipzig, Breitkopf & H.), die ich der Fürstin, auf ihren ausdrücklichen Wunsch, dedicirte, worauf ich einen kostbaren Ring von ihr zum Geschenk erhielt.

Das Jahr 1838 begann ich mit der Composition des „Vaterunser" von Klopstock (Op. 104, Leipzig, Breitkopf & H.), das ich doppelchörig für Männerstimmen, anfangs nur für Clavierbegleitung schrieb, dann aber für Harmonie-Musik instrumentirte, indem es für das zum Besten der Mozart-Stiftung zu Frankfurt veranstaltete Liederfest bestimmt war, wo es dann, obgleich ich selbst die Direktion hatte ablehnen müssen, am 29. Juli zuerst zur Aufführung kam und, trefflich einstudirt, den dortigen Berichten zufolge, eine recht feierliche, erhebende Wirkung hervorbrachte.

In den folgenden Monaten componirte ich wieder mehrere Lieder für Sopran oder Tenor, die als Op. 105 bei Hellmuth in Halle im Druck erschienen.

Inzwischen war endlich auch die erste öffentliche Aufführung des „Paulus" am Charfreitag in der Garnisonskirche zu Stande gekommen und wir sahen mit Vergnügen der Wiederholung desselben am ersten Pfingsttage entgegen, als plötzlich unsere gute Therese an einem bösartigen Nervenfieber erkrankte, das in kurzer Zeit ihrem blühenden Leben ein Ziel setzte. Am Dienstag vor

Himmelfahrt hatten wir noch hauptsächlich auf Theresens Wunsch eine vergnügte Partie nach Wilhelmshöhe gemacht; dort fing sie schon an über Unwohlsein zu klagen und mußte sich nach unserer Rückkehr sogleich zu Bette legen. Da Dr. Ludwig Pfeiffer, unser damaliger Hausarzt, der zweite Bruder meiner Frau, gerade abwesend war, so zogen wir abermals deren Onkel, Geh. Hofrath Dr. Harnier, zu Rathe, der die Kranke, obgleich noch keine ängstlichen Symptome sich zeigten, täglich wiederholt besuchte, bis er, nach Verlauf von acht Tagen, zu unserem großen Schrecken die Krankheit für Nervenfieber erklärte; das Fieber wurde nun immer heftiger, und da sie in ihren Phantasien sich viel mit der von uns beabsichtigten Reise nach Carlsbad beschäftigte, worauf sie sich sehr gefreut hatte, so versprach ich ihr, jedenfalls mit der Abreise auf ihre Genesung zu warten. Dies beruhigte sie zwar sehr, konnte jedoch das Fieber nicht mildern, und so mußte das neunzehnjährige blühende Mädchen am ersten Pfingstmorgen der bösartigen Krankheit erliegen. Der Verlust des talentvollen und gutgearteten Kindes machte uns so unglücklich, daß wir mit Sehnsucht den bevorstehenden Theater-Ferien entgegensahen, um die traurige Umgebung sogleich zu verlassen und fern von Cassel nicht in jedem Augenblick an unseren Schmerz erinnert zu werden.

Nachdem wir durch abermalige Verzögerung des Urlaubs noch acht Tage in Cassel zurückgehalten waren, konnten wir endlich am 23. Juni unsere Reise nach Carlsbad antreten und zwar in Begleitung meiner Schwiegermutter, der die dortige Kur ebenfalls angerathen war, was mir besonders wegen meiner Frau, die sich den Verlust unserer Therese sehr zu Herzen genommen, im höchsten Grad erwünscht war. In Carlsbad angelangt, trafen wir sogleich mit Hesse aus Breslau zusammen und machten auf unsern Brunnen-Promenaden bald auch die Bekanntschaft von anderen eifrigen Musikfreunden, denen wir an trüben Tagen, wo das Wetter keine gemeinschaftlichen Aus-

flüge in die überaus reizende Umgegend erlaubte, kleine Musikpartien in unserer Wohnung veranstalteten. Da eine junge Dame aus Breslau, Fräulein Ottilie Schubert vortrefflich sang, so studirte ihr meine Frau meine neuen Lieder mit Clarinettbegleitung ein, wobei ein vorzüglicher Clarinettist, Herr Seemann aus Hannover, die Clarinettpartie übernahm; so lernten unsere Zuhörer eine ihnen noch unbekannte Gattung von Liedern kennen, die ihr lebhaftestes Interesse erweckte. Später traf auch de Beriot mit seiner Schwägerin Pauline Garcia in Carlsbad ein, und sein im Theatergebäude veranstaltetes Concert gewährte uns einen großen Genuß. Er spielte sehr rein, brillant und fertig, wenn mir auch seine Compositionen nicht durchweg gefallen wollten, und Fräulein Garcia, die später so berühmt gewordene Madame Viardot-Garcia sang mit umfangreicher, nicht eben ausgezeichnet schöner Stimme aber großer Kunstfertigkeit. Besonders entzückte sie durch den Vortrag ihrer spanischen Romanzen und Lieder, die sie sich selbst auf dem Pianoforte sehr gut begleitete — — — —

*

* *

[Leider ist hier Spohr's erzählende Feder für immer verstummt! — Späteren Aufmunterungen von seinen Angehörigen, sie nochmals zur Fortsetzung zu ergreifen, pflegte er die Bemerkung entgegenzusetzen: „es wolle mit dem Schreiben nicht mehr gehen, und fänden sich zu gelegentlicher Weiterführung der Biographie hinlängliche Notizen in den Tagebüchern und Papieren seiner Frau", — worauf nun diese, eingedenk jener ausdrücklichen Hinweisung, sich entschlossen hat, ihre, freilich nur zu eigner Erinnerung gesammelten Notizen nebst Zeitungsblättern und Briefen aller Art, denjenigen Familiengliedern zur Disposition zu stellen, die es übernahmen, durch Auszüge daraus, ohne irgend welche schriftstellerische Gewandtheit zu beanspruchen, in einfach schmuckloser Wahrheitstreue, nach Spohr's eignem Beispiel, seine Lebensbeschreibung zu Ende zu führen.]

Nach glücklich beendigter Brunnenkur reiste Spohr von Carlsbad ab, und verweilte auf dem Rückweg in Leipzig, wo die befreundeten Familien durch schnell improvisirte Musikpartbien ihm einige höchst vergnügte Tage bereiteten, und wo auch er selbst sein beliebtes Quartett in A-moll und sein neuestes Concertino zum großen Entzücken der Zuhörer vortrug. Sehr erfreut war er bei dieser Gelegenheit auch die längst gewünschte Bekanntschaft von Rob. Schumann zu machen, der, obgleich im Uebrigen sehr still und ernst, doch mit großer Wärme seine Verehrung für Spohr an den Tag legte und ihn durch den Vortrag mehrerer seiner interessanten Phantasiestücke erfreute. Mendelssohn war leider gerade abwesend und drückte sein lebhaftes Bedauern hierüber in seinem nächsten Brief an Spohr aus, worin er denselben zugleich um Zusendung seiner neuesten Symphonie (Nr. 5 C-moll) ersuchte, da diese zur Eröffnung der kommenden Saison im ersten Leipziger Gewandhaus-Concerte aufgeführt werden sollte. Indem er im Voraus seinen Dank dafür ausspricht, fügt er zugleich in Beziehung auf ein ihm kurz zuvor bekannt gewordenes Lied von Spohr hinzu: „Da ich nun einmal im Danken bin, so muß ich ganz, ganz vielmal und herzlich für das schöne liebe F-dur-Lied mit der Clarinette, den „Zwiegesang" danken, das mir gar zu wohl gefällt und mich mit seiner großen Liebenswürdigkeit wie bezaubert hat, daß ich's Tagelang singen und mir verspielen muß. Es ist nichts Einzelnes, was ich davon hervorheben möchte, sondern eben der ganze süße natürliche Fluß, der von Anfang bis zu Ende so leicht dahin fließt und so wohl thut. Wie oft habe ich's mit meinen Schwestern

gesungen und mich daran immer auf's Neue erfreut. Dafür möchte ich nun gern danken! . . . ."

Die erste Arbeit, womit Spohr nach seiner Rückkehr nach Cassel sich beschäftigte, war ein viertes Quintett für Streichinstrumente (G moll), welches sowohl in seiner ursprünglichen Gestalt, wie auch in dem von ihm selbst gemachten Arrangement für Pianoforte zu vier Händen, bei Paul in Dresden als Op. 103 herauskam. — Zu derselben Zeit erhielt er den seltenen Auftrag, ein Hofconcert zu arrangiren, welches nach langen Hin- und Herberathungen endlich am 19. Sept. im Schloß zu Wilhelmshöhe zur Ausführung kam. Die Instrumentalstücke wurden von Mitgliedern der Hofkapelle ausgeführt, zu den Gesangsvorträgen aber empfahl Spohr einen am Hofe selbst angestellten, ausgezeichneten Dilettanten, Professor Kirnhaber aus Hildesheim, der seit einigen Jahren Erzieher bei den jungen Baronen Scholley, den Stiefsöhnen des Kurprinzen, war. Er verband mit einer schönen hohen Tenorstimme gute musikalische Ausbildung und regen Sinn für die Kunst, und mit wahrer Begeisterung erfüllten ihn bald Spohr's Compositionen, deren mannichfache Schönheiten sich ihm seit seinem hiesigen Aufenthalte immer mehr erschlossen hatten. Da nun auch Spohr eben so viel Freude an seinem persönlichen Umgang wie an seinem reizenden Gesangsvortrag fand, so durfte er bei keiner Musikpartie fehlen und seine Anwesenheit in Cassel gab Spohr Veranlassung zu manchen seiner anmuthigsten und beliebtesten Gesangsachen, namentlich der Liederhefte op. 101 und 105, der Duetten für Sopran und Tenor op. 107 (beides bei Simrock) und des bei Paul in Dresden einzeln herausgekommenen Liedes: „Mitternacht" von Franz Dingelstedt. Ueber letzteres schrieb der damals am Gymnasium zu Fulda angestellte Dichter später hocherfreut an Spohr: „Gestern Abend habe ich Ihr Lied: „Mitternacht" singen hören, und eile, noch ganz voll dieses Eindrucks, in Gedanken zu Ihnen, Ihnen mein Entzücken, meinen Stolz entgegen

zu bringen. Ich will nicht sagen, Sie hätten meine Worte aufgefaßt — was sind die am Ende? Nein, der Mitternacht selbst haben Sie die langen, getragenen, heiligen Weisen abgelauscht. Ich beklage zum ersten Male, nicht Techniker zu sein, um den Enthusiasmus der Kunstverständigen über Wechsel der Tempi, Tonart ꝛc. zu verstehen, zu theilen; ich bin eben in Ihrer Kunst nur Naturalist, genieße dies Product derselben aber doch tiefer und inniger als sie Alle, weil ich als Poet dabei empfinde! — Und nun keine Sylbe mehr von gewöhnlichem Lob und Dankpsalm! Sie haben mir eine schöne Stunde gegeben, eine Anregung, wie ich deren hier ach! nur so selten empfangen kann, einen Lohn für Erstrebtes, einen Sporn für künftige Höhe! Sie verstehen mich schon!" . . . .

Im October 1838 setzte Spohr auf seinen wiederholten Vorschlag endlich durch, nach dem Beispiel vieler größerer Städte Deutschlands nun auch ein Concert zum Besten des in Salzburg zu errichtenden Mozartdenkmals im Theater veranstalten zu dürfen; der erste Theil desselben enthielt u. A. die G-moll-Symphonie und das Clavierconcert in D-moll von Mozart; im zweiten Theil wurden lebende Bilder mit der entsprechenden Musik aus Mozartschen Opern dargestellt, wobei zum Schluß der letzte Chor aus dem Requiem ertönte, während die im Vordergrund der Bühne aufgestellte Büste Mozarts von Genien mit Lorbeer bekränzt wurde. — Eine ganz ähnliche Feier folgte im nächsten Frühjahr zum Besten des Denkmals für Beethoven, mit dem Unterschied jedoch, daß das Programm neben den auserlesensten Werken des verherrlichten Meisters auch eine Composition von Spohr enthielt, nämlich dessen neuestes Concertino: „Sonst und Jetzt", welches er selbst kurz zuvor in einem der regelmäßigen Winterconcerte zum erstenmal vorgetragen hatte und auf des Kurprinzen ausdrücklichen Wunsch bei dieser Gelegenheit wiederholen mußte. Der Beifall war beide Male ein außerordentlicher, und es erschien darauf unter vielen anderen Lobeserhebungen in

der Cassiler Zeitung nachstehendes Gedicht, woran sich Spohr besonders erfreute:

„Sonst und Jetzt".

Schöpfer unsterblicher Lieder
Führest Du alle Gemüther,
Hast Du uns himmlisch ergötzt.
Kennst Du lieblicher singen
Sonst als jetzt?

Unverletzt
Bleiben des Genius Schwingen
Ewig grün
Bleibt des Unsterblichen Kranz,
Wie auch im taumelnden Tanz
Eilende Hexen entfliehen.

Einst wie jetzt
Mögen Geschlechter verschwinden
Werden die Herzen empfinden,
Hast Du gelebt,
Dieses erfreut
„Sonst und Jetzt".

Zu Anfang desselben Jahres hatten schon andere bemerkenswerthe Concerte stattgefunden u. A. hatte sich Ole Bull zweimal im Theater (trotz des erhöhten Preises in gedrängt vollem Hause) hören lassen, und das Publikum zur lebhaftesten Bewunderung hingerissen. Auch Spohr nahm an dem wunderbaren Spiel seines Kunstgenossen den wärmsten Antheil und veranstaltete ihm zu Ehren eine Musikpartbie bei sich, worin er zuerst eines seiner eigenen Quartetten spielte, zu den folgenden aber an Ole Bull den ersten Platz abtrat und selbst die zweite Geige übernahm. Sein Urtheil über dessen Spiel kann am besten mit seinen eigenen Worten, die er darüber an Freund Speyer schrieb, hier wiedergegeben werden: „Ole Bull hat in diesen Tagen zwei Concerte im Theater gegeben und das Publikum sehr entzückt. Sein vollgriffiges Spiel und die Sicherheit der linken Hand sind bewundernswürdig, er opfert aber, wie Paganini, seinen Kunststücken zu viel Anderes des edlen Instruments. Sein Ton ist bei dem schwachen Bezug schlecht, und die A- und D-Seite kann er bei dem fast ganz flachen Stege nur in der unteren Lage und piano-sono gebrauchen. Dies giebt seinem Spiele, wenn er nicht seine Kunststücke lassen kann, eine große Monotonie. Wir erfuhren dies bei zwei Mozartschen Quartetten, die er bei

mir spielte. Er spielt übrigens mit vielem Gefühl, doch nicht mit gebildetem Geschmack." Bei aller Anerkennung, die Spohr den außerordentlichen Leistungen Ole Bull's zollte, waren ihm doch kleine Züge von Charlatanerie, die seinem einfachen Wesen stets so fern gelegen, nicht entgangen, und öfters erzählte er später unter gutmüthigem Lächeln zu seinem und Anderer Ergötzen, wie Ole Bull an einer Stelle, die ihm Gelegenheit bot, durch eines seiner unübertrefflichen pp. zu glänzen, noch sekundenlang den Bogen dicht über den Saiten schwebend gehalten, um das Publikum, welches in athemloser Stille dem letzten Verklingen seines immer schwächer werdenden Tones lauschte, glauben zu machen, es dauere derselbe in unerhörtem ppp. noch fort.

Um dieselbe Zeit fand zu wiederholten Malen die Aufführung einer kleinen Oper: „Der Matrose" Statt, an deren Composition auch Spohr mitgewirkt hatte. Der Text war von dem Regisseur der Oper, dem beliebten Komiker Birnbaum, aus dem Französischen bearbeitet und auf seinen Wunsch von vier hiesigen Componisten, Spohr, Hauptmann, Musikdirector Baldewein und dem Liedercomponisten, Musiklehrer Grenzebach, gemeinschaftlich in Musik gesetzt worden. Spohr hatte außer der Ouverture, das Lied eines heimkehrenden Matrosen nebst dem Finale übernommen und alle diese Nummern fanden, wie die ganze Operette, beim Publikum lebhaften Anklang; leider befand sich Spohr später nicht mehr im Besitz derselben, da sie in den Händen des Herrn Birnbaum, zu dessen Benefiz die erste Vorstellung bestimmt war, geblieben sind. Nur das höchst charakteristische Matrosenlied erschien nachher, von ihm selbst mit vierhändiger Clavierbegleitung versehen, bei Paul in Dresden im Druck.

Im April 1839 erhielt Spohr von England aus eine dringende Einladung, im September bei dem großen Musikfest zu Norwich sein Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden" zu dirigiren. Nachdem es ihm nun gelungen war, den dazu

erforderlichen Urlaub vom Kurprinzen zu erhalten, so wurde diesmal die sonst gewohnte Sommerferienreise auf einen kürzeren Ausflug beschränkt und dabei Besuche bei auswärtigen Verwandten und Freunden abgestattet. Zunächst ging es nach Holzminden — wo Spohr's jüngere Bruder August und Karl, ersterer als Kammerassessor, letzterer als Justizamtmann in Braunschweigischen Diensten, mit ihren Familien lebten — von da weiter nach Gandersheim zu dem ehrwürdigen Spohrischen Elternpaar und zuletzt nach Gattenburg zu Amtsrath Lüder. Die Geige durfte auch auf dieser Reise nicht fehlen und überall, wo Spohr hinkam, fand er dankbare Zuhörer, die sich überglücklich schätzten, seinem Spiele zu lauschen. Mehr als alle übrigen Vorträge entzückte aber seine allerneueste liebliche Composition, ein spanisches Rondo für Clavier und Geige, welches auch in Cassel bald eines der beliebtesten Musikstücke wurde und bis in die neueste Zeit geblieben ist. Als es später bei Mechetti in Wien als Op. 111 gestochen war, kam zugleich ein von Czerny verfertigtes Arrangement desselben für Pianoforte zu vier Händen heraus, gewiß eine willkommene Erscheinung für Alle, denen kein ausgezeichneter Geiger zur Ausführung der Originalcompositionen zu Gebote steht.

Nach Cassel zurückgekehrt, beendigte Spohr seine bereits vor der Reise begonnene „historische Symphonie im Styl und Geschmack vier verschiedener Zeitabschnitte." (Erster Satz: Bach-Händelsche Periode 1720. Adagio: Haydn Mozartsche 1780. Scherzo: Beethovensche 1810. Finale: Allerneueste Periode 1840), eine Arbeit, die ihm nicht nur während des Schaffens, sondern auch bei den nächstfolgenden hiesigen Aufführungen große Befriedigung gewährte. Auch auswärts, zunächst in London, wohin er sie auf ein Jahr an die philharmonische Gesellschaft verkauft, und später in Deutschland, wo sie erst nach Ablauf dieses Termins bekannt werden durfte, fand dieselbe die lebhafteste Anerkennung. Da sich jedoch auch manche Stimmen

dagegen erhoben, theils die ganze Idee einer solchen historischen Symphonie verwerfend, theils die Art der Ausführung tadelnd, so dürfte es wohl nicht ohne Interesse sein, gerade von diesen und ihrer verschiedenartigen Auffassung eine kurze Zusammenstellung zu geben. Am schärfsten sprach Schumann in seiner musikalischen Zeitschrift sich darüber aus: „Daß gerade Spohr auf diese Idee fällt, Spohr, der fertige abgeschlossene Meister, Spohr, der nie etwas über die Lippen gebracht, was nicht seinem eigensten Herzen entsprungen, und der immer beim ersten Klange schon zu erkennen — dies muß wohl Allen interessant erscheinen. So hat er denn seine Aufgabe gelöst, wie wir es fast erwarteten; er hat sich in das Aeußere, die Formen verschiedener Style zu fügen angeschickt; im Uebrigen bleibt er der Meister, wie wir ihn lange kennen und lieben; ja es hebt gerade die ungewohnte Form seine Eigenthümlichkeit noch schreiender hervor, wie denn ein irgend von der Natur Ausgezeichneter sich nirgends leichter verräth, als wenn er sich maskirt. So ging Napoleon einstmals auf einen Maskenball, und kaum war er einige Augenblicke da, als er schon — die Arme ineinanderschlug. Wie ein Lauffeuer ging es durch den Saal: „der Kaiser!" Aehnlich konnte man bei der Symphonie in jedem Winkel des Saales den Laut „Spohr" hören. Am besten, schien es mir, verstellte er sich noch in der Mozart-Haydnschen Maske; der Bach-Händelschen fehlte viel von der nervigen Gedrungenheit der Originalgesichter; der Beethovenschen aber wohl alles. Als völligen Mißgriff möchte ich aber den letzten Satz bezeichnen. Dies mag Lärm sein, wie wir ihn oft von Auber, Meyerbeer und Aehnlichen hören; aber es giebt auch Besseres, jene Einflüsse Paralysirendes genug, daß wir die bittere Absicht jenes letzten Satzes nicht einsehen. Ja, Spohr selbst darf sich nicht über Nichtanerkennung beklagen. Wo gute Namen klingen, klingt auch seiner, und dies geschieht täglich an tausend Stellen. Im

Uebrigen versteht sich, ist der Bau der Sätze ausgezeichnet, u. s. w." . . . .

In Wien mochten ähnliche Bemerkungen schon vor der Aufführung laut geworden sein, denn Baron Lannoy, der, selbst sehr entzückt von der Symphonie, mit Spohr ausführlich darüber correspondirte, erwähnt in seinem Bericht über die „höchst günstige Aufnahme des schönen Werkes": Man habe doch, um das Urtheil des Publikums nicht zu prevoeiren, für nöthig erachtet, auf dem Programm wenigstens die bezeichnenden Namen, wie Bach, Händel ꝛc., bei Angabe jeder Periode wegzulassen, und nur zu schreiben: Epoche von 1720 ꝛc. „Der lebhafteste Beifall ward dem ersten, zweiten, ganz vorzüglich aber dem letzten Satz gezollt; dem dritten etwas minder." — Mendelssohn fügte seinem sehr erfreulichen Bericht über die erste Aufführung in Leipzig hinzu: „Sie sind so gütig, mich nach dem Eindruck zu fragen, den die historische Symphonie auf mich persönlich machte. Ich weiß die hohe Ehre, die Sie mir dadurch erzeigen, zu sehr zu würdigen, als daß ich einem von mir so herzlich verehrten Meister gegenüber nur allgemeine Worte der Bewunderung darauf erwiederte, nur von dem vielen Vortrefflichen, Nachahmungswerthen spräche, das in jedem Ihrer großen Werke gleich hervortritt, und nicht auch eines Punktes erwähnte, in den ich mich noch nicht ganz habe hineinfinden können. Mir ist nämlich im letzten Stücke immer zu Muthe geworden, als wäre die neuere Zeit, eben gerade weil Sie sie in Musik ausdrücken, anders und großartiger hinzustellen gewesen; ich dachte, es würde dem Ganzen dadurch die Krone aufgesetzt werden, wenn nach den drei ersten in verschiedenem Style einfachen Sätzen nun ein letzter nach Ihrem eignen Sinn durchgeführt, recht ernsthaft und vielsagend käme, der in sich selbst den Hauptgedanken der Symphonie aussprächе. Sie werden darauf entgegnen, daß dergleichen eben kein Anderer in der neueren Zeit machen kann, daß eben die leichte pikante Manier der Anderen im letzten Satz

dargestellt sei; — aber daß Sie sich selbst und das, was Sie uns geben und für gut halten, vom letzten Satz fern halten, und nicht vielmehr vor Allem darin repräsentiren wollen, damit habe ich mich nicht versöhnen können; denn sogar für die Hauptwirkung des Ganzen würde mir ein größeres Instrumentalstück in freierer Form, etwa wie die Ouvertüre aus Faust oder so viele Ihrer herrlichen schwungvollen Ouvertüren an dieser Stelle mehr zusagen, als die leichten fröhlichen Rhythmen, die mich nicht beruhigen und mich nicht zum Schluß auf sichern, festen Grund und Boden stellen. Verzeihen Sie mir ja, hochgeehrter Herr Kapellmeister, und halten Sie mich nicht für unbescheiden, daß ich Ihnen gegenüber mir solche Freiheit nehme; ich sage alles das nur heraus, um recht aufrichtig gewesen zu sein, obwohl ich gewiß glaube, daß meine Meinung sich noch ändern wird, und daß ich vielleicht nach genauerer Bekanntschaft und öfterem Hören Ihres Werkes von selbst einsehen werde, daß ich mich geirrt." — Ob Mendelssohn (dessen Urtheil Spohr für das gewichtigste hielt) wirklich später anderer Ansicht geworden, darüber liegt nichts weiter vor, doch läßt es sich wohl erklären, daß Spohr sich selbst, so wie die übrigen gediegeneren Componisten seiner Zeit nicht als Repräsentanten einer neuen Zeit- und Geschmacksrichtung ansehen mochte, daß er vielmehr auf den von den älteren Meistern, insbesondere von Mozart, seinem höchsten Ideale, bereits angebahnten Wegen fortzuschreiten und seiner Individualität, so wie den vermehrten äußerlichen Hülfsmitteln gemäß weiter darauf fortzubauen strebte. So konnte ihm denn jene neuere, nur nach Effect haschende Richtung nicht zusagen, und er wollte, indem er dieselbe im Finale der Symphonie als Gegensatz gegen die vorhergehende gediegenere Musik hinstellte, wohl nicht nur die Oberflächlichkeit der meisten modernen Compositionen, sondern auch die immer mehr überhand nehmende Geschmacksrichtung des größeren Publikums andeuten.

Besonders viele, meist sehr erfreuliche Berichte liefen aus

England ein, worüber Spohr brieflich an einen musikalischen Freund äußerte: „Die Berichte, die ich über die Aufführung der Symphonie in London von allen Seiten erhalten, lassen mich hoffen, daß ich die frühesten Perioden (wozu ich förmliche Vorstudien gemacht hatte), so wie die beiden mittleren gut charakterisirt habe, nur über die neueste war man dort getheilter Meinung. Einige glaubten zu erkennen, daß ich in diesem vierten Satz die allerneueste Schule (dort spottweise die metallne genannt) habe persiffiren wollen, Andere aber, Freunde dieser Schule, fanden, daß dieser Satz klar darthun solle, daß die allerneueste Musik in ihrer Wirkung doch alles Frühere übertreffe. Da diese Widersprüche die allerneueste Musik am besten charakterisiren, so kann ich auch mit der Wirkung dieses letzten Satzes wohl zufrieden sein." ....

Recht überraschend waren die brieflichen Aeußerungen eines Russen, Gutsbesitzer Tarnefsky im Gouvernement Pultava, dessen Brief zugleich durch seinen übrigen Inhalt Spohr so angenehm berührte, daß hier ein Auszug daraus folgen mag: ..... Vous avez peut-être oublié que dans le cours de l'année 1830 un esclave se présenta à vous, un Russe nommé M. Encke, et vous lui donniez leçon de violon. Après Dieu, vous fûtes son second bienfaiteur, le créateur lui fit don d'une ame noble, vous la rendites plus pure, plus intelligente; grâce à vous il devint non seulement bon soliste, mais encore dirigeur excellent. Il parvint à faire exécuter par mon orchestre à moi d'une manière très satisfaisante les symphonies de Beethoven, Spohr, Mendelssohn. Votre élève vous doit sa liberté, pour ma part je vous dois la jouissance céleste, d'entendre une musique qui entraine l'âme au delà de la terre en lui indiquant le ciel. Tels sont les beaux fruits de votre coeur si beau. ..... Permettez-moi encore de vous exprimer toute ma reconnaissance pour votre Symphonie, „les quatre périodes de la musique." Vous avez expliqué ces

périodes d'une manière parfaite. Le Bach qui se trouve dans votre symphonie, il est au ciel, il ne vint pas encore sur cette terre; Haydn et Mozart descendirent sur cette terre, mais se souvinrent du ciel; Beethoven de cette terre s'élève au ciel; et votre quatrième période, enfant de la terre, est dépourvue de passeport pour entrer au ciel." . . . . . Am Schluß des Briefes heißt es noch: „L'organisation de mon orchestre, la voici: 10 Violons, 2 Alto, 2 Violoncelles, 2 Contrabasses, et le complet des instrument à vent, en tous 35 musiciens, et plusieurs voix pour former un choeur. Quant à vos compositions je les possède d'après le registre ci-inclus." (Dies Register enthält alle bis dahin geschriebenen Symphonien, Ouvertüren, Quartette, Doppelquartette, Concerte ꝛc. von Spohr, nahe an hundert Nummern.) „S'il y a encore quelque chose de plus, vous m'obligeriez infiniment en m'indiquant ces pièces, et où je pourrais les avoir." . . . . .

Zu Anfang September trat Spohr die Reise nach England an und zwar in Begleitung seiner Frau und seiner langjährigen Freundin Frau v. d. Malsburg*). Nach einer äußerst stürmischen Seefahrt und dadurch um sechs Stunden verspäteten Ankunft in London ward Spohr bei den sich nun entwickelnden Confusionsscenen zunächst durch die Ansprache eines ihm fremden Herren sehr angenehm überrascht, der — einen Befehl der Regierung vorzeigend — sogleich Spohr's Gepäck unvisitirt sich ausliefern und in ein elegantes Boot bringen ließ, welches sodann ihn und seine Gefährtinnen sicher und schnell ans Land brachte, wo der Wagen bereit stand, der sie dem gastfreundlichen Hause des Professor Ed. Taylor zuführen sollte. In dessen liebenswürdiger Familie fühlten die Gäste, umgeben von den sie ent

*) Da Spohr selbst diese englischen Musikfeste und die ehrenvolle Aufnahme, die ihm und seinen Werken dort zu Theil wurde, stets als Glanzpunkte in seinem vielbewegten Leben betrachtete, so wird die Beschreibung derselben wohl in etwas größerer Ausführlichkeit Platz finden dürfen.

zuckenden ächt englischen Gebräuchen alsbald sich heimisch, und nach wenigen Tagen war eine Freundschaft für's ganze Leben geschlossen. Die kurze Frist bis zur Weiterreise mußte schnell benutzt werden, um die Hauptmerkwürdigkeiten der Weltstadt kennen zu lernen, die die Reisenden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Einen gewaltigen Eindruck machte Allen der Besuch der Westminsterabtei, worüber es in den in die Heimath gesendeten Briefen heißt *): „Schon der Eintritt in das majestätische Gebäude, das wohl von allem Herrlichen in London der Glanzpunkt ist, macht einen so erhabenen und ergreifenden Eindruck, daß wir uns der Thränen nicht enthalten konnten; man glaubt wirklich nicht mehr in irdischen Räumen zu wandeln. Dazu aber klangen die Töne einer herrlichen Orgel, — denn es wurde gerade Gottesdienst gehalten, — und nun folgten doppelchörige religiöse Gesänge, so rein, so lieblich und gefühlvoll vorgetragen, daß sie wie Engelstimmen aus höheren Welten klangen. So etwas hatten wir Alle noch nie gehört. Und abermals erklangen Orgeltöne, wir vernahmen Spohr'sche Harmonien und unterschieden bald die ergreifenden Klänge seiner zehnstimmigen Messe und die großartige Ouvertüre zu „Des Heilands letzten Stunden", die, von dem berühmten Organisten Turle ausgeführt, sich herrlich ausnahmen...."

Doch die Zeit drängte zur Weiterreise nach Norwich, wo Professor Taylor **), der Hauptleiter des ganzen Musikfestes

*) Wenn hier und ferner zuweilen Stellen aus den von Spohr's Angehörigen geschriebenen flüchtigen Reiseberichten angeführt werden, so mag dabei zur Entschuldigung dienen: daß er selbst auf diesen Reisen weder Muße noch Neigung zum Briefschreiben hatte, dagegen es aber sehr gern sah, wenn seine Begleiterinnen fleißig nach der Heimath berichteten (was natürlich immer in seinem Sinne geschah), — und daß er selten einen solchen Brief abgehen ließ, ohne ihn vorher mit voller Zustimmung gelesen zu haben.

**) Als Mitglied des Comité hatte dieser auch die Correspondenz mit Spohr über sein Hinkommen besorgt, worüber im „Spectator" weiter mitgetheilt wird: „Es ist ein höchst ehrenwerther Zug des großen Meisters, daß er auf die Anfrage, welche Entschädigung er für die während der Reise und der Leitung des Oratoriums aufgewendete Zeit und Mühe verlange, einfach erwiederte: „Das Comité

schon im Voraus die nöthigen Vorproben zu Spohr's Oratorium gemacht hatte und die Reisenden nun empfing, um sie zum Mayor von Norwich hinzugeleiten, in dessen brillanter Behausung sie ihre Wohnung nehmen sollten. Gleich am nächsten Morgen führte der Mayor nun seine Gäste zum Gottesdienst in die Kathedrale, die von ungeheurer Größe ist und für die schönste in England gilt. In einem hierüber berichtenden Briefe heißt es: „Von einem solchen Gottesdienst, obgleich er an drei Stunden dauert, kann man nicht leicht ermüdet werden; die himmlische Musik, womit er auf die mannichfachste Weise durchwebt ist, vermag ich nicht zu beschreiben, und ausgeführt wurde sie — in einer Reinheit und Vollendung, daß auch Spohr sich davon ganz hingerissen fühlte. Die Gemeinde sang gar nicht, las aber immer nach in ihren Gesang- und Gebetbüchern, deren schönen Text (lauter Bibelworte) ich vollkommen, und zwar besser als die Predigt verstehen konnte. Der weißgekleidete Chor mit seinen zarten Tönen machte einen unwiderstehlichen Eindruck; Text, Musik und Vortrag, Alles stimmte so herrlich überein, daß ich meinte, ich könnte mir selbst im Himmel keine schönere Verehrung Gottes denken. Als wir uns am Schlusse mit der ganzen Versammlung auf den Rückweg durch die weiten Hallen des Prachtgebäudes begaben, stellten sich die Menschenmassen zu beiden Seiten, um uns durchgehen zu lassen, und Spohr wie ein Wunder anzustaunen; Viele ließen sich auch gleich in diesen heiligen Räumen ihm vorstellen; unser guter Mayor, der uns begleitete und Spohr führte, war ganz vergnügt und stolz über dies Alles. Seine Tochter Mary, ein reizendes Mädchen von fünfzehn Jahren, ist ebenfalls schon sehr

wird wohl nichts dagegen haben, mir die Reisekosten zu ersetzen?"" Wir freuen uns zu erfahren, daß die ungezwungene Bescheidenheit dieser Antwort und Spohr's Kommen nach England ohne mit dem Comité weiter deshalb zu verhandeln, von letzterem gebührend anerkannt und darauf beschlossen worden ist, Herrn Spohr eine Summe von mehr als 100 Guineen über den Betrag seiner Auslagen anzubieten."

enthusiastisch für die Musik und besonders für Spohr; auch spielt sie selbst sehr schön Klavier, und nachdem ihr Vater uns eröffnete, es würde sie lebenslang glücklich machen, einige Töne mit Spohr zu spielen, begleitete er ihr eine seiner Lieblings-Sonaten von Mozart. . . ."

Hätte Spohr die englische Sprache verstanden, so wäre vielleicht der Eindruck des Gottesdienstes bei ihm durch den Umstand gestört worden, daß die dabei gehaltene Predigt großentheils gegen sein Oratorium gerichtet war. Schon vor seiner Ankunft in Norwich hatten sich nämlich bedeutende Stimmen einer pietistischen Partei erhoben, die in Schrift und Predigt auf alle Weise darzuthun suchten, daß es sündlich und profanirend sei, einen so heiligen Gegenstand wie Christi Leiden und Sterben, zu einem musikalischen Kunstwerk zu benutzen. So hielt es denn auch an jenem Sonntag Morgen, wo Spohr die Kathedrale besuchte, ein frommer Priester für seine Schuldigkeit, eine vernichtende Rede gegen dessen Oratorium: „Calvary" — wie es in der englischen Uebersetzung heißt — zu schleudern und am Schluß seine Zuhörer zu beschwören, sie möchten, „um nicht ihre Seelen für eines Tages Vergnügen hinzugeben," von der Aufführung desselben hinweg bleiben. Das „Monthly Chronicle" erzählt hierüber weiter: „Wir erblicken nun auf der Emporkirche dem fanatischen Eiferer gerade gegenüber sitzend den großen Componisten, mit glücklicherweise englisch taubem Ohr, aber in so würdiger Haltung, mit dem Blick voll reinen Wohlwollens, und soviel Demuth und Milde in den Zügen, daß sein bloßer Anblick wie eine gute Predigt zum Herzen spricht. Wir machen unwillkürlich einen Vergleich und können nicht zweifeln, in welchem von Beiden der Geist der Religion wohnt, die den wahren Christen bezeichnet!" Am Tage nach der Aufführung des Oratoriums sagt dasselbe Blatt weiter: „Dieser Tag hatte über das Schicksal von „Calvary" zu entscheiden und im ungünstigen Falle wäre der Ruhm von Norwich für immer dahin gewesen. Die Gemüther waren daher

in großer Spannung, weil Viele den mächtigen Einfluß einer widerstrebenden Geistlichkeit fürchteten. Doch ein guter Geist und richtiges Gefühl triumphirten, und Stunden lang vor der Eröffnung der Thüren war die Sache entschieden. Von nah und fern strömten die Zuhörer zu Tausenden herbei in gespannter Erwartung und aufgeregtem Enthusiasmus, der während der Aufführung sich fortwährend steigerte; alle Erwartungen wurden übertroffen, und ein vollständiger Triumph gefeiert. Man kann mit Recht von diesem Oratorium sagen, daß ein göttlicher Hauch es durchweht; mehr als irgend ein Werk der neueren Zeit ist es aus warmem Herzen hervorgequellen und kann nicht ohne Thränen gehört werden....." — Der Bischof von Norwich, welcher seiner religiösen Richtung nach ebenfalls zu den Gegnern des Oratoriums gehörte und daher auf gespanntem Fuße mit dem Mayer stand, wünschte doch die persönliche Bekanntschaft von dessen berühmten Gast zu machen, und ließ wiederholte schriftliche Einladungen zum Diner an denselben ergehen; da diese aber in englischer Sprache abgefaßt waren, so fielen sie zunächst dem Mayer als Dollmetscher in die Hände, der dann jedesmal eine ablehnende Antwort in Spohr's Namen ertheilte. Endlich wurde der Vorschlag gemacht, daß er in einem der Concerte dem Bischof vorgestellt werden sollte, und auch dieses gab der Mayor nur unter der Bedingung zu, daß Spohr ihm versprächе, dem Bischof höchstens auf halbem Wege entgegen zu gehen und keinen Schritt weiter nach ihm hinzuthun, als Jener von seinem entfernten Sitz aus zu Spohr herschreiten würde.

Das Festhalten an dem steifen englischen Ceremoniell, das besonders in den großartigen Einrichtungen des Mayor vorherrschend war, gab noch öfter Veranlassung zu allerlei komischen Scenen und Erörterungen. So sandte Spohr gleich in den ersten Tagen, als er in die Probe seines Oratoriums gegangen war, von dort aus an seine zu Hause zurückgebliebenen Reisegefährtinnen zwei ihnen noch unbekannte Herren ab mit der Aufforderung, ebenfalls

hin zu kommen, um mit ihm den ergreifenden Eindruck, den der Anblick der prächtigen St. Andrew-Hall gleich beim Eintritt auf ihn gemacht hatte, zu theilen. Die Damen folgten begreiflicherweise dieser Einladung und nahmen ohne Bedenken die Begleitung der „im Hause noch nicht vorgestellten Herren" an, wodurch sie zwar Verwunderung und Entsetzen bei allen Bewohnern des Hauses bis zur Dienerschaft erregten, aber sich selbst die Freude bereiteten, bei ihrer Ankunft in der Halle noch Zeugen des beispiellosen Jubels zu sein, womit die Versammlung Spohr bei seinem Eintritt ins Orchester begleitete, worüber u. A. „Monthly Review" berichtet: „Ich wollte, alle Welt hätte den donnernden Applaus, den wahrhaften Sturm hören können, womit Spohr vom ganzen Orchester, bis herab zu den Oberknaben, begrüßt wurde. Dieser Empfang des großen, herrlichen Mannes, der Thränen der Rührung aus den Augen seiner Gattin hervorlockte, muß auch ihm tief zu Herzen gegangen sein." Am folgenden Abend sollte nun das erste Concert Statt finden und Spohr sein Concertino „Sonst und Jetzt" darin vortragen; da aber in dessen Schlußsatz einige schwere Stellen für die Trommel vorkommen, so hatte er sich den damit beauftragten jungen Trommelschläger am Vormittag in seine Wohnung bestellt, um ihm selbst die nöthigen Anweisungen dabei zu geben. Als nun der nette Knabe mit seiner Trommel erschien, fand es sich aber, daß er nur englisch verstand und es mußte in dieser Noth des Mayer's liebliches Töchterchen zur Hülfe herbeigerufen werden, die dann, obwohl befremdet über alle die unerhörten Vorgänge in ihres Vaters Hause doch willig den Versuch wagte, die durch Spohr ihr in französischer Sprache so halb klar gemachten Bemerkungen mit manchen ihr selbst unverständlichen Kunstausdrücken, dem fremden Knaben englisch auseinanderzusetzen, was schließlich so erwünschten Erfolg hatte, daß Spohr sich noch nach Jahren mit wahrem Vergnügen dieser allerliebsten und komischen Vermittlungsscene erinnerte. Am Abend, wo das erste der sechs Riesenconcerte in dem groß-

artigen von etwa 2000 Zuhörern und 500 Mitwirkenden angefüllten Lokal statt fand, gingen erst eine Symphonie von Haydn und verschiedene Gesangsnummern voraus, worunter auch das Duett aus Jessonda: „Schönes Mädchen"; dann aber waren, wie die „Times" erzählt, „alle Augen erwartungsvoll nach dem Orchester gewendet, um Spohr bei seinem Erscheinen mit enthusiastischem Jubel zu begrüßen ...." „Tiefe erwartungsvolle Stille herrschte beim Beginn seines Concertino's, welches er „Sonst und Jetzt" benannt hat, um sogleich die darin ausgeführten Gegensätze des älteren und des jetzigen Compositionsstyles anzudeuten." Die nun folgende, in den ausgesuchtesten Lobsprüchen sich ergießende Beurtheilung von Spohr's Spiel schließt mit den Worten: „Sein Instrument spricht eben so beredt zum Herzen, wie der herrlichste Gesang. Die vollendete Beherrschung seines Bogens wie seiner Finger, wird durch die wunderbare Macht seines mens divinior doch noch übertroffen. Das Concertino beginnt nach einem kurzen, aber prächtigen Präludium mit einer lieblichen Menuet aus der alten Schule, geschmückt mit dem ganzen Reichthum von Harmonien, die gleichsam von selbst aus Spohr's Feder zu fließen scheinen — dann folgt ein türkisches Allegro, voller Phantasie und sprudelnd von dem schimmernden Glanz moderner Ausführung."

Ueber die folgenden Concerte berichtet ein Brief in die Heimath u. A.: „Das erste geistliche Concert am Mittwoch Morgen war wundervoll; es dauerte von ½12—4 Uhr und enthielt im ersten Theil viel herrliche ältere Sachen von Purcell, Palästrina u. s. w., und im zweiten und dritten Theil das prachtvolle Händel'sche Oratorium: „Israel in Egypten", worin die Chöre mit ungeheurer Kraft und die Solo's von den englischen Kirchensängern ganz vollendet schön vorgetragen wurden. Spohr hatte unendliche Freude daran und meinte: nur englische Kirchensänger seien im Stande, Händel's erhabene Musik in ihrer ganzen Herrlichkeit wiederzugeben. Eine Eigenthümlich-

keit, die mir sehr gefällt, ist noch die, daß jedesmal, wenn ein Chor das Lob Gottes oder etwas unmittelbar auf Gott oder Christus sich beziehendes enthält, die ganze Menschenmenge aufsteht und denselben stehend anhört. — Das Abendconcert war in der Anordnung der Musikstücke dem vorigen sehr ähnlich. Es begann mit der Es-dur-Symphonie von Mozart, welcher dann noch zwanzig andere Nummern gemischten Inhalts nachfolgten, worunter auch einige Stücke aus Mozarts und Webers Opern, sowie Spohrs Terzett aus „Zemire und Azor", welches bei keinem englischen Musikfest fehlen darf. Spohr spielte mit seinem ehemaligen Schüler Blagrove seine reizende Concertante ganz unübertrefflich und der Effekt war wo möglich noch größer als gestern. Unser freundlicher Wirth, der an Aufmerksamkeiten sich selbst übertrifft, geleitet Spohr jedesmal feierlich hin und zurück, scheint sich auch überhaupt in seiner Nähe und in seinem Ruhm sehr glücklich zu fühlen. Heute ist nun, wie Alle behaupten, der Haupt- und wichtigste Tag, wo nämlich Spohrs Oratorium an die Reihe kam. Diese Musik kennt Ihr Alle und wißt, wie herrlich sie ist, aber wie sie hier sich ausnahm, in solchem Lokal, von solcher Masse tadellos ausgeführt, und mit solcher Begeisterung auch angehört, — das kann sich Niemand vorstellen, der nicht selbst dabei war. Bei und nach dem ersten Theil bemerkte man viel Ausrufe von Entzücken und Bewunderung, aber beim zweiten schien ein heiliger Schauer durch die ganze Versammlung zu weben, und immer mehr Augen füllten sich mit Thränen; nicht nur die Frauen, auch die starken Männer waren tief ergriffen! Und solche Wirkung halte ich erst für das höchste und reinste Lob. Es waren schöne, feierliche Momente auch für mich, als nachher die Schaaren von Herren und Damen, die sich nicht alle an Spohr selbst wagten, zu mir kamen, zu gratuliren und tief gerührt zu versichern, dies sei das Schönste und Erhabenste, was jemals componirt wäre u. dgl. m. Der dritte Theil, den Spohr mit uns in großem Entzücken an-

hörte, enthielt das Mozart'sche Requiem und andere Kirchenstücke von Mozart und Bach ..."

Auch die öffentlichen Blätter sprachen sich ausführlich über den tiefen Eindruck aus, den das Spohr'sche Oratorium hervorbrachte; so sagte u. A. „Norwich Mercury": „Die prachtvolle Halle war gedrängt voll, doch herrschte schon vor dem Anfang eine athemlose heilige Stille; ein feierlich andächtiges Gefühl beseelte die ganze Versammlung. — Der begeisterte Componist erhob den Stab — der Stab fiel nieder — und traurige Töne schwach und dumpf wie ferne Wehklage, dringen erschütternd an unser Ohr, und ergreifen mächtig das Gemüth; die glänzende Halle verwandelt sich in einen heiligen Tempel — jeder irdische Gedanke ist entflohen. — Die Ouvertüre offenbart uns den Charakter des Ganzen; der darauf folgende einleitende Chor von wohlthuendster Weichheit und Reinheit scheint uns einen Frieden zu versprechen, der für jetzt noch durch einen charakteristischen Anflug von Melancholie zurückgedrängt wird. Das hierauf einfallende Recitativ des Johannes erzählt den Verrath des Judas, und es folgt darauf unmittelbar in ergreifendem Contrast die Arie des Verräthers, worin die durch Gewissensbisse erregte Verwirrung des Gemüths vorzugsweise durch die Begleitung in gewaltiger Kraft und Wahrheit dargelegt ist. Jetzt beginnt die Partie der Maria mit einer lieblichen Arie von Frauenchor begleitet, die von inniger, frommer Anhänglichkeit durchweht, unser innerstes Gefühl anspricht. In einem schwierigen, sehr ausdrucksvollen Recitativ bereitet Johannes den Eintritt des Petrus vor, der seinen Meister verleugnet hat, in dessen Arie voll innigen Ausdrucks aber der Componist in richtigem Urtheil und Geschmack den Unterschied zwischen dem reuigen Gewissen des irrenden Apostels und der vorhergegangenen hoffnungslosen Seelenangst des Verräthers darlegt. In dem folgenden Chor herrscht einfache Majestät, ein kühnes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, dessen Ausdruck hervorstechend gelungen ist. — In der nun folgenden Scene,

wo sich der Gerichtssaal vor uns öffnet und Christus vor Kaiphas angeklagt wird, hat die Inspiration des Componisten ihren Höhepunkt erreicht: die mannichfach widerstreitenden Leidenschaften — die dämonische Aufregung des Volks, der demuthsvolle Schmerz der Jünger, die erhabene Resignation des Heilands — Alles dies führt er uns so lebendig, so schmerzlich ergreifend vor die Seele, daß wir fühlen, es sei unmöglich, durch Musik uns Wirklichkeit und Wahrheit näher zu bringen, als es Spohr in der Behandlung dieses hoch tragischen Moments aus des Erlösers Leben gelungen ist. Der zweite Theil beginnt mit einem einleitenden Trauermarsch und einem ergreifenden Chor der Jünger, der ihre Theilnahme und Klage über das Schicksal ihres Meisters ausdrückt. Der darauf folgende Chor von Priestern und Volk, die wild und grausam den Erlöser am Kreuze verspotten, scheint uns fast der mächtigste und wundervollste Satz im ganzen Werke. Von tiefster Wirkung sind ferner die rührenden Recitative des Johannes und der Maria, so wie deren Arie voll Melodie und Anmuth, an die sich die Perle des ganzen Oratoriums, das unübertreffliche Terzett für zwei Soprane und Alt „Jesus, himmlische Liebe" süß beruhigend anschließt. Dies Terzett ist ein Kunstwerk reinster Vollendung; Spohr hat selbst nie etwas Schöneres geschrieben. Der feierlich ernste Chor: „Allgütiger Gott" mit den canonischen Eintritten bei den Worten: „In seiner Todesnoth" ist wohl der eigenthümlichste nach Form und Auffassung. In meisterhaften Recitativen bereitet Johannes die letzte Schlußscene vor und nach Jesu letzten Worten: „es ist vollbracht", hören wir leisen Donners Rollen, das während dem schönen, ächt frommen Quartett wie warnend fortdauert. Das Orchester scheint nun alle Schranken zu durchbrechen und in wildem Sturme zu kämpfen, den nur die starke Hand des Componisten zu leiten und zu enden vermag. Wir hörten schon manche musikalische Darstellung von Gewitter und Sturm, aber keine gab es bisher, die dieser gleichkommt, und wir glauben den Grund dieser ungeheuern Wirkung darin zu finden, daß Spohr das

gewaltige Naturereigniß mehr im Großen, Allgemeinen als im Einzelnen aufgefaßt hat. Wir müssen zusammenschauern vor der ergreifenden Wirkung selbst, wie vor Bewunderung des Geistes, der alle Mittel der Kunst so zu verwenden und zu lenken wußte. Ruhe und Friede folgt. Ein Recitativ mit prächtiger Modulation leitet zu dem kurzen Choralsatz der Jünger, worin die Göttlichkeit des Erlösers einfach, fest und kräftig verkündet wird. Der Schlußchor, ein Gebet der Jünger voll Schmerz und gläubiger Hoffnung, ist einfach, melodisch und erhaben; ein musikalisch poetischer Erguß, der die Sympathie eines jeden Wesens, das gläubig auf ein Jenseits hofft, anregen muß. — Als der letzte Accord in seiner tragischen Größe dahin starb, blickten wir um uns her — es war kein Athemzug zu vernehmen, tiefe Stille ringsum, — Alle fühlten mächtiger, als sie es ausdrücken konnten. Es war ein Moment heiliger Empfindung, — kein lautes Entzücken, — der Eindruck war zu überwältigend und ließ alles Irdische verschwinden, — er war aber auch dauernd, und wird gewiß nimmer vergessen werden." — Auch über Spohr's Art zu dirigiren, berichten die englischen Blätter und „Spectator" nennt sie wahrhaft entzückend, wunderbar taktfest und dabei durch erläuternde Bewegungen den beabsichtigten Effekt deutlich anmerkend; worauf er weiter hinzufügt: „Wir sehen in Spohr einen Mann, der sich seiner Absichten klar bewußt ist und mit seinem Werk eben so vertraut in allen Einzelnheiten, wie im Ganzen. Wenn in der Probe irgend eine Note fehlte, so sang er sie, welches auch die Harmonie sein mochte und seine Stimme war dabei von großem Wohllaut." Ueber die folgenden Tage erzählt der oben angeführte Brief weiter unterm 20. September: „Gestern kam vor dem Beginn des Abendconcertes noch eine Deputation vom Comité an Spohr, mit der Bitte, sein Concertino noch einmal zu spielen, was er jedoch bestimmt ablehnte, um so mehr, da er sich schon dazu verstanden hatte, die Ouvertüre und Arie aus „Faust", womit der zweite Theil begann, selbst zu dirigiren. Sobald er zu dem Zweck das

Orchester betrat, wurde er wieder mit einem stürmischen und endlosen Applaus begrüßt, worin sich wahrscheinlich noch die Empfindungen über das Oratorium, welches der englischen Sitte gemäß nicht beklatscht werden durfte, kund thun sollten. Heute nun zum Schluß der herrliche Händel'sche „Messias", der seinen jedesmaligen Eindruck auch hier nicht verfehlte. So ist es denn vorüber das schöne Fest mit all seinen Freuden und Herrlichkeiten! Freilich bedurfte es einer geistig und körperlich kräftigen Natur, wie Spohr sie glücklicherweise besitzt, um binnen weniger Tage sechs 4½ stündige Concerte nebst Proben und täglichen Festdiners in voller Frische genießen zu können und daneben noch allen Besuchen und seltsamsten Anforderungen von nah und fern willig Genüge zu leisten. Auch der letzte Tag mit seinen Abschiedsscenen war noch ein höchst angreifender und hat mir, ich gestehe es, manche Thräne gekostet. Der Abschied von allen den lieben Menschen, die uns hier, obgleich fremd, mit so unbeschreiblicher Herzlichkeit aufgenommen, war höchst schmerzlich. Von der Liebenswürdigkeit dieser Engländer, von ihrer Liebe zu Spohr, die sich auch auf mich erstreckt, kann ich mündlich demnächst Wunderdinge erzählen. Wie hoch überhaupt hier in England Spohr geehrt wird, und zwar von allen Seiten und auf die mannichfachste Weise, das ist fast unglaublich". . . .

Nach solch überaus glänzendem Erfolg von Spohr's Oratorium, und nachdem er selbst wahrgenommen, wie — nach des „Spectator's" Ausdruck — „Orchester und Sänger wetteiferten, ihm die Ueberzeugung zu geben, daß England vorzugsweise das geeignete Land für seine Oratorien sei", so konnte ihm nichts erfreulicher sein, als der noch während seiner Anwesenheit an ihn ergangene Antrag, für das nächste im Jahre 1842 stattfindende Norwicher Musikfest ein neues Oratorium eigens zu componiren. — Kaum nach Cassel zurückgekehrt, wurde ihm der von Professor Taylor gedichtete englische Text: „Der Fall Babylons" zugesandt, dessen Inhalt ihm zwar sehr zusagte, aber doch erst

in's Deutsche übertragen werden mußte, da er bei seiner Unkenntniß der englischen Sprache sich nicht getraute, die Composition im Originaltext zu unternehmen. Gelang es nun auch nicht, die Uebersetzung im Wortausdruck und Rhythmus dem englischen Text so getreu nachzubilden, daß dieser später der Composition hätte ohne wesentliche Umänderung wieder untergelegt werden können, so erreichte sie doch in erwünschter Weise den Zweck, daß Spohr sogleich an die ihn so lebhaft interessirende Arbeit gehen konnte. Von wahrer Begeisterung für das Werk erfüllt, widmete er demselben jede Stunde, die ihm von seinen zahlreichen Berufsgeschäften übrig blieb und ruhete nicht eher, bis er das Ganze vollendet und bei der am Cäcilientage 1840 stattfindenden Aufführung am Clavier sich überzeugt hatte, daß es zu voller Befriedigung gelungen war. Einem Uebereinkommen mit dem Comité in Norwich zufolge durfte zwar in Cassel eine öffentliche Aufführung mit vollem Orchester am folgenden Charfreitage (1841) und eine zweite Ostern 1842 stattfinden, außerdem aber mußte das Werk bis zum Musikfest in Norwich im Herbst 1842 ungenutzt ruhen, um dann erst gleichzeitig in England und Deutschland in beiden Sprachen veröffentlicht zu werden. — Doch zurück zum Jahr 1840, welches Spohr in großer Thätigkeit begann, und zwar mit Einstudiren seiner in Cassel bis dahin noch nicht aufgeführten Oper: „Der Zweikampf mit der Geliebten", deren Hauptrollen er gerade damals ganz nach Wunsch zu besetzen vermochte. Die erste Aufführung fand zum Besten des Unterstützungsfonds statt und brachte bei sehr gefülltem Hause eine ungewöhnlich starke Einnahme, die aber leider in der folgenden Nacht aus dem wohlverwahrten Lokal der Theaterkasse auf unbegreifliche Weise entwendet wurde und dann dem Unterstützungsfonds nur zum kleinsten Theil ersetzt werden konnte, ein Umstand, wodurch Spohr die Freude am Erfolg seiner Oper, welche beim Publikum großen Beifall gefunden hatte, sehr verbittert wurde.

Zu derselben Zeit erhielt Spohr eine Einladung aus Aachen, das während der Pfingsttage daselbst stattfindende niederrheinische Musikfest zu dirigiren, wobei ihm zugleich ein vom dortigen Comité an den Kurprinzen ergangenes höchst dringliches Urlaubsgesuch für ihn in Abschrift mitgetheilt wurde, in welchem es u. A. heißt: „Wir fühlen mehr als je die Nothwendigkeit, die Direction des diesjährigen rheinischen Musikfestes in die Hand eines Meisters gelegt zu sehen, der in gediegen und schöpferisch künstlerischer Hinsicht herrlich hervorragt, und längst den Beruf veranschaulicht hat, das Wesen unseres großen vaterländischen Festes nach allen Richtungen neu zu beleben. Es ist der Kapellmeister Euer königlichen Hoheit, Herr Louis Spohr, der mit der eminentesten Kunstfertigkeit und Gediegenheit die Kraft besitzt, unser Institut auf der gebührenden Höhe zu erhalten, und den Impuls zu geben, der dessen Fortbestehen sichern soll ꝛc." Dieses noch weiterhin in den überschwänglichsten Worten abgefaßte Schreiben war in der That von erwünschtem Erfolg, denn kurz nachher ließ der Kurprinz Spohr zu sich rufen und kam ihm mit der Bewilligung des von ihm selbst noch nicht erbetenen Urlaubs freundlich entgegen. Da nun hiermit jedes Hinderniß beseitigt war, so trat er die Reise Ende Mai an, und wurde nicht nur bei seiner Ankunft in Aachen, sondern auch schon in den vorhergehenden Nachtquartieren zu Frankfurt und Cöln durch Bewillkommnungsständchen festlich begrüßt. In dem prachtvoll eingerichteten Hause des Notar Pascal, wo das Spohr'sche Ehepaar eine überaus gastfreundliche Aufnahme gefunden, gingen die nächsten, den erforderlichen Proben gewidmeten Tage schnell und angenehm dahin. Am ersten Pfingsttage fand in dem zum Saal umgewandelten Theater die Aufführung des „Judas Maccabäus" von Händel statt, worüber es in brieflichen Mittheilungen heißt: „Als Spohr zur Leitung des Oratoriums in's Orchester trat, wurde er mit ungeheurem Jubel und lautem Tusch begrüßt; wir hatten die besten Plätze im ersten Rang gerade gegenüber, wo sich die sehr

hübsch rangirte Masse von 547 Mitwirkenden in brillanter Beleuchtung äußerst vortheilhaft ausnahm; auch die Musik selbst, an deren herrlichem Effekt wir uns schon in den Proben so sehr erfreut hatten, gewann natürlich noch bei der Aufführung. Die Solosänger: Madame Fischer Achten, Albertazzi und Müller, die Herren de Brucht aus Amsterdam und Fischer machten uns, so gut sie auch im Ganzen waren, doch nicht den Eindruck von Vollendung wie die Chöre, die uns völlig entzückten. ..." Ueber die folgenden Tage wird dann weiter berichtet: „Auch in dem zweiten Concert, in welchem außer Spohr's Vaterunser, die Ouvertüre zu „Medea", die A-dur-Symphonie von Beethoven und Davidde penitente von Mozart zur Ausführung kam, wurde Spohr bei jedesmaligem Kommen und Gehen mit grenzenlosem Jubel begrüßt und ihm am Schlusse von zwei jungen Mädchen ein Lorbeerkranz überreicht. Im dritten Concert, gemischten Inhalts, ließen sich die Damen Fischer Achten, Albertazzi sowie der berühmte Staudigl aus Wien, Alle einzeln hören und erndteten allgemeine Bewunderung. Der Gesang von allen Dreien war aber auch, jeder in seiner Art, ganz vollendet zu nennen. Einen würdigen Schluß des Ganzen bildete die Wiederholung des großartigen letzten Chors aus Spohr's Vaterunser, worauf sich noch einmal der Enthusiasmus der Zuhörer in lauten Ausbrüchen kundgab. ...." Da am folgenden Vormittag die Gebrüder Müller aus Braunschweig noch ein Quartettconcert im Redoutensaale gaben, so schob Spohr seine Abreise auf, um deren dringenden Wunsch nachgeben und sein drittes Doppelquartett mit ihnen spielen zu können, was ihm aufs Neue den rauschendsten Beifall eintrug. So war denn das großartige Fest bis zum Schluß glücklich verlaufen, und es konnte der allgemein sich kund gebenden Zufriedenheit nur wenig Eintrag thun, daß der dabei gegenwärtige, durch seine Visitenkarten als „ami de Beethoven" bekannte Herr A. Schindler, welcher bereits bei früheren Musikfesten widerwärtige

Streitigkeiten mit Mendelssohn über die von Letzterem eingehaltenen tempi bei Leitung Beethoven'scher Werke begonnen hatte, nun auch hier in ähnlicher Weise seine tadelnde Stimme gegen Spohr wegen dessen Auffassung der A-dur-Symphonie erhob. Es hatte dies neben der allgemeinen Mißbilligung nur die Folge, daß Spohr auf den wiederholt und dringend ausgedrückten Wunsch des Comité, an Schindler einen kurz aber entschieden zurechtweisenden Brief schrieb, der jedoch, in gewohnter Spohr'scher Milde abgefaßt, das persönliche Einvernehmen Beider während des Festes nicht störte.

Nur auf wenige Wochen nach Cassel zurückgekehrt, trat Spohr während der Theaterferien eine abermalige Reise an und zwar zunächst nach Gandersheim, wo alle Brüder mit ihren Familien versammelt waren, um ihre lebensgefährlich erkrankte Mutter noch einmal zu besuchen, worüber diese trotz ihres leidenden Zustandes eine große Freude hatte. Obgleich sie schon seit einigen Wochen das Zimmer nicht mehr verlassen und insbesondere nicht die Treppe hinauf ins obere Stockwerk hatte gehen können, so verlangte sie doch, da sie vernahm, daß Spohr in dem oben befindlichen Musikzimmer mit seiner Frau etwas spielen wolle, hinaufgeführt zu werden, „um ihren geliebten Sohn zum letzten Mal zu hören und mit diesen Tönen im Gedächtniß zu entschlafen"; worauf sie dann im Kreise der um sie her versammelten Kinder mit freudiger Rührung und Theilnahme zuhörte. Während der nächsten Tage schien eine merkliche Besserung ihres Zustandes einzutreten und Spohr setzte daher, in der festen Zuversicht, die geliebte Mutter bei seiner Rückkehr noch einmal begrüßen zu können, seine Weiterreise nach Lübeck mit beruhigtem Gemüthe fort. Doch sollte diese Hoffnung leider nicht in Erfüllung gehen, denn es erreichte ihn die erschütternde Todesnachricht noch vor seiner Wiederkehr nach Gandersheim! — Die Veranlassung zu der damals noch recht beschwerlichen und langweiligen Reise nach Lübeck war die, daß Spohr seiner Frau die Freude bereiten wollte, die Stätte ihrer

schönsten Jugenderinnerungen, wonach sie seit langen Jahren heiße Sehnsucht getragen, an seiner Seite noch einmal zu besuchen. Als nämlich ihr Vater, Oberappellationsgerichtsrath Pfeiffer im Jahr 1820 in Folge eines dem Kurfürsten mißfälligen O.A.G.Erkenntnisses den kurhessischen Staatsdienst verlassen und einem an ihn ergangenen Ruf an das zu Lübeck errichtete O.A.Gericht für die vier freien Städte Folge geleistet hatte, verlebte er mit seiner Familie dort ein glückliches Jahr in den erwünschtesten Verhältnissen; insbesondere aber hatten seine beiden noch im Kindesalter stehenden Töchter der neuen Heimath und namentlich ihrem hochverehrten Lehrer, Herrn J. H. Meier, dessen Unterrichtsanstalt sie mit wahrer Lust und Freudigkeit besuchten, ihre vollste Anhänglichkeit zugewendet. Dennoch war in Aller Herzen die den Hessen so eigenthümliche Liebe zum Vaterland stets vorherrschend geblieben, und als daher noch vor Ablauf des ersten Jahres nach dem inzwischen erfolgten Regierungsantritt Kurfürst Wilhelm II. an Pfeiffer die dringende Aufforderung zur Rückkehr erging, so kehrte derselbe ohne Abwägung der auf der einen oder andern Seite sich darbietenden Vortheile freudig in die alten Verhältnisse zurück, in der festen Hoffnung, daß zufolge der ganz neu organisirten hessischen Staatsverfassung die, seinem strengen Rechtssinn unerläßlich dünkende Unabhängigkeit der Gerichte für die Zukunft auch in Kurhessen gesichert sein werde. Der Abschied von Lübeck war dann für alle Theile ein sehr schmerzlicher gewesen und das dem trauernden Schwesternpaar damals zum Trost gegebene Versprechen, einst besuchsweise dorthin zurückzukehren, welches neunzehn Jahre lang hatte unerfüllt bleiben müssen, wäre wohl ohne Spohr's liebevolle Dazwischenkunft niemals zur Ausführung gekommen. Wie groß mußte nun dessen Genugthuung sein, als er die dankbare Freude seiner Begleiterinnen beim Wiedersehen der lieben Stadt gewahrte, die ihnen fast unverändert eben so erschien, wie sie so lange Jahre hindurch in treuer Erinnerung ihnen vorgeschwebt

hatte! Es wurde nun zunächst das geliebte Schulhaus und die ehemals befreundeten Familien mit frohem Herzen aufgesucht, wobei auch Spohr große Freude an der Bekanntschaft der liebenswürdigen Lübecker und deren herzlicher Aufnahme fand, und um so mehr, da sie diesmal nicht allein ihm, dem hochgefeierten Künstler, sondern zugleich dem ehrenvollen Andenken der ihm jetzt so nahe angehörenden Familie Pfeiffer galt. So geschah denn in den vier Tagen ihres dortigen Aufenthaltes für die Gäste Alles, was Freundschaft, Liebe und Verehrung nur ersinnen können, um dieselben in unauslöschlich schöner Erinnerung in ihre Herzen einzugraben! Auch ein am letzten Tage sich zutragender Unfall, dessen die öffentlichen Blätter damals erwähnten*, als ob Spohr dabei in Lebensgefahr gewesen sei, und der die herrlich verlebte Zeit leicht in tragischer Weise hätte beschließen können, erschien den Reisenden nachher nur als ein komisches Abenteuer und in ihrem in das elterliche Haus gesendeten Bericht heißt es darüber: „Am letzten Morgen machten wir noch einen Spaziergang nach unserm früheren Lieblingsort, dem reizend gelegenen Törschen Mariy, und wollten von da zur Abkürzung des Weges nach der Stadt zurück in einem Boot über die vor uns liegende Wackenitz übersetzen; gleich bei der Abfahrt erhielt aber das kleine Fahrzeug einen heftigen Stoß, gerieth in's Schwanken und schlug endlich mit uns um; glücklicherweise waren wir indessen so nahe am Ufer, daß wir aus eignen Kräften uns aus dem unverhofften kalten Bade heraushelfen und von Kopf bis zu Fuße triefend dem nächstgelegenen Hause zueilen konnten, um uns so schnell als möglich der nassen Kleider zu entledigen, während unser Begleiter, Herr Adolph Meier*) nach der Stadt lief um trockne Sachen und einen Wagen zur Rückfahrt für uns zu holen. Der Besitzer des Hauses, in welchem wir in unserm beklagenswerthen Zustande

*) Später Dr. phil. und Vorsteher des von seinem Vater gegründeten Lehrinstitutes.

gastliche Aufnahme gefunden hatten, war gerade nicht anwesend, und so nahm Spohr auf den Vorschlag der menschenfreundlichen Haushälterin einstweilen Besitz von dessen Zimmer und Bett, bediente sich der daselbst befindlichen, seiner Statur durchaus nicht angemessenen Nachtgarderobe und erwartete so die Zurückkunft des Hausherrn, der dann bald nachher, nachdem ihm mitgetheilt worden, welch berühmten Gast er unbewußt in seinem Bette beherberge, bei diesem anfragen ließ, ob er die Ehre haben könne, ihm seine Aufwartung zu machen? und nach gewährter Audienz in so höchst origineller Situation nicht Ausdrücke genug finden konnte, um seine Verehrung für Spohr und die Freude über diesen „glücklichen" Zufall an den Tag zu legen. Unterdessen waren auch wir in ähnlicher Weise untergebracht worden, bis der herbeigeholte Wagen erschien und uns unversehrt nach der Stadt zurückbrachte. ...." — Obgleich nun bei allen Betheiligten sich mehr oder weniger nachtheilige Folgen der plötzlichen Erkältung zeigten und die Weiterreise nach Hamburg um etwas verschoben werden mußte, so konnte Spohr doch noch zeitig genug daselbst eintreffen, um an dem im Voraus bestimmten Tage die Leitung seiner Oper: „Jessonda", nebst den dazu erforderlichen Proben übernehmen zu können. Die Aufführung, worin Frau Walker als Jessonda und Herr Reichel als Tandau sich vorzüglich auszeichneten, war in jeder Beziehung eine äußerst gelungene und von rauschenden Beifalls- und Ehrenbezeugungen für Spohr begleitet. Da sie unmittelbar dem Schluß der italienischen Opernvorstellungen folgte, so brachte die „Hamburger Zeitung" in ihrer nächsten Nummer einen vergleichenden Artikel über diese so verschiedenartigen musikalischen Elemente. Sie beginnt mit den Worten: „Am Sonnabend zog die ganze sanglustige Gesellschaft italienischer Operisten fröhlich und wohlgemuth zum Thore hinaus; am Sonntag nahm der deutsche Meister Spohr den Dirigentensitz im Stadttheater ein, um seine herrliche „Jessonda" selbst zu leiten. Dort viel Geräusch, Lustigkeit, auch etwas Zank und Aufsehen,

submisse Höflichkeit — hier Ruhe, edle Würde, ehrlicher Dank, Anstand und bleibendes Verdienst ꝛc." Und weiter heißt es dann: „Hamburgs Musikfreunde feierten am Sonntag ein wahres Musikfest im Theater; nicht nur konnten sie laut die Anerkennung des deutschen Meisters aussprechen, sie hatten auch Gelegenheit, einen Vergleich zwischen „Jessonda" und der „Lucretia Borgia" anzustellen. In „Jessonda": „Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldne Zeit", in der „Borgia": „Hyänenargliſt in der giftgeschwellten Brust; der Liebe Reinheit nicht, nur Liebeslust"; in demselben Verhältniß die Tendichtung ꝛc." Ueber diesen „neuen Triumph Spohr's" war Niemand mehr erfreut, als sein begeisterter Verehrer, der bekannte Musikverleger Julius Schuberth, in dessen gastlichem Hause Spohr mit seinen Reisegefährtinnen, die vier Tage in Hamburg höchst angenehm verlebte, da ihr freundlicher Wirth sein Möglichstes beitrug, sie zu wahren Fest- und Ehrentagen für ihn zu machen. Unter andern wurde auch eine brillante Musikpartie von ihm veranstaltet, wobei Spohr einige seiner Quartetten vortrug und sich an der trefflichen Ausführung seines von Fräulein Anna gespielten Clavierquintetts erfreute.

Bei dieser Gelegenheit äußerte Schuberth so lebhaft den Wunsch, ähnliche größere Clavierstücke von Spohr in Verlag zu erhalten, daß dieser sich veranlaßt fand, bald nach seiner Rückkehr von Hamburg sein erstes Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell zu schreiben, und dadurch zugleich eine seit Jahren öfter wiederholte Bitte der als Dilettantin ausgezeichneten Clavierspielerin Frau v. d. Malsburg, der er dann das Werk dedicirte, zu erfüllen. Dies erste Trio Spohr's (Op. 119) ward von der musikalischen Welt mit ungemeiner Freude begrüßt, und zahlreiche Zuschriften von nah und fern sprachen ihren Dank und ihr Entzücken darüber aus. Die „Leipziger neue Zeitschrift für Musik" sagt bei Erwähnung desselben: „Obwohl der große Meister bis jetzt noch nicht in dieser Gattung geschrieben, so bewegt er sich doch in diesem

neuen Scene mit ächt künstlerischem Bewußtsein und mit genialer Freiheit. Das Trio ist eine der herrlichsten Blüthen des Spohr'schen Geistes, in welchem neben der größtmöglichsten Vollendung in Form und Faktur eine Menge Schönheiten ersten Ranges, geniale Meisterzüge hervortreten. Als Perle des Ganzen ist das Scherzo und dessen Trio zu bezeichnen. Hier erschließt sich uns wie durch Zauberschlag urplötzlich eine selige Insel, — es umfängt uns wie ein Wundergarten, wie eine blühende Ten-Dasis voll orientalischer tiefglühender Farbenpracht!

Ein ewig wechselnd Sinken und Steigen
In geheimnißvoll flüchtigem Tanzreigen.
Ein wunderbares Wiegen,
Ein beständig bewegtes Durcheinanderverfließen,
Ein Sich-Heben und Wiederverschwinden,
Ein Kommen und Fliehen der Melodien
Gleich als wie selger Engel Stimmen
Bei unserm innern Ohr verklimmen. —

Indem wir solchergestalt den wunderbaren Eindruck, den dies Scherzo auf uns hervorgebracht, — ungefähr anzudeuten versuchen, sind wir überzeugt, daß es auf Jeden, der zu hören versteht, eine ähnliche Wirkung äußern muß. ... Noch ist es höchst merkwürdig, wie Spohr hier zwei Elemente zu vereinigen wußte, die sich sonst fremd oder feindlich gegenüber zu stehen pflegen: das humoristische und das gemüthliche, elegisch zarte und gefühlvolle Element. ...."

Zu Anfang des Jahres 1841 schrieb Spohr eine Phantasie für Clavier und Violine über Themen aus seiner Oper: „Der Alchymist", deren lieblichen, seelenvollen Melodien einer solchen Bearbeitung besonders günstig waren (Op. 117, Wien bei Mechetti), einen englischen Psalm für Solostimmen, Chor und Orgelbegleitung (Op. 122, bei Simrock in Bonn) und ein Lied: „Schill", für Männerchor mit Begleitung von Militärmusik zur Einweihung des Schill'schen Invalidenhauses zu Braunschweig, welches zunächst von der Casseler Liedertafel in einem Concerte zu wohlthätigen Zwecken öffentlich vorgetragen und mit so allge-

meinem Beifall aufgenommen wurde, daß Spohr auf die Idee kam, es nach Frankfurt zu schicken und damit seinen versprochenen Beitrag zur „Collection kleiner Compositionen für die Mozartstiftung" zu liefern. Zugleich beantwortete er die an ihn ergangene Anfrage wegen eines geeigneten Bewerbers zu dem ersten Stipendium dieser Stiftung, indem er dazu den 14jährigen Jean Bott aus Cassel verschlug und weiter über denselben berichtete: „Bott ist ein Virtuos auf Violine und Pianoforte und entwickelt jetzt auch ein so bemerkenswerthes Compositionstalent, daß ich ihm auch damit eine glänzende Zukunft verspreche. Seit einem halben Jahre ist er im Violinspiel mein Schüler und noch nie habe ich einen so fähigen gehabt. Hauptmann (sein Lehrer in der Composition) sagt dasselbe." — Gestützt auf so werthvolle Empfehlungen erhielt der junge Künstler, nachdem seine eingesandten Arbeiten die Prüfung bestanden hatten, das gewünschte Stipendium auf ein Jahr, setzte den Unterricht bei Spohr und Hauptmann eifrig fort und wurde noch als Knabe in der Casseler Hofkapelle angestellt.

Da Spohr die Zeit der Theaterferien diesmal zu einem Ausflug in die Schweiz bestimmt hatte, so beschloß er, seinen Weg über Stuttgart und Hechingen zu nehmen, um die persönliche Bekanntschaft des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen zu machen, welcher zu verschiedenen Malen eigenhändig an ihn geschrieben und sich als enthusiastischen Musikliebhaber zu erkennen gegeben hatte, indem er namentlich sein Entzücken über Spohr's „Weihe der Töne" in folgenden Worten kund gab:

„Hochgeschätzter Hofkapellmeister! Ich kann nicht umhin, mein Herz und meine Seele sind zu voll, ich muß dem Schöpfer jenes Tonwerkes, welches das Tiefste meiner Seele bewegte und hoch beseligte, Worte der reinsten Bewunderung und des wahrsten Dankes zusenden. Mein Hofkapellmeister Täglichsbeck hat mich durch die immer für eine kleine Kapelle wahrhaft gelungen zu nennende Aufführung des Tongemäldes „Die Weihe der Töne"

in Form einer Symphonie herrlich überrascht. Dank Ihnen, dem deutschen Manne, unserm Spohr, der des schönen Gedichtes Geist und Sinn eben so warm als wahr in die Sprache der Tonkunst verwirklichte! — Das Tongemälde ist wahrlich trefflich zu nennen, das ganze Sein des Erdenpilgers ist treu wieder gegeben, es bildet unser ganzes Leben, somit bald Schatten, bald Licht. Die Mutter Natur entfaltet sich zuerst als Chaos, leblos, todt. Doch nicht lange und der Urgeist giebt Leben, und wir sehen uns versetzt nach Arkadien in's idyllische Leben, bald dringt eine Ahnung eines besseren Seins in die menschliche Brust, man hört der Mutter Freuden, des Jünglings heiße Liebe, das muntere Treiben der fröhlich heiteren, jugendlichen Welt; doch bald umstaltet sich dies ächt irdische Glück, man hört der Trompeten Schall, Schlachtgesang, Krieg, Wunden, Schmerz erfolgen, alsdann aber Trost, Sieg, Frieden, Dank und Lob dem Herrn, endlich Scheiden vom Irdischen, Grabgesang, Seligkeit in jenen besseren Regionen. Der letzte Satz übertrifft wo möglich Alles, und man wähnt sich zu fühlen in jenen Räumen, in jenem ewigen Blau, abschüttelnd der Erde Schmerzen, der Erde Staub! — Verzeihen Sie, hochgeschätzter Hofkapellmeister, daß ich meinem Herzen, meinen Gefühlen hier Luft mache, aber es kommt treu von der Seele und hofft in dem so warmen Herzen unseres Spohr gern Wiederklang zu finden. Ihr ergebener

Fr. V. C., Fürst zu Hohenzollern-Hechingen."

Da Spohr's beabsichtigter Besuch in Hechingen im Voraus bekannt geworden war, so wurde er bei seiner Ankunft dort aufs Freudigste bewillkommt. Ueber den Verlauf des dortigen Aufenthaltes wurde dann in die Heimath brieflich berichtet: „Gleich am ersten Abend holte uns Kapellmeister Täglichsbeck und Hofrath Schilling aus Stuttgart ab, um uns in der Stadt herum zu führen und, wie sie vergaben, den neuen Concertsaal zu zeigen. Da angelangt, fanden wir aber zu unserer Ueberraschung eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und

wurden besonders von dem Fürsten sehr freudig begrüßt. Nach kurzer Unterredung führte er Spohr zu einer hohen Tribüne, worauf das ganze Orchester versammelt war, und ganz vorn der hiesige erste Prediger Meiners (zugleich Contrabassist im Orchester), der dann eine feierliche sehr ergreifende Willkommsrede an Spohr hielt, an deren Schluß ein solcher Jubelruf mit Musik begleitet durch den Saal erschallte, daß man glaubte, er müsse mit Tausenden erfüllt sein. Darauf setzte sich der Fürst mit Spohr nieder, und zu unserer großen Ueberraschung und Freude erklang seine herrliche fünfte Symphonie (C-moll), mit der größten Vollendung und Begeisterung ausgeführt. Der Fürst gerieth dabei in so lebhaftes Entzücken, wie uns solches noch niemals vorgekommen war; er konnte sich nicht mäßigen, hielt Spohr beständig am Arm oder an der Hand fest, und flüsterte ihm nicht nur bei jeder Stelle seine begeisterten Empfindungen zu, sondern ließ sie oft auch ganz laut werden .... Nachdem der Fürst hatte anfragen lassen, ob Spohr unten im Speisesaale soupire, bestellte er, ein Plätzchen neben demselben für ihn aufzuheben, obwohl er als regierender Fürst noch nie im Gasthaus gespeist hatte. Dies Souper war nun höchst merkwürdig und amüsant: außer dem Fürsten, der sich zwischen Spohr und mich setzte, und sehr munter war, kam noch die ganze Hechinger beau monde, um Spohr zu sehen, und speiste daselbst jeder nach seiner Weise. Kammerherrn, Geistliche, Regierungsräthe, nebst ihren Frauen, Alles durcheinander, machte tausend Späße, und zeigte eine unerhörte musikalische Begeisterung. Auch Spohr war sehr vergnügt, dies glückliche, musikdurchdrungene Fleckchen Deutschlands kennen gelernt zu haben. Musik, vorzüglich Spohrsche, gilt hier als das Höchste, und Damen und Herren kennen seine Symphonien und Quartetten so gründlich, wie bei uns in Cassel nur sehr Wenige. Hätten wir nicht endlich um 11 Uhr, trotz dem Fürsten, den Aufbruch gemacht, so hätte er es nimmermehr gethan, denn er ist in Spohr ganz ver-

liebt. Am andern Morgen vor 8 Uhr klopfte es schon wieder an unsere Thür und Seine Durchlaucht trat herein, zu sehen, wie wir in Hechingen geschlafen hätten. Darauf führte er uns in den Schloßgarten und in das allerliebste Schlößchen, wo wir zu der auf den Abend verabredeten Musikparthie unser Trio probiren wollten. Als wir den ersten Theil gespielt hatten, benutzte er die kleine Pause, um seine Gemahlin ebenfalls herbeizuholen, damit auch sie sein Entzücken theile, wodurch uns nun die schon bestimmte förmliche Staatsvisite bei derselben erspart wurde .... Zu Tische waren wir zu Täglichsbecks eingeladen; kaum waren wir aber mit Essen fertig, so kam der Fürst schon wieder nebst zwei Hofequipagen, welche die ganze Gesellschaft nach dem reizenden Lustschloß „Lindig" brachten, das reich an wahrhaft himmlischen Aussichten, uns Alle, besonders aber Spohr, in hohem Grade entzückte ...." Von der am Abend folgenden Hofsoirée wird weiter berichtet: „.... In einem besonders für Musik gebauten gewölbten Saal wurde erst ein Doppelquartett von Spohr ganz wundervoll gespielt, dann sang der Fürst mehrere Lieder mit vielem Ausdruck und zuletzt kam unser Trio. Die Gesellschaft, meist aus Angestellten und nur wenigen Musikern bestehend, schwamm in Entzücken und äußerte sich sehr verständig über die Musik. Zuletzt kam ein feines Souper an kleinen Tischen, jeder zu vier Personen, wobei Spohr neben der Fürstin, die sich sehr liebenswürdig und herzlich erwies, am Haupttisch seinen Platz erhielt, während der Fürst in heiterster Laune mein Nachbar war. Da unsere Abreise auf den folgenden Morgen bestimmt war, der Fürst aber erklärte, sich noch nicht von Spohr trennen zu können, so beschloß er, eine Station mitzureisen und dann noch mit uns zu essen, wozu er, „um nicht egoistisch zu sein und die Freude allein zu genießen", noch eine ganze Gesellschaft eingeladen hatte, die in seinen Wagen mitfahren sollte. Zwei Herren wurden nun in dem unsrigen vorausgeschickt, um in dem drei Stunden entfernten Städtchen Balingen

Mittagessen für sechszehn Personen zu bestellen .... Während der Mahlzeit, die aus einer Menge trefflicher Gerichte bestand und wobei auch der Champagner, aus dem fürstlichen Keller mitgebracht, nicht fehlte, war die Unterhaltung äußerst lebhaft und mit vielen Witzen gewürzt, doch stets von dem herrschenden Grundton des Musikenthusiasmus durchwebt, worin besonders der Fürst wirklich einzig ist. Endlich aber schlug die lang hinausgeschobene Scheidestunde! Die fröhlichen Reden verstummten, und wehmüthige Stille trat ein; der Fürst war außer sich, er umarmte Spohr zu wiederholten Malen, und als wir schon im Wagen saßen, wurde derselbe noch einmal von der Gesellschaft umringt und der Fürst erklärte im Namen Aller, diese für Hechingen so glücklichen Tage sollten bei der Jahreswiederkehr durch ein Fest gefeiert werden." — Unter den freundlichsten Erinnerungen an die eben verlebte Zeit setzte nun das Spohrsche Ehepaar die Reise nach der Schweiz fort, deren Zweck zwar vorzugsweise dem Genuß der reichen Naturschönheiten galt, womit sich aber leicht der Besuch eines zu Luzern stattfindenden Musikfestes vereinigen ließ. Obgleich Spohr die schon in Cassel an ihn ergangene Einladung zur Direktion desselben abgelehnt hatte, so gewährte es ihm doch großes Interesse, als Zuhörer dabei zugegen zu sein. Am ersten Tage kam in der herrlich gebauten Kirche zu St. Xavet sein Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden" zur Aufführung, wobei die Solostimmen meist von Dilettanten, die Parthie der Maria aber von Mad. Stockhausen, welche schon beim Norwicher Musikfest großen Ruhm dabei erwerben hatte, „mit wahrer Engelsstimme" gesungen wurde. Auch die Chöre gingen vortrefflich, nur vom Orchester wurden Spohr's hohe künstlerische Ansprüche nicht ganz befriedigt. Das Oratorium erregte auch hier allgemeine Begeisterung, doch vermißten die Reisenden „die tiefe Andacht, die christliche Auffassung und fromme Hingebung des Gemüths", die sie im vergangenen Jahre bei den Engländern wahrgenommen hatten.

Nach dem Oratorium folgte eine brillante Festouvertüre von Lindpaintner und noch ein zweites Oratorium „Christi Himmelfahrt" von Neukomm, wobei der Componist ebenfalls gegenwärtig war und sich insbesondere über den Beifall Spohr's, der namentlich die Chöre und Fugen lobte, sehr erfreute. Auch im zweiten Concert gemischten Inhalts bildeten die Gesangsvorträge der Mad. Stockhausen (Mutter des neuerdings so berühmt gewordenen Baritonisten) wieder den Glanzpunkt, doch ließen sich auch zwei ausgezeichnete Dilettanten, Doctor Riegler und seine Schwester, aus Winterthur, in dem Duett aus Jessonda mit gleichem Beifall hören. Auf der Rückreise aus der Schweiz hielt Spohr sich noch einige Tage in Frankfurt auf, um der Aufführung der „Iphigenia in Aulis" von Gluck beiwohnen zu können. Die Hauptrollen derselben: Iphigenia und Agamemnon waren durch Fräulein Capitän und Herrn Pischek trefflich besetzt, und es gewährte Spohr um so mehr Freude, diese in ihrer edlen Einfachheit doch so großartige Musik in befriedigender Weise ausführen zu hören, da in Cassel seine oft wiederholten Bemühungen, eine Glucksche Oper auf das Repertoire zu bringen, stets gescheitert waren und er auch für die Zukunft sich keinen besseren Erfolg versprechen durfte.

Kaum nach Cassel zurückgekehrt begann Spohr mit großem Eifer eine neue Arbeit, zu der er schon auf der Reise, im Angesicht der herrlichen Schweizer-Berge und Seen, den Plan entworfen. Als er nämlich nach dem Luzerner Musikfest zuerst wieder mit seiner Frau allein im Wagen saß, erzählte er dieser voll Freude, daß er, begeistert und erfrischt durch all' die schönen Eindrücke, die Natur und Kunst vereint ihm gewährt, — den lebhaftesten Drang in sich fühle, ein recht großartiges Orchesterwerk zu schreiben, und zwar wo möglich in irgend einer neuen erweiterten Form der Symphonie. Die halb scherzhafte Antwort hierauf: „Wenn die einfache Symphonie deinem Schaffensdrang nicht genügt, so schreibe doch eine doppelte für zwei Or

chester, nach Art der Doppelquartetten", ergriff er sogleich mit Wärme, und versank darauf in tiefes Nachsinnen, als ob er die Composition schon begänne, sagte jedoch bald nachher: die allerdings anziehende Aufgabe könne nur genügend gelingen, wenn derselben ein bestimmter Sinn untergelegt, — und den beiden Orchestern eine mit einander contrastirende Bedeutung gegeben werde. Nach langem Ueberlegen und Suchen, nach manchem alsbald wieder verworfenen Vorschlag, ergriff er endlich mit Begeisterung die Idee: das gute und böse Princip im Menschen durch die zwei Orchester darzustellen und der Doppelsymphonie dann den Namen „Irdisches und Göttliches im Menschenleben" beizulegen. Der erste Satz solle „Kinderwelt", der zweite „Zeit der Leidenschaften", der dritte „Endlicher Sieg des Göttlichen" heißen, außerdem aber noch jedem Satz ein specielles erläuterndes Motto beigegeben werden. So ward der Plan, mit vollem freudigen Herzen entworfen, mit reiner Begeisterung dann ausgeführt. Das Urtheil, wie weit die hohe schwierige Aufgabe ihm gelungen, mußte dabei freilich der Individualität der Zuhörer überlassen bleiben, doch erregte das Werk bei der unter der eigenen Leitung und in dem Geist des Componisten zuerst in Cassel stattfindenden Aufführung bei dem aufmerksam lauschenden Publikum die lebhafteste Bewunderung; denn während die Kunstkenner die Trefflichkeit der Musik auch abgesehen von ihrer besonderen Beziehung anerkannten, wurde zugleich bei den Nichtkennern das Gefühl in hohem Grade davon angeregt und befriedigt. So sagt ein Privatbrief aus jener Zeit u. A.: „Gestern Abend kam die neue Doppelsymphonie von Spohr für zwei Orchester zuerst zur Aufführung; das große stark besetzte Orchester repräsentirt das böse Princip, das kleine, nur aus elf Solo-Instrumenten bestehend, hingegen das gute. Im ersten Satz „Kinderwelt" behält dieses vorzugsweise die Oberhand; süße, unschuldige Melodien zaubern uns die eigene Kindheit zurück, die holden Spiele und Scherze umgaukeln uns, von schönen Träumen der Vergangen-

heit fühlen wir uns ganz umfangen, doch die Stimmen des großen Orchesters mahnen auch mit Wehmuth an die Wirklichkeit, an die Kämpfe mit dem kaum begonnenen irdischen Leben. In diesem Satz, obgleich die Heiterkeit vorwaltet, spricht eine eigenthümliche Reinheit und Zartheit der Gefühle zu uns, und gewiß konnte nur ein Gemüth so rein und lieb wie das unseres Spohr die zarte Kinderwelt so in Tönen darstellen. Im zweiten Satz „Sieg der Leidenschaften", der mit einem sehr innigen Duett zwischen Oboe und Clarinette (das erste Erwachen der Liebe darstellend) beginnt, stürmen bald beide Orchester wild durcheinander, ein treues Bild des menschlichen Herzens in den Kämpfen dieses Lebens, das kleine Orchester wird bald hier, bald dort mit fortgerissen, doch unterläßt es auch hier nicht ganz, als guter Genius mit rührenden Tönen oft mahnend dazwischen zu treten. Dieser Satz, sehr reich an Ideen und Harmonien, schien das große Publikum am meisten hinzureißen; den tiefsten Eindruck auf jedes empfängliche Herz machte jedoch der dritte Satz: „Endlicher Sieg des Göttlichen." Hier wird die mahnende Stimme des kleinen Orchesters immer dringender, die irdischen Leidenschaften im großen werden allmälig überwältigt, man glaubt zu fühlen, wie seine Macht gebrochen wird, doch rafft es sich oft noch auf, bis zu dem erhabenen Moment, wo nach einer Generalpause endlich beide Orchester, in feierlichen Accorden übereinstimmend, den errungenen Sieg des guten Genius voll Kraft verkünden. Von da an sind es nur fromme, liebliche Klänge, wie aus seligem Jenseits, die bald abwechselnd, bald zusammen in beiden Orchestern erklingen und die seltsam bewegten Gemüther der Zuhörer zum sanft beruhigenden Schluß führen." — In ähnlicher Weise eingehend — bald vom rein menschlichen, bald vom künstlerischen Standpunkte aus das Werk preisend, — liefen die Berichte aus allen Gegenden ein, nachdem die Symphonie kurz nachher als Op. 121 bei Schuberth in Hamburg im Druck erschienen war, und sich dann schnell in die größeren Städte Deutschlands und Englands verbreitete,

wobei es Spohr zur besonderen Genugthuung gereichte, seine Intentionen, wenn auch in mannichfacher Auffassung, doch im Ganzen so richtig verstanden und gewürdigt zu sehen.

Im November desselben Jahres wurde die musikalische Welt von Cassel in freudige Aufregung versetzt durch die Ankunft Lißt's, der sich in zwei im Theater gegebenen Concerten den stürmischen Beifall des begeisterten Publikums erwarb. Dem engeren Kreis der Musikfreunde war schon vor seinem öffentlichen Auftreten der große Genuß zu Theil geworden, ihn in einer von Spohr veranstalteten Musikparthie dessen Clavierquintett, so wie viele andere eigene Compositionen in unübertroffener Meisterschaft vortragen zu hören. Auch Spohr folgte den Leistungen seines Kunstgenossen mit dem lebhaftesten Interesse, die höchste Anerkennung zollte er aber dessen an's Wunderbare grenzendem a vista Spielen, und mit freudiger Miene erzählte er noch nach Jahren, als Beweis von Lißt's auch nach dieser Seite hin eminenten Talente, wie derselbe in einer Privatsoirée bei Frau v. d. Malsburg, von Spohr auf der Geige begleitet, dessen „Reisesonate", so wie die eben erst im Druck erschienene, also Lißt völlig unbekannte Phantasie aus dem Alchymist zur Bewunderung aller Zuhörer in höchster Vollendung vom Blatte spielte *).

Am 5. December dess. Jahres wurde aller Orten von den Verehrern Mozart's dessen 50jähriger Todestag begangen; da aber in Cassel keine öffentliche Feier stattfinden konnte, so veranstaltete Spohr zum Besten der Armen eine Privataufführung des Cäcilienvereins, welche recht feierlich und ergreifend ausfiel. In der Mitte des Saales erhob sich auf schwarz behängtem Altar die bekränzte Büste Mozart's, während auf der einen Seite die zahlreich versammelten Zuhörer, auf der andern aber die

*) Nach dieser von Augenzeugen herrührenden Mittheilung werden die Leser der Malibran'schen Biographie Spohr's die in derselben enthaltene, auf unbegreiflichem Irrthum beruhende Erzählung von Lißt's Anwesenheit in Cassel selbst berichtigen können.

Sänger sämmtlich in Schwarz gekleidet Platz nahmen. Zuerst wurde nun das „ave verum“ von Mozart gesungen, dann folgte eine kurze passende Gedächtnißrede und zum Schluß des verewigten Meisters Schwanengesang, das unsterbliche Requiem. —

Zu Anfang des Jahres 1842 componirte Spohr sechs vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß (Op. 120 bei Appel in Cassel), sodann sein zweites Trio für Clavier, Violine und Violoncell, dem er im Laufe des Jahres noch ein drittes folgen ließ, worauf beide bei J. Schuberth als Op. 123 und 124 gestochen wurden.

Da sich während des Winters bei Spohr wieder Spuren seines früheren Leberleidens gezeigt hatten, so wurden diesmal die Sommerferien zu einer Badereise nach Carlsbad benutzt, auf dem Hinweg aber auf die dringende Einladung seines Jugendfreundes, des nunmehrigen Oberjägermeisters v. Holleben in Rudolstadt, ein Besuch bei diesem abgestattet. Im Kreise von dessen liebenswürdiger Familie flossen die Stunden unter den freundlichsten Jugenderinnerungen und dem gegenseitigen Austausch späterer Erlebnisse schnell und angenehm dahin; doch durfte es dabei auch an Musik nicht fehlen, zu deren Anhörung dann jedesmal ein größerer Zirkel von Musikliebhabern eingeladen wurde, wo Spohr bereitwillig mehrere seiner neuesten Compositionen vortrug und insbesondere durch die beiden Trio's, bei welchen seine Frau die Clavierparthie übernahm, das allgemeine Entzücken erregte. Eine begeisterte Zuhörerin hatte er dabei insbesondere an der damals in Rudolstadt lebenden Prinzessin von Bückeburg, die gern in ihrem eigenen Hause eine fête für Spohr veranstaltet hätte, wenn nicht Frau v. Holleben, wie sie selbst nachher triumphirend erzählte, dem Beispiel des Mayer von Norwich folgend (dessen komische Geschichte mit dem dortigen Bischof Spohr vorher zum Besten gegeben), jede Einladung für ihre Gäste, ohne erst anzufragen, abgelehnt hätte.

Während des nun folgenden vierwöchentlichen Aufenthaltes in Carlsbad brauchte Spohr mit musterhafter Gewissenhaftigkeit die ihm vorgeschriebene Brunnenkur, wobei er außer vorschriftsmäßigen mehrstündigen Morgenspaziergängen, am Nachmittag weitere Ausflüge in die herrliche, ihm schon früher so liebgewordene Umgegend machte. Doch wußte er dazwischen auch noch manche Stunde zur Ausübung seiner edlen Kunst zu erübrigen, indem er fleißig mit seiner Frau musicirte und auch den näheren Bekanntenkreis öfters durch sein Spiel erfreute. Dem immer regen Drang, etwas Neues zu schaffen, konnte und durfte er zwar während der Kur nur in geringem Maße genügen, doch componirte er auch in dieser Zeit wenigstens ein Lied: „Thränen" von Chamisso, welches später im „Album für Gesang" von Rud. Hirsch (Leipzig bei Böhenberg) abgedruckt wurde, und beschäftigte außerdem seinen rastlos thätigen Geist in unschuldiger Weise mit Ausdenken von Räthseln und Charaden, die er dann in Prosa zu Papier brachte und den in die Heimath gesendeten Briefen beilegte, wo es bei den zu Hause Zurückgebliebenen oft mals viel Kopfzerbrechen gab, um in der nächsten Rückantwort die richtige Auflösung mitgeben zu können. Da auch von seinen andern Reisen öfter ähnliche Sendungen eingingen, so entstand allmälig eine Sammlung von mehr als fünfzig solcher Räthsel aufgaben theils ernsten, theils scherzhaften Inhalts, deren einige hier als Beispiele Platz finden mögen:

Dreisylbige Charade.

Mein Ganzes ist eine Dissonanz im Leben, die aber mit zunehmender Civilisation immer mehr verstummen wird. Auch ohne die erste Sylbe bleibt es eine Dissonanz, findet jedoch so gleich beruhigende Auflösung. Wirfst Du vom Ganzen in der Mitte einen Buchstaben weg, so hört alle Dissonanz auf und es dient nun fröhlichen Festen; nimmst Du aber dem Ganzen das letzte Zeichen, so gestaltet es sich sogar zum reizenden Kunstwerk.

Buchstabenräthsel.

(In Carlsbad bei Regenwetter ausgedacht, weshalb es etwas tragisch ausgefallen ist).

Wem ein herbes Geschick das Ganze auferlegt hat, dem wird die Welt als das erscheinen, was bleibt, wenn Du den letzten Buchstaben wegnimmst. Ihm wird vielleicht sogar das versagt sein, was bleibt, wenn Du nochmals die zwei letzten wegstreichst, und man kann dem Armen nur zu dem rathen, was bleibt, wenn abermals der letzte wegfällt. Hilft ihm auch dieses nicht, so wird es ihn doch vielleicht trösten.

Zweisylbige Charade.

Mein Erstes sehnt sich nach seinem nächsten Nachfolger. Das Zweite strebte einst das Ueberirdische zu erforschen. Das Ganze beherrscht drei Nebenbuhler und zwar legitim, da es höher als sie geboren wurde *).

Nach Cassel zurückgekehrt wurde Spohr schmerzlich berührt durch die Kunde von der nahe bevorstehenden Abreise seines Freundes Hauptmann, welcher einen Ruf als Kantor an die Thomasschule zu Leipzig angenommen hatte. Mochte er sich auch herzlich darüber freuen, demselben seine Stelle in der Hofkapelle zu Cassel gegen jene so viel angemessenere und ehrenvollere vertauschen zu sehen, so war doch augenblicklich das wehmüthige Gefühl vorherrschend, den Umgang eines Mannes fortan entbehren zu sollen, der ihm zwanzig Jahre hindurch als Freund, wie als Künstler gleich nahe gestanden hatte. Da Hauptmann auch ein thätiges und hochgeehrtes Mitglied des Cäcilienvereins gewesen war, so wurde von diesem auf Spohr's Veranlassung eine Abschiedsfeier veranstaltet, wobei der musikalische Theil größtentheils aus Hauptmann'schen Compositionen bestand. Da aber Spohr wenigstens ein Musikstück mit speciellerer Beziehung auf die Feier hinzuzufügen wünschte, so wählte er hierzu die zur

*) Die Auflösungen werden beim Inhalts-Verzeichniß gegeben werden.

goldenen Hochzeit seiner Eltern von ihm componirte liebliche Cantate, welche, mit untergelegtem passenden Text versehen, um so mehr das Interesse aller Zuhöher fesselte, da Spohr selbst die der Clavierbegleitung beigegebene obligate Violinstimme dabei übernahm.

Gegen Ende des Jahres schrieb Spohr eine „Concert-Ouvertüre im ernsten Styl" (Op. 126 bei Siegel in Leipzig), die dann im nächsten hiesigen Abonnements-Concert, bald nachher aber auch in den Gewandhaus-Concerten zu Leipzig zur Aufführung kam, und hier wie dort nicht verfehlte, den beabsichtigten ernst großartigen Effekt hervorzubringen. Zunächst machte er sich nun auf öfteres Drängen von Verlegern und Freunden an eine von ihm bisher noch gar nicht versuchte Compositionsgattung, eine Sonate für Pianoforte allein, welche er, nachdem sie zu seiner Befriedigung ausgefallen war, seinem Freunde Mendelssohn zu widmen beschloß. Dieser, hiervon in Kenntniß gesetzt, schrieb ihm sogleich und begleitete seinen Dank „für die hohe ehrenvolle Auszeichnung" mit folgenden Worten: „Wüßte ich's Ihnen nur ordentlich auszudrücken, wie tief ich's empfinde, was das sagen will, eins Ihrer Werke auf diese Weise noch ganz besonders sein eigen nennen zu dürfen, und wie mich nicht allein die Auszeichnung, sondern eben so sehr Ihr freundliches Erinnern, Ihr fortgesetztes Wohlwollen dabei so ganz von Herzen freut. Haben Sie tausend Dank dafür, lieber Herr Kapellmeister, und was ich von gutem Clavierspielen zusammen bringen kann, um mit meinen jetzt sehr widerhaarigen Fingern die Sonate recht schön herauszubringen, das soll redlich geschehen. Aber das ist wieder nur eine Freude, die ich mir selbst mache, und ich möchte so gern Ihnen eine dafür erwiedern" ꝛc. Die „widerhaarigen Finger" mochten indessen dem Willen des Meisters sich bald gefügt haben, denn als Spohr später bei einem Besuch in Leipzig die Freude hatte, die Sonate von ihm vortragen zu hören, blieb nichts zu wünschen übrig und er erkannte in solcher Ausführung

das Ideal, welches ihm bei der Composition vorgeschwebt hatte. Als dieselbe bald nachher in Wien bei Mechetti als Op. 125 herausgekommen war und hierdurch eine weitere Verbreitung gefunden hatte, wurde Spohr von allen Seiten viel Erfreuliches darüber gesagt. Namentlich überraschte ihn ein begeisterter Brief aus Ungarn von einem ihm völlig Unbekannten (Chor-Direktor Seyler an der Kathedrale zu Gran), worin derselbe u. A. sagt: „Unzählige Male ergötzte ich mich in den Stunden, welche mir mein Dienst zur Erholung gönnet, am Pianoforte an jener Sonate, die Sie Herrn Mendelssohn-Bartholdy dedicirten. Hingerissen durch den Zauber dieser Töne ergreife ich die Feder, um Ihnen im Namen aller fühlenden Clavierspieler, die nicht immer Gelegenheit haben, sich an Ihren größeren Tonschöpfungen zu ergötzen, für dieses göttliche Werk den innigsten Dank zu melden. . . . . Noch möchte ich inständigst bitten, mich wissen zu lassen, ob wir Clavierspieler unserer großen Sehnsucht Raum geben dürfen, noch eine solche Composition, bei welcher wir mit zwei Händen allein mit dem Geist des weltberühmten deutschen Kunstheroen uns unterhalten können, in unsere Hände zu bekommen?" ꝛc. Mußten diese und ähnliche Aeußerungen nun Spohr's frühere Zweifel, ob er auch als Componist für Pianoforte etwas Genügendes leisten könne, vollends beseitigen, so blieb doch sein Interesse begreiflicherweise mehr der mit der Geige concertirenden Claviermusik zugewandt und seine nächste Arbeit waren sechs Duettinen für Pianoforte und Violine (Op. 127), die er aber erst nach mehreren Monaten beendigen und seinem ungeduldig darauf harrenden Verleger Jul. Schuberth in Hamburg zur Veröffentlichung übergeben konnte, indem gerade damals seine Zeit durch Einstudiren mehrerer größerer Werke ungewöhnlich in Anspruch genommen wurde. Zunächst war es nämlich sein Wunsch, die Bach'sche „Passion" am Charfreitag zur Aufführung zu bringen, und obgleich er dieselbe schon früher mehrmals bei gleicher Veranlassung mit Zuziehung aller musika-

lischen Kräfte Cassels eingeübt hatte, so waren doch seitdem Jahre verflossen und es kostete auf's Neue unendliche Geduld und Ausdauer, um diese großartige, überaus schwierige Musik dem Gesang- und Orchesterpersonal so sicher einzustudiren, daß sie in würdiger Weise dem Publikum vorgeführt werden konnte. Nachdem sich dann Spohr bereits Monate lang mit dem Einüben der Chöre abgemüht hatte und der ersehnte Tag der Aufführung immer näher rückte, wurde plötzlich die dazu erforderliche Erlaubniß des Kurprinzen, ohne irgend einen Grund dafür anzuführen, verweigert; und erst nachdem ein zweites Gesuch eingereicht und demselben für alle Fälle eine Bescheinigung des Pfarrers beigelegt worden, daß er „die gewählte Musik der Kirche und dem Tage vollkommen angemessen" finde, kam die erhoffte Erlaubniß und das herrliche Werk konnte zur größten Freude Spohr's, wie aller Musikfreunde, dennoch am bestimmten Tage aufgeführt werden. Doch hätten diese wiederholt in den Weg gelegten Hindernisse leicht Veranlassung zu Spohr's gänzlichem Abgang von Cassel werden können, da er gerade wieder in jener Zeit einen sehr annehmbaren Ruf nach Prag erhielt, worüber er an Freund Hauptmann schrieb: „Ich bin der hiesigen Vexationen so müde, daß ich mich in meinen alten Tagen noch entschließen könnte, von hier wegzugehen, wenn nicht meine Frau zu sehr an ihrer Familie hinge und entfernt von den Ihrigen froh sein könnte. Eine Veranlassung böte mir ein Antrag der Böhmischen Stände, die durch Dionys Weber's Tod erledigte Stelle als Director des Prager Conservatoriums, gegen Entschädigung meines hiesigen Einkommens, zu übernehmen. Ein solcher Wirkungskreis und der Aufenthalt in dem musikalischen Prag könnte mir schon zusagen. So werde ich es, bei den angeführten Umständen, natürlich ablehnen . . . ." In Hauptmann's sehr ausführlicher Antwort hierauf meint derselbe zwar u. A.: „Cassel werde durch Spohr's Abgang unter den dort obwaltenden Verhältnissen eine musikalische Sandsteppe werden", räth ihm aber dennoch unbedingt

dazu und will „den Gedanken noch nicht aufgeben, ihn aus dem guten, schönen, aber unterdrückten Cassel nach der majestätischen Praga ziehen zu sehen." Da Spohr jedoch inzwischen seine Entscheidung getroffen und aus freiem Antrieb die liebevolle Rücksicht für seine Frau und ihre Eltern, deren täglicher Umgang auch ihm zur lieben Gewohnheit geworden war, hatte verwalten lassen, so schrieb er in seiner Rückantwort die wenigen bezeichnenden Worte: „Sehr erfreulich sprach mich die Theilnahme an, die aus Ihrem lieben Brief hervorleuchtet auch in Bezug auf die Prager Angelegenheit. Diese habe ich indessen schon bei mir abgethan und ich freue mich, daß meine ablehnende Antwort nach Prag abgegangen war, bevor mein Schwiegervater etwas davon erfuhr und mir mit nassen Augen seinen Dank für meine Entscheidung sagen konnte...." — So war nun Spohr dem auch ihm als zweite Heimath lieb gewordenen Cassel erhalten und er fuhr fort, mit dem gewohnten Eifer seinen Berufsgeschäften obzuliegen. Da galt es denn abermals ein schwieriges Werk einzustudiren, nämlich: „den fliegenden Holländer" von Richard Wagner, den Spohr zur Festoper für den zweiten Pfingsttag vorgeschlagen, nachdem er von Dresden viel Rühmliches darüber vernommen und bei Durchsicht des eingeschickten Textbuches dasselbe in jeder Beziehung so befriedigend gefunden hatte, daß er es „ein kleines Meisterstück" nannte und bedauerte, „nicht zehn Jahre früher ein ähnliches eben so gutes zur eignen Composition gefunden zu haben." Als er dann in den Proben die Oper genauer kennen lernte, schrieb er darüber an Lüder, indem er ihn zu der bevorstehenden Aufführung nach Cassel einlud: „Dies Werk, obgleich es nahe die Grenze der neuromantischen Musik à la Berlioz streift und mir unerhörte Arbeit wegen seiner immensen Schwierigkeit verursacht, interessirt mich doch im höchsten Grade, da es augenscheinlich in reiner Begeisterung geschrieben ist — und nicht wie so Vieles der modernen Opernmusik in jedem Takt das Bestreben, Aufsehen zu erregen oder gefallen zu wollen, heraus-

hören läßt. Es ist viel Phantasie darin, durchaus edle Erfindung, ist gut für die Singstimmen geschrieben, und zwar enorm schwer und etwas überladen instrumentirt, aber voll neuer Effekte, und wird gewiß, wenn es erst in den größeren Raum, ins Theater kommt, vollkommen klar und verständlich werden. Ende dieser Woche beginnen die Theaterproben, auf die ich besonders gespannt bin, um zu sehen, wie sich das phantastische Süjet und die noch phantastischere Musik in Scene ausnehmen werden. In so weit glaube ich schon mit meinem Urtheil im Klaren zu sein, daß ich Wagner unter den jetzigen dramatischen Componisten für den begabtesten halte. Wenigstens ist sein Streben in diesem Werk dem Edlen zugewendet, und das besticht in jetziger Zeit, wo Alles nur darauf ausgehet, Aufsehen zu erregen oder dem gemeinsten Ohrenkitzel zu fröhnen!" ꝛc. Trotz der fast unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten brachte Spohr schließlich eine Aufführung zu Stande, die nichts zu wünschen übrig ließ und die auch beim Publikum die günstigste Aufnahme fand. Zur wahren Genugthuung gereichte es ihm dann, sogleich selbst hierüber an Wagner zu berichten, worauf ihm dieser hochbeglückt erwiederte: „Mein hochverehrtester Herr und Meister, von der Freude, ja von dem Entzücken, das mir Ihr so außerordentlich liebenswürdiger Brief bereitete, mußte ich mich wirklich erst etwas erholen, ehe ich daran gehen konnte, Ihnen zu schreiben und mein dankbares Herz gegen sie auszuschütten ..... Um Sie in den Stand zu setzen, sich die außerordentliche Bewegung erklären zu können, die Ihre Nachrichten in mir hervorbrachten, muß ich Ihnen zunächst kaltblütig auseinandersetzen, welche meine Erwartungen auf den Erfolg dieser Oper waren. Bei den großen und ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die sie darbietet, konnte ich mir nur wenig davon erwarten, sobald bei einer Bühne, möge sie auch die besten musikalischen und dramatischen Kräfte aufweisen können, nicht an der Spitze ein Mann stünde, der mit besonders energischer Fähigkeit und gutem Willen sich von vornherein

meines Interesse gegen alle Hindernisse annähme. Daß Sie, mein hochverehrter Meister, wie kein anderer, die Eigenschaften zu so energischer Ueberwachung besäßen, wußte ich, — ob aber meine Arbeit Ihnen würdig erscheinen konnte, sich ihrer mit solch entscheidendem Interesse anzunehmen, das war der gewiß sehr natürliche Zweifel, der, je näher die Zeit der mir angezeigten Vorstellung rückte, mich immer entmuthigender einnahm, so daß ich es gestehe, wie ich in meinem Kleinmuth nicht wagte, nach Cassel zu gehen, um mich nicht persönlich und zu meiner Beschämung von der Wahrheit meiner Befürchtungen überzeugen zu müssen. Nun sehe ich aber wohl, daß ein Glücksstern über mir aufgegangen ist, da ich die Theilnahme eines Mannes gewinnen konnte, von dem schon eine nachsichtige Beobachtung mir zum Ruhme gereicht hätte: — ihn selbst mit der fördernsten und entscheidensten Thätigkeit sich meiner Sache annehmen zu sehen, das ist ein Glück, welches mich gewiß vor Vielen auszeichnet, und welches mich denn wirklich zum ersten Male mit einem Gefühle des Stolzes erfüllt, das bis jetzt noch nie, durch kein Zujauchzen des Publikums, in mir hervorgerufen werden konnte" ꝛc. Auch die von Spohr ihm gemachten Ausstellungen an der Oper, in welchen er „nur dessen wahre Theilnahme erkannte", nahm Wagner mit gleicher Dankbarkeit und Freundlichkeit auf, so wie er sich auch in allen seinen späteren Briefen stets mit der wärmsten Anhänglichkeit und Verehrung gegen ihn aussprach.

Mit Beginn der Theaterferien rüstete sich Spohr zur Reise nach London, wo er Entschädigung dafür finden sollte, daß er wegen versagten Urlaubs im vorigen Herbst der vielbesprochenen Aufführung seines Oratoriums: „Der Fall Babylons" zu Nordwich nicht beiwohnen konnte. Es war nämlich auf Veranlassung des dortigen Comité's schon monatelang vorher im Auftrag der englischen Regierung durch die Gesandtschaft beim Kurprinzen ein Gesuch deshalb eingereicht, von diesem aber kurzweg abgeschlagen worden, worauf an Spohr von mehreren Seiten aus England

geschrieben wurde, man fühle sich dort im höchsten Grade beleidigt und vorzüglich sei Lord Aberdeen, der stolze Minister, der das Schreiben abgefaßt, sehr aufgebracht. Das Comité versammelte sich deshalb in Norwich und schickte eine Deputation nach London an den Herzog von Cambridge, der sich bereit erklärte, augenblicklich in den dringendsten Ausdrücken selbst an den Kurprinzen zu schreiben. Doch vergebens, auch seine Bitte wurde nach zwei Monaten abschläglich beantwortet, und er, wie die ganze königliche Familie nicht wenig dadurch beleidigt. In Norwich glaubte man indessen noch immer nicht alle Mittel erschöpft zu haben, und es kam zu Spohr's größter Ueberraschung plötzlich eine ungeheure Bittschrift in riesengroßem englischen Format, unterschrieben von den Repräsentanten der sämmtlichen Einwohnerschaft der Grafschaft Norfolk (100,000 Menschen), worin der Kurprinz nochmals förmlich angefleht wurde, zum Besten der Stadt und der ganzen Grafschaft doch zu gestatten, daß Spohr dort sein Oratorium dirigiren dürfe. Obgleich er selbst sich nun wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg machte, so war er doch erstaunen durch dies seltene, wahrhaft imposante Dokument und sah in höchster Spannung der Antwort entgegen. Eine solche erfolgte indessen nicht, sondern es erging nur vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Stenber nachfolgendes Schreiben an die Gemahlin des Oberhofmarschalls v. d. Malsburg, durch welchen die Petition eingereicht worden war: „Ew. Excell. melde, daß ich das bewußte Gesuch übergeben und persönlich alle darin hervorgehobenen Momente geltend gemacht habe, daß aber, wie Sie gleich besorgten, keine Hoffnung vorhanden ist, daß eine günstige Entscheidung erfolge" ꝛc. — Konnte nun Spohr auch nicht persönlich an dem Triumph Theil nehmen, welchen auch dieses neue Oratorium ihm in England bereitete, so erhielt er doch fast täglich die ausführlichsten brieflichen Berichte über den Verlauf des Festes, ja endlich kam eine ganze Kiste voll Zeitungsblätter aller Partheien an, die sich

in Ausdrücken der höchsten Anerkennung fast zu überbieten schienen, aus welchen indessen hier nur wenige besonders charakteristische Aeußerungen Platz finden dürfen. Times sagt u. A.: „Den Glanzpunkt des Festes bot Spohr's Oratorium. Der Text ist mit besonderer Rücksicht auf die Natur und den Charakter eines Oratoriums gedichtet, und der Gegenstand, den Spohr mit seinem Talent verherrlicht hat, der Entfaltung desselben vorzüglich günstig. Es erscheinen drei Nationen: die gefangenen Juden, die wollüstigen Babylonier und die eroberungsstolzen Perser, Stoff zur verschiedenartigsten, musikalischen Behandlung für den Componisten, den dieser bewunderungswürdig benutzte, indem er durchgängig die Identität und Nationalität der verschiedenen Völker in der Musik festzuhalten wußte. Sein besonderes Genie für Erfindung herrlicher Melodien und seine Macht, diese mit den entsprechendsten Harmonien zu bereichern, tritt auch in diesem Werk glänzend hervor.“ Nach einer ausführlichen Analyse der einzelnen Nummern heißt es dann weiter: „Das allgemeine Urtheil über das Oratorium ist dieses: Es ist ein Meisterwerk der Kunst, würdig neben den „letzten Dingen“ und „des Heilands letzten Stunden“ zu stehen. Dieser Lobspruch ist zwar emphatisch, aber er ist gerecht. Obgleich von derselben Hand ist das Werk doch wesentlich von jenen verschieden. Jene erregen Gefühle tiefer Andacht und christlicher Frömmigkeit, in diesem erkennen wir den göttlichen Charakter mehr in seiner Allmacht und Majestät; Jehovah enthüllt sich uns in gewaltigen Thaten, indem er ein Strafgericht über die Gottlosen verhängt. Das Werk erfüllt und verwirklicht alle Bedingungen eines ächten Oratoriums, und die Ausführung war ein Triumph englischer Kunst; nur das Eine ward tief und allgemein beklagt, daß Spohr verhindert worden, bei diesem Triumph persönlich gegenwärtig zu sein.“ Im Morning Chronicle folgt nach ähnlichen enthusiastischen Aeußerungen die Schlußbemerkung: „Genug, die Musik ist charakterisirt durch die

ganze Größe und Eigenthümlichkeit von Spohr's Genius, und wir können kühn behaupten: „es ist das größte Werk, das seit Händel geschrieben wurde.“ Auch des ungeheueren Zudrangs zu der Festhalle geschieht von allen Blättern Erwähnung und Morning-Herald äußert darüber insbesondere: „War auch zu Spohr's Oratorium ein außergewöhnlich zahlreiches Auditorium zu erwarten, so konnte sich doch Niemand von dem, was wirklich erfolgte, vorher einen Begriff machen. Vom frühesten Morgen an strömten die Wagen herein, mit Allem, was die Grafschaft an Schönheit und Rang besitzt. . . . Der ganze Raum des Gebäudes war augenblicklich gefüllt, wo nur irgend noch Platz für einen Fuß war, sah man Wagebälke in den gefährlichsten Stellungen schweben, denn Jeder war fest entschlossen, lieber die größte Unbequemlichkeit zu ertragen, als dem Genuß zu entsagen, Spohr's Oratorium zu hören. Unzählige Menschen stiegen auf das Dach und von da zu den Fenstern hinein, Viele aber auch mußten außerhalb bleiben, und schauten von ihrer schwindelnden Höhe auf den Haufen herab. Es ist keine Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wahrheit; und daß ein solcher Grad von Interesse für ein neues musikalisches Werk rege geworden war, ist wohl ein Ereigniß, welches in der Geschichte der Musik einzig da steht“ ꝛc. Während nun Spohr zu Hause durch solche erfreuliche Mittheilungen Erheiterung und Zerstreuung fand, war man in England schon darauf bedacht, auch in thatsächlicher Weise ihm für das Versäumte Entschädigung zu verschaffen, und er erhielt demzufolge noch vor Ablauf des Jahres eine Einladung nach London zu einer für die nächste Ferienzeit beabsichtigten Aufführung seines Oratoriums. Durch Professor Taylor, der bereits in Norwich an seiner Statt die Leitung übernommen und die schwere Aufgabe untadelhaft gelöst hatte, war bei Spohr's Ankunft in London (Juni 1843) Alles so weit vorbereitet, daß nach wenigen Proben die Aufführung in Hanover Square Rooms zu einer vollkommenen

Zufriedenheit von Statten ging. Auch das Publikum äußerte seinen Enthusiasmus durch laute Beifallsbezeugungen und brachte am Schluß ihm ein dreimaliges jubelndes „Hail“ dar. Dennoch wollten Alle, welche dem Fest in der prächtigen St. Andrew's Hall in Norwich beigewohnt hatten, sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß es Spohr nicht auch vergönnt war, sein Werk unter gleich günstigen Umständen in seiner vollen Herrlichkeit zu hören, und er erhielt die Aufforderung zur Leitung einer zweiten großartigeren Aufführung, welche die Sacred Harmonic Society mit ihrem aus fünfhundert Stimmen bestehendem Chor in den ungeheuern Räumen von Exeter-Hall zu veranstalten wünschte. Da er indessen die noch übrigen acht Tage zu einer Reise nach dem vielgepriesenen Wales bestimmt hatte und ihm überdies die Zeit zum Einstudiren seines Oratoriums viel zu kurz erschien, so gab er eine ablehnende Antwort. Doch mußte er nach weiterem dringenden Ersuchen und fortgesetzten Unterhandlungen endlich nachgeben, und es ward dann verabredet, daß die nöthigen Proben in Spohr's Abwesenheit Statt finden sollten, so daß er selbst nur die Leitung bei der Aufführung zu übernehmen habe, vorher aber ungestört die beabsichtigte Reise antreten konnte. Und wohl that solche Erfrischung Noth nach den fast im Uebermaß dargebotenen musikalischen Genüssen und Festlichkeiten der vorhergegangenen Wochen, bei denen er großentheils selbst thätig mitgewirkt hatte. Im Schlußconcert der Philharmonic Society, wo er mehrere seiner Compositionen: „Die Weihe der Töne“, die Ouvertüre aus dem „Alchymist“ und das Blumenduett aus „Jessenda“ dirigirte, vorher aber sein Concertino in E dur selbst auf der Geige vortrug, wurde er, wie Spectator erzählt „gleich einem Fürsten bewillkommnet, indem die ganze Versammlung freiwillig von ihrem Sitze sich erhob, um ihn zu begrüßen“ . . . . , und „nachdem er seinen kunstvollen, über alle Beschreibung anmuthigen Vortrag beendigt hatte, zeigten die unwillkürlichen Ausbrüche des Entzückens, daß er damit die innersten Herzens-

saiten der Zuhörer angeschlagen" ꝛc. Am Schlusse des Concertes sprachen ihm die Directeren noch die Bitte der Königin aus, in einem zu dem Zwecke anzusetzenden Extra-Concerte noch einmal zu spielen. Da er dies nicht gut ablehnen konnte, so kam das Concert acht Tage später wirklich zu Stande und enthielt in seinem überreichen Programm u. A. eine Symphonie von Mozart, die neunte Symphonie von Beethoven mit den Chören und drei Compositionen von Spohr: Concertino in A-dur, Ouvertüre zu „Macbeth" und Tristan's Arie aus „Jessonda", welche Staudigl auf Verlangen zweimal singen mußte. Ueber den weiteren Verlauf desselben berichtet ein Brief in die Heimath: „Das gestrige Extra-Concert ging sehr glänzend von Statten und gewährte uns einen hohen Genuß. Das Erscheinen der Königin darin war ein Ereigniß, wovon im Voraus alle Köpfe und Zeitungen erfüllt waren, da sie seit ihrem Regierungsantritt noch keines besucht hatte. Als sie in den Saal trat, ganz einfach schwarz gekleidet, doch mit vielen Brillanten geschmückt, klatschte das Publikum und stand auf (so wie neulich bei Spohr's erstem Auftreten), worauf Solo- und Chorstimmen „God save the Queen" ganz wundervoll vortrugen. Im Zwischenact ließ die Königin Spohr zu sich in den Nebensaal einladen, und hat sich da lange und sehr schmeichelhaft mit ihm unterhalten, ihm auch den Rath gegeben, die weitere Reise in England incognito zu machen, weil man sonst in jeder Stadt sich eben so um ihn reißen und ihn quälen würde, wie in London. Er sprach auch viel mit Prinz Albert und dem König von Belgien und war von Allen recht sehr erbaut. Mehrere unserer Bekannten, die ganz in der Nähe der Königin saßen, legten besonderen Werth darauf, daß bei Spohr's Erscheinen im Orchester sie und ihr Gemahl sich sehr tief verbeugt und heftig in die Hände geklatscht hätten" u. s. w. An weiteren Musikpartien gewährte es ihm große Freude, seine Trio's, Quartetten, Opernsachen und Lieder in höchst vollendeter Ausführung zu hören, so wie er auch durch den

wunderbar reinen Vortrag der beliebten englischen Glee's *) stets zu wahrem Entzücken hingerissen wurde. Auch die enorme Quantität der bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Musikstücke war für ihn nicht störend, da er glücklicherweise in der unerschütterlichen Ausdauer seiner Nerven mit den Engländern zu wetteifern vermochte. Als eine Curiosität in dieser Beziehung mag hier nur folgendes Programm eines bei Mr. Alsager, damaligem Mit-Redakteur der Times, veranstalteten „Spohrfestes" angeführt werden:

Queen Square Select Society.

Musical Festival in Honour of the arrival of *Spohr* in London.

Sunday July 2, 1813.

Act 1.

Double Quartett No. 1	Spohr.
Quintett Pianoforte, Flute, Clarinet, Horn and Bassoon	Spohr.
Double Quartett No. 2	Spohr.
Nonetto	Spohr.

Déjeuner à la Fourchette

Act 2.

Quintett	Spohr.
Ottetto	Spohr.
Double Quartett No. 3	Spohr.

To commence at two o'Clock. — Déjeuner at 5
Second act to commence at 7.

Dieses in jeder Beziehung trefflich gelungene und mit mehr als fürstlichem Glanz ausgestattete Fest mußte Spohr um so mehr erfreuen, da er sah, wie die aus fünfzig Personen bestehende Gesellschaft bis zum späten Abend mit staunenswerther Ausdauer und Aufmerksamkeit seinen Tönen voll Entzücken lauschte, ohne irgend ein Zuviel dabei zu bemerken. Während er nun hochbefriedigt von dem seltenen Feste sich seinerseits Herrn Alsager zu großem Danke verpflichtet glaubte, fand er zu seiner

*) Eine eigenthümliche Art von vier- oder mehrstimmigen Gesängen ohne Begleitung.

Ueberraschung am andern Tage unter der Masse täglich eintaufender Briefe, von Jenem noch ein sehr herzliches Dankschreiben, das mit den Worten schließt: „May you enjoy all the happiness that can result from the consciousness that you are a benefactor to the world and communicate happiness to others in a circle still increasing and never ending.“

Bei der am 12. Juli angetretenen Vergnügungsreise begleitete Professor Taylor als kundiger und sehr liebenswürdiger Führer das Spohr'sche Ehepaar. Sie besuchten die interessanten Orte Winchester, Portsmouth, Southampton, Bath, Bristol, dann das paradiesische Wales, dessen wundervolle Naturschönheiten sie dergestalt entzückten, daß Spohr sie an manchen Punkten noch über die Schweiz und alles, was er bisher gesehen, stellen zu müssen glaubte, und in freudig erhobener Stimmung dann auf der Rückreise nach London noch das prächtige Cheltenham und die herrliche Universitätsstadt Oxford bewunderte. Hatte er nun auch geglaubt auf der Königin Rath diese kleine Reise „incognito“ zu machen, so war dennoch an allen Orten seine Ankunft gleich bekannt geworden, und Jeder bemühte sich in seiner Weise „dem Componisten der letzten Dinge“ (dessen Clavierauszug er fast in jedem Hause fand) die seltensten Huldigungen entgegen zu bringen, wobei Scenen vorkamen, die ihn theils höchlich ergötzten, theils aber tief bewegten. Inzwischen war nun in London das Unglaubliche möglich gemacht und Spohr fand bei seiner Rückkehr sein Oratorium so tadellos einstudirt, daß er, wie ein Brief in die Heimath berichtet, „schon in der Generalprobe wahrhaft ergriffen ward, sowohl von der trefflichen Ausführung desselben, als auch durch den Gedanken, daß eine solche Masse ihm gänzlich fremder Menschen, meist Geschäftsleute, die wahrlich in London nicht viel Zeit übrig haben, ihre späten Abendstunden bis Mitternacht aufgeopfert hatten, um während seiner achttägigen Abwesenheit dies schwere Werk zu seiner Zufriedenheit einzuüben, blos aus Liebe zur Sache und um ihn angenehm zu überraschen.“

Die Aufführung selbst wird dann weiter geschildert: „Denkt Euch nun eine riesenhafte Halle mit Plätzen für 3000 Zuhörer, diese Kopf an Kopf gedrängt voll; auf einem besonderen Balkon „Mad. Spohr and Friends“ (wie es auf der Einlaßkarte heißt), von oben herab darauf hinblickend, gegenüber die prachtvolle ungeheuere Orgel und rings um dieselbe herum ein Orchester und Chor von fünfhundert Personen reizend gruppirt; in dieses Orchester eintretend Spohr und in demselben Moment das ganze Publikum und Orchester aufstehend, Alle wehend mit Tüchern und Hüten und schreiend Hurrah, Hail, Bravo! alles jubelnd durcheinander, eine lange Weile anhaltend und mit großer Heftigkeit. Kaum aber erhob Spohr seinen Taktirstab, so saß Alles nieder und tiefe Stille und gespannte Aufmerksamkeit herrschte. Himmlisch schön ertönten dann in dem weiten herrlichen Raum die ersten rührenden Accorde der Ouvertüre, wie Klänge aus einer andern Welt. Die ganze Aufführung ging nun trefflich, großartig und mit wahrer Begeisterung von Statten. Heilige Schauer durchbebten uns, und bei manchen Kraftstellen, wie „er regiert auf ewig, Halleluja!“, — „Du, nur Du allein bist Gott“ ꝛc., — da war es, als wenn die ganze Menschheit in reinster Harmonie sich zum Preise Gottes vereinigt hätte. Doppelt zu bewundern sind bei solchen gewaltigen Kräften aber auch die immer zur rechten Zeit eintretenden zartesten Ausdrucks-Nüancen.... Drei Arien und der große Chor der Perier wurden auf stürmisches Verlangen wiederholt. Am Schluß wußten die Menschen ihrem Jubel nichts Neues mehr hinzuzusetzen, erhöhten ihn aber buchstäblich dadurch, daß sie sich dabei nun Alle auf die Bänke stellten. Als endlich Spohr durch die Menge derer, welche ihm im Vorbeigehen noch die Hände drücken und gratuliren wollten, hindurchgedrungen und bis zum Ausgang des Saales gelangt war, bemerkte ich mit Verwunderung, daß die ganze Versammlung noch blieb und allerlei flüsterte, was auf etwas Besonderes schließen ließ, bis nach einer Weile der Lärm wieder losbrach,

und nochmals heftig nach Spohr verlangt wurde. Es führten ihn nun ein Paar Herren feierlich zurück und nachdem ihm gesagt worden war, das Publikum wünsche sehnlich, ihn sprechen zu hören, entschloß er sich endlich, eine kurze deutsche Anrede zu halten, die, obgleich wohl nicht verstanden, doch sehr dankbar aufgenommen wurde. Darauf trat der Präsident vor und nachdem er eine lange, durch Applaus und zustimmende Worte häufig unterbrochene, englische Rede an Spohr gehalten, überreichte er demselben im Namen der Gesellschaft eine große silberne Schüssel mit schön eingegrabener Inschrift zum Andenken an diesen herrlichen Abend." ꝛc. — Solche feierliche Schlußscene setzte allem bisher Erlebten noch die Krone auf und es rückte nun die traurige Stunde des Abschieds von dem herrlichen England heran. Auch Spohr war davon schmerzlich berührt, obgleich die bis zum letzten Moment auf ihn einstürmenden Anliegen aller Art keinen ruhigen Gedanken bei ihm aufkommen ließen. Namentlich waren es die täglich aus halb England eingesandten Albumsblätter, die zum Theil noch ihrer Erledigung durch seine Hand harrten und ihn daher bis zur Abfahrt am Schreibtisch gefesselt hielten. Nachdem er dann diese letzte Aufgabe auch noch vollbracht und, endlich auf dem großen Dampfschiff angelangt, den um ihn geschaarten Abschied nehmenden Freunden und Verehrern scherzend davon erzählt, mit der beruhigenden Bemerkung: „nun wird ja wohl kein Musikfreund mehr in England sein, der meine Handschrift nicht besitzt" — da plötzlich hört er einen Ruf, — er schaut auf, und erblickt ein eiligst von der Küste herrudernde Boot, woraus einige Gentlemen hervorklettern, alle Arme voll verspätet eingeschickter Albums, mit der Bitte an Spohr, sich während der Fahrt bis Gravesend noch hineinzuschreiben, da sie ihn zu dem Zweck bis dorthin begleiten, und dann mit den Albums in ihrem Boot die ganze Ihemse zurückrudern wollten! Und so geschah es wirklich, schreibend verließ er Englands Küste und kam so leichter über die Abschiedsmomente hinweg!

In den ersten Tagen des October (1843) sollte die Versammlung der Philologen zu Cassel stattfinden und der allgemein sich kundgebende Wunsch, deren Anwesenheit durch einige musikalische Aufführungen zu verherrlichen, war um so natürlicher, als gerade hier vorzugsweise die nöthigen Elemente dazu vorhanden waren. Es beantragte daher der Präsident der Gesellschaft, Gymnasial-Director Weber, auf Spohr's Vorschlag eine Theatervorstellung der „Antigone" mit den Mendelssohn'schen Chören; auch erklärte sich Spohr bereit, dem Wunsch des Magistrats zufolge, zum Besten der Stadtarmen eine Aufführung seines Oratoriums: „der Fall Babylons" in der Kirche zu veranstalten. Da aber zu beiden die kurfürstliche Erlaubniß nicht ertheilt wurde, so mußten sich die fremden Gäste mit einer Privataufführung der „Antigone" in ihrem geräumigen Sitzungslokal genügen lassen, wobei Hofrath Riemeyer das Trauerspiel verlas, die dazu gehörigen Chöre aber mit Begleitung von zwei Fortepiano's von den hiesigen Männergesangvereinen unter Spohr's Leitung gesungen wurden. So ging denn Alles nach besten Kräften von Statten, und die Fremden waren so befriedigt, daß sie nicht nur ihren lebhaftesten Dank für Spohr's Bemühungen aussprachen, sondern in ihrer nächsten Sitzung, welcher auch er mit Theilnahme beiwohnte, noch ein Danksagungsschreiben an Mendelssohn votirten. Auch Spohr hatte so viel Freude an der „geistreichen und eigenthümlichen Musik", daß er nun erst recht danach verlangte, sie auch mit Orchester und Handlung hören zu können. Da indessen unter den obwaltenden Umständen in Cassel dies nicht wohl zu erreichen war, so veranstaltete er kurz nachher zu wohlthätigem Zwecke eine Wiederholung der Vorlesung in ganz gleicher Weise, jedoch in einem größeren Lokal, wodurch denn den Musikfreunden auch in weiterem Kreise als das erste Mal Gelegenheit geboten wurde, das interessante Werk kennen zu lernen.

Um diese Zeit begann Spohr sich ernstlich mit dem Gedanken zu beschäftigen, noch einmal eine Oper zu componiren, wozu

die ihm so häufig zugesandten Opernbücher die Veranlassung sein möchten. Da jedoch keines derselben ihn befriedigte, indem ihm bei näherer Prüfung bald der Inhalt, bald die Form der Musikstücke nicht zusagen wollte, so kam er auf die Idee, sich mit Hülfe seiner Frau selbst einen Text zu bearbeiten, und wählte dazu das früher so beliebte Kotzebue'sche Schauspiel: „die Kreuzfahrer", welches ihm vorzugsweise zur Lösung der Aufgabe geeignet erschien, die er sich diesmal gestellt hatte, nämlich ganz abweichend von der bisher gebräuchlichen Form, so wie von dem Styl seiner eigenen früheren Opernmusik, das Ganze gleichsam als musikalisches Drama ohne unnöthige Textwiederholungen und Ausschmückungen, mit immer fortschreitender Handlung durchzucomponiren. Sobald die Bearbeitung des Buches beendet war, ging er mit großer Begeisterung an's Werk und vollendete binnen kurzer Zeit den ersten Act, den er sogleich in Clavierauszug setzte und in seinem Hause durch eine Auswahl der vorzüglichsten Dilettanten ausführen ließ, um sich, bevor er weiter fortschritte, von dem Gelingen seiner Arbeit überzeugen zu können. Da er nun wahrnahm, wie schon ohne scenische Darstellung durch den lebendigen Ausdruck seiner Musik die Verschiedenheit der Charaktere und Situationen klar und deutlich hervortrat, und wie mächtig Sänger und Zuhörer davon ergriffen wurden, so ging er mit Zuversicht an die folgenden Acte und beendigte auch diese, bis auf die Instrumentirung, noch vor Beginn der Theaterferien.

Zum Ziel der gewohnten Sommerreise hatte Spohr diesmal Paris auserkoren, um seine Frau mit den Herrlichkeiten der glänzenden Weltstadt bekannt zu machen, und die damals dort stattfindende Industrieausstellung zu besuchen, welche als die erste ihrer Art, das allgemeine Interesse in so hohem Grade erweckte, daß Fremde aus allen Weltgegenden herbeiströmten, um die reiche Fülle von Schätzen aus allen Gebieten der Gewerbe, wie der Kunst zu bewundern. Eine ruhige Besichtigung derselben bei solchem Zudrang war beinahe unmöglich,

und es war daher von doppeltem Werthe für das Spohr'sche Ehepaar, durch besondere Vergünstigung zu einer für den König reservirten Zeit, wo nur den Ausstellern selbst der Zutritt gestattet war, Einlaßkarten zu erhalten, wodurch ihnen zugleich das seltene Schauspiel zu Theil wurde, den greisen König Louis Philipp in Begleitung seiner Gemahlin, seiner Schwester Adelaide und des damals kaum im Jünglingsalter stehenden Herzogs von Monpensier ganz in der Nähe an sich vorüberpassiren zu sehen, und seine Bemerkungen über die ausgestellten Waaren deutlich hören zu können.

Auf bedeutende musikalische Aufführungen hatte Spohr in einer hierzu so wenig günstigen Jahreszeit kaum rechnen dürfen, doch wurde ihm dort in fremdem Lande unverhofft ein Genuß zu Theil, wonach er zu Hause vergebens gestrebt hatte, nämlich die Aufführung der „Antigone" mit den Mendelssohn'schen Chören, welche an jenem Abend zum 32sten Male hintereinander im Odeontheater bei stets überfülltem Hause gegeben wurde und durch die Trefflichkeit der Musik, wie der scenischen Anordnung ihren gewaltigen Eindruck auch auf Spohr nicht verfehlte.

Waren nun auch die ausübenden Künstler zum großen Theil von Paris abwesend, so verlebte er doch viel angenehme Stunden in Gesellschaft der Herren Habeneck (Director des Conservatoire), Panseron, Halevy, Auber, Berlioz, Adam ꝛc. Auch von Seiten des Conservatoriums wünschte man ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen, doch mochte dies unter den obwaltenden Umständen wohl einige Verlegenheit verursachen, wie es aus dem Bericht einer Pariser Zeitung hervorgeht, wo es heißt: „Mais que faire, pour prouver à l'auteur de Faust et de Jessonda que la France sait apprécier dignement ses belles compositions et leur auteur? Une idée vient soudain à un ami de Mr. Habeneck: „L'époque des magnifiques concerts du Conservatoire est passée! dit-il; eh bien! écrivons partout, réunissons une partie de nos artistes, et essayons de tresser

une petite couronne à Spohr, en exécutant devant lui un de ses plus beaux morceaux." Le projet est approuvé, on n'avait que quelques jours pour le mettre en œuvre. Des circulaires sont adressées à vingt, trente lieues de Paris. Des hommes d'un talent supérieur, qui n'auraient pas quitté leur *dolce far niente* à prix d'argent, se hâtent d'accourir, et la Société des Concerts, à l'exception de deux de ses membres qui sont maintenant en Italie, se trouve réunie à Paris comme un seul homme. La salle du Conservatoire est ouverte, tous les exécutants s'y rendent, et Spohr y est amené comme spectateur unique: c'est pour lui seul que soixante-dix-huit musiciens sont là, c'est aux pieds de sa gloire qu'ils viennent se prosterner, et lui font entendre son chef d'œuvre symphonique: „La création de la Musique". („Weihe der Töne".) Spohr wurde bei seinem Eintritt in den Saal mit lautem Applaus und einer Ansprache des Herrn Habeneck begrüßt, der ihn aufforderte, seine Symphonie selbst zu dirigiren, da dieselbe zur Aufführung in den nächsten Winterconcerten der Gesellschaft bestimmt sei und es daher für Alle von großem Werthe sein müsse, durch des Componisten persönliche Leitung am sichersten in dessen Auffassungsweise eingeführt zu werden. Und in der That bedurfte es dabei noch mancher Bemerkungen und Wiederholungen, bis endlich Alles nach Wunsch ging, während die darauf folgende Pastoralsymphonie von Beethoven, die schon öfter gespielt worden war, mit der diesem Orchester eigenen musterhaften Präcision ausgeführt wurde.

Am folgenden Tage trat Spohr die Rückreise nach Cassel an, um es jedoch schon nach wenigen Wochen wieder zu verlassen und einer Einladung nach seiner Vaterstadt Braunschweig zu folgen, die längst gewünscht hatte, ihn auch einmal durch eine große musikalische Feier zu ehren, und daher für die letzten Tage des September eine Aufführung seines Oratoriums „der Fall Babylons" veranstaltet hatte. Einen Vorschmack der Braunschweiger

Festlichkeiten erhielt er schon auf der Reise in seinem ersten Nachtquartier Seesen, wo er seine frühesten Kinderjahre verlebt hatte, daher bei dessen Bewohnern, so wie auch außerhalb der Irrthum entstanden war, es sei dieses sein eigentlicher Geburtsort. Eine große Ueberraschung gewährte es ihm, gleich hier mit einer herzlichen Anrede bewillkommt und darauf in den schöngeschmückten Saal des Gasthofes feierlich eingeführt zu werden, wo er in einem weiten Halbkreis malerisch geordnet die musikalische Auswahl aus sämmtlicher Seesener Jugend, nebst der dortigen Liedertafel versammelt fand, die außer einigen andern Gesangstücken auch einen Chor aus den „letzten Dingen", so wie ein eigens an ihn gerichtetes Gedicht in vierstimmigem Chorgesang vortrugen. Da Spohr von solcher Huldigung gerade an dieser durch die schönsten Jugenderinnerungen geheiligten Stätte hoch erfreut und bewegt wurde, so mag den sinnigen Versen, die er stets mit besonderer Vorliebe aufbewahrte, auch hier ein Plätzchen gegönnt sein:

Hier an Deiner Heimath Grenze
Weile einen Augenblick,
Wirf auf Deiner Jugend Kränze
Einen frohen Blick zurück.
Welchen Kranz Du Dir errungen,
Hier hast Du zuerst gesungen.

Waren um Homero's Wiege
Sieben Städte einst entzweit,
Ist uns wohl erlaubt die Rüge,
Daß uns droht der Hauptstadt Neid,
Unsern Ruhm uns zu entziehen:
„Wir sahn Deine Kindheit blühen."

Durch Amphions sanfte Leier
Hoben Thebens Mauern sich,
Doch durch Deiner Töne Feuer
Babels festre Stütze wich.
Jauchzend von der Briten Strand
Scholl Dein Sieg ins Vaterland.

Auch in unsern Bergen regt sich
Liebe zu Gesang und Kunst,
Auch in unsrer Brust bewegt sich
Ehrfurcht vor der Musen Gunst.
Und wer ließe gern sich rauben
Seinen Ruhm und seinen Glauben!

Zieh denn hin, verehrter Meister,
Zu der Hauptstadt Heiligthum,
Dort entzücke alle Geister,
Denn der Welt gehört Dein Ruhm.
Magst der Welt Du angehören,
Gönn' uns Deiner Wiege Ehren.

Die rivalisirende Hauptstadt, zu deren Gunsten der fragliche Streit der Wahrheit gemäß entschieden werden mußte, beeiferte

sich dann nicht minder, die Anwesenheit ihres Gastes in ausgesuchtester Weise zu feiern, und es geben die brieflichen Mittheilungen namentlich von einem „Ueberraschungsfeste für Spohr" specielleres Kunde, welches durch die überaus glänzende äußere Ausstattung wie durch die sinnreich angeordnete musikalische Feier mit gleichem Zauber auf Sinne und Gemüth wirkte. Zunächst wurde eine von Methfessel in Musik gesetzte Cantate für Damen-Chor und Solo: „Willkommen an Spohr" mit zarter Begleitung der im Hintergrund unsichtbar aufgestellten Blasinstrumente in hoher Vollendung ausgeführt, und kaum hatte der Gefeierte nach dem Schluß des lieblichen Gesanges Zeit, einige dankende Worte dafür auszusprechen, als ganz unerwartet und in ergreifendem Contrast mit dem vorhergegangenen von der entgegengesetzten Seite des Saales her in kräftigem Männer-Chor ein zweiter „Festgesang an Spohr" ertönte, der dann die bewegten Gemüther allmälig in eine für die nachfolgenden rauschenderen Festlichkeiten empfänglichere Stimmung hinüberleitete.

Am folgenden Tage dirigirte Spohr in der Aegydienkirche sein Oratorium: „der Fall Babylons", welches auch hier mit hoher Begeisterung ausgeführt und aufgenommen wurde. Der Umstand, daß die Aufführung in derselben Kirche stattfand, wo er vor mehr als 60 Jahren als zartes Knäblein die heilige Taufe empfangen, erhöhete noch die Weihe des Tages und gab wiederum Veranlassung zu manchem schönen poetischen Gruß.

Den Beschluß der festlichen Tage machte ein großes Concert gemischten Inhalts; dessen erster Theil enthielt, dirigirt von dem dortigen Kapellmeister Müller, die Ouvertüre zu König Lear von Berlioz, Arien aus Oberon und Jessonda, Adagio für die Violine von Spohr, vorgetragen von Concertmeister Müller, und die Maurer'sche Concertante für vier Violinen, (ausgeführt von Müller, Zimmermann, C. Müller jun. und Jean Pott aus Cassel) während der zweite Theil durch Spohr's fünfte Symphonie C-moll ausgefüllt wurde. So

endete die schöne Feier, deren reine Freude für Spohr nur durch die wehmüthige Erinnerung an seinen geliebten Vater getrübt wurde, welcher die letzten Jahre bis zu seinem vor wenigen Monaten erfolgten Tode in Braunschweig verlebt hatte, nun aber, nachdem er so lange Jahre hindurch stets aus der Ferne die Erfolge seines Sohnes mit freudigem Stolze vernommen, nicht mehr Zeuge sein konnte, welch' hohe Anerkennung auch dessen Vaterstadt ihm zu zollen bemüht war.

Zu Ende des Jahres erhielt Spohr eine Einladung nach Newyork zu einem großen Musikfeste — dem ersten jenseits des Oceans, zu dessen Leitung er „als der erste der lebenden Componisten und Dirigenten" mit Stimmeneinheit in einer Generalversammlung der dortigen Musikvereine auserkoren worden. Es sollten dabei zwei geistliche und zwei weltliche Aufführungen stattfinden und war dazu vor Allem sein Oratorium: „der Fall Babylons" bestimmt, „dessen Ruhm von England hinüber auch in der neuen Welt wiederhallte." Obgleich solch ehrenvoller Antrag viel Verlockendes für Spohr haben mochte, und seine immer rege Reiselust noch dadurch erhöhet wurde, daß er in Newyork die Freude haben sollte, seine Tochter Emilie, welche seit einigen Jahren mit Mann und Kind dahin übergesiedelt war, wiederzusehen, so war er doch schnell mit sich einig, die Aufforderung abzulehnen, da ein Aufenthalt von nur wenigen Wochen, wie ihn seine Dienstgeschäfte vielleicht gestattet hätten, die Beschwerden der weiten Seereise wohl nicht aufzuwiegen vermochte.

Am Neujahrstage 1845 kam Spohr's neueste Oper: „die Kreuzfahrer" zuerst zur Aufführung und fand nicht nur bei der ersten, sondern auch bei den schnell sich folgenden weiteren Vorstellungen eine für Cassel beispiellos glänzende Aufnahme. Spohr, der gerade bei diesem Werk dem Erfolg mit besonderer Spannung entgegengesehen hatte, fühlte darüber große Befriedigung und schrieb an seinen Freund Hesse u. A.: „Daß meine Oper auf das Publikum, welches doch nur dem kleineren Theile nach aus

musikalisch gebildeten Zuhörern besteht, einen so tiefen nachhaltigen Eindruck machte, schreibe ich der Wahrheit meiner Musik zu, die nur die Situation ganz wiederzugeben strebt, und allen Flitterstaat der neuern Opernmusik, als Coloraturen, Instrumentenlärm und Lärmeffekte verschmähet *). Auch habe ich mich außerordentlich gefreut, daß die Sänger, die in ihren Parthien von alle dem, was ihnen gewöhnlich den Applaus des großen Publikums verschafft, nichts fanden, demungeachtet mit jeder Probe eine größere Theilnahme daran zeigten und mit einem Eifer studirten, den ich früher an ihnen gar nicht gekannt habe. Allein der Erfolg hat auch gezeigt, daß dieser Gesang, der Jedem so bequem liegt und Gelegenheit giebt, die besten Töne, so wie den Grad von Gefühl und Ausdruck hören zu lassen, dessen Jeder fähig ist, ein sehr dankbarer ist, denn noch nie sind unsere Sänger so beklatscht worden, und nach der zweiten Vorstellung wurden sie sämmtlich gerufen." — Nachdem nun auch die Zeitungsblätter viel Rühmliches über die neue Oper berichtet hatten, und dieselbe durch den kurz nachher bei J. Schuberth herausgekommenen Clavierauszug in weiteren Kreisen bekannt geworden war, so wurde sie bald auch von auswärtigen Theatern, namentlich in Berlin, Dresden, Braunschweig und Detmold zur Aufführung verschrieben, an andern (katholischen) Orten, wie München, Wien ꝛc., nahm man aber Anstoß an dem vorher zur Einsicht begehrten Textbuch, und verzichtete deshalb auf die Aufführung. Da Spohr von Berlin aus eingeladen war, die erste Vorstellung seiner „Kreuzfahrer" selbst zu dirigiren, so wünschte er, daß diese während seiner Theaterferien stattfinden möchte; und obgleich man ihm von dort aus vorstellte, daß dies die ungünstigste Jahreszeit sei, da die Hauptparthien seiner Oper erst später, nach der Rückkehr der abwesenden ersten Sänger, sich genügend würden besetzen lassen, so

*) Ähnlichen Äußerungen in einem Briefe an Hauptmann fügt er hinzu: „Ich kriege mich nicht zerschlagen, auch nur eine unnöthige Note der Bestimmt wegen hinzuschreiben."

schien es ihm doch rathsamer, auf deren Mitwirkung zu verzichten, als durch einen längeren Aufschub die Möglichkeit seines Hinkommens in Zweifel zu stellen.

Mit Beginn der Ferien begab er sich nun auf die Reise, zunächst jedoch nach Oldenburg zur Leitung eines großen Concertes, dessen Ertrag zur Gründung eines Pensionsfonds für die Mitglieder der dortigen Kapelle bestimmt war.

Das Programm war bereits vorher von dem dortigen Hoftheaterkapellmeister A. Pott, seinem ehemaligen Schüler und schwärmerisch dankbaren Verehrer entworfen und bestand nur aus Spohr'schen Compositionen, nämlich: Concert-Ouverture im ernsten Styl; neuestes Violin-Concert in E-moll, vorgetragen vom Componisten; Duett aus Jessonda, vorgetragen von Mad. Schmidt aus Bremen und Herrn **; Clarinet-Concert, vorgetragen von Herrn Capellmeister Röhn; große Symphonie in C-moll (Nr. 5); das Vaterunser für Solostimmen, Chor und Orchester.

Sämmtliche Musikstücke, von welchen Spohr die beiden letzten Nummern selbst dirigirte, fand er bei seinem Hinkommen durch Pott so trefflich eingeübt, daß er schon in der Probe große Freude daran hatte. Auch bei der Aufführung ging Alles so glänzend von Statten, daß ein Brief in die Heimath im Ausdruck höchster Befriedigung berichtet: „Wir fühlten uns gleichsam nach England versetzt. Diese Musik, diese vollendete Ausführung, das ungeheuere dicht gefüllte, herrlich akustische Gebäude, der grenzenlose Jubel und Enthusiasmus, alles war wahrhaft großartig englisch. Und doppelt überraschend und erfreulich alles dieses, wenn man bedenkt, daß es in einer kleinen Stadt von 12000 Einwohnern stattfand. Orchester und Sänger machten zusammen dreihundert Personen und wirkten im wundervollsten Einklang. Jede Nummer war vortrefflich, der Eindruck des Vaterunser aber ganz unbeschreiblich, und die Worte, welche Pott kurz vorher nach einer Probe desselben darüber an Spohr geschrieben: „Glücklich ist der Mensch, der so innig und fromm

beten kann; in dessen Seele muß Frieden wohnen", traten mir hier in ihrer vollen Bedeutung vor Augen. Auch Spohr stimmte mit mir überein, das Werk so noch nie gehört zu haben, denn selbst in den feinsten Nüancen des Ausdrucks blieb nichts zu wünschen übrig. Der ganze Platz, wo Spohr dirigirte, so wie die dahin führenden Stufen waren mit den schönsten Rosen bestreut, die ganze Vorderseite des Orchesters bekränzt und unter seiner Büste mit dem Lorbeerkranz prangte ein riesenmäßiges „Louis Spohr" aus Rosen und Lorbeern kunstreich gewunden ꝛc. Während nun die Versammlung mit Andacht seinen herrlichen Tönen lauschte, ahnte wohl Niemand, wie sehr ihm selbst jeder Genuß verbittert wurde durch einen Anfall von Magenkrampf, der bald so heftig wurde, daß es ihm, wie er selbst nachher erzählte, schon beim Dirigiren der Symphonie und des Vaterunsers Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Nach dem Concerte sollten wir noch einer Fête beiwohnen, welche der Minister von Beaulieu zu Ehren Spohr's bei sich veranstaltet hatte; daran war aber unter diesen Umständen nicht mehr zu denken und wir eilten so schnell als möglich nach Hause, wo Spohr sich sogleich zu Bette legte und zu besänftigenden Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte; doch der Krampf wollte nicht weichen, auch der herbeigerufene Arzt suchte vergebens Hülfe zu schaffen, und die Schmerzen erreichten den höchsten Grad. Einen grellen Contrast bildete es nun, als gerade in diesem Momente, wo Spohr sich so elend fühlte, daß er jeden Augenblick zu verscheiden glaubte, ein ungeheurer Fackelzug, dem fast ganz Oldenburg folgte, vor unsern Fenstern ankam, und daselbst ein großartiges, von allen hiesigen und fremden Musikern nebst drei Singvereinen dargebrachtes Ständchen mit der Ouvertüre und mehreren Chören aus „Jessenda" begann. Es sollten noch viele Stücke folgen, allein auf Spohr's Wunsch benutzte Pott die Gelegenheit, wo ein rauschendes „Hoch" ausgebracht worden, um in seinem Namen aus dem Fenster eine Dankrede zu halten, die,

obgleich improvisirt, doch so schön und wohlgesetzt war, als habe er sie lange vorher einstudirt. Als er aber darin auch Spohr's Krankheit bekannt machte, da verbreitete sich allgemeine Bestürzung und die vorher so freudig versammelte Menge zog still und bekümmert von dannen. In unserem Hause ging es indessen merkwürdig lebhaft zu: die Hauswirthin, Frau T. A. Rath Oppermann hatte zwei Wagen voll Gäste bekommen zum Concert, dazu versammelten sich noch unten alle ihre Bekannten, um die Musik besser zu hören, dazwischen nun die verschiedenen Bedürfnisse für unsern Kranken, die Sendungen in die Apotheke, meine Todesangst, — genug, es war ein Zustand einzig in seiner Art. Um Mitternacht kam der Arzt noch einmal und machte neue Verordnungen, doch Alles erfolglos. Bis nach drei Uhr dauerte der heftige Krampf fort, dann aber wurde es besser und hörte nach und nach auf. Da indessen der Doctor heute Morgen meinte, das Fahren könne noch nachtheilig wirken, so haben wir unsere Abreise aufgeschoben, um so mehr, da wir nirgends besser sein können als hier, wo die liebevollste Sorgfalt der sämmtlichen Hausgenossenschaft uns umgiebt, und Alles uns zu Gebote steht, was das Herz nur wünscht. Heute bekam Spohr vom Großherzog einen wundervollen Brillantring „zum Andenken an Oldenburg", was ihn eben so sehr überraschte als erfreute. Der Großherzog hatte die Absicht gehabt, beim Diner, wozu er ihn eingeladen, den Ring ihm selbst an den Finger zu stecken, doch war auch dieses durch die Krankheit vereitelt worden" ꝛc.

Nachdem sich nun Spohr auf den Rath des Arztes entschlossen hatte, sobald als möglich von Oldenburg aus direkt nach Carlsbad zu reisen, um zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit während der übrigen Ferienzeit die dortige Brunnenkur zu gebrauchen, so glaubte er, den früher gegebenen Versprechungen — in Bremen seine „Jessonda" und in Berlin die erste Aufführung der „Kreuzfahrer" zu dirigiren — nun nicht

mehr nachkommen zu können und sandte, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Absagebriefe nach beiden Orten. Indessen bewährte sich die schon mehrfach erprobte Wunderkraft der Carlsbader Quellen an ihm abermals in so erfreulicher Weise, daß schon in der ersten Woche die Idee in ihm auftauchte, sich für jetzt mit vierzehn Tagen in Carlsbad abzufinden, die Fortsetzung aber auf nächsten Sommer zu verschieben, um so die ungern aufgegebene Reise nach Berlin dennoch möglich zu machen. In dieser Hoffnung setzte er mit unermüdlicher Ausdauer und felsenfestem Vertrauen seine Cur fort, und konnte wirklich zur bestimmten Zeit in Berlin die Leitung seiner „Kreuzfahrer" selbst übernehmen.

Schon in der ersten Generalprobe, wo er durch Meyerbeer und Hofrath Küstner eingeführt und dem versammelten Personal feierlich vorgestellt wurde, überzeugte er sich, daß sein Werk auch hier mit besonderer Lust und Liebe eingeübt und die Gesangspartien, wenn auch nicht von Sternen erster Größe, doch in Haupt- und Nebenrollen in vollkommen genügender Weise besetzt waren. Am Abend der Aufführung ward er bei seinem Erscheinen mit großem Jubel vom Publikum empfangen und nach jedem Act stürmisch gerufen. Am folgenden Abend wurde die Oper mit demselben glänzenden Erfolg wiederholt. Auch die öffentlichen Blätter enthielten die günstigsten Beurtheilungen und es brachte namentlich die Vossische Zeitung einen (von Rellstab verfaßten) Artikel, worin es heißt: „Wir haben über ein Kunstereigniß zu berichten, das seinen Platz als eins der würdigsten und ehrenvollsten in der Geschichte unserer Bühne einnehmen wird, die erste Aufführung der neuen Oper Louis Spohr's: „Die Kreuzfahrer." Die Verdienste des Meisters haben sich bereits so entschieden hingestellt, der Werth dessen, was wir in ihm besitzen, ist so vollständig anerkannt, daß es hier auch nicht einmal einer Andeutung über den Charakter seiner Musik, über ihr Verhältniß zur Entwickelung der Kunst unserer Tage bedarf.

.... Was wir im Allgemeinen zu erwarten hatten, wußte Jeder, der Spohr's künstlerische Richtung kennt — und wer kennt sie nicht! Daß wir ein Werk hören würden, welches die edelste Gattung, in der sich der Componist sein ganzes Leben hindurch gehalten, nirgend verläugnen werde, war zu erwarten. Kaum aber, wir bekennen es, hatten wir auf so viel Frische, so viele Momente feuriger Kraft zu hoffen gewagt, wie uns der mehr als sechszigjährige Meister in der That darbietet! — Er ist der lang Gekannte im Ganzen; doch im Einzelnen bringt er uns zahlreiche neue, gediegene, oft auch glänzende Gaben. Niemals hat sich seine Muse an die Menge gewandt; sie wollte nie durch ein schmeichelndes Entgegenkommen locken, nur durch einen edlen geistigen Hauch hat sie ihre Züge belebt, durch Würde und Reinheit zu fesseln getrachtet. .... Wir haben uns Anfangs die besonders schön hervortretenden Einzelnheiten, auf die wir hinzuweisen für angemessen erachteten, bezeichnet, doch bald wurden deren so viele, daß wir uns auch unter ihnen mit einer Auswahl begnügen müssen. So erinnern wir denn im ersten Act: an die frische Begrüßung Balduins; an Emma's frommen Gesang: „Daß ich die Braut des Himmels bin"; an die wirkungs- und deutungsvolle Einmischung des Grabglockengeläutes in das Gespräch mit der Pförtnerin; an die ersten scharf physiognomischen Bezeichnungen der Aebtissin Cölestine bei den Worten: „Ich kenne Dein Geschlecht — Dein Schicksal führt Dich her"; an einige Züge, die denselben Charakter und seine leidenschaftliche Wallung ferner bezeichnen, als: den weichen Uebergang im Orchester nach den Worten: „Ihr sollt das Mädchen lieben"; ferner die Worte: „Gerichtet hat ihn Gott! — die Mutter weint, — die Tochter büßt, — dem Todten sei verziehn"; die von tief ergreifendster Wirkung durch die musikalische Behandlung sind. — Von originellster Färbung ist in diesem Acte noch der Marsch der Sarazenen, der auch im dritten Act wiederkehrt, und dort so überraschend schön im Orchester behandelt und an das Vorhergehende angeknüpft

wird, daß das Publikum die Wendung mit allgemeinem Beifall hervorhob. — Wenn wir aus den folgenden Acten weniger anführen, so geschieht es nicht, weil diese ärmer waren, sondern nur, um durch das Aufzählen des Einzelnen nicht zu ermüden. Im Gegentheil, die Gewalt der Musik steigert sich sowohl an sich, als mit dem Interesse der Handlung. Die Erkennungsscene zwischen Balduin und Emma; die Drohung Balduins am Schlusse derselben; das ganze Finale des zweiten Acts bilden ergreifende Momente, die ihres Beifalls bei den Hörern immer gewiß sein werden. Im dritten Act ist das Duett zwischen Baldnin und Bruno ein trefflich gearbeitetes Meisterstück, und der Schluß, die Verzweiflung Balduins, voll energischer Kraft, und wahrhaft mächtvoll instrumentirt. Der Schlachtchor der Türken, von scharf abweichender Färbung, riß das Publikum begeisternd fort, und es verfolgte die im Längenmaß sehr richtig gehaltene Oper von dort bis zum Schluß mit gespanntester Theilnahme. — Was wir gegen das Werk zu sagen hätten, würde sich meistentheils mit dem verschwistern, was überhaupt in der Richtung des Componisten angegriffen werden mag; das aber ist eine so zum Abschluß gebrachte künstlerische Angelegenheit, daß es keiner neuen Instanz darin bedarf. Nur das bemerken wir noch, die Instrumentirung ist uns zuweilen zu reich, wenigstens zu gleichmäßig reich, und manchen Stücken, namentlich mehreren Duetten, wünschten wir — ein seltener Fall — eine größere Ausführung. Der Künstler fehlt hier vielleicht im zu strengen Widerstreben gegen die entgegengesetzte Richtung, die sich in neuen Musikwerken durch zu weit ausgesponnene Formen bethätigt. Eigenthümlich ist dem Werke die sehr sparsame Anwendung des Recitativs, obwohl die Musik nicht durch Dialog unterbrochen wird; ferner ein, wir glauben absolutes Vermeiden aller Melismen, was uns, wie wir auch dem Grundsatz im Allgemeinen beitreten, im Gesang den Ausdruck des Worts vor Allem geltend zu machen, doch ein zu scharfes Begrenzen des freien musikalischen Rechts dünkt, be-

senders wenn man es auch auf die mehrstimmigen Stücke ausdehnen will. Noch müssen wir die Anerkennung des Eifers aller Mitwirkenden aussprechen. . . . . Aber auch dem Publikum Dank und Ehre! Es hatte seine Stellung, diesmal als Preis ertheilender Richter, mit voller Sicherheit erkannt, und begleitete das Werk mit demjenigen aufmerksamsten Antheil, der dessen ächteste Würdigung bildet. Fast keine schöne Stelle blieb unbezeichnet durch mehr oder minder hervortretende Aeußerungen. . . . So wurde denn der Tag zu einem Triumph langjähriger Verdienste, und zu einem Ehrentage für das besondere Werk, das uns Zeugniß giebt, wie reich die Fülle des künstlerischen Besitzes, wie sicher und bewährt dessen Behauptung und Verwaltung noch immer für unsern hochverehrten Meister ist" ꝛc. — Mit Uebergehung anderer ähnlicher Berichte mag hier auch einer Recension (unterz. H. T.) erwähnt werden, die, in grellem Contrast mit jenen, voll Unbefriedigung und vielerlei Tadel über die Oper berichtete, und die, obgleich unter den vorliegenden Papieren sich nicht findend, doch der Familie, die damals durch den Inhalt sehr befremdet war, unvergessen geblieben ist. Spohr selbst pflegte bei solchen Gelegenheiten über den zürnenden Eifer seiner Freunde ruhig zu lächeln, da er Jedem das Recht zuerkannte, seine individuelle Meinung frei auszusprechen, wobei er dann wohl äußerte: „Wenn eine Musik nur wirklich gut ist, so kann ja doch kein Tadler ihr etwas von ihrem Werthe nehmen!" —

Mochte nun auch der überaus glückliche Erfolg dieser von Spohr mit besonderer Vorliebe geschriebenen Oper den Glanzpunkt seines achttägigen Besuchs in Berlin bilden, — so brachte er doch auch die Tage vor- und nachher höchst vergnügt zu, indem ihm nicht nur in der liebenswürdigen Familie des Professor Wichmann, dessen prächtige Wohnung ihn nebst seiner Frau gastlich aufgenommen, eine sehr gemüthliche Häuslichkeit bereitet war, sondern auch von andern Seiten her Alles aufgeboten ward, ihn zu feiern und zu ehren! Während ihn solche Aufmerksamkeiten ganz be-

senders von seinen Kunstgenossen Meyerbeer, Taubert, Hub. Ries u. And. erfreuten, war er doch auch nicht unempfänglich für die ihm von dem König gezollte Anerkennung, und es hatte namentlich dessen ehrende Einladung zur Tafel doppelten Werth für ihn, da sie durch den persönlichen Besuch des hochberühmten Alexander v. Humboldt ihm im Auftrag des Königs überbracht wurde. Von diesem königlichen Diner, woran außer Humboldt noch manche bedeutende Persönlichkeiten, Tieck, v. Savigny u. s. w. Theil nahmen, die in geistreicher und liebenswürdiger Unterhaltung mit dem König und der Königin wetteiferten, pflegte Spohr noch nach Jahren mit Vergnügen zu erzählen. Besonders gedachte er dabei lächelnd des Umstandes, wie der König, ihm gegenüber sitzend, durch eine dazwischen aufgepflanzte kolossale Blumenvase verhindert war, ihm ins Gesicht zu sehen und sich daher jedesmal, wenn er das Wort an ihn richten wollte, mühsam um den hindernden Gegenstand biegen mußte, bis er endlich nach einigen von der Dienerschaft unverstandenen Winken ungeduldig selber zugriff, und indem er den kostbaren aber unbequemen Blumenschmuck eigenhändig hinwegnahm, sich die freie Aussicht nach Spohr hinüber verschaffte ꝛc. — Am letzten Abend, als die Familie Wichmann und ihre Gäste noch traulich beieinander in dem erleuchteten Gartensalon saßen, traten zu deren großer Ueberraschung aus dem Dunkel des Gartens einige schwarze Gestalten herein, denen immer mehr und mehr folgten, bis endlich die ganze kön. Hofkapelle, Meyerbeer und Taubert an der Spitze, versammelt war, worauf das älteste Mitglied derselben Spohr einen wunderschön gearbeiteten goldnen Lorbeerkranz überreichte, während Meyerbeer in einer herzlichen Rede ihm dankte „für alles das Schöne und Herrliche, was er in der Begeisterung für ächte deutsche Kunst bisher geschaffen, namentlich auch für dieses sein neuestes treffliches Werk, „die Kreuzfahrer" ꝛc. Diese Rede, am Abend des Abschieds aus solchem Munde mit Wärme und Wahrheit gesprochen, konnte einen tiefen Eindruck auf Spohr und alle

Anwesenden nicht verfehlen, und es folgte ihr eine ernst feierliche Stille, bis Prof. Wichmann, sich zuerst ermannend, auf Meyerbeer zuging und den gerechten Lobsprüchen über seine treffliche Rede die humoristischen Worte hinzusetzte: „wirklich, Demosthenes war nur ein Stümper im Vergleich zu Ihnen", worauf die Heiterkeit der Stimmung wieder hergestellt war, und Spohr einige herzliche Dankesworte aussprach. Außer diesem kostbaren Geschenk der Berliner Kapelle brachte er noch ein anderes werthvolles Andenken an seinen dortigen Aufenthalt mit nach Cassel zurück, nämlich seine von Prof. Wichmann angefertigte Büste, die durch ihre sprechende Aehnlichkeit und treffliche Ausführung bei Kunstkennern und Laien stets großen Beifall gefunden hat.

Kaum nach Cassel zurückgekehrt, begab sich Spohr von Neuem auf die Reise und zwar nach Bonn, wo am 11. August die Enthüllung des Beethoven-Denkmals feierlich begangen werden sollte. Die schon wochenlang vorher an ihn gerichtete Einladung, einen Theil der Musikaufführungen dabei zu dirigiren, hatte er zwar Anfangs abgelehnt, da er dazu eines außergewöhnlichen Urlaubs bedurfte und er, nachdem er eben im vorigen Jahre zum Braunschweiger Musikfest einen solchen erhalten, nicht gern wieder darum einkommen wollte; doch wurde ihm bald darauf in einem zweiten Schreiben gemeldet, daß das Festcomité einen kurzen Aufenthalt des Kurprinzen in Cöln wahrgenommen habe, um durch eine dorthin gesandte Deputation ihn und die Gräfin Schaumburg zu dem bevorstehenden Fest in deren Vaterstadt Bona einzuladen und zu gleicher Zeit einen Urlaub für Spohr zu erbitten, welches letztere denn auch freundlichst gewährt sei. Da also seiner Reise kein Hinderniß mehr im Wege stand, so säumte er nicht, bei dem großartigen Feste, welches die Kunstjünger von nah und fern zusammenführte, sich ebenfalls einzufinden, um zur Verherrlichung des großen deutschen Meisters selbstthätig mitzuwirken.

Die der Enthüllung des Denkmals vor- und nachhergehenden Festlichkeiten: Taufe des Dampfbootes „Ludwig van Beethoven", die Lustfahrt nach Nonnenwerth, der große Festzug, Feuerwerk, Illumination, Festessen und Festball, alles Dies ist durch die von dem schönen Feste Heimkehrenden in Wort und Schrift so vielfältig geschildert worden, daß es hier wohl nur einer kurzen Erwähnung der musikalischen Erlebnisse bedarf. In dem ersten großen Concert kamen unter Spohr's Leitung Beethoven's Messe D-dur und die neunte Symphonie zur Aufführung, und es wurden, wie die gedruckten Festberichte aussagen, „diese beiden, die ungeheuersten Schwierigkeiten darbietenden Werke in solcher Vollendung ausgeführt, daß dies Concert allein, verbunden mit dem Anblick der Festhalle, in welcher es Statt hatte, die Reise nach Bonn werth war." Am folgenden Tage wurde bei feierlichem Hochamte in der Münsterkirche die große Beethoven'sche Messe in C-dur, und bei Enthüllung des Monuments eine Festcantate von Breitenstein unter dessen Leitung aufgeführt. Beim zweiten großen Concert in der Festhalle übernahm Spohr auf Liszt's Wunsch abermals einen Theil der Direction, während dieser, als thätigstes Mitglied des Festcomité's, nach allen Seiten hin vielfach in Anspruch genommen, sich außer dem Vortrag des Beethoven'schen Clavierconcertes in Es-dur auf die Leitung der C-moll-Symphonie und einiger Nummern aus Fidelio beschränkte. Das dritte, sogenannte Künstlerconcert, mußte wesentliche Aenderungen seines aus 14 Musikstücken bestehenden Programms erleiden, da die schon bei der Enthüllungsfeierlichkeit anwesenden Fürstlichkeiten, der König und die Königin von Preußen, die Königin von England mit ihrem Gemahl u. s. w. als Zuhörer dabei erwartet wurden und Liszt vor deren Erscheinen seine Festcantate nicht gern beginnen wollte. Endlich aber mußte dennoch zum Anfang geschritten werden, doch kaum war die erste Nummer, die Cantate von Liszt, beendigt, so traten die Fürstlichkeiten ein und die Versammlung

stimmte zu deren Begrüßung die Nationalhymne: „Heil Dir im Siegerkranz" an; darnach aber ließ Lißt die ganze Cantate noch einmal wiederholen, worauf alsdann den beiden Königinnen die Wahl der zunächst in ihrem Beisein auszuführenden Musikstücke überlassen wurde. So kam es, daß nicht nur die angekündigte Reihenfolge willkürlich verändert, sondern auch mehrere Nummern der eingetretenen Verspätung wegen ganz wegfallen mußten und der musikalische Theil des Festes, ohne eigentlichen Schluß, für die Mehrzahl der Theilnehmer in ziemlich ungenügender Weise zu Ende ging. Einige Auserwählte aber, worunter auch Spohr, erhielten noch eine Einladung zu dem großen Hofconcerte, womit der König von Preußen die Anwesenheit seiner hohen Gäste auf dem nahegelegenen Lustschlosse Brühl verherrlichte. Meyerbeer dirigirte und das Programm enthielt außer einigen Clavierpiecen, welche Lißt vortrug, nur Gesangsstücke, die von dem auserlesensten Sängerpersonal, den Herren Mantius, Pischeck, Staudigl und den Damen Lind, Garcia und Tuczek ausgeführt wurden.

Nach einem so unruhig verlebten Sommer, wo es Spohr gänzlich an Muße zum Componiren fehlte, erwachte bei seiner Rückkehr nach Cassel der Drang, Neues zu schaffen, um so lebhafter in ihm, und es folgten sich schnell hintereinander mehrere Instrumental-Compositionen, welcher Kunstgattung er seit Beendigung seiner Oper sein Interesse wieder vorzugsweise zugewandt hatte. Gleich nach derselben schrieb er damals sein 15tes Violinconcert (E-moll Op. 128 bei Schuberth), welches er zuerst im Abonnements-Concert zu Cassel, so wie im Juli 1845 bei dem vorerwähnten Musikfest in Oldenburg selbst vortrug, und es dann zum Andenken hieran dem dortigen Kapellmeister Pott dedicirte. Darauf folgte das sechste Quintett für Saiteninstrumente (E-moll Op. 129 bei Breitkopf & Härtel) und im Laufe des Winters ein Quintett für Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Violoncell in D-moll (Op. 130 bei

Schuberth), das 3ste Quartett für Streichinstrumente (Op. 132 bei Breitkopf) und ein „Quartettconcert" für zwei Violinen, Viola und Violoncell mit Orchester, welches letztere im nächsten Abonnementsconcert vorgetragen wurde, und durch den Zusatz der reichen Instrumentalbegleitung sich in höherem Grade, als ein einfaches Quartett zur Concertaufführung in großem Lokal geeignet erwies. Noch bevor dasselbe im Druck erschienen war (Op. 130 bei Schuberth), wurde es zur Aufführung nach London und Wien, vor Allem aber nach Leipzig verlangt, wo die Direction der Gewandhaus-Concerte stets großen Werth darauf legte, Spohr's neue Compositionen schon im Manuscript auf ihr Programm setzen zu können. So äußerte denn bei dieser Gelegenheit auch M. Hauptmann in einem Brief an Spohr: „Alles was von Ihnen kommt, Altes und Neues, findet hier jederzeit die allergünstigste Aufnahme: man hört es dem Applaus sehr leicht an, ob die Sache blos gefällt, oder ob sie innerlich anspricht und Vergnügen macht, und das ist bei den Ihrigen hier nie zu verkennen. Gesang wie Instrumentalstücke von Ihnen werden immer mit wahrer Zuneigung angehört, das Concertpublikum befindet sich dabei in einer ihm behaglichen Atmosphäre; so wurde auch das Quartett-Concert, (an dessen Execution ich nicht Alles befriedigend finden konnte,) mit sehr warmem Beifall aufgenommen. Mir ist es acht Spohrisch, d. h. eben so meisterlich, als gefühlvoll vorgekommen, und daß man von den großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens beim Anhören gar nichts gewahr wird, wie auch in Ihren Doppelquartetten immer bei kunstvollster Combination die höchste Klarheit vorhanden ist, was man von andern Zusammenstellungen, die über das Gebräuchliche hinausgehen, nicht oft sagen kann, das ist, was zwar nur der Verständige versteht und als höchste Kunst zu würdigen weiß, was aber auch dem blos fühlenden Zuhörer zusagt und ihn in gute Stimmung setzt" u. s. w. Die Correspondenz über diese Angelegenheiten wurde meist durch Mendelssohn geführt, welcher

denn auch den Vorschlag machte, in einem der dortigen Concerte den dritten Act der Kreuzfahrer im Zusammenhange aufzuführen, und nachher an Spohr, dem gerade diese Oper hierzu nicht sehr geeignet dünkte, voller Befriedigung berichtete: „Schon als ich Ihr Werk in Berlin zum erstenmal sah, schien mir der dritte Act der lebendigste, schönste in der ganzen Oper zu sein, und ich war überzeugt, daß er sich auch im Concert trefflich ausnehmen müsse. Sie schienen damals daran zu zweifeln, und so freue ich mich um so mehr, daß die gestrige Aufführung einen so reinen, schönen und vollkommenen Eindruck gemacht hat, wie es mir nach der Aufmerksamkeit, dem Applaus und den Aeußerungen der Hörer unverkennbar scheint .... Der Chor war an 200 stark, und die Hymne aus H-dur, der Männerchor aus C-dur, und dann die Scene im Kloster klangen ganz wunderschön. Haben Sie tausend herzlichen Dank für diesen Genuß, und für alle die vielen herrlichen, die wir Ihnen schuldig sind .... Leider habe ich es nicht so einrichten können, daß mir die Direction dieses Concertes zufiel; es ging aber unter Gade so lebendig, und er hatte sich mit dem ganzen Werke so vertraut gemacht, daß selbst Ihnen kaum etwas zu wünschen übrig geblieben wäre" ꝛc. In schneidendem Contrast zu diesen freundlich anerkennenden Worten von so competenter Seite, ereignete sich zu derselben Zeit von anderer Stelle her ein Vorfall, welcher von Spohr selbst als einzig dastehend in seiner langen Künstlerlaufbahn bezeichnet, wohl hier einer besondern Erwähnung verdient. Es war nämlich die vor 14 Monaten auf Bestellung nach Dresden gesandte Oper: „die Kreuzfahrer" dort noch immer nicht zur Aufführung gekommen, und hatten während dieser Zeit die Kapellmeister Reißiger und Wagner, so wie der berühmte Tenorist Tichatschek, für dessen herrliche Stimme die Parthie des Balduin gleichsam geschaffen schien, — wiederholt brieflich ihre Freude über das Werk, so wie ihr Bedauern der immer neuen Verzögerung und der dadurch vereitelten Hoffnung auf Spohr's Hinkommen, ausgedrückt, —

als plötzlich zu dessen größtem Erstaunen die Partitur ziemlich abgenutzt von Dresden zurückgesandt wurde, ohne Honorar, sogar ohne das von Spohr mit vielen schriftlichen Bemerkungen mühsam eingerichtete Textbuch, begleitet nur von einem Briefe des Intendanten Herrn v. Lüttichau, dessen sehr ungenügender Inhalt aus folgender, zufällig in Abschrift vorhandener Antwort Spohr's entnommen werden mag: „Ew. Exc. Zuschrift vom 15. d. M. hat mich in das größte Erstaunen versetzt. Nie hätte ich geglaubt, nach meiner langen, und ich glaube hinzusetzen zu können, ruhmvollen, Künstlerlaufbahn die Kränkung erleben zu müssen, daß mir die Partitur eines meiner Werke, das nicht als Erstlingsversuch eines Anfängers zur Prüfung eingesandt, sondern nach vorhergegangener Anfrage bestellt worden war, auf solche Weise zurückgesandt werden würde. Was Sie als Erklärung oder Entschuldigung eines solch auffallenden Verfahrens anzuführen belieben, kann ich unmöglich gelten lassen, denn nicht meine Schuld war es, daß die Oper zu der verabredeten Zeit nicht gegeben wurde, und zeitig und oft genug hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich außer meiner Ferienzeit keinen Urlaub erhalten würde. Wie die Oper nun, da sie in Dresden von Niemand gekannt ist, den Reiz der Neuheit verloren haben soll, kann ich eben so wenig begreifen, als daß der Inhalt, der Ihnen bereits bekannt war, wie die Oper bestellt wurde, nun auf einmal Anstoß geben soll, während er hier und in Berlin in der jetzigen Gestalt und früher als Schauspiel durch ganz Deutschland auch nicht den mindesten erregt hat. Haben Ew. Exc. vielleicht die Besorgniß, die Oper werde die darauf verwandte Zeit und die Kosten nicht lohnen, so hätten die vielen, zahlreich besuchten Wiederholungen derselben, welche hier, in Berlin, Braunschweig ꝛc. bereits stattgefunden haben, wohl darüber beruhigen können. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Theater, welches gehaltlose Anfänger und Dilettanten Arbeiten, wie z. B. * .... und * ...., nicht verschmähet, die Arbeit eines

alten erfahrenen Componisten deshalb zurückweisen würde. Es bleibt mir daher die Kränkung, die mir widerfahren ist, völlig unerklärlich und ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß es die einzige der Art in meinem langen Künstlerleben war, und mich freuen, nicht unter einer Intendanz zu stehen, die das Ehrgefühl der Künstler so wenig zu schonen versteht" ꝛc. Hierauf erfolgte zwar ein Schreiben des Vicedirector K. Winkler, welcher im Auftrag des Herrn v. Lüttichau dessen Bedauern ausdrückte, „daß die nöthig gewordene Rücksendung seiner Partitur Spohr so unangenehm berührt habe" und die Versicherung hinzufügte, daß „hauptsächlich Text und Stoff der Oper während der kirchlichen Aufregungen die Ursache gewesen sei;" doch mochte Spohr's Ansicht von der Sache hierdurch nicht wesentlich verändert sein, wie solches aus einem Brief an Richard Wagner hervorgeht, worin er gegen diesen sein ganzes Herz ausschüttet, indem er zunächst seinen Verdruß darüber ausspricht, daß die zur Geburtstagsfeier des Kurprinzen von ihm vorgeschlagene Wagner'sche Oper: „Tannhäuser" die allerhöchste Genehmigung nicht erhalten habe, zugleich aber die Gelegenheit ergreift, ihm ausführliche Mittheilung von dem unbegreiflichen Verfahren der Dresdner Intendanz zu machen. Wagner, der hierdurch erst die näheren Umstände erfuhr, legte ebenfalls seine Entrüstung darauf in so scharf bezeichnenden Ausdrücken an den Tag, daß gerade deshalb die Veröffentlichung seines höchst interessanten Briefes nicht wohl thunlich ist. Nachdem nun in so verdrießlicher Weise die Aussicht auf ein Zusammentreffen mit Wagner in Dresden vereitelt worden, machte Spohr den Vorschlag zu einem Rendez-vous in Leipzig, wo er auf seiner bevorstehenden Reise nach Carlsbad einige Tage mit seiner Frau zu verweilen gedachte. Da Wagner die Idee mit großer Freude ergriff, und sich demzufolge zur verabredeten Zeit in Leipzig einfand, so wurde dann zu gegenseitiger größter Befriedigung die längst gewünschte persönliche Bekanntschaft gemacht,

und hierüber, so wie über die weiteren interessanten Erlebnisse des dortigen Aufenthaltes geben die Briefe nach der Heimath sprechende Kunde, indem sie u. A. berichten: „Wir verleben hier wonnevolle Tage und schwelgen in den schönsten musikalischen Genüssen. Gleich am ersten Abend hatten wir eine Musikpartie bei Hauptmann's, wo Trio's von Mendelssohn und Spohr unter Mitwirkung beider Meister vorgetragen wurden, und der meist aus Kunstkennern bestehenden Gesellschaft einen herrlichen Genuß bereiteten; — den folgenden Tag ein überaus interessantes Diner, welches auf Veranlassung Wagner's, der selbst keine Häuslichkeit in Leipzig hatte, von dessen Schwager Professor Brockhaus, Spohr zu Ehren veranstaltet worden. Wir lernten dort in seiner Schwester und vielen seiner sonstigen Verwandten lauter geistreiche Menschen kennen, und waren sehr vergnügt. Außer der Familie war noch der Schriftsteller Heinrich Laube mit seiner sehr gelehrten Frau zugegen, welche die Unterhaltung noch mehr belebten. Am besten gefiel uns Wagner, der mit jedesmal liebenswürdiger erscheint, und dessen vielseitige Bildung nach allen Richtungen hin wir immer mehr bewundern müssen. So äußerte er sich auch über politische Angelegenheiten mit einer Theilnahme und Wärme, die uns wahrhaft überraschte und um so mehr erfreute, da er natürlich in höchst liberalem Sinne sprach. Den Abend verlebten wir herrlich bei Mendelssohn's, die alles aufboten, um Spohr so viel Freude als möglich zu machen. Diese Familie hat für mich etwas Idealisches, sie bietet eine Vereinigung von inneren und äußeren Vorzügen, und dabei so schönem häuslichen Glück, wie man gewiß selten im Leben findet. In ihrer Einrichtung und ganzem Wesen herrscht neben allem Luxus und Reichthum eine so reizende Anspruchlosigkeit, daß man sich sehr wohl da befinden muß. Und ganz rührend ist mir seine unverkennbare Liebe und Verehrung für Spohr. Er selbst spielte eine unerhört schwere und höchst eigenthümliche Composition von sich, benannt: „siebenzehn ernste

Variationen", mit ungeheurer Bravour, dann folgten zwei Spohr'sche Quartetten, darunter auch das neueste (Moll), bei welchem Mendelssohn und Wagner mit entzückten Mienen in der Partitur nachlasen. Außerdem sang Frau Doctor Frege einige Spohr'sche Arien, die Mendelssohn prachtvoll begleitete, und so eilten die Stunden unter Musik und anregender Unterhaltung schnell und genußreich dahin, bis unvermerkt Mitternacht herankam und dringend zum endlichen Aufbruch mahnte. Wagner, der am andern Morgen nach Dresden abreisen mußte, nahm beim Weggehen zugleich Abschied von uns, was uns wie ihm sehr nahe ging. Doch haben wir auch nach seiner Abreise uns noch viel mit ihm beschäftigt, indem er uns einen neu gedichteten Operntext (Lohengrin) zum Lesen zurückließ, der höchst eigenthümlich und anziehend ist .... Gestern Mittag bei Tische machten wir wieder eine interessante Bekanntschaft, die des Dichters Robert Prutz, der uns gerade gegenübersitzend, sich selbst vorstellte, eine lebhafte Unterhaltung führte und ganz begeistert über das Zusammentreffen mit Spohr schien. Nach Tische war eine Aufführung der Thomasschüler in der Kirche veranstaltet, wo ganz ohne Begleitung, und doch sehr rein und gut, Spohr's doppelchöriger Psalm: „Aus der Tiefe" und seine Lieblings-Motette von Bach: „Ich lasse dich nicht" gesungen wurde .... Gestern Abend war ein Extraconcert für Spohr in dem berühmten Gewandhaussaale, welches unter Mendelssohn's Leitung in jeder Beziehung sehr glänzend ausfiel. Das Programm bestand nur aus Spohr'schen Compositionen, wovon wir aber im Voraus nichts wußten, sondern damit überrascht werden sollten. Es enthielt: 1) Ouvertüre aus Faust; 2) Arie aus Jessonda, von der ersten Sängerin Demoiselle Meyer vorgetragen; 3) großes Violinconcert, von dem Wunderknaben Joachim zu Spohr's größter Zufriedenheit gespielt; 4) Lieder mit Clarinette, von Frau Doctor Frege, Mendelssohn und einem trefflichen Clarinettisten so wundervoll ausgeführt, daß es mir bis in's Innerste des Herzens drang; 5) die

„Weihe der Töne", die schon seit Jahren für einen Glanzpunkt des Leipziger Orchesters gilt. Auf Mendelssohn's Bitten übernahm Spohr, obgleich er lieber nur zugehört hätte, die Leitung von deren beiden letzten Sätzen, bei welcher Gelegenheit er dann vom Orchester und Publikum, das übrigens nur aus ein Paar Hundert ausgewählten Gästen bestand, mit stürmischem Jubel begrüßt ward, so wie dies auch schon bei seinem Eintritt in den Saal geschehen. Das Ganze war eine schöne, erhebende Feier, und für Spohr eine innige Freude. Mendelssohn war unendlich liebenswürdig und den ganzen Abend in einer freudigen Begeisterung, die bewies, wie fern auch ihm jede Art von Neid liegt. Heute Abend ist die letzte Musikparthie, bei Vogt's, wo Mendelssohn sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, nicht nur als Pianist im ersten Trio von Spohr, sondern auch als Bratschist in dessen herrlichem dritten Doppelquartett mitzuwirken" .... So bewährte sich bis zum letzten Augenblick Mendelssohn's liebenswürdige Zuvorkommenheit gegen Spohr und auch bei der Abfahrt am andern Morgen, als die zahlreich begleitenden Freunde auf dem Bahnhof bereits Abschied genommen, war er, wie die weiteren Reiseberichte aussagen, „noch der Letzte, der bei anfangs langsamem Fortschreiten des Zuges noch eine ganze Strecke neben dem Wagen herlief, bis es nicht mehr anging, und seine freundlich glänzenden Augen waren der letzte Eindruck, den die Reisenden von Leipzig mitnahmen", freilich damals nicht ahnend, daß dies das letzte Zusammentreffen für's Leben sein sollte!

Kaum in Carlsbad angekommen, erhielt Spohr eine dringende Einladung von dem Landgrafen von Fürstenberg, dem Präses der Wiener Musikgesellschaft, dort zwei große Aufführungen seines „ruhmgekrönten Oratoriums: „der Fall Babylons" zu dirigiren, und dadurch das ganze Fest, wobei 1000 Sänger mitwirken würden, zu verherrlichen." Da dies aber im November stattfinden sollte, so bedurfte es dazu abermals eines außergewöhnlichen Urlaubs, der dann auf offiziellem Wege durch die

österreichische Gesandtschaft vom Kurprinzen erbeten wurde. Allein die Antwort fiel trotz Metternichs gewichtiger Unterschrift verneinend aus, und so unterblieb nicht nur Spohr's Hinkommen, sondern auch die Aufführung seines Oratoriums, welches auf eine günstigere Zeit verschoben wurde.

Zu den mancherlei Erlebnissen, welche diesmal die Einförmigkeit der durch die Brunnenkur bedingten Tagesordnung auf angenehme Weise unterbrachen, gehörte zunächst ein Concert des Violinisten Ernst, worüber brieflich berichtet wurde: „Das Concert eines so berühmten Virtuosen war für Carlsbad wirklich ein Ereigniß, und hat auch uns großes Vergnügen gemacht. Er spielte außer der „Gesangsscene" von Spohr lauter eigne, zum Theil recht schöne originelle Compositionen, angefüllt mit allen erdenklichen Schwierigkeiten und wunderbaren Kunststücken, die er mit großer Sicherheit und Leichtigkeit ausführte; das Spohrsche Concert aber, wenn gleich er es mit viel Sorgfalt und Ausdruck spielte, haben wir doch nicht nur von Spohr selbst, sondern auch von seinem trefflichen Schüler Jean Bott mehr im richtigen Geiste vortragen hören. Das überfüllte Haus bot einen eigenthümlichen Anblick dar, indem sowohl der Zuschauerraum, wie auch die ganze Bühne mit Zuhörern besetzt war, die im großen Halbkreise rings herumsaßen" ꝛc. — Doch gab es in Carlsbad auch erheiternde Scenen anderer Art; so hatte eines Tages ein gutherziger Kurgast den hübschen Einfall gehabt, den credenzenden 15 Brunnenmädchen ein kleines Fest zu bereiten, wobei Hunderte von Zuschauern, vor Allen aber auch Spohr mit seinem wohlwollenden Gemüth, sich daran ergötzten, zu sehen, wie die sämmtlichen Mädchen in ihren Uniformen (weiße Kleider, grüne Spenzer und rosa Schürzchen), jede eine frische Rose im Haar, freudestrahlend rings um einen großen gedeckten Tisch saßen, und mit Kaffee und Kuchen traktirt wurden. Durch einen ähnlichen, und zwar anonymen, Wohlthäter wurde ein andermal an Spohr ein Päckchen gesandt, das zwei colossale

Häringe, wahre Prachtexemplare, enthielt, mit der lakonischen Inschrift: „Ich liebe Spohr'sche Musik! Der große deutsche Spohr verschmähe nicht die beifolgenden ganz neuen Häringe, hier eine seltene, aber gestattete Speise. Carlsbad, den 6. Juli." Hatte nun Spohr auch in Carlsbad stets Huldigungen verschiedenster, oft seltsamster Art empfangen, so war ihm doch noch keine in so überraschend komischer Gestalt entgegengetreten, weshalb er mit dem gerade bei ihm anwesenden Virtuosen Ernst recht von Herzen darüber lachte, dann aber, unbekümmert um den geheimnißvollen Geber, sich die delikaten Fische zur Abwechselung von der sonstigen, vorschriftsmäßig so knapp zugemessenen Abendkost trefflich schmecken ließ. Da nun die größte Mäßigkeit nicht nur in leiblichen, sondern auch in geistigen Genüssen und Anstrengungen zur Kurordnung gehörte, so hatte Spohr, als gewissenhafter Kurgast, es sich anfangs zur Pflicht gemacht, jeder musikalischen Aufregung, insbesondere des Componirens sich zu enthalten, bis der Drang dazu bald so mächtig in ihm wurde, daß es ihm schwerer dünkte, denselben gewaltsam zu unterdrücken, als den seiner Phantasie schon lebhaft verschwebenden Ideen Gestalt zu verleihen, und so entfloß denn seiner Feder in ungezwungener Leichtigkeit der noch fehlende letzte Satz zu seinem in Cassel bereits begonnenen vierten Claviertrio, welcher von heiterer Lebendigkeit gleichsam übersprudelnd, von ihm selbst in scherzhaftem Doppelsinn zum Andenken an den ihm so heilbringenden Carlsbader Sprudel „der Sprudelsatz" genannt zu werden pflegte. Da es indessen in Carlsbad an einem guten Violoncellisten fehlte, so glaubte er, mit der vollständigen Ausführung des Trio's bis zu seiner Rückkehr nach Cassel warten zu müssen; als er aber auf der Rückreise einen kurzen Aufenthalt in Meiningen machte, wußte der erstwähnte Kapellmeister Eduard Grund in unglaublicher Schnelligkeit Alles in Bewegung zu setzen, um an demselben Abend eine Quartettpartie in seinem Hause zu veranstalten, wo alsdann Spohr unverhofft Gelegenheit fand, sein

neues Trio unter Mitwirkung seiner Frau und des ausgezeichneten Violoncellisten Metzner der darüber nicht wenig erfreuten Gesellschaft zum ersten Male zu hören zu geben. Da es auch in den musikalischen Kreisen zu Cassel bald ein Lieblingsstück wurde, so behielt Spohr es erst eine Zeit lang als Manuscript zurück, bis er es seinem Verleger Schuberth, der stets mit wahrhaft leidenschaftlicher Unruhe dem Erscheinen der Spohr'schen Trio's entgegensah, zur Veröffentlichung zusandte. (Op. 135.)

Zu Anfang des Jahres 1847 nahete endlich der Tag heran, dessen Feier schon wochenlang vorher die Bewohner Cassels in freudige Spannung versetzt hatte, nämlich Spohr's fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Kapellmeister am Casseler Hoftheater. Die lebendige Theilnahme an diesem Feste that sich von Nah und Fern durch so mannigfache Beweise von Liebe und Verehrung gegen den Gefeierten kund, daß eine von Dr. Friedrich Oetker zu wohlthätigem Zwecke veröffentlichte Zusammenstellung derselben eine ganze Broschüre bildete, woraus indessen hier nur ein kurzer Auszug gegeben werden kann: Am 20. Januar früh Morgens wurde der Jubilar durch ein Ständchen seiner Schüler J. Bott und A. Malibran, welche in Verbindung mit Musikern der Hofkapelle sein zweites Doppelquartett ausführten, geweckt. Dann folgte eine ununterbrochene Reihe von Gratulationsbesuchen; Verwandte, Freunde, Schüler, Verehrer aus allen Ständen und Gegenden brachten ihre Glückwünsche und Huldigungen dar. Zunächst sandte der Cäcilienverein eine sinnvoll gewählte Deputation, bestehend aus Repräsentanten von Sopran, Alt, Tenor und Baß, in deren Namen Secr. Knyrim, das noch einzige ursprüngliche Mitglied, in herzlichen Worten die dankbare Anerkennung der vielfachen Bemühungen des Jubilars um die Kunst und den Verein insbesondere aussprach. Darauf überbrachte Oberpostmeister Rebelthau als Mitglied des Stadtraths eine ehrende Zuschrift des Magistrats der Residenz, ferner überreichte Musikdirektor Wehner aus Göttingen einen Lorbeer-

kranz nebst Gedicht von dort, so wie ein Diplom über die Ernennung Spohr's zum Ehrenmitgliede des Göttinger Liederkranzes. Der König von Preußen sandte nebst einem verbindlichen Schreiben den rothen Adlerorden dritter Classe, während der Kurprinz, nachdem er ihm bereits vor längeren Jahren den hessischen Löwenorden verliehen hatte, ihn bei dieser Gelegenheit durch die Ernennung zum „Generalmusikdirektor" unter Verleihung der Hoffähigkeit auszeichnete. Das Rescript überbrachte der im vorhergehenden Jahre zum General-Intendanten des Hoftheaters ernannte Kammerherr v. Heeringen persönlich, um zugleich nebst seinen Glückwünschen die hohe Achtung auszusprechen, die er für Spohr als Mensch wie als Künstler hegte, und die er denn auch bei dieser Gelegenheit vorzüglich durch die zur Feier des Tages angeordnete glänzende Festvorstellung im Theater bethätigt hatte. Diese bestand in einer musikalisch-dramatischen Production „von scenisch verbundenen Musikstücken aus den Opern des Jubilars", wozu schon mehrere Tage zuvor alle Plätze nebst Extra-Stehplätzen vergeben waren, so daß das ganze Haus wahrhaft überfüllt war. Als der Jubilar in der für ihn und die Seinen reservirten Loge des ersten Ranges erschien, wurde er mit einem rauschenden Freudenrufe empfangen, in welchen alsbald die Ouvertüre aus der Oper „Alruna" einfiel. Hierauf folgte ein Tableau aus „Zemire und Azor", die Vereinigung der Geliebten durch die Fee darstellend. Nach dem Schluß des Bildes, so wie nach jeder der folgenden Scenen aus Spohr's Opern: Zemire, Zweikampf, Jessonda, Berggeist, Pietro von Abano, Alchymist und Kreuzfahrer, betrat die Fee mit goldenem Zauberstab die Bühne und leitete die folgende Scene jedesmal in sinnreich gedichteten Versen ein. Der rauschendste Applaus wiederholte sich bei jedem Musikstück und verdoppelte sich am Schlusse, um mit gleicher Nachhaltigkeit wieder aufzutauchen, als nacheinander die beiden Ouvertüren zum „Berggeist" und zum „Faust" mit ausgezeichneter

Präcision unter Leitung des Militär-Musikdirektors Bechmann ausgeführt wurden. Dann erst folgte ein vom Schauspieler Birnbaum sinnreich verfaßtes Festspiel: „Die Huldigung.“ Die Scene stellt einen mit Statuen, Vasen und Blumengewinden geschmückten Park dar, im Hintergrunde ein einfaches, aber reich mit Guirlanden verziertes Haus: Spohr's Geburtshaus in Braunschweig. Gärtner und Gärtnerinnen sind mit Ausschmückung des Gartens beschäftigt; auf ihre Frage nach des Festes Bedeutung giebt ihnen der Verwalter Aufklärung, nennt ihnen den Namen des Gefeierten, unter dessen Werken er auch „die letzten Dinge“ und „den Fall Babylons“ mit den Worten anführt:

„Das Werk kann mit dem Besten in die Schranken treten,
Da mahnet nichts an Fall, das klingt wie Auferstehn.“

Bei diesem glücklichen Ausdruck brach das Publikum in einen wahren Beifallssturm aus, der sich in gleicher Weise wiederholte, als der Verwalter weiter einen bekannten Zug aus Spohr's Kinderjahren erzählt, wie dem Knaben auf dem Jahrmarkt von allen Sachen, die man ihm kaufen wollte, nur eine Geige gefiel:

„'Ne Geige nahm das Kind und sprang entzückt dahin,
Als wär 'ne ganze Welt im Kasten drin,
Er, ohne Meister, lernte sie dann streichen,
Man hört den ganzen Tag den kleinen Louis geigen!“

Als dann der Verwalter, fortfahrend im Preise des Gefeierten schloß:

„Auf, laßt den Jubelruf zum Himmel steigen,
Der größte Meister Deutschlands ist uns eigen!“

da stimmten Alle in den Jubelruf ein, und von allen Seiten des Hauses erklang der Zuruf der freudig erregten Versammlung. Hierauf intonirte das Orchester die Polonaise aus Faust, während das Fest-Comité den Jubilar abholte, um ihn zu einem Blumenthron hinzugeleiten, wo er abermals in poetischer Rede begrüßt und ihm, „Apollo's wohlgerathnem Sohne“, unter dem Jubel des jauchzenden Publikums die Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt wurde. Als er sich nach dem Theater zum Familiensouper (bei seinem Schwiegersohne

Wolff) begeben hatte, erhielt er noch spät am Abend ein brillantes Ständchen von der Liedertafel, die beim Scheine bunter Lampen vor dem Hause sich versammelte, und nach beendigtem Gesang eine Deputation heraufsandte, um dem Jubilar das Diplom als Ehrenmitglied des Vereins zu überreichen. So ging der bedeutungsvolle Tag zu Ende, doch nicht die Feier desselben, denn auch die folgenden Tage brachten weitere Beglückwünschungen in Prosa und Versen, und Ehrenbezeugungen aller Art, worunter die Verleihung des Ehrenbürgerrechts von Seiten des Magistrats der Stadt Cassel, so wie die durch das Jubelfest-Comité im Namen sämmtlicher Theater- und Orchester-Mitglieder erfolgte Ueberreichung einer kostbaren silbernen Vase, besondere Erwähnung verdient. Am 22. Januar fand noch eine zweite große Festlichkeit statt, welche die Mitglieder des mehrerwähnten Quartettkränzchens ihrem Freund und Meister zur Ueberraschung veranstaltet hatten. Nachdem Spohr in die aus etwa siebenzig Personen bestehende Gesellschaft feierlich eingeführt worden, ward zunächst ein von Dr. Oetker verfaßter Festgruß vorgetragen, aus dessen reichem, vielsagenden Inhalt hier nur einige Strophen, die vornehmlich die Sympathie der bewegten Zuhörer erweckten, folgen mögen:

Du unser Stolz! seit fünfundzwanzig Jahren
Nennt uns die Welt, wenn Dich sie preisend nennt,
Die Wanderer all, so hier vorüberfahren,
Erfragen Dich, da Nord und Süd Dich kennt,
Und die von uns gen Ost und Westen kamen,
Sie fanden Dich und Deinen großen Namen.

Wie schön und reich, am Abend dann hell-traulich
Nach solcher Fahrt, von solchen lichten Höhn,
Ermüdet nicht, nur ruhig und beschaulich
Auf die betretnen Pfade heimzusehn!
Ja hör' es stolz, wie wir Dich stolz erheben:
Du hast gelebt und wirst unsterblich leben!

Der nun folgende musikalische Theil der Feier bestand in dem unter Leitung seines Schülers J. Bott ausgeführten dritten Doppelquartett des Meisters, zwei seiner unvergleichlichen Lieder

mit Clarinettbegleitung von einer ausgezeichneten Dilettantin vorgetragen, und dem Clavierquintett mit Begleitung von Blasinstrumenten. Nach Beendigung dieser überaus gelungenen Vorträge setzte man sich in freudig erregter Stimmung zum Festmahl, das durch Trinksprüche ernsten und scherzhaften Inhalts gewürzt, den schönen Abend in würdiger Weise beschloß.

Die von Fr. Oetker kurz nachher veröffentlichte Beschreibung des Jubelfestes gab zugleich Veranlassung zu der von Spohr damals begonnenen Selbstbiographie. Indem nämlich bei dieser Gelegenheit der Verfasser jenes Schriftchens die Absicht aussprach, demselben eine ausführliche Lebensbeschreibung folgen zu lassen, bat er Spohr, ihm demnächst die nöthigen Notizen dazu zu geben; dieser fand aber bei Aufzeichnung derselben so viel Freude daran, die reichen Erlebnisse der hinter ihm liegenden Jahre seinem Gedächtniß zurückzurufen, daß er auf die Idee kam, deren ausführliche Schilderung lieber selbst zu übernehmen *). Mit lebhaftem Interesse ging er nun sogleich an diese Arbeit, die jedoch in ihrem weiteren Verlauf nur langsam vorwärts schritt, da der Drang zum Componiren bald wieder vorherrschend wurde. So schrieb er denn zunächst sechs Salonstücke für Violine und Pianoforte, die mit den bezeichnenden Ueberschriften: Barcarole, Scherzo, Sarabande, Siciliano, Air varié und Mazurka versehen und in ein Heft gesammelt als Op. 135 bei J. Schuberth im Druck erschienen; dann folgte sein viertes Doppelquartett und einige Monate später auf den Wunsch der philharmonischen Gesellschaft zu London die achte Symphonie (G-moll), welche

*) Aus dieser gewissermaßen zufälligen Entstehung von Spohr's Selbstbiographie läßt es sich leicht entnehmen, daß darin eben nur ein getreues Bild seines eignen inhaltsreichen Lebens für die große Zahl Derer, welche an ihm und seinen musikalischen Schöpfungen ein warmes Interesse nehmen, enthalten sein sollte, daß er selbst aber keineswegs einen Beitrag zur Kunstgeschichte oder eine kritische Beurtheilung seiner Kunstgenossen zu liefern beabsichtigte, was hie und da irrthümlich von dieser Biographie erwartet worden ist.

bei Peters in Leipzig als Op. 137 in Partitur und in vierhändigem Clavierauszug herauskam.

Auch im Theater wurde Spohr's Thätigkeit während der nächstfolgenden Zeit ungewöhnlich in Anspruch genommen, da es galt, zu den bevorstehenden Pfingsttagen nicht nur die gewohnte Festoper, sondern ausnahmsweise auch ein großes Concert vorzubereiten, worin u. A. seine Doppelsymphonie und seine erste Concertante, von ihm selbst und seinem Schüler Jean Bott vorgetragen, zur Aufführung kam. Zur Festvorstellung am zweiten Pfingsttage war eine neue Oper: „Arria" von Hugo Stähle auserwählt, welche als Erstlingswerk eines in ihrer Mitte herangewachsenen jungen Componisten das Interesse aller Musikfreunde Cassels in hohem Grade erweckte. Schon als Knabe hatte der junge Künstler ein so hervorstechendes Talent gezeigt, daß Spohr sich dadurch veranlaßt fand, ihn auf den Wunsch seines Vaters, Major Stähle zu Cassel, ausnahmsweise als Schüler in der Composition anzunehmen; mit stets wachsender Theilnahme folgte er nun den Fortschritten des talentvollen Schülers, der, selbst gediegener Clavierspieler, sich bald an größeren Claviercompositionen versuchte, worunter ein Quartett in A-dur (Op. 1 bei Schuberth) als besonders gelungen zu bezeichnen ist. Hierdurch ermuntert konnte er dann — noch nicht 21 Jahre alt — unter Spohr's Anleitung sich an die Composition der genannten, von seinem Freunde Jac. Hofmeister gedichteten Oper wagen, und dieselbe fiel so völlig zu Spohr's Zufriedenheit aus, daß auf seine dringende Empfehlung die Aufführung beschlossen und baldigst in's Werk gesetzt wurde. Während nun Spohr seine wahre Freude an der auch vom Publikum höchst günstig aufgenommenen Oper hatte, und bei weiterem Fortschreiten des jungen Componisten eine glänzende Zukunft für denselben vorauszusehen glaubte, war dieser erste Triumph leider auch sein letzter, denn noch vor Ablauf eines Jahres wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, das seiner so viel versprechend

begonnenen Laufbahn durch frühen Tod ein unerwartetes Ziel setzte!

Nachdem Spohr mehrere seit seinem letzten Besuch in England von dort an ihn ergangene Einladungen zur Aufführung seiner Werke abgelehnt hatte, entschloß er sich endlich im Sommer 1847, den abermaligen dringenden Aufforderungen noch einmal Folge zu leisten und die Leitung von drei großen Concerten zu übernehmen, worin von der Sacred Harmonic Society seine sämmtlichen geistlichen Compositionen: Oratorien, Psalme ꝛc. gegeben werden sollten. Mit Beginn der Theaterferien trat er daher in Begleitung seiner Frau und Schwägerin die Reise nach England an und nahm den Weg dahin diesmal über die interessanten Städte Brüssel und Gent nach Ostende, von wo er sich einzuschiffen beabsichtigte. Ueber den Aufenthalt in Gent berichtet ein Brief in die Heimath: „Wir hatten zwar unterwegs zufällig erfahren, daß gerade am Tage unserer Ankunft daselbst ein großes Sängerfest der vereinigten vlämischen und deutschen Liedertafeln stattfinde, da wir aber erst Abends 7 Uhr dort anlangten, nachdem das Hauptconcert bereits lange seinen Anfang genommen hatte, so gedachten wir den herrlichen Sommerabend zu einem Spaziergang in der über alle Erwartung schönen und großartigen Stadt zu benutzen. Kaum aber waren wir hundert Schritte gegangen, als einige Herren, Spohr erkennend, in freudigster Ueberraschung auf uns zustürmten, und uns fast gewaltsam nöthigten, den zweiten Theil des Concertes, dessen Zwischenakt eben sei, mitanzuhören. So wurden wir alle drei in das prachtvolle Gebäude „Palais de Justice“ hineingedrängt, und standen plötzlich in dem ungeheuern, von vielen Tausend Menschen dicht gefüllten Saal, wo in demselben Augenblick der eine unserer Führer, ein Mitglied des Festcomité's, mit größtem Kraftaufwand aus vollem Halse rief: „Messieurs, le grand compositeur Spohr vient d'arriver dans notre ville, le voici!“ Auf diesen Anruf erhob sich die ganze Versammlung, Alles klatschte, schrie: „vive Spohr,

le grand Spohr!" und ein wahrer Blumenregen von großen und kleinen Sträußen ergeß sich von allen Seiten über ihn. Es dauerte lange, bis der laute Jubel sich beschwichtigte, inzwischen hatte man uns Stühle auf den besten Plätzen geräumt, und wir saßen da etwas verlegen in unsern bestaubten Reisekleidern mitten zwischen schön geputzten Damen. Die ganze Scene aber hatte, eben durch das ganz Ueberraschende, etwas sehr Eigenthümliches und fast Ueberwältigendes. Wir hörten darauf den zweiten Theil des Concertes mit an, worin die verschiedenen Liedertafeln, theils mit, theils ohne Orchesterbegleitung, sich hören ließen, und alle den lebhaftesten Beifall ernteten, den ihre Leistungen auch wirklich verdienten. Es dauerte bis nach 9 Uhr, dann kamen noch eine Menge Menschen herbei, um Spohr zu begrüßen und zu sprechen, so daß wir gerade spät genug nach Hause kamen, um nach eingenommenem Abendessen uns schnell zur Ruhe zu begeben. Doch sollte diese für Spohr wieder nicht von langer Dauer sein, indem wir nach 11 Uhr allerlei Geräusch und Vorbereitungen zu einem großen Ständchen bemerkten, welches der Genter Verein „des Mélomanes" für ihn veranstaltete. Er mußte nolens volens aus dem Bett wieder aufstehen und in dem anstoßenden Saal, außer der schönen Musik und abermaligen ungeheuern Vivats auch noch eine Deputation entgegennehmen, die ihm in feierlicher Mitternachtsstunde seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereines ankündigte." 2c.

Bei der Ankunft in London wurde Spohr nebst seinen Reisegefährtinnen abermals in der nun schon befreundeten Familie Taylor gastlich aufgenommen, und es begann für sie eine in jeder Beziehung höchst genußreiche Zeit. Die an jedem Freitage angesetzten Oratorien-Aufführungen in Exeter-Hall gingen in gewohnter Vollkommenheit von Statten; das vorher beabsichtigte Programm hatte jedoch in soweit eine Abänderung erlitten, daß man an die Stelle von „Calvary", womit man auch hier wieder bei der Geistlichkeit Anstoß zu erregen befürchtete, eine zweite

Aufführung des „Fall Babylons“ gesetzt hatte, während im dritten Concert, so wie es im Voraus bestimmt gewesen, „die letzten Dinge“, „das Vaterunser“ und der erst neuerlich von Spohr componirte „84ste Psalm“ nach Miltons metrischer Uebersetzung zur Ausführung kamen. Der Enthusiasmus bei allen drei Concerten, der kaum einer Steigerung gegen früher Erlebtes fähig schien, äußerte sich diesmal noch besonders durch stürmisches Da capo-Verlangen einer großen Anzahl von Chören und Solostücken. Nicht minder befriedigend wurden auch die Zwischentage hingebracht, indem Jedermann sich beeiferte, Spohr mit Genüssen und Ehrenbezeugungen aller Art entgegenzukommen. Da gab es im bunten Wechsel Einladungen, Festlichkeiten, Spazierfahrten und Eisenbahntouren, deren eine sich mehr als 70 englische Meilen weit erstreckte, bis zu der durch ihre großartigen, eigenthümlichen Universitätsgebäude ausgezeichneten Stadt Cambridge, und zu dem Städchen Ely, das merkwürdig durch seine Lage auf einem schönen fruchtbaren Hügel mitten im Meergrund hervorragend, noch mehr aber durch die prächtige Kathedrale, die für eins der schönsten Monumente gothischer Baukunst in England gilt. In dieser werden als Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit noch jetzt während des Gottesdienstes die schönsten Kirchengesänge von 16 eigends dazu angestellten Sängern ausgeführt, wozu sich in dem vereinsamten Orte freilich wohl nur selten so andächtige und erbaute Zuhörer wie Spohr und seine Reisegefährten es waren, einfinden mögen.

Viel angenehme und genußreiche Stunden verlebte Spohr insbesondere auch im gemüthlichen Zusammensein mit den ihm nächstbefreundeten Familien Horsley, Benedict, Taylor u. s. w., in deren kunstverwandtem Kreise es dann auch nicht an gelungenen Musikvorträgen fehlte, wobei auch er zur besonderen Freude aller Zuhörer sich öfter durch eignes Spiel zu betheiligen pflegte. Desto entschiedener lehnte er hingegen alles öffentliche Auftreten ab, und verstand sich nur einmal ausnahmsweise zur

Mitwirkung bei einem ihm zu Ehren von der Beethoven Quartett Society veranstalteten Concerte, das auf dem Programm als: „Homage to Spohr" bezeichnet, diesmal nicht Beethoven'sche, sondern nur drei Spohr'sche Compositionen aus verschiedenen Lebensperioden ausgewählt, enthielt, nämlich: 1) ein Quartett (G-moll) aus seiner ersten Jugend, 2) ein etwa 20 Jahre später componirtes Duo, von Joachim und Sainton meisterhaft vorgetragen, und 3) das dritte Doppelquartett (E-moll), wobei Spohr die erste Geige übernommen, und durch Spiel wie durch Composition das schon von den ersten Nummern begeisterte Publikum nun vollends zur höchsten Ekstase hinriß. Die Zeitungen berichteten höchst enthusiastisch über die Wahl der drei Compositionen und deren einzelne Schönheiten. Times sagt u. A. bei Gelegenheit des Duetts: „Diese Duetten für zwei Violinen gehören zu den größten Wundern von Spohr's erfindungsreichem Genie. Aus scheinbar kleinem Material hat der große Componist harmonische Effekte erzielt, die an Reichthum und Fülle kaum dem Quartett nachstehen. Das Tritt in Es ist wahrhaft überfließend an melodischen und contrapunktischen Schönheiten, ein vollkommenes Meisterstück" .... Später heißt es: „das Doppelquartett in E moll ist eine der wunderbar reichsten Compositionen Spohr's .... Jeder Satz trägt den Stempel des Genie's und ist mit der Vollendung ausgearbeitet, die den Höhepunkt der Intelligenz bezeichnet .... Hätte Spohr weiter nichts geschrieben, so würde durch dies Werk allein sein Ruhm als einer der ersten Componisten in der Welt gesichert sein" .... „Spohr spielt selten mehr öffentlich, aber mit Begierde wird von Künstlern und Laien die seltene Gelegenheit ergriffen, ihn, den ersten Geiger der Jetztzeit, zu hören. Sein Styl ist ein Muster von Reinheit und Geschmack .... Nicht nur bringt er alle Schwierigkeiten wie spielende Kleinigkeiten, — sondern zeigt auch in seinem Vortrag noch die volle Gluth und Begeisterung der Jugend" ...

So rückte das Ende der Ferienzeit rasch heran und mahnte

an den abermaligen Abschied. In den letzten Tagen aber drängten sich die Anforderungen aller Art noch dergestalt, daß Spohr's klassische Seelenruhe dazu nöthig war, um den Kopf immer oben zu behalten. Ihm gelang dies und nur frohe, erhebende Eindrücke begleiteten ihn zurück in die Heimath, wo er mit freudigem Gemüthe und gewohntem Eifer den Berufsgeschäften alsbald wieder oblag.

Zu Anfang November wurde er auf's Schmerzlichste überrascht durch die Kunde vom Tode seines Freundes Mendelssohn, über dessen Verlust, als Mensch wie als Künstler tief trauernd, er in einem Brief an M. Hauptmann u. A. äußert: „Was hätte Mendelssohn, auf der Höhe seiner Kunstblüthe, noch Herrliches schreiben können, hätte ihm das Geschick ein längeres Leben gegönnt! Für seinen zarten Körperbau war die geistige Anstrengung zu groß und daher vernichtend! Sein Verlust für die Kunst ist sehr zu beklagen, da er der begabteste der jetzt lebenden Componisten, und sein Kunststreben ein sehr edles war!" — Sein nächster Gedanke war nun, eine öffentliche Gedächtnißfeier für den so früh Dahingeschiedenen zu veranstalten; da er aber auf seine deshalb gethanen Vorschläge die Antwort vom Hoftheater-Intendanten erhielt: „daß die beabsichtigte Gedächtnißfeier in einem der in dem Hoftheater stattfindenden Concerte nicht veranstaltet werden könne, indem solche höchsten Orts nicht gewünscht werde," so beschloß er die Feier in beschränkterer Weise in einem auf den 22. November zum 25sten Jubiläum des Cäcilienvereins angesetzten Privatconcerte zu begehen und ein zu dem Zwecke bereits verfaßtes Gedicht nebst Chor aus Mendelssohn's Paulus vortragen zu lassen. Nachdem aber Alles auf's Beste vorbereitet und die Generalprobe schon gehalten war, kam plötzlich die Kunde von einer lebensgefährlichen Erkrankung des in Frankfurt residirenden Kurfürsten Wilhelm II., welcher die Todesnachricht unter Anordnung einer allgemeinen Landestrauer nebst dem Unterbleiben jeglicher Musik am andern Tage nach

folgte. Als dann nach vierwöchigem Aufschub die Feier endlich in's Werk gesetzt werden sollte und Spohr den Tag dazu bereits bestimmt hatte, trat der Tod — diesmal die Familie selbst in schmerzlich erschütternder Weise treffend — auf's Neue hindernd in den Weg. Am 18. December erkrankte Spohr's Schwiegermutter und wurde nach wenig Tagen der durch die Bande inniger Liebe eng verbundenen Familie durch den Tod entrissen. Die sonst so froh und festlich begangenen Weihnachtstage verwandelten sich nun in Tage der Trauer und Klage, um so mehr, da auch der Vater Pfeiffer durch den unerwarteten Schlag auf's Krankenlager geworfen wurde, und so das trauliche Zusammenkommen im elterlichen Hause, wo auch Spohr stets so viel Freude zu finden und zu bereiten wußte, für lange, vielleicht für immer gestört zu sein schien! Unter Angst und Sorgen verflossen dann die nächsten Wochen und erst nach Wiederherstellung des Vaters konnte Spohr daran denken, die längst vorbereitete Feier endlich zur Ausführung zu bringen. Das Programm hierzu war so zusammengestellt, daß es in chronologischer Folge zwölf Musikstücke von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Hauptmann, Mendelssohn und Spohr, gleichsam Probenummern derjenigen Meister brachte, deren Werken die Thätigkeit des Cäcilienvereins während seines 25jährigen Bestehens vorzugsweise gewidmet war. Nach dem vorletzten Gesangsstück: „Wir preisen selig die ꝛc." aus „Paulus" wurde ein Gedicht: „Empfindungen der Trauer bei dem frühen Hintritt Felix Mendelssohn-Bartholdy's" vorgetragen, dessen Schlußstrophen lauteten:

„Ich sehe Geister sich zur Erde neigen —
Die Schatten sind es jener großen Meister,
Vorangegangen ihm in's Reich der Geister.
Sie lächeln mild von ihrem Wolkensitze
Den geistverwandten Himmelsbürger an.
Der Zaub'rer „Mozart" steht an ihrer Spitze,
Zur Seite ihm „Beethoven" der Titan.
„Willkommen!" jubeln sie, „im Reich der Geister!
Willkommen! deutscher ebenbürt'ger Meister!"

Nach dieser Apotheose Mendelssohn's erfolgte, begleitet von einer poetischen Anrede an Spohr, die Ueberreichung einer in Brillanten gefaßten Teppelnadel, Violin- und Baßschlüssel verstellend; hierauf wurde eine von H. Stähle componirte „Hymne an Spohr" gesungen, und zum Schlusse folgte beim Festmahl eine Rede über die Entstehung und Wirksamkeit des Vereins, für dessen Gedeihen der Redner selbst (Minist. Repositor Weinrich) in der Eigenschaft als Sänger, Bibliothekar und Cassirer seit längeren Jahren mit rastlosem Eifer bemüht gewesen war.

Um diese Zeit (Februar 1848) war es, wo die erste Kunde von dem Aufstande des französischen Volkes nach Deutschland herübertönte und alle Gemüther von Gefühlen mannichfachster Art durchbebte. Auch Spohr folgte, so wie im Jahre 1830, der immer mehr um sich greifenden Bewegung mit dem gespanntesten Interesse, und sah getrosten Muthes der für das deutsche Volk daraus erwachsenden Besserung der öffentlichen Zustände entgegen, fest vertrauend, daß der gemäßigte, gesunde Sinn der Deutschen es nicht zu beklagenswerthen Extremen kommen lassen, sondern die Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden nur auf gesetzmäßigem Wege erstreben werde. Auch in Kurhessen fehlte es nicht an Stoff zur Unzufriedenheit und Klage und insbesondere hoffte man auf Befreiung von einem Ministerium, gegen dessen volksfeindliches, für Fürst und Unterthanen gleich verderbliches Regierungssystem die, in ihren wohlthätigsten Bestimmungen umgangene und untergrabene Verfassung von 1831 nur noch eine schwache Schutzwehr darzubieten vermochte. Der Stadtrath von Cassel war es nun, der zuerst den Wünschen des Volkes Worte lieh und dieselben am 6. März in einer persönlich überreichten Adresse dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm vortrug; doch kamen in den folgenden Tagen Deputationen auch aus dem übrigen Lande, welche ihre Bitten und Beschwerden in ähnlichem Sinne, aber in noch dringenderen Worten vorbrachten und neben den vielversprechendsten Zusicherungen zunächst die alsbaldige Berufung eines

neuen Ministeriums zur Folge hatten. Auch die, wenige Wochen zuvor vertagte Ständeversammlung trat am 13. März unter Ausscheidung der früheren, verfassungsfeindlichen Elemente wieder zusammen, um das verheißene Preßgesetz und andere zur Wohlfahrt des Landes erforderliche Bestimmungen zu berathen, und so gewannen die, seit Jahren nur noch spärlich besuchten öffentlichen Sitzungen auf's Neue die allgemeinste Theilnahme. Auch Spohr fand sich, soweit es seine Berufsgeschäfte gestatten wollten, regelmäßig dabei ein und bestärkte sich immer mehr in der zuversichtlichen Erwartung, „daß unter dem neuen liberalen Ministerium und der purificirten Ständeversammlung die Verfassung von 1831 zur Wahrheit werde." Zur besonderen Genugthuung gereichte es ihm auch, seinem Schwiegervater, der durch seine leidende Gesundheit zu Hause zurückgehalten wurde, erfreulichen Bericht von dem politischen Treiben in und außerhalb der Ständesitzungen erstatten zu können. Mochten auch ihre Ansichten hierüber insoweit von einander abweichen, daß Pfeiffer seine Wünsche in den Schranken einer ächt constitutionellen Monarchie hielt, während Spohr noch einen Schritt weiter ging und oftmals seine Phantasie in das Gebiet unerreichbarer Ideale schweifen ließ, so fanden doch beide in dem friedlichen Austausch ihrer Meinungen hohe Befriedigung, und glücklich schätzten sich auch Alle, die in solchen Stunden patriotischer Ergießungen den beiden, in dem milden Wohlwollen ihrer Gesinnungen, so wie in der Begeisterung für Freiheit, Wahrheit und Recht so herrlich sympathisirenden Männern lauschen durften. In solch gehobener Stimmung schrieb denn auch Spohr sein Sextett für 2 Violinen, 2 Violen und 2 Violencell, (Op. 140), Cassel bei C. Luckhardt,[1] bei dessen Eintragung in sein Compositionsverzeichniß er die Worte hinzufügte: „Geschrieben im März und April zur Zeit der glorreichen Volksrevolution zur Wiedererweckung der Freiheit, Einheit und Größe Deutschlands." Diese Composition, so reich an lebensfrischen

Melodien, an wahrhaft ätherischem Wohlklang, wie kaum irgend ein anderes Werk von Spohr, giebt ein redendes Zeugniß für den Zustand seines Innern, indem sie, über die Stürme der Gegenwart sich freudig erhebend, nur Friede, Hoffnung und reinste Harmonie verkündet, so wie er diese schon im Geiste aus kurzen Kämpfen emporblühen sah. So befriedigend nun auch diese Composition — die erste seit der über Deutschland aufgegangenen neuen Aera — für Spohr sein mußte, so gab er doch das weitere Componiren längere Zeit hindurch völlig auf, weil ihn, wie er seinem Freund Hauptmann brieflich klagte, „die Aufregung und das ewige Zeitungslesen und Politisiren zu keiner ruhigen Arbeit kommen ließ."

Am 31. März sollte unter großer Feierlichkeit die deutsche Fahne, die bereits alle öffentlichen und Privatgebäude schmückte, nebst der hessischen auf dem Ständehaus ausgehängt werden, und es hatte sich Spohr auf die Seitens der Bürgerschaft an ihn ergangene Aufforderung sogleich zur Leitung der dabei vorkommenden patriotischen Männergesänge bereit erklärt, die er dann um so lieber übernahm, nachdem die anfänglich verweigerte Genehmigung des Kurfürsten durch den Polizeidirector Morchutt noch im letzten Augenblick ausgewirkt worden war. Vom Rathhause aus bewegte sich nun der festliche Zug, an der Spitze der Küfermeister Herbold, die schwarz-roth-goldene Fahne tragend, begleitet von einer unabsehbaren Menschenmasse, nach dem Ständehaus. Sobald die Fahne auf dem Gipfel desselben sichtbar geworden, mischte sich der endlose Jubel des Volkes in die freudeverkündenden Kanonenschüsse und das feierliche Geläute der Glocken. Nach einer von Hauptmann v. Baumbach, als Präsident der Ständeversammlung, gehaltenen Rede, folgten die von Spohr dirigirten Gesänge, darunter auch Arndt's herrliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" worauf das erneute Aufjauchzen des Volkes die begeisterte Antwort gab.

Nachdem am 18. Mai die Eröffnung der deutschen National

versammlung zu Frankfurt a. M. stattgefunden und Aller Augen sich erwartungsvoll dorthin richteten, wo die Freiheit und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes berathen werden sollte, da folgte auch Spehr mit lebhaftester Theilnahme den darüber einlaufenden Berichten, und als die Zeit seiner Sommerferien herbeigekommen, zog er ihn mächtig nach der alten Reichsstadt, um selbst Zeuge der in der Paulskirche gepflogenen Verhandlungen zu werden. Mochten nun auch die überaus stürmischen Parlamentssitzungen nicht immer befriedigend ausfallen, so hielt er doch täglich 5—6 Stunden ohne Unterbrechung darin aus, und während viele der wärmsten Patrioten schon damals körperlich und geistig niedergedrückt mit banger Besorgniß dem beklagenswerthen Streit der Parteien folgten, hielt Spehr noch fest an der Zuversicht auf eine glückliche Wendung der Dinge, wie denn auch aus seiner Umgebung von dort aus über ihn berichtet wurde, „er sei vielleicht der vergnügteste Mensch in Frankfurt, da ihn sein ungeheuer lebhaftes Interesse und seine kräftige Natur nie eine störende Erschöpfung fühlen lasse und er dazu die glückliche Gabe besitze, die Dinge immer von ihrer besten Seite zu erblicken.“ Das höchste Interesse fand er in der persönlichen Bekanntschaft vieler der hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung, worunter namentlich der Präsident Heinrich von Gagern, welcher zuerst bei einem auf der Mainlust begangenen Fest des Frankfurter Liederkranzes, wo beiden Männern die Ehrenplätze nebeneinander eingeräumt waren, mit ihm in nähere Berührung kam, und ihn dort im geselligen Kreise durch seine liebenswürdige Persönlichkeit eben so sehr bezauberte, wie auf dem Präsidentenstuhl in der Paulskirche. Ein weiteres Zusammentreffen mit demselben fand bei einer Privatsoirée in dem, Beiden verwandten Hause des Bürgermeisters Dr. Louis Harnier statt, wo u. A. auch der ehrwürdige Professor Moriz Arndt sich unter den anwesenden Gästen befand. War auch bei solchen Gelegenheiten die unvermeidliche politische Unterhaltung begreiflicherweise

vorherrschend, so wurde doch auch den dazwischen eingeflochtenen musikalischen Vorträgen die lebhafteste Theilnahme gezollt, und besonders übte Spohr's Ausführung eines seiner lieblichsten Quartetten in seltsamem Contrast zu der wild bewegten Zeit einen wunderbar beruhigenden Zauber auf die Gemüther aller Zuhörer aus.

Nachdem dann am 29. Juni in der Nationalversammlung nach langen Kämpfen endlich durch überwiegende Stimmenmehrheit die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser zu Stande gekommen, und somit die Ruhe Deutschlands für die nächste Zukunft gesichert schien, reiste Spohr unter dem freudigen Eindruck dieses erwünschten Resultates alsbald von Frankfurt ab.

Nur auf wenige Tage nach Cassel zurückgekehrt, benutzte er die noch übrige Ferienzeit zu einer kleinen Harzreise mit mehrtägigem Aufenthalt in Göttingen, wo in dem verwandten Hause des Musikdirectors Wehner unter freier Geselligkeit, Ständchen und Musikpartien die Zeit schnell und angenehm verging.

Am 6. August wurde ein großes Volksfest zu Cassel begangen, welches die sämmtliche Einwohnerschaft den ganzen Tag über in freudiger Bewegung hielt. Am frühen Morgen begann die Feier, indem das auf dem Forst versammelte Militär dem Reichsverweser huldigte; dann folgte die mit feierlichem Gottesdienst verbundene Einweihung und Ueberreichung der Fahne an das neuerrichtete Corps der Schutzwache in Gegenwart der kurfürstlichen Familie auf dem Bowlingreen in der Karlsaue, und Nachmittags fand das eigentliche Volksfest statt, wo die ganze Bevölkerung Cassels in buntem Gemisch der Stände der Aue zuströmte, um den daselbst angeordneten Volksbelustigungen: Spiele, Tanz, Musik ꝛc., als Theilnehmer oder Zuschauer beizuwohnen. Gegen Abend fand sich zu Aller Ueberraschung auch der Kurfürst in schlichten, schwarzen Civilrock gekleidet unter der fröhlichen

Menge ein, und durcheilte unter dem jubelnden Zuruf des Volkes mit freudig theilnehmender Miene die von dichten Schaaren angefüllten Anlagen des Parks; den Beschluß des festlichen Tages machte ein unter Spohr's Leitung stattfindendes Concert der, vor dem Orangeriegebäude aufgestellten, vereinigten Sänger und Musikchöre Cassels, wobei auch der Kurfürst als Zuhörer erschien und nach einer längeren Unterredung mit Spohr, denselben ausdrücklich aufforderte, das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" anstimmen zu lassen. Erst beim Hereinbrechen der Nacht endete der Gesang und kaum waren die letzten Töne verklungen, so sah man, gleichsam im Anschluß an das bedeutungsvolle Lied, in schimmerndem Brillantfeuer das Wort: „Einigkeit" emporflammen, und die Blitze aufsteigender Raketen umleuchteten den Heimweg der in glücklichster Stimmung nach der Stadt zurückkehrenden Volksmenge. So legte dies schöne, durch keinerlei Störung getrübte Fest zugleich erfreuliches Zeugniß ab von dem Zustand des öffentlichen Lebens in Kurhessen, wo Ordnung, Vertrauen und Eintracht aller Parteien in so befriedigender Weise wiederhergestellt war, daß es damals als ein wahrer Musterstaat gelten konnte. In solchem Sinne äußerte sich auch Spohr, als er im October desselben Jahres an seinen Freund Hesse nach Breslau schrieb: „Es nimmt mich Wunder, daß Sie an die günstigen Erfolge der Revolution nicht glauben wollen, da ich mit den bisherigen Errungenschaften vollkommen zufrieden bin. Ist auch die Einheit Deutschlands noch nicht gesichert, so ist es doch die Freiheit ganz gewiß, und ich preise mich glücklich, eine solche Zeit noch erlebt zu haben..... Hier in Hessen ist ein ganz anderer Geist erwacht und wir sind den anderen deutschen Ländern so weit vorausgeeilt, wie wir früher, trotz unserer guten Verfassung, ihnen nachstanden. Bei uns sind die errungenen Freiheiten nun schon größtentheils durch Gesetze gesichert und es wird jetzt im Lande eine neue freisinnige Verwaltung eingeführt, die von nun an aller Polizeiregiment un

möglich machen wird. In wenigen Wochen sehen wir auch dem öffentlichen Verfahren und Schwurgerichten entgegen, und der früheren Willkürherrschaft ist allenthalben ein Riegel vorgeschoben" ꝛc. Leider aber sollte sich Spohr und mit ihm eine große Anzahl der edelsten Patrioten in ihren Hoffnungen bitter getäuscht sehen, denn es traten nur allzubald die kaum versöhnten Parteien sich auf's Neue feindlich entgegen, und im schnellen Rückschlag zu den unheilvollen Bestrebungen der Demokraten begann auch die Reaction ihr Haupt zur Unterdrückung der errungenen Volksfreiheiten wieder zu erheben. In Folge dieser beklagenswerthen Verhältnisse wurde über mehrere Hauptstädte Deutschlands der Belagerungszustand verhängt, und gleiches Schicksal traf im Frühjahr 1849 namentlich auch Breslau, wohin Spohr gerade um diese Zeit eine Einladung von den dortigen Musikfreunden erhalten, die er jedoch für die nächste, ohnedies zu einer Brunnenkur in Carlsbad bestimmte Ferienzeit nun um so entschiedener ablehnte, da (wie er an Hesse schrieb) „er in einer Stadt, wo der Belagerungszustand proklamirt und die in der Nationalversammlung festgestellten deutschen Grundrechte aufgehoben seien, doch nicht frei athmen, viel weniger aber musiciren könne." Indem er ihn dann auf einen Besuch im folgenden Jahre vertröstete, fügte er hinzu: „Bis dahin wird Alles entschieden sein! Entweder haben wir das hohe Ziel erreicht, oder wir sind in die alte Sklaverei zurückgefallen! Ist das erste, dann kann man wieder mit ganzer Seele sich der herrlichen Kunst hingeben! Verhängt ein unerbittliches Geschick das zweite, so muß man sich in die Kunst vergraben, um den Jammer der Zeit zu vergessen. Jedenfalls wird man zum Musiciren mehr aufgelegt sein, als jetzt in der Zeit der höchsten Spannung . . . . Leben Sie wohl in Ihrer grabesruhigen Stadt unter der Säbelherrschaft, wenn's möglich ist."

Im Juni desselben Jahres trat nun Spohr die Reise nach Carlsbad an und verweilte unterwegs einige Tage in Leipzig, wo er im Kreise seiner musikalischen Freunde wieder viele schöne,

seiner edlen Kunst gewidmete Stunden verlebte. Am ersten Abend wurden bei der ihm befreundeten Familie Vogt zwei seiner neuesten, noch nicht veröffentlichten Compositionen gespielt, nämlich das vierte Doppelquartett (G-moll) und das erst kurz zuvor beendigte 31ste Quartett (C-dur), welche beide Nummern später bei C. Luckhardt in Cassel als Op. 136 und 141 im Druck erschienen. Das Doppelquartett fand insbesondere so lebhaften Anklang, daß Spohr sich auf den Wunsch Vieler entschloß, es am folgenden Tag im Conservatorium vor einem zahlreichen Zuhörerkreis, worunter namentlich auch sämmtliche Lehrer und Schüler des Instituts, noch einmal zu wiederholen. Ein glänzendes Fest bereitete ihm noch am letzten Abend sein langjähriger Freund Moscheles, und verherrlichte den musikalischen Theil desselben durch sein eigenes Spiel, indem er Spohr's erstes Trio, so wie dessen Clavierquintett mit Blasinstrumenten meisterhaft vortrug, worauf dann höchst überraschend vom Garten vor dem Hause her ein Chorgesang als „Huldigung für Spohr" ertönte, und vierstimmige Lieder von ihm, Mendelssohn und Hauptmann in gelungenster Weise ausgeführt wurden.

Der nun folgende mehrwöchentliche Aufenthalt in Carlsbad gestaltete sich diesmal in mehrfacher Hinsicht besonders günstig, namentlich fand Spohr viel Freude an dem Umgang mit mehreren ausgezeichneten, durch ihre öffentliche Wirksamkeit allgemein bekannten Persönlichkeiten, wie Hansemann aus Berlin und Simson aus Königsberg, zu welchem letzteren er sich wegen der völligen Uebereinstimmung ihres beiderseitigen politischen Glaubensbekenntnisses, insbesondere hingezogen fühlte. Da beide Männer sich zugleich als warme Musikfreunde erwiesen, so wurden sie nebst ihren ebenfalls anwesenden Angehörigen bald auch dem kleinen Kreis von Auserwählten zugezählt, welche den gemeinschaftlichen Musikvorträgen des Spohr'schen Ehepaares öfters als Zuhörer beiwohnen durften. Nachmittags wurde mit diesen und anderen interessanten Familien die überaus herrliche Gegend nach

allen Richtungen hin durchstreift, wobei Spohr, obgleich mit jedem Plätzchen längst bekannt und vertraut, doch immer auf's Neue in wahrhaft begeistertes Entzücken versetzt wurde, in das seine Gefährten dann freudig mit einstimmten.

Eine erheiternde Abwechselung brachten auch diesmal die aus manchem Land und in manch' eigenthümlicher Gestalt sich bei Spohr introducirenden Musik-Enthusiasten. Ueber einen derselben wird beispielsweise brieflich erzählt: „Eben hatten wir wieder einen originellen Besuch: es war ein junger Mann aus Schlesien, der in Franzensbad die Cur gebraucht, und eigens hierher gereist war, um Spohr zu sehen. Er introducirte sich beim Hereintreten, ehe wir noch seinen Namen oder irgend sonst etwas von ihm wußten, durch einen Strom von Thränen, die ihm beim Anblick Spohr's aus den Augen stürzten und mehrere Minuten das Sprechen unmöglich machten, bis er dann endlich sich so weit erklären konnte: daß Spohr's Musik von jeher einen so tiefen und himmlischen Eindruck auf ihn gemacht, und eine solche Sehnsucht in ihm erweckt hätte, ihn jemals von Angesicht zu sehen, daß ihn bei der plötzlichen fast unmöglich geglaubten Erfüllung dieses heißen Wunsches die Rührung dergestalt übermannt habe, daß er nun beschämt in seiner Schwäche vor ihm stehen müsse. Mit weiteren Aeußerungen in demselben Sinne durchwebt, erzählte er dann Vielerlei aus seinem bisherigen Lebenslauf und das Endresultat war, daß ihm Spohr zu seinem großen Entzücken drei Salonstücke vorspielte, worauf er nach einer Stunde mit vielen Danksagungen und abermaliger Rührung schied, um alsbald zurückzureisen."

Auch in gesundheitlicher Beziehung ließ der Aufenthalt in Carlsbad nichts zu wünschen übrig, und hatte insbesondere eine so vollständige und nachhaltige Heilung des, bis dahin dann und wann wiederkehrenden Leberleidens zur Folge, daß Spohr, so dankbar er auch stets der dort verlebten frohen und heilbringen-

den Stunden gedachte, sich von nun an zu keinem weiteren Besuche der wunderthätigen Quellen veranlaßt fand.

An Körper wie an Geist gekräftigt und erfrischt, kehrte er nach Cassel zurück und begann kurz nachher die Composition seines fünften Clavier-Trio's (G-moll, Op. 141, bei Schuberth in Hamburg), dem er dann drei Duetten für zwei Soprane folgen ließ, die bei Peters in Leipzig herauskamen und durch lieblich ansprechende Melodien, wie durch leichte Ausführbarkeit, gleich den früher erschienenen Mendelssohn'schen, bald Lieblingsstücke der musikalischen Cirkel wurden.

Zu Ende des Jahres (1849) wurde Spohr von schwerer Sorge heimgesucht, indem am zweiten Weihnachtstage seine Frau plötzlich heftig erkrankte und gerade beim Jahreswechsel in höchster Lebensgefahr schwebte, bis dann endlich ihre unverwüstlich gute Natur, verbunden mit der sorgsamsten Pflege, den Sieg davon trug, und Spohr mit hoher Freude den Tag begrüßte, wo die Genesende den lange verwais'ten Platz an seiner Seite beim Mittagstisch wieder einnehmen durfte. Schon am folgenden Morgen (22. Januar) drohte jedoch neues Unheil hereinzubrechen, als er bei seinem täglich gewohnten Gang zur Theaterprobe auf dem unerwartet eingetretenen Glatteis einen so unglücklichen Fall that, daß er eine nicht unbedeutende Quetschung am Kopf erlitt, von der er erst nach mehreren Wochen durch die ausdauernde Sorgfalt seines vielerfahrenen Arztes, G. C. Medicinalrath G. Harnier, wiederhergestellt werden konnte. Gleich nach seiner Genesung schrieb er dann seine neunte Symphonie, „die Jahreszeiten", deren Entwurf ihn schon in der Krankheit vielfach beschäftigte und, wie er selbst klagte, „während der langen schlaflosen Fiebernächte wahrhaft gequält hatte." Er gab derselben insofern eine neue Form, als er sie in zwei Hauptsätze theilte, mit der Bezeichnung: Abtheilung I. Winter, Uebergang zum Frühling, der Frühling. Abtheilung II. Sommer, Uebergang zum Herbst, der Herbst. Obwohl Spohr die Symphonie in

den düstern kalten Wintertagen geschrieben, so ergab doch der Erfolg gerade seine winterlichen Intentionen als am wenigsten charakteristisch hervortretend, während im Frühlings-Satz mit jeder Note das heitere Erwachen der Natur frei jubelnd in die Herzen klingt, — im „Sommer" die schwüle Hitze, die er ganz wunderbar mit Tönen zu schildern wußte, dem staunenden Hörer förmlich fühlbar wird, — und endlich der „Herbst" mit seinen Jagdklängen und dem meisterhaft verarbeiteten Rheinweinlied, — seine begeisternde Wirkung wohl nicht leicht verfehlen kann.

Um diese Zeit wurde Spohr und mit ihm alle Musikfreunde Cassels durch den Besuch einer ihm nahe verwandten jungen Künstlerin in freudige Bewegung versetzt. Rosalie Spohr, die zweite Tochter seines Bruders Wilhelm war es, die schon von früher Kindheit an eine leidenschaftliche Liebe zur Musik gezeigt und später mit rastlosem Eifer sich dem Studium der Harfe hingegeben hatte. War es auch früher nicht der Wunsch ihrer Eltern, die Tochter als Künstlerin öffentlich auftreten zu lassen, so konnten sie doch, nachdem sie sich von ihrer wahrhaft künstlerischen Begabung überzeugt hatten, deren dringenden Vorstellungen nicht länger entgegen sein und so trat sie denn — 22 Jahre alt — in Begleitung ihres Vaters die erste Kunstreise an. Nachdem sie in Hamburg und Leipzig bei mehrmaligen öffentlichen Vorträgen bereits ihre Virtuosität bewährt hatte, besuchte sie auch Cassel, wo sie sich wiederholt in Privatzirkeln, so wie in einem unter Spohr's Leitung veranstalteten Concert im Theater hören ließ, und neben den rauschenden Beifallsbezeugungen des entzückten Auditoriums insbesondere die freudig anerkennenden Worte ihres hochverehrten Onkels als schönsten Lohn ihres Kunststrebens davontrug. Noch manchen glänzenden Triumph feierte nun die junge Virtuosin auf ihren ferneren Reisen in den größeren Städten Deutschlands und Hollands; doch wurde ihrer vielversprechenden Künstlerlaufbahn schon nach kurzer Zeit, erst durch Trauerfälle in ihrem nächsten Familienkreise, und später durch ihre

Verheirathung mit dem Grafen Xaver Sauerma ein unerwartet frühes Ziel gesteckt.

Während der Sommerferien sollte nun endlich der längst versprochene Besuch in Breslau zur Ausführung kommen und Spohr nahm den Weg dahin über Leipzig, in der Hoffnung, dort Schumann's neue Oper: „Genovefa" zu hören; zu seinem größten Leidwesen erfuhr er aber bei seinem Hinkommen den inzwischen eingetretenen Aufschub derselben und mußte sich nun mit dem Besuch mehrerer Proben begnügen, die ihm wegen der häufig unterbrechenden Wiederholungen freilich nur einen unvollständigen Begriff von dem Totaleindruck des Werkes gewähren konnten. Obgleich gerade kein Anhänger der ihm bis dahin bekannten Schumann'schen Compositionen, in welchen er öfter Wohllaut und melodische Harmonienfolgen vermißte, beurtheilte er doch die Oper sehr günstig und es sagte ihm insbesondere die von ihm selbst bei der Composition der „Kreuzfahrer" eingeschlagene Art der Behandlung des Stoffes zu, indem auch Schumann die Handlung ohne viele Wortwiederholung und unnatürlichen Stillstand immer fortschreiten läßt. Nicht minder interessant war es für Spohr, auch einige von dessen größeren Clavier-compositionen kennen zu lernen, und eine erwünschte Gelegenheit dazu boten die ihm zu Ehren veranstalteten Musikparthien, wo Frau Clara Schumann ein Trio und Clavier-Concert ihres Mannes in höchster Vollendung vortrug, außerdem aber nur Spohr'sche Compositionen, u. A. sein während der Märzrevolution geschriebenes Sextett und in einem Extra-Gewandhaus-Concert die neueste Symphonie: „die Jahreszeiten" zur Aufführung kamen, und alle Zuhörer hoch entzückten.

Der nun folgende Aufenthalt in Breslau, welcher dort in treffendem Ausdruck als ein „vierzehntägiges Spohrfest" bezeichnet wurde, bildete eine ununterbrochene Kette von Festlichkeiten, Ehrenbezeugungen und musikalischen Genüssen aller Art. Die neue Oder-Zeitung berichtete über Spohr's Ankunft als über „ein Er-

eigniß, welches alle gebildeten Kreise der Stadt in Aufregung versetzt habe", und fügte hinzu: „Ein Jeder drängt sich, den deutschen Meister zu sehen, ein Jeder möchte des näheren Umgangs, mindestens eines persönlichen Begegnens sich zu erfreuen haben. Es ist etwas Eigenthümliches, dem Manne gegenüber zu stehen, der uns fremd und kalt ansieht, dessen Geist aber schon längst zu unsern besten und liebsten Freunden gehört, dessen Werke uns die goldnen Jugendträume heraufzaubern, der uns in seinen edlen Schöpfungen die Weihe reiner Seelen empfinden läßt. Wer in Deutschland Musik liebt und treibt, kennt den Meister; er schuldet ihm als Musiker einen großen Theil seiner Ausbildung, er schuldet ihm manch erhebendes Gefühl, manche glückliche Stunde. Was Wunder also, daß Alles hier um den Meister sich drängt, daß Alle bereit sind, durch laute und ehrenvolle Anerkennung einen Theil jener Schuld abzutragen!" ꝛc.

Den auf dem Bahnhof schon beginnenden Empfangsfeierlichkeiten folgte zunächst am Abend ein großartiges Willkommensständchen mit Fackelzug, wozu sich alle verschiedenen Musikchöre Breslau's vereinigt hatten, um die auserlesensten Musikstücke, größtentheils Spohr'schen Opern entnommen, bald einzeln, bald in massenhaftem Zusammenspiel, zur Ausführung zu bringen. In dem unter seiner Leitung in der großen prächtigen Aula stattfindenden Festconcert kamen nur des Meisters eigene Compositionen: Ouvertüre und Arie aus Faust, die dritte Symphonie und das „Vaterunser" zur Aufführung, und die Breslauer Zeitung bezeichnete dasselbe als „ein Musikfest, einzig dastehend für die Stadt Breslau, einzig, weil Spohr gegenwärtig eben der Einzige sei, der in jeder Compositionsgattung so Ausgezeichnetes geleistet, daß man ihn mit seinen Werken in der Kirche, im Concertsaal und im Theater feiern könne, und einzig, weil eine Aufführung mit so vereinten Kräften (Singakademie, Theaterkapelle, Künstlerverein ꝛc.) dort noch nie stattgefunden habe." Auch bei den verschiedenen für Spohr veranstalteten Festessen

erklangen seine Töne in mannichfacher Gestaltung, denn selbst den dabei an ihn gerichteten Festgesängen hatte man mit entsprechendem Text Spohr'sche Melodien untergelegt, wodurch deren Wirkung in überraschender Weise erhöht wurde. Auf den Wunsch der dortigen Musikfreunde entschloß er sich, in dem kleineren Saale der Aula vor einer großen Anzahl geladener Musikfreunde bei der Ausführung seines Sextetts und dritten Doppelquartetts selbst mitzuwirken, worüber die Breslauer Zeitung enthusiastischen Bericht erstattete und nach Hervorhebung der allgemein anerkannten Vorzüge seines Spiels, hinzufügte: „daß der Meister in seinem jetzigen Alter alle diese Vorzüge noch besitzt, daß er mit der Energie und dem Feuer eines Jünglings spielt und die größten Schwierigkeiten mit einer Kraft und Keckheit herausschleudert, die in Erstaunen setzen, das ist abnorm und sonst noch nicht dagewesen." Von Seiten der Theaterdirection war zur Feier Spohr's in glücklicher Wahl seine Oper „Jemire und Azor" einstudirt worden, die mit ihren lieblichen Melodien auch im größeren Publikum gleich beim ersten Hören den erfreulichsten Eindruck nicht verfehlen kann, und mit ihrer dem Sujet treu sich anschmiegenden Musik uns jene zarte Mährchenwelt erschließt, die, obwohl dem neueren Zeitgeist immer ferner tretend, doch durch solche Klänge idealisirt, ihren Zauber auf die Gemüther nie verlieren wird. Diese Wirkung bekundete sich auch hier durch die glänzendste Aufnahme der Oper, und den allgemeinen Wunsch einer alsbaldigen Wiederholung unter Spohr's Direction, der dann auch große Freude an diesen beiden trefflichen Vorstellungen seines Werkes hatte. — Nicht minder erbaut fand er sich durch ein von Freund Hesse ihm gewidmetes Orgel-Concert in der herrlichen Bernhardinerkirche, wo derselbe seine ganze Meisterschaft auf dem erhabenen Instrumente nach allen Richtungen entfaltete. Er, der treueste Verehrer und Anhänger Spohr's, mochte auch dann sich noch nicht von ihm trennen, als Spohr endlich nach vierzehn Tagen das schöne Breslau verlassen und die beabsichtigte

Reise nach dem Riesengebirge mit seiner Frau antreten wollte. Als kundiger Führer schloß Hesse sich ihnen an, und fand hohe Genugthuung darin, zu sehen, wie die wahrhaft überraschenden Naturschönheiten seines schlesischen Vaterlandes Spohr mit Entzücken und Freude erfüllten, wobei indessen auch der lieben Musik nicht vergessen wurde, indem sie nicht nur den täglichen Gegenstand des Gesprächs bildete, sondern selbst am Riesengebirge in kräftigen Serenaden der Warmbrunner und Hirschberger Musikchöre ihren Meister Spohr begrüßte. — Die Rückreise nach der Heimath ging über Berlin, wo Spohr eine Einladung der dortigen Singakademie vorfand, die ihm, obgleich im Sommer nur schwach besetzt, doch einen Theil seines Oratoriums: „des Heilands letzte Stunden" und seine doppelchörigen Psalmen in gelungenster Weise zu hören gab, als Entschädigung für sich und ihn, daß er ihren fast jeden Winter an ihn ergangenen Aufforderungen, seine Oratorien daselbst zu dirigiren oder zu hören, keine Folge leisten konnte.

War nun auch während des genuß- und ereignißreichen Aufenthaltes in Breslau bei Spohr die für Deutschland sich immer unerfreulicher gestaltende Tagespolitik unwillkürlich in den Hintergrund getreten, so mußte er bei seiner Rückkehr nach Cassel um so empfindlicher davon berührt werden, da der „Jammer der Zeit", — wie er schon vor Jahresfrist die mächtig um sich greifende Unterdrückung der Freiheit bezeichnete, — inzwischen auch über Kurhessen in vollstem Maße hereingebrochen war. Bereits hatte dort die Reaktion ihr unheilvolles Werk begonnen und mehr als einmal war der Sturz des volksfreundlichen Ministeriums Eberhard angestrebt worden; doch wollte in Hessen Keiner die Stelle Derer einnehmen, die gestützt durch das Vertrauen des Volks allein jedem Angriff auf die beschworne Verfassung mit Festigkeit entgegen zu treten vermochten; da plötzlich tönte am 23. Februar 1850 die Schreckenskunde über die bestürzte Hauptstadt, das Ministerium Eberhard sei entlassen und an dessen Stelle Hassen-

pflug aus Greifswalde, zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, — der gefürchtete Hassenpflug, dessen Andenken seit seiner früheren verderblichen Wirksamkeit als kurhessischer Minister noch zu tief in allen vaterländisch gesinnten Gemüthern eingeprägt war, als daß nicht sein Wiederauftreten sofort den gerechtesten Besorgnissen hätte Raum geben sollen. Nur allzubald begann denn auch der Kampf gegen die verfassungstreuen Elemente, zunächst gegen die Ständeversammlung, die systematisch zu einer, nachher als gesetzwidrig bezeichneten Steuerverweigerung hingetrieben wurde, worauf dann die beklagenswerthesten Conflicte herbeigeführt und ein Widerstand hervorgerufen ward, in welchem sich Volk, Behörden, Gerichte, Presse, Militär und Volksvertreter in seltener Uebereinstimmung begegneten, um Schritt vor Schritt die ihnen zu Schutz und Schirm verliehene Verfassung in gesetzmäßiger Weise gegen alle Angriffe des feindlichen Ministers zu vertheidigen. Obgleich nun der allgemeine Widerstand sich in so gesetzmäßiger und friedlicher Weise zeigte, daß der preußische Minister v. Manteuffel später in öffentlicher Kammersitzung in höhnischem Ausdruck ihn „eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" benannte, so folgte demselben doch am 8. September eine Proklamation, worin das ganze Land wegen Widersetzlichkeit der Behörden ꝛc. in Belagerungszustand erklärt wurde; am 13. verließ der Kurfürst mit seinen Ministern im Dunkel der Nacht die Hauptstadt und verlegte seine Residenz nach dem bei Hanau gelegenen Lustschlosse Wilhelmsbad, wohin ihm wenige Tage nachher sein Garderegiment folgen mußte. Da nun die meisten Gardemusiker zugleich Mitglieder des Theater-Orchesters waren, so wurde dadurch auch Spohr's Thätigkeit in störendster Weise berührt, wie er selbst in einem Brief vom 24. October an Hesse nach Breslau berichtete: „Dem Kurfürsten fiel es plötzlich ein, die Garde mit ihrer Musik nach Hanau nachkommen zu lassen, und mir dadurch zwei Drittheile des Orchesters zu entführen. Ich mußte nun

Alles, was an Regiments-Musikern in Cassel zurückgeblieben war, prüfen und die erträglichsten für das Orchester auswählen. Leider waren sie aber so schlecht oder doch so ungeübt, daß ich nun von jeder, auch der bekanntesten Oper zwei bis drei Orchesterproben im Voraus machen muß, wobei es an Aerger natürlich nicht fehlt. So lastet also auf Niemand der Belagerungszustand schwerer, als auf mir und den armen geplagten übrigen Civilmitgliedern des Orchesters! Mehrere davon sind nun noch von der Cholera befallen und meine Schüler hat die Angst vor der Krankheit, bis auf einen, sämmtlich fortgetrieben, so daß ich die leeren Plätze bei den Geigen nicht einmal durch diese besetzen kann. So hatten wir denn gestern anstatt sechszehn Geigen sechs, und statt vier Bratschen nur zwei und zwar schlechte. So etwas habe ich in meiner Kapellmeister-Praxis noch nicht erlebt! Was es nun mit unsern Winter-Concerten, deren Ertrag unsere Wittwenkasse gar nicht entbehren kann, werden soll, wenn die Gardemusik nicht bald zurückkehrt, weiß ich wahrlich nicht! Mit dem jetzigen Orchester sind keine Symphonien zu geben; ich werde mich daher wohl entschließen müssen, öffentliche Quartett-Soireen für die Wittwenkasse zu veranstalten und dabei selbst mitzuwirken. Zum Glück ist unser Quartett ganz vorzüglich. . . . . Von unserer politischen Krisis schreibe ich Ihnen nicht, da Sie das besser und weitläuftiger in den Zeitungen lesen können. Aber das ganze Land ist durch diesen Hassenpflug in eine beispiellose Verwirrung gebracht, und man hat leider noch nicht die leiseste Hoffnung, daß er weichen werde. Am übelsten sind die armen Offiziere daran *), denn es heißt, die Regierung wolle sie in diesen Tagen entlassen und Fremde an ihre Stelle setzen. Die jüngsten sänken nun wohl in Schleswig

*) Beinahe sämmtliche Offiziere der kurhessischen Armee hatten bekanntlich um ihre Entlassung gebeten, da sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, den an sie erlassenen Befehlen folgend, zur Unterdrückung der auch von ihnen beschworenen Verfassung die Hand zu bieten.

Holstein oder in der preußischen Armee ein anderes Unterkommen, die älteren und verheiratheten, fast alle mittellos, kommen aber in eine verzweiflungsvolle Lage! Da sie sich, mit wenigen Ausnahmen, sehr nobel benommen haben, so erregt ihr Schicksal die allgemeinste Theilnahme. Wie aber — — — — — — — —" ꝛc.

Den besten Trost für seinen Kummer fand nun Spohr in der völligen Hingebung an seine musikalischen Gedanken, die ihn auch in dieser Zeit der Trübsal nicht verließen, und so componirte er denn im Laufe des October und November sein siebentes Quintett für Saiteninstrumente (G-moll Op. 144 bei Peters) und drei Lieder aus „1001 Tag im Orient" von Bodenstedt (ebenfalls bei Peters herausgekommen).

Inzwischen gewannen die öffentlichen Zustände ein immer drohenderes Ansehen; die kurhessischen Truppen wurden bis auf wenige entlassen und es rückte dagegen eine Bundesexecutions-Armee von 8000 Baiern und Oesterreichern vom Süden her auf hessischem Gebiet ein, während an der entgegengesetzten Grenze ein Corps von Preußen heranzog und in den ersten Tagen des November in Cassel seinen Einzug hielt. Im Vertrauen auf die bisher in der kurhessischen Verfassungsfrage beobachtete Haltung Preußens, von wo aus noch kurz vorher in einem officiellen Schreiben der Widerstand des Volkes als ein legaler und das Unternehmen des kurfürstlichen Ministeriums als ein Verfassungsbruch bezeichnet war*), wurden die preußischen Truppen als Freunde und Beschützer von den Einwohnern Cassels aufgenommen, und das gegenseitige freundliche Vernehmen befestigte sich bald so allgemein und dauernd, daß es auch dann noch keine Störung erlitt, als die Politik des preußischen Cabinets unerwartet eine andere Wendung nahm und dem immer weiteren Vordringen der Executionstruppen, die am 22. December mit 4000 Mann auch in Cassel einrückten, keinen Widerstand mehr entgegen

*) Siehe Neue hess. Zeitung vom 28. Sept. 1850.

setzte. Während nun Spohr sich in seinen patriotischen Gefühlen durch dies unselige Ereigniß tief verletzt fühlte, war man von anderer Seite her darauf bedacht, ihm eine musikalische Freude und Erheiterung zu bereiten, und schon am folgenden Abend, als im Familienkreise bei seinem Schwiegervater der Einzug der österreichisch baierischen Straftruppen das unerquickliche Thema der Unterhaltung abgab, wurde ihm eine freundliche Ueberraschung zu Theil, indem plötzlich vom Nebenzimmer her die Töne eines kräftigen Männerchors erklangen und die erstaunte Tischgesellschaft durch die geöffnete Thür eine Anzahl der dem preußischen Musikcorps angehörigen Sänger erblickte, welche, theilweise in dem Hause einquartirt, Spohr's öftere Anwesenheit in demselben erfahren hatten, und ihm nun durch ein wohlgelungenes Ständchen ihre Huldigung darbrachten. Da Spohr sowohl durch die Leistung selbst, als auch durch die nachher gepflogene Unterhaltung mit den Sängern erkannte, daß sie größtentheils gebildete Musiker waren, so forderte er sie auf, sich während ihrer Anwesenheit in Cassel dem Cäcilienverein anzuschließen, und es wurden dann mit ihrer Hülfe außer der am Charfreitag stattfindenden Aufführung der Bach'schen Passion mehrere kleinere Concerte zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet, zu deren Mitwirkung die einheimischen Sänger bei den so schwer auf ihnen lastenden öffentlichen Zuständen begreiflicherweise nur wenig disponirt sein konnten. Da unter den preußischen Sängern insbesondere der erste Tenorist, Wilhelm Heilz aus Rheinpreußen, sich durch eine herrliche umfangreiche Stimme und seltene musikalische Kenntniß auszeichnete, so wurde dessen Zutritt bei einem anderen, zur Ausführung guter Opernmusik gestifteten Kränzchen ebenfalls freudig begrüßt, um so mehr, da es hierdurch allein möglich wurde, eine längst vorbereitete, aber wegen Mangel an einem genügenden Tenor noch nicht zu Stande gekommene Aufführung der Kreuzfahrer von Spohr in's Werk zu setzen. Obgleich nur von Dilettanten am Clavier ausgeführt, bewährte doch die ausdrucksvolle herrliche Musik auch hier auf's Neue ihren

Zauber, und Spohr selbst, der sich in dem Kreis der geladenen Zuhörer befand, hatte große Freude daran, sein Werk mit so viel Lust und Begeisterung vortragen zu hören, und zollte insbesondere dem preußischen Helden (Balduin) seinen lebhaften Beifall.

Und wahrlich bedurfte es für Spohr solch erheiternder musikalischer Zwischenfälle, um wenigstens für Augenblicke seinen Unmuth über die trostlosen öffentlichen Zustände zu bannen, über welche er in jener Zeit klagend an seinen Freund Hauptmann schrieb: „Unsere Lage ist jetzt eine verzweiflungsvolle! In wenigen Tagen wird der Kurfürst zurückkehren, mit ihm Hassenpflug und seine — — —. Da man sie nun frei schalten läßt, so werden sie nicht eher ruhen, bis die Verfassung völlig vernichtet, und — — — — — — — ist! Sollten auch die Stände berufen werden, so werden sie doch sicher in dem Augenblick, wo sie zur Anklage der Minister schreiten, wieder aufgelöst werden. Die Feigheit des preußischen Ministeriums hat uns mit dem ganzen übrigen Deutschland um die errungene Freiheit gebracht, und leider ist keine Aussicht, daß die jetzige Generation eine zweite und dann hoffentlich erfolgreiche Erhebung der deutschen Nation erleben werde. — Wäre ich nicht zu alt, ich wanderte nach dem freien Amerika aus. — Unser Orchester wird durch die Rückkehr der Gardemusik bald wieder in den früheren Stand gebracht sein, und so hört für mich wenigstens die Pein auf, die ich im Theater zu erdulden hatte! Auch können wir nun wohl noch Concerte für unsere Wittwenkasse veranstalten, wenn unter dem Hassenpflugschen Regimente noch Jemand Lust hat, Musik zu hören. Unsere Quartett-Soireen sind recht besucht und finden großen Beifall" ꝛc. In diesen Quartett-Soireen war es, wo Spohr sich zum letzten Mal öffentlich in Cassel hören ließ, da es seinem Gefühl widerstrebte, in den nach des Kurfürsten Rückkehr veranstalteten Theater-Concerten vor einem, größtentheils aus feindlichen Elementen zusammengesetzten Publikum die Saiten seiner

Geige anzuschlagen, die er sonst so gern zu Freude und Nutzen seiner Mitbürger in diesen Räumen hatte erklingen lassen!

Um diese Zeit — Weihnachten 1850 — sollte die Silberhochzeit von Spohr's zweiter Tochter Ida mit großer Feierlichkeit begangen werden, und es waren dazu schon im Voraus die auswärtigen Verwandten in großer Anzahl zum Besuch im Wolff'schen Hause eingeladen worden; da griffen auch hier die unseligen politischen Ereignisse störend ein, und anstatt der geladenen verwandten Gäste, die sich überdies scheuten, in diesem kritischen Momente nach Cassel zu kommen, mußte der Silberbräutigam als Besitzer von fünf Häusern eine unwillkommene Einquartierung von 35 Mann bei sich beherbergen. Unter diesen Umständen konnte nun die großartig beabsichtigte Hochzeitsfeier nur im engeren Kreise der einheimischen Freunde und Verwandten begangen werden; doch suchte Jeder seine frohste Laune zu dem schönen Feste mitzubringen und Spohr verherrlichte dasselbe insbesondere durch einen eigends dazu componirten Festgesang für Chor mit Altsolo und vierhändiger Clavierbegleitung, welcher von den musikalischen Gliedern der Familie ausgeführt wurde, und dem Silberbrautpaar eine hohe, unerwartete Freude bereitete. Zu dem nicht unbedeutenden Altsolo in der Cantate gab Spohr's Tochter Emilie die Veranlassung, welche, nach fast neunjähriger Abwesenheit besuchsweise von Amerika herübergekommen, dem Feste beiwohnte. Sie war mit ihrer einzigen Tochter nach Deutschland gekommen, um in der Heimath und im Kreise der lieben Verwandten deren Hochzeit mit dem Buchhändler Georg H. Wigand zu feiern, der seiner Braut nach zehn Monaten von Newyork nachfolgen wollte. Sie gingen zunächst zwar noch einmal nach Amerika zurück, siedelten aber einige Jahre später, zu Spohr's und der ganzen Familie großer Freude, wieder ganz nach Deutschland über.

Auch Spohr wurde nun, wenn auch in geringerem Maßstabe, von der allgemeinen Einquartierungs-Calamität betroffen;

mehr noch als über dieses eigene Ungemach empörte sich aber sein Rechtsgefühl über die, allen verfassungstreuen Staatsdienern zugetheilte Bequartierung von Strafbaiern, deren Strom sich am Neujahrsmorgen 1851 unter dem zum Gottesdienst rufenden Geläute der Glocken über alle Theile der Stadt ergoß und in Abtheilungen von je 10 Mann sich in die Wohnungen der „Renitenten" einführte. Auch seinem Schwiegervater wurde diese nicht erfreuliche, aber doch immerhin ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, da derselbe, obgleich seit längeren Jahren in Ruhestand versetzt, dennoch nie aufgehört hatte, in Wort und Schrift für das gute Recht seines Vaterlandes muthig in die Schranken zu treten. Zu gleicher Zeit wurden auch die übrigen Bewohner des Pfeifferschen Hauses, in welchem sich bereits 18 Oesterreicher und Preußen als Einquartierung befanden, in solcher Weise bequartirt, und so fand denn Spohr, als er wenige Stunden nachher seinem Schwiegervater die Glückwünsche zum neuen Jahre darbringen wollte, zu seinem großen Verdruß, die sonst so friedliche Behausung durch die Anwesenheit von 48 Mann fremder Truppen plötzlich zu einer förmlichen Kaserne umgewandelt. Konnte Spohr unter solchen Umständen auch nicht von den widerwärtigen Eindrücken, die sich ihm auf Schritt und Tritt unwillkürlich aufdrängten, verschont bleiben, so mußte es ihm doch zu desto größerer Genugthuung gereichen, daß selbst in dieser Zeit allgemeiner Mißstimmung nach wie vor Jedermann darauf bedacht war, ihm erheiternde Aufmerksamkeiten zu erweisen. So war es namentlich eine freudige Ueberraschung für ihn, als nun sein Geburtstag herbeigekommen, nicht nur nach öfter gewohnter Weise schon am frühen Morgen die Klänge eines von seinem Schüler Bott veranstalteten Doppelquartetts zu vernehmen, sondern auch während der späteren Vormittagsstunden zwischen den übrigen zahlreichen Gratulationsbesuchen plötzlich das ganze preußische Musikcorps (36 Mann an der Zahl) durch den Garten daherschreiten zu sehen, um sich trotz Wind und Schneegestöber vor dem Hause aufzustellen, und

zum Erstaunen der ganzen Nachbarschaft mit voller Regimentsmusik Stücke aus Spohr's Opern ꝛc. auszuführen. Auch im Theater hatte man des Tages nicht vergessen, denn als er am Abend in's Orchester trat, fand er seinen Directionspult mit Lorbeerkränzen und Blumensträußen reich ausgeschmückt.

Ungeduldiger als je sah nun Spohr der herannahenden Ferienzeit entgegen, die ihn diesmal recht weit von Cassel weg, nach der Schweiz und Oberitalien führen sollte. Bei so weit gehenden Plänen war es natürlich, daß er seine Abreise möglichst zu beschleunigen suchte, und daher, obgleich am letzten Theaterabend der schriftliche Urlaub vom Kurfürsten noch nicht eingelaufen war, am andern Morgen ohne Weiteres abzureisen gedachte, da er das Einreichen des Urlaubsgesuchs, welches überdies während der ersten Jahre seiner Anstellung in solcher Weise niemals stattgefunden hatte, als eine pro forma geschehende Sache betrachtete, die auf seine contractlich zugesicherten Rechte keinen Einfluß üben könne. Durch die dringenden Vorstellungen des Theaterintendanten v. Heeringen, der gern einen friedlichen Verlauf vermitteln wollte und eine baldige günstige Antwort in Aussicht stellte, ließ Spohr sich dennoch zum Aufschub von einem Bahnzug zum andern bewegen, bis endlich am Nachmittag des zweiten Ferientages ein Abschlag ohne Angabe eines Grundes von Seiten des Kurfürsten erfolgte. Da nun für den abnormen Fall einer Urlaubsverweigerung während der Ferienzeit weder in den Theatergesetzen noch in Spohr's Contract vorgesehen war, so glaubte er am besten im allseitigen Interesse zu handeln, wenn er ohne weiteres Zögern abreiste, anstatt die völlig freie Zeit unter Anstellung einer Klage vor Gericht verstreichen zu lassen und dann erst nach Wiedereröffnung des Theaters von dem ihm zweifellos zustehenden Urlaub Gebrauch zu machen. Er begab sich daher sofort in's Theaterbüreau, zeigte dort seinen Entschluß unter Darlegung seiner Beweggründe an, und reiste, fest überzeugt von seinem guten Recht, mit dem nächsten Bahnzug wirklich ab.

Nachdem ihn sein glückliches Temperament bald die widerwärtigen Eindrücke der letzten Tage vergessen lassen, und es ihm gelungen war, auch seine wegen der etwaigen Folgen ängstlich besorgte Gattin zu beruhigen, gaben sich dann Beide mit voller Seele dem Genusse hin, den die Herrlichkeiten der Natur wie der Kunst ihnen in reichstem Maße gewährten. Der Reiseplan war so entworfen, daß er durch die von ihnen früher noch nicht besuchten Theile der Schweiz führte, wo namentlich der Wallenstädtersee mit seinen wildromantischen Umgebungen, so wie die unvergleichlichen Gegenden von Pfeffers und Ragatz mit der Via mala ihr höchstes Entzücken erregten. Und weiter ging es dann, nach dem Riesenbau der über den Splügen führenden Kunststraße, auf der sie dem geliebten Lande Italien, zunächst dem lieblichen Comersee und dem prächtigen Mailand zueilten. Den Glanz- und Zielpunkt der Reise bildete aber Venedig, wo neben den Denkmalen verblichener Größe und Herrlichkeit, die schon früher Spohr's höchstes Interesse erweckt hatten, jetzt auch ein Wunderwerk moderner Kultur, die auf kühnem Brückenbau gleichsam durch's Meer hindurchführende Eisenbahn, erstanden war. Die von dort nach der Heimath gesandten Briefe fließen über von Entzücken und Begeisterung, und zwar von dem Augenblick an, wo Spohr „strahlend von innigstem Vergnügen" mit seiner Frau in der sanft wiegenden Gondel vom Bahnhof durch zahllose kleine und große Kanäle nach dem prächtigen Hôtel d'Europe schiffte — bis zum Moment des Scheidens von der unvergleichlichen Stadt, nachdem deren seltene Kunstschätze und sonstige Herrlichkeiten täglich mit neuer Freude bewundert werden. Nicht minder entzückend war die romantische Rückreise über den St. Gotthard, so daß das Spohr'sche Paar ganz freudetrunken am fünften Tage in Luzern, dem beiderseitigen Lieblingsort, ankam, um daselbst an den Ufern des bezaubernden Vierwaldstädter See's noch einen Tag in heiterer Ruhe zu verleben. Die frohe Stimmung, von der Spohr dort beseelt war, läßt sich u. A. aus einigen brieflichen Worten

seiner Frau entnehmen, indem sie schreibt: „Als Spohr auf unserm letzten einsamen Spaziergang, wo wir in der herrlichsten Abendbeleuchtung noch immer wieder neue Schönheiten entdeckten, endlich ausrief: „„Nun, es ist gut, daß wir morgen fortreisen, denn hier müßte man vor Wonne ja geradezu vergehen““, — da fanden diese, wenn auch scherzhaften Worte in meinem Gefühl den lebhaftesten Wiederklang“ ꝛc.

Noch vor Ablauf der Ferien kehrte Spohr nach Cassel zurück und benutzte dann nach kurzer Rast die noch übrige Zeit zu einem längst verabredeten Besuch in Göttingen bei Musikdirecter Wehner, der im Verein mit den dortigen Musikfreunden Alles aufgeboten, um seinem geehrten Gaste Freude und Ehre in Fülle zu bereiten. Einer am ersten Abend durch den Männergesangverein dargebrachten Serenade folgte gleich am nächsten Morgen ein Ständchen der Regimentsmusik aus dem nahegelegenen Nordheim. Bei einem großen Concert in der Aula kam unter Spohr's Leitung dessen Symphonie: „die Weihe der Töne“ zur Aufführung, dann sein Potpourri über Themen aus Jessenda, vorgetragen von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler: August Römpel, der schon als Knabe durch sein hervorragendes Talent Spohr's wärmste Theilnahme erweckte, dann, nachdem er längere Jahre hindurch mit bestem Erfolg dessen Unterricht genossen, in der Hofkapelle zu Cassel und endlich als Kammermusikus und Mitglied der Hofkapelle zu Hannover angestellt werden *). Zum Beschluß des Concerts wurde von den Göttinger Singvereinen Mendelssohn's Musik zur Athalia mit melodramatisch verbindendem Gedicht vorgetragen, und so fand Spohr, welcher schon der Generalprobe mit höchstem Interesse beigewohnt hatte, hier die erwünschteste

*) Ihm, als dem bewährtem Repräsentanten der Spohr'schen Schule, wurde vor andern, mit glänzenderen Offerten hervortretenden Bewerbern der Vorzug gewährt, das mit aller Energie von ihm erstrebte Kleinod, die Stradivari-Geige seines verehrten Meisters, ein Jahr nach dessen Tode als Eigenthum zu erwerben.

Gelegenheit, die einzige ihm noch fremde von Mendelssohn's größeren Gesangscompositionen genauer kennen zu lernen. Auch an den folgenden Tagen gab es viel gute Musik; Webner hatte im eignen Hause Quartettmusik arrangirt, und selbst einem für Spohr veranstalteten großen Festessen gingen einige überaus gelungene Musikvorträge voraus, woran zu Aller Freude der Meister durch eigne Mitwirkung bei seinem Sextett sich betheiligte. Das Festmahl selbst wurde noch insbesondere durch eine Reihe pikanter Toaste und Reden gewürzt, wobei Musik und Politik als Hauptthemen Stoff zu immer neuen Wendungen gab, und endlich auch „Spohr's kühner Griff", die Reise ohne Urlaub, unter dem klirrenden Klang der Gläser und dem enthusiastischen Beifallsruf der Tischgesellschaft, rühmende Anerkennung fand.

Minder wohlgefällig mochte freilich solch „kühner Griff" in Cassel aufgenommen worden sein, denn wenige Wochen nach Spohr's Rückkehr erhielt derselbe eine Aufforderung von der General-Intendantur, sich über „seine Abwesenheit von Cassel ohne Urlaub" zu rechtfertigen, worauf er die bei der Abreise schon angegebenen Gründe noch einmal hervorhob und insbesondere den Umstand geltend machte, daß der in seinen contractlichen Briefen ihm im Allgemeinen zugesicherte jährliche Urlaub von 6—8 Wochen kurz nach seinem Diensteintritt auf den Wunsch des damaligen Theaterintendanten, Polizeidirector v. Manger, für die Dauer der alljährlichen 6wöchigen Theaterferien bestimmt worden sei, und ihm daher das Recht zustehe, zu dieser Zeit den Urlaub ohne ausdrückliche Genehmigung des Kurfürsten anzutreten. So glaubte er denn hiermit die Sache auf's beste erledigt zu haben und widmete sich in gewohnter Seelenruhe den ihm obliegenden Theatergeschäften, so wie mehreren, ihn gerade beschäftigenden Compositionen, bestehend in einer Sammlung von 6 Salonstücken für Violine und Pianoforte und dem 32sten Violinquartett (Op. 145 und 146 bei Peters).

Am 22. December desselben Jahres erging jedoch an ihn

eine schriftliche Anfrage des Hoftheater-Intendanten über die Dauer seiner Abwesenheit während des vergangenen Sommers, und nachdem er diese auf dreiunddreißig Tage angegeben hatte, folgte am 2. Januar 1852 ein abermaliges officielles Schreiben, wodurch er von einer „wegen seiner illegalen Abwesenheit" über ihn verhängten Geldstrafe von 550 Thaler (für jeden Tag der zehnte Theil seiner monatlichen Gage) in Kenntniß gesetzt wurde. Da die Strafe durch Abzug an der Besoldung in Raten von einem Viertheil derselben abbezahlt werden sollte, und bei der am 16. Januar stattfindenden Gehaltauszahlung wirklich damit begonnen wurde, so legte Spohr dagegen Protest ein, weigerte die Annahme des also gekürzten Gehaltes und erhob am folgenden Tage eine Klage gegen den Staatsanwalt „wegen widerrechtlicher Gehaltsentziehung", wobei er zugleich die seiner Anstellung vorausgegangenen brieflichen Verhandlungen zu weiterer Aufklärung des Sachverhältnisses vorlegte. Von gegnerischer Seite wurde die Gültigkeit der darin enthaltenen Bedingungen, hinsichtlich des Urlaubs und somit auch hinsichtlich der Lebenslänglichkeit der Anstellung in Abrede gestellt, da beide Bestimmungen in dem nach der üblichen Form ausgefertigten Anstellungs-Rescript vom 4. Februar 1822 nicht ausdrücklich noch einmal mit aufgenommen worden seien. Obgleich nun dieser Behauptung zuwider vom Obergericht, sowie vom Oberappellationsgericht, an welches der Staatsanwalt Namens des Kurfürsten appellirte, die vollkommene Rechtsgültigkeit jener von Spohr erhobenen Ansprüche anerkannt wurde, so gab doch die Frage, ob er befugt gewesen sei, jenen ihm rechtmäßig zustehenden Urlaub ohne specielle Erlaubniß des Kurfürsten anzutreten, Veranlassung zu langem Hin- und Herprocessiren, wobei Spohr sich wiederholt auf die schon früher erwähnte, bei seiner Ankunft in Cassel mit dem Theater-Intendanten, Herrn v. Manger getroffene Vereinbarung hinsichtlich der Urlaubszeit berief. Da nun jene Verhandlungen nur mündlich gepflogen und abgeschlossen worden, von den damals mit-

wirkenden Personen aber Spohr der einzige Ueberlebende war, so konnten außer dessen eigner Aussage über den genaueren Hergang der Sache keine weiteren Beweise beigebracht werden, und es wurde auf das vom Staatsanwalt dagegen vorgebrachte Leugnen demselben in letzter Instanz vom O. A. Gericht auferlegt, einen Eid in die Seele des Kurfürsten zu schwören, „daß er nicht wisse und glaube, daß der General-Intendant v. Manger zum Abschluß der betreffenden Uebereinkunft mit Spohr vom vorigen Kurfürsten ermächtigt gewesen sei.“ Dieser Eid wurde am 19. November 1855 in der That vom Staatsanwalt ausgeschworen, und demgemäß die früher verhängte Geldstrafe als rechtmäßig anerkannt. So wenig nun auch Spohr's Ansichten von der Sache durch diese Entscheidung geändert werden konnten, so ließ er sich doch weiter nicht davon afficiren und betrachtete diesen Ausgang des bereits länger als vier Jahre hingeschleppten Rechtsstreits als einen wahren Gewinn, da einerseits im Verlauf desselben die Lebenslänglichkeit seiner Anstellung gegen alle weitere Anfechtung sichergestellt war, andrerseits aber die durch Abzug an seiner Besoldung längst abbezahlte Strafsumme den Theatergesetzen gemäß dem von ihm gestifteten Pensionsfond zugefallen war und somit eine seinen Wünschen völlig entsprechende Verwendung gefunden hatte.

Zu Anfang des Jahres 1852 empfing Spohr einen Besuch des Direktors der italienischen Oper in London, Mr. Gye, der ihn aufforderte, während der Sommerferien dort seine Oper „Faust“ zu dirigiren und zu dem Zweck anstatt der darin vorkommenden Dialoge, verbindende Recitative zu schreiben, wodurch allein die von der Königin dringend gewünschte Aufführung der Oper auf der italienischen Bühne möglich zu machen sei. Da indessen Spohr anfänglich eine solche Umänderung hinsichtlich mehrerer Scenen für unausführbar hielt, so glaubte er den An-

trag ablehnen zu müssen; doch beruhigte man sich in London nicht so leicht bei solch unerwünschter Antwort, es ergingen vielmehr wiederholte dringliche Schreiben von dort, bis Spohr sich endlich an die Arbeit machte, die dann wider eignes Erwarten in so befriedigender Weise von Statten ging, daß er nach Beendigung derselben in einem Brief an Hauptmann vom 21. Mai darüber äußerte: „Daß ich meine Oper „Faust" auf den Wunsch der Königin von England und des Prinzen Albert zur großen Oper umgeschaffen, haben Sie wohl schon gehört. Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht und mich drei Monate lang angenehm beschäftigt, da sie mich ganz in die glückliche Wiener Jugendzeit versetzte. Zuerst hatte ich mit Hülfe meiner Frau die Dialogscenen in solche umzuschaffen, die sich zur Composition eignen. Dabei war ich bemüht, denselben mehr Interesse zu geben, als sie bisher hatten, und das auszumerzen, was mir von jeher bei den vielen Aufführungen, die ich von dieser Oper erlebte, mißfallen hatte, und ich glaube und hoffe, daß mir beides gelungen ist. Dann galt es, mich wieder in den Styl und die Stimmung zurück zu versetzen, die ich hatte, als ich den Faust schrieb, und ich hoffe, daß auch dies mir geglückt ist und Niemand eine Verschiedenheit im Styl zwischen dem Alten und Neuen bemerken wird. Die Oper hat nun drei Acte; der zweite schließt mit der Hochzeitsscene und der dritte beginnt mit einem neuen Entreact, der mit Reminiscenzen aus dem Trio des Fackeltanzes und der Hexenmusik die von Faust durchschwelgte Nacht malt und dann in ein großes Recitativ des Mephisto übergeht, an welches sich dessen Arie in E-dur anschließt. Nach dem Vorüberzuge der Hexen folgt dann ein Recitativ des Faust, ebenfalls mit Anklängen aus Früherem und Späterem, und darauf ein kürzeres zwischen ihm und Wagner, dem sich das letzte Finale anreihet. — Ich bin nun sehr gespannt, die Oper in ihrer neuen Gestalt einmal zu hören! Sollte aus der Londener Reise nichts werden, so hoffe ich sie in Weimar zu hören, da Liszt sie für das der-

tige Hoftheater in der neuen Bearbeitung verlangt hat." — So langten denn die neuen Recitative so zeitig in London an, daß bereits wochenlang vor Spohr's Ankunft mit dem Einstudiren der Partbien begonnen werden konnte; doch bemerkte er in der ersten Probe, daß die übrigens so ausgezeichneten italienischen Sänger in der Auffassung dieser ihnen ganz fremden Musik viel zu wünschen übrig ließen, weshalb er alsbald noch tägliche gründliche Proben unter seiner Leitung anordnete, wobei er die Freude hatte zu sehen, wie sämmtlichen Sängern mehr und mehr das Verständniß für seine musikalischen Intentionen aufging, und sie mit größter Willigkeit jedem seiner Winke sich fügten, bis dann alles so tadellos ging, daß nach den zuletzt noch stattfindenden vier großen Orchesterproben endlich nach drei Wochen eine wahrhaft vollendete Aufführung zu Stande kam.

Von allen in der Zwischenzeit wieder sich drängenden Ereignissen und musikalischen Huldigungen aller Art mag diesmal, um scheinbare Wiederholungen zu vermeiden, nur einer freudigen Ueberraschung erwähnt werden, wovon Spohr noch nach Jahren oft mit Entzücken erzählte; es war dies die prachtvolle Aufführung seines Oratoriums Calvary (des Heilands letzte Stunden) in Exeter-Hall unter Costa's trefflicher Leitung, die durch noch größere Massen als bei dem unvergeßlichen Musikfest zu Norwich (700 Sänger und Musiker) besetzt, ihn diesmal selber, gleich dem übrigen begeisterten Publikum, förmlich überwältigte, so daß er in die Bemerkung seiner Freunde mit einstimmen mußte: die Wirkung mancher Stellen, namentlich des gewaltigen Erdbebenchors sei eine so ungeheuere gewesen, wie er selbst beim Componiren sie kaum geahnt habe.

Die Sonntage, wo nach altem englischen Herkommen Theater, Concerte, ja selbst alle Privatmusiken verstummen, benutzte Spohr mit Freuden, um den Einladungen nach auswärts zu folgen, und fern von der Riesenstadt in freier frischer Luft von den täglichen musikalischen Strapatzen und Aufregungen theils sich zu erholen,

theils Kraft zu den folgenden zu sammeln. Da ging es bald nach Clapham und Kensington zu den befreundeten Familien Sillem und Horsley, bald auch weiter mit der Eisenbahn nach den von Spohr stets als „kleine Paradiese" bezeichneten wonnigen Landsitzen des Sir Georg Smart in Chertsey, oder des Professors Owen in Richmond-Park, von wo er dann an Körper und Geist wie neu belebt in das aufreibende Treiben der Weltstadt zurückkehrte. Des bezaubernden Aufenthaltes bei Owen und dessen liebevoller Aufnahme pflegte er stets mit besonderem Vergnügen zu gedenken, und erzählte dabei in heiterster Rückerinnerung, wie der berühmte Naturforscher in seiner biederherzlichen Weise, — angethan mit leichtem Sommerrock und gelbem runden Strohhut, dabei aber zu Ehren seines „hochwillkommenen großen Gastes" mit dem preußischen Orden „pour le mérite" geschmückt, — in der Mittags-Sonnenhitze ihm entgegen kam, und dann bis zum späten Abend Alles aufbot, ihn zu pflegen, zu erfreuen und zu ehren.

Endlich waren inzwischen die Proben zum Faust so weit gediehen, daß am 15. Juli die erste Aufführung unter Spohr's Leitung stattfinden konnte, worüber ein Brief in die Heimath berichtete: „Die Oper ging wirklich unübertrefflich, und machte einen wundervollen, gewaltigen Eindruck auf Jedermann. Auch uns erschien sie in einem ganz neuen Licht, Alles machte sich so grandios, so prachtvoll! Die neu hinzugekommenen Sätze verschlingen sich reizend mit dem Ganzen und bieten einzige Effekte; Dekorationen, Costüme, Scenerie, alles ist neu und höchst glanzvoll mit großem Kostenaufwand angefertigt. Orchester, Sänger und Chöre thaten ihr Möglichstes, so daß die Londoner sagen, man habe seit Jahren keine so prächtige Opernaufführung hier erlebt, weshalb sie denn auch von enthusiastischen Beifallsstürmen durchweg begleitet wurde. Daß die fremden (meist italienischen) Sänger diese deutsche Musik mit solcher Lust und Liebe singen würden, hätten wir kaum für möglich gehalten. Am Aus-

gezeichnetsten waren Mad. Castellan (Kunigunde), Ronconi (Faust), Formes (Mephistopheles), Tamberlik (Hugo), der Alles bezauberte, da er eine himmlische Tenorstimme von ungeheurer Kraft besitzt, und die prächtige Arie, begleitet von einem vierzig Mann starken pompösen Chor so feurig und unwiderstehlich vortrug, daß er sie unter allgemeinem Jubel da capo singen mußte. Ebenso Formes seine Arie E-dur, die durch die neu componirte wunderschöne Einleitung und recitativische Scene auch sehr gewonnen hat. . . . . Das ganze Haus war in freudiger Begeisterung, und in den Zwischenacten und am Schluß kamen die Gratulanten ꝛc. massenhaft herbeigeströmt." . . . . Mit gleichem Erfolg und in noch höherer Vollendung ging binnen wenigen Tagen die zweite und ebenso die dritte Faust-Vorstellung unter Spohr's Leitung von Statten, worauf derselbe dann abermals von England schied, begleitet von Schaaren musikalischer Verehrer, die bis zum letzten Augenblick mit den lockendsten Plänen für den nächsten Sommer ihn umgaben.

In freudig angeregter Stimmung trat er so die Rückreise an und malte sich schon im Geist die schönen Stunden aus, wo nach freundlich gewohnter Art die interessanten Reiseerlebnisse durch Mittheilung und Besprechung im Kreise der daheim Zurückgebliebenen gleichsam erst die rechte Weihe erhalten sollten. Doch allzubald ward diesmal die Freude des Wiedersehens getrübt, denn mit Schrecken gewahrte Spohr den leidenden Gesundheitszustand seines Schwiegervaters, dessen zunehmende körperliche Schwäche schon seit längerer Zeit bange Besorgnisse erweckt hatte, während der letzten Wochen aber in so betrübender Weise fortgeschritten war, daß die sorglich über ihm wachende Liebe seiner Angehörigen sich kaum noch über die drohende Gefahr zu täuschen vermochte. Mit bekümmertem Herzen sahen sie die entscheidende Stunde immer näher rücken, bis dann am 4. October 1852 der lang gefürchtete Augenblick herangekommen, wo der geliebteste Vater aus dem Kreise der Seinigen zu einem bessern Dasein ab-

gerufen wurde! — Auch auf Spohr's Leben warf dies schmerzliche Ereigniß einen nachhaltig dunkeln Schatten, denn in tiefster Seele betrauerte er mit seiner Gattin den Verlust des geliebten, unvergeßlichen Vaters, und schmerzlich vermißte er fortan den Umgang des treuesten, an Geist wie an Gemüth ihm so ebenbürtigen Freundes! —

* *
*

Im Herbst 1852 erhielt Spohr durch die Ernennung eines zweiten Kapellmeisters eine unerwartete Erleichterung seiner Berufsgeschäfte, die ihm bei seiner rastlosen Thätigkeit und völlig ungeschwächten Kraft zwar nie als etwas Wünschenswerthes in den Sinn gekommen, die er aber um so lieber hinnahm, da die neugeschaffene Stelle seinem Lieblingsschüler, Concertmeister Jean Bott, übertragen wurde, um denselben zur Ablehnung einer ihm unter den günstigsten Bedingungen angetragenen Anstellung als Concertmeister in Hannover zu veranlassen und dadurch der Casseler Kapelle ein so ausgezeichnetes Mitglied fernerhin zu erhalten. Auch hinsichtlich der von der Intendanz zur Uebertragung an den neuen Kapellmeister vorgeschlagenen Opern erklärte sich Spohr bis auf wenige Abänderungen bereit, und so ging nach diesem Arrangement die Leitung einer Anzahl der leichteren, meist französischen und italienischen Opern auf Bott über, welchem daneben die Verpflichtung oblag, in den unter Spohr's Direction verbleibenden größeren deutschen Opern als Vorgeiger im Orchester auch ferner mitzuwirken. Das Repertoire des jungen eifrigen Kapellmeisters erhielt bald einen interessanten Zuwachs, indem zu Anfang des Jahres 1853 der „Sommernachtstraum" von Shakespeare mit der Mendelssohn'schen Musik zum ersten Male auf der Casseler Bühne zur Aufführung kam, bei welcher Veranlassung Spohr an Hauptmann brieflich äußerte: „Das Reizendste, was ich von Mendelssohn kenne, ist doch seine Musik zum Sommernachtstraum, der nun endlich hier auch

und zwar recht gut gegeben werden ist. Bett hat die Musik mit großem Fleiß eingeübt, und es war ein großer Genuß für mich, einmal eine gute Musik bei der Aufführung anhören zu können, ohne erst eine Menge Proben davon gemacht zu haben." In Beziehung auf Spohr's eigene Thätigkeit berichtet jener Brief dann weiter: „Wir studiren jetzt den „Tannhäuser", (wozu der Kurfürst nun endlich seine Genehmigung ertheilt hat) und werden die Oper am zweiten Pfingsttage zum ersten Male geben. Sie wird mit großer Sorgfalt in Scene gesetzt und reich ausgestattet werden. Die Oper hat viel Neues und Schönes, aber auch manches ohrzerreißende Unschöne. Für die Geigen und Bässe ist sie von einer Schwierigkeit, wie mir bisher nichts vorgekommen ist" ꝛc. Nachdem alsdann die ersten Aufführungen des schwierigen Werkes in gelungenster Weise von Statten gegangen waren, schrieb Spohr abermals darüber an Freund Hauptmann: „Gestern Abend hatten wir den „Tannhäuser" zum dritten Mal, und wieder bei vollem Hause. Die Oper hat durch ihren Ernst und ihren Inhalt viele Freunde gewonnen, und vergleiche ich sie mit andern Erzeugnissen der letzten Jahre, so gesselle ich mich auch zu diesen. Manches, was mir anfangs sehr zuwider war, bin ich durch das öftere Hören schon gewohnt geworden; nur das Rhythmuslose und der häufige Mangel an abgerundeten Perioden ist mir fortwährend sehr störend. Die hiesige Aufführung ist wirklich eine sehr ausgezeichnete, und man wird wenige so präcise in Deutschland hören. In den enorm schweren Ensembles der Sänger im zweiten Act ist gestern auch nicht eine Note weggeblieben. Das hindert freilich nicht, daß sich diese an einigen Stellen zu einer wahrhaft schaudervollen Musik gestalten, besonders kurz vor der Stelle, ehe Elisabeth sich den auf Tannhäuser eindringenden Sängern entgegenwirft. — Was würden Haydn und Mozart für Gesichter machen, müßten sie einen solchen Höllenlärm, den man jetzt für Musik ausgiebt, mit anhören! Die Chöre der Pilger (die aber hier mit Clarinetten und Fagotten p.

unterstützt werden) wurden gestern so rein intonirt, daß ich mich zum ersten Male mit den unnatürlichen Modulationen derselben einigermaßen versöhnt habe. Es ist merkwürdig, woran sich das menschliche Ohr nach und nach gewöhnt!" ꝛc.

Obgleich nun Spohr, den obigen Aeußerungen zufolge, bei seinem vorherrschenden Sinn für Wohlklang und schöne, regelrechte Formen in der Musik sich mit den so häufig davon abweichenden Tonschöpfungen der Neuzeit nicht recht zu befreunden vermochte, so widmete er denselben doch ein lebhaftes Interesse und war namentlich so gespannt, auch Wagner's neueste Oper: „Lohengrin" kennen zu lernen, daß er in Erwartung der noch nicht genehmigten vollständigen Theateraufführung einstweilen einige Scenen daraus für die folgenden Winter-Concerte bestimmte, und deshalb weiter an Hauptmann nach Leipzig schrieb: „Wollen Sie uns durch eine Zusendung für unsere Concerte erfreuen, so bitte ich um die Musik zu „Lohengrin." Ich stand diesen Sommer mit Wagner in Correspondenz, und er weiß, daß ich mich bemühe, die Oper hier ebenfalls in Scene zu bringen. Er wird daher gegen eine Aufführung einiger Scenen im Voraus nichts einzuwenden haben. Ich werde es ihm auch bei einer passenden Veranlassung schreiben, nur möchte ich nicht deshalb die Correspondenz erneuern, ohne zugleich die Partitur für unser Theater fordern zu können, was wohl erst im nächsten Sommer zum Geburtstag des Kurfürsten zu Stande kommen wird....." Diese Erwartung sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, denn die gehoffte kurfürstliche Genehmigung wurde weder zu dem bestimmten Tage, noch auf die später wiederholten Anfragen ertheilt, und so kam es, daß Spohr diese Oper, der er sowohl in Cassel wie auch außerhalb zu verschiedenen Malen nachgestrebt hatte, dennoch niemals zu hören bekam.

Kaum nahete im Sommer 1853 die Ferienzeit heran, so rüstete Spohr sich abermals (zum sechsten und letzten Male) zur Reise nach England, von wo er bereits im Januar zwei, zufällig

an demselben Tage einlaufende Einladungsschreiben von ganz verschiedenen Seiten her erhalten. Das eine, vom Theater Director Gye enthielt eine Wiederholung des schon im vorigen Sommer gemachten Plans, Spohr's „Jessonda" während der kommenden Saison in italienischer Uebersetzung zur Aufführung zu bringen; das andere von Dr. Wylde, dem Director der neuerlich gestifteten New Philharmonic Society ausgehend, überbrachte eine dringende Einladung an Spohr, die Leitung ihrer, für die Sommermonate vorbereiteten großen Concerte zu übernehmen, — und diese lockende Aufforderung war es, die seinem noch schwankenden Entschluß den Ausschlag gab, da es für ihn vom höchsten Interesse sein mußte, seine größeren Orchester Compositionen, die dabei zur Aufführung kommen sollten, mit den ihm schon bekannten ausgezeichneten Kräften, vor einem Publikum zu Gehör zu bringen, welches, gleich den Mitwirkenden, so ganz in den Geist seiner Musik einzudringen verstand.

Kaum in London angelangt, wurde ihm denn auch sogleich eine erfreuliche musikalische Ueberraschung zu Theil, indem er bei seinem ersten Ausgang zu Dr. Wylde von diesem zum alsbaldigen Besuch eines gerade stattfindenden Morgenconcerts genöthigt, dort eben zur rechten Zeit anlangte, um einer trefflichen Aufführung seines Nonetts beizuwohnen und nach Beendigung desselben die Huldigungen des durch die unverhoffte Anwesenheit des Componisten freudig überraschten Publikums hinzunehmen. Unter ähnlichen Umständen besuchte er auch als Zuhörer an einem der nächsten Abende das letzte philharmonische Concert in Hannover Square Rooms, wo ihm die überaus gelungene und mit enthusiastischem Beifall aufgenommene Ausführung seiner historischen Symphonie insbesondere große Befriedigung gewährte. An einem der nächsten Tage ging dann das erste der von ihm selbst dirigirten Concerte der New Philharmonic Society vor sich, worüber ein Brief in die Heimath berichtet: „Gestern Abend hat Spohr nun die erste seiner großen Thaten hier vollbracht: die Direction des

prächtigen neu-philharmonischen Concertes in Exeter Hall, wo er wieder mit dem bekannten großartigen Enthusiasmus empfangen und fortwährend begleitet wurde. Wir fanden unsere sehr hoch gespannten Erwartungen von diesem aus lauter bedeutenden Künstlern bestehenden Riesen-Orchester vollkommen erfüllt, und der Eindruck dieser gewaltigen Masse in dem herrlichen dichtgefüllten Lokal war hinreißend und wahrhaft erhebend. Auch die neunte Symphonie Beethoven's, so abnorm Manches darin, und namentlich der letzte Satz mit dem „Lied an die Freude" sein mag, gewährte in dieser Vollendung einen wahrhaft hohen Genuß. Die Ouvertüre von Spohr „im ernsten Styl" eröffnete das Concert und machte sich ganz pompös; ebenso auch die zu „Jessonda", welche sogar da capo gemacht werden mußte. Ihr folgte die Tenorarie aus „Jessonda", von Th. Fermes ganz vortrefflich gesungen und mit stürmischem Beifall aufgenommen" ꝛc. Nicht minder interessant war auch das Programm des letzten von Spohr dirigirten Concertes; es enthielt außer seinen eignen Compositionen: Quartett-Concert, Doppelsymphonie und Ouvertüre zum „Berggeist", u. A. auch die D-dur-Symphonie von Beethoven, Ouvertüre zu „Fidelio" und das von Frl. Claus und Miß Goddard auf zwei Flügeln vorgetragene Duett von Mendelssohn und Moscheles. Die Ausführung ließ bei sämmtlichen Musikstücken kaum etwas zu wünschen übrig und über die herrliche Wirkung der Spohr'schen Symphonie wurde insbesondere brieflich berichtet: „Die Doppelsymphonie schien ganz wie geschaffen für diese Kräfte und dieses Lokal. Das kleine Orchester war, nach verschiedenen in der Probe angestellten Versuchen, auf einer Seite, abgesondert, hoch oben aufgestellt, und klang zuweilen wirklich wie Sphärenmusik aus einer andern Welt zwischen den mächtig erschütternden Tonmassen des großen Orchesters" ꝛc. So war denn der Hauptzweck von Spohr's Anwesenheit in London abermals in erwünschter Weise erreicht, wohingegen die, für dieselbe Zeit beabsichtigte Aufführung der

„Jessonda" mancherlei unerwarteten Aufschub erlitt. Um die von Spohr als nothwendig erachteten Proben ungestört in's Werk setzen zu können, hatte man nämlich zur Ausfüllung der dazwischen liegenden Opernabende eine andere, ebenfalls neu einstudirte Oper: „Benvenuto Cellini" von Berlioz ausersehen, die nach dort üblicher Weise ohne weitere Proben zu wiederholten Malen gegeben werden sollte. Gleich die erste Aufführung derselben fand indessen eine sehr ungünstige Aufnahme beim Publikum, und auch Spohr, so interessant es ihm war, diese so vielbesprochene und bestrittene Musik selbst kennen zu lernen, fand sich nicht sehr davon erbaut, wie solches aus einem Brief an seinen Freund, Amtsrath Lüder, hervorgeht, worin es heißt: „In der Oper von Berlioz, die ich diesen Sommer in London hörte, giebt es schöne Einzelheiten, aber kaum beginnt man sich dafür zu interessiren, so kommt etwas so Bizarres und Uebelklingendes, daß alle Freude daran wieder zerstört ist. Besonders ist mir dieses ewige Spekuliren auf absonderliche Instrumentirungs-Effekte verhaßt geworden, weil er damit wirklich glückliche Erfindungen, deren er in seiner Oper, sowohl melodische als dramatische, unbezweifelt giebt, immer wieder verdirbt. Dies war es auch wohl, was das Londoner Publikum, das anfangs recht günstig für ihn gestimmt war, und ihn beim Erscheinen im Orchester mit lautem Beifall empfing, von Nummer zu Nummer immer mehr verstimmte, so daß es zuletzt beim Schluß der Oper in ein allgemeines Zischen und Pfeifen ausbrach; ein Verfall, der in der italienischen Oper zu London, in Gegenwart der Königin, noch nicht dagewesen ist! — Es geht dem Berlioz, wie den andern Koryphäen der Zukunftsmusik; sie überlassen sich bei der Arbeit nicht ihrem natürlichen Gefühl, sondern spekuliren auf Noch nicht dagewesenes. So geschieht es, daß diese begabten Musiker selten etwas Genießbares zu Stande bringen, besonders für Leute, die im vorigen Jahrhundert, und bei Haydn, Mozart und Beethoven groß gezogen sind" ꝛc. Der so deutlich kund gegebenen

Meinung des Londoner Publikums gegenüber, wagte die Direction nicht, demselben die Oper ein zweites Mal vorzuführen und es mußten anstatt deren andere Opern, die wieder mehrfache Proben nöthig machten, eingeschaltet und „Jessonda", noch im ersten Stadium des Einstudirens begriffen, immer weiter hinausgerückt werden, was Spohr indessen nicht sehr beunruhigte, da die dadurch gewonnene Zeit für ihn von anderen Seiten her in erfreulichster Weise überreich ausgefüllt wurde.

Auch eine sehr behagliche Häuslichkeit fand diesmal das Spohr'sche Ehepaar in der mit allem möglichen Comfort ausgestatteten Wohnung des Dr. A. Farre, der mit seiner Gattin wetteiferte, um Spohr in seinen selten freien Stunden in liebevollster Weise zu pflegen, so daß sich nach kurzem Zusammensein eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden Familien begründete, und Spohr die dort verlebten Wochen stets zu seinen liebsten Erinnerungen zählte. Da Dr. Farre und mehrere seiner ärztlichen Kollegen sehr musikalisch und gute Sänger waren, so hatten sie im Verein mit andern kunstsinnigen Familien einen Zirkel gebildet, wo ernste Musik mit Eifer kultivirt und gerade die Spohr'sche ganz vorzüglich geliebt wurde. In einer solchen Doctor-Soirée hatte er eines Abends die angenehme Ueberraschung, sein Oratorium: „die letzten Dinge" von 28 Dilettanten in tadelloser Präcision vortragen zu hören, eine Production, die, seltsam contrastirend zu der gewohnten englischen Massenhaftigkeit, doch durch die vollkommene Reinheit und die Innigkeit des Ausdrucks in wohlthuendster Weise das Gefühl ansprach. In einer glänzenden Musik-Soirée, die Dr. Farre selbst zu Ehren seiner Gäste gab, war es dann eine lange Reihe trefflicher Vorträge aus Spohr's verschiedenen Opern, wodurch er, wie sämmtliche Zuhörer überrascht und hocherfreut wurde.

Inzwischen hatten die Proben zur „Jessonda" zwar ihren langsamen Fortgang genommen, doch mußte die Aufführung selbst noch so mannichfachen Aufschub erleiden, daß Spohr, bevor die-

selbe zu Stande kam, mit Ablauf seiner Actienzeit von London abreiste, wobei er jedoch die Verbindung hatte, seine Oper in der Obhut eines würdigen Stellvertreters, Kapellmeisters Gesta, zurückzulassen, unter dessen Leitung dann vierzehn Tage später wiederholte, vom glänzendsten Erfolg begleitete Aufführungen stattfanden.

Auf der Rückreise ward Spohr bei der Landung des Dampfbootes in Calais von den dortigen Musikfreunden, die den Tag seiner Ankunft erkundet hatten, festlich empfangen und zu einer ihm gewidmeten glänzenden Feier eingeladen, deren Mittelpunkt ein höchst luxuriöses Festessen bildete, wobei auch die musikalische Ueberraschung nicht fehlte, indem am Schluß der Tafel aus dem Nebenzimmer die lieblichen Klänge von Spohr's C moll Quartett ertönten, worauf noch andere Vorträge folgten, bis die Gesellschaft spät in der Nacht in froh bewegter Stimmung sich trennte. Der ganze, in Calais so überraschend festlich verlebte Tag gereichte Spohr zu besonderer Freude, da er gerade hier auf französischem Boden nicht solche Verehrung, und solche Liebe für seine Musik erwartet hätte.

Auf der Rückreise schon beschäftigte er sich mit der in England angeregten Idee zu einer neuen größeren Composition für Pianoforte mit Instrumentalbegleitung, die er, zu Hause angelangt, alsbald mit Lust und Eifer begann. So entstand — in seinem siebenzigsten Lebensjahre — eines seiner herrlichsten Meisterwerke, das Septett für Clavier, zwei Saiten- und vier Blas-Instrumente, voll jugendlicher Gedankenfrische in allen Sätzen, mit einem Larghetto, das an bezauberndem Wohllaut und herzergreifenden Modulationen wohl kaum seines Gleichen findet. Noch im Manuscript kam es im nächsten Abonnement-Concert zur öffentlichen Aufführung, wobei sowohl die Composition, als auch die überaus gelungene Ausführung die lauteste Anerkennung fand. Die eben so schwierige als dankbare Clavier-Partie hatte J. Pott übernommen, und das freudig aufgeregte Publikum zollte dessen Leistung um so williger seine gerechte Aner-

kennung, da er an demselben Abend auch als Geiger seine Meisterschaft in Spohr's Esdur Violin-Concert auf's Glänzendste bewährt hatte. Eine Wiederholung des neuen Septetts folgte auf den Wunsch der Cassiter Musikfreunde schon in einem der nächsten Concerte; darauf ward es, noch als Manuscript, in einer der Quartett-Soireen in Leipzig aufgeführt und namentlich durch Moscheles' ächt künstlerischen Vortrag der Clavier-Partie zu vollster Geltung gebracht, auch dort vom Publikum mit freudigem Beifall aufgenommen.

Die nächsten Sommerferien (1834) hatte Spohr zu einer abermaligen Reise in die Schweiz bestimmt, und sein Verlangen, diese freundlichsten Sommermonate einmal wieder ungestört dem Genusse der schönen Natur widmen zu können, war diesmal so vorwiegend, daß er trotz wiederholt ergangener Einladungen zu Musikfesten in England und Holland dennoch seinem lange vorher gefaßten Plane treu blieb. Im Begriff die Reise anzutreten, erhielt er auch noch aus Regensburg von seiner Enkelin, der an den Local-Professor Schmitz verheirathteten zweiten Wolff'schen Tochter Antonie, eine telegraphische Depesche mit der dringenden Aufforderung, seinen Weg über die alte Reichsstadt zu nehmen (wo überdies von allen Musikfreunden längst sein Besuch ersehnt war), und dort im Kreise seiner Enkel und Urenkel einige Tage zu verweilen. So anziehend diese Einladung aber auch war, so mußte sie Spohr dennoch bei der ihm knapp zugemessenen Ferienzeit bedauernd ablehnen, weil Regensburg, wohin damals noch keine Eisenbahn führte, zu weit von seinem einmal projektirten Wege ablag. — Mit kurzem Aufenthalt an den durch Naturschönheiten ausgezeichneten Punkten zu Marburg, Heidelberg und Baden-Baden ging alsо die Reise weiter nach der südlichen Schweiz, wobei Spohr insbesondere an den Dampfschiff-Fahrten auf den herrlichen Seen seine große Freude hatte. Bei mehrtägigem Verweilen in Lausanne, Genf und Vevay wurden dann weitere Ausflüge in die leichter erreichbaren Umgebungen gemacht, wo Alles

ringsum in sommerlichem Schmuck erglänzte, während jenseits des Sees die majestätische Alpenkette mit ihren schneebedeckten Häuptern einen wunderbar contrastirenden Anblick bot. Den Genfer See verlassend, setzten die Reisenden ihren Weg weiter fort nach Freiburg und Bern, an welchen beiden Orten ganz unerwarteter Weise auch ihr musikalisches Interesse in Anspruch genommen wurde. In Freiburg nämlich erging sogleich bei der Ankunft im Gasthof die Aufforderung an Spohr, sich den anwesenden Fremden anzuschließen, um nach dort üblichem Gebrauch gegen ein gemeinschaftlich zu zahlendes Honorar den Organisten an der Nicolaikirche zu einer Production auf der darin befindlichen berühmten Orgel zu veranlassen. Zu der bestimmten Stunde versammelte sich nun mit einbrechender Dämmerung die kleine Schaar von Zuhörern und feierlich erklangen in den weiten, leeren Hallen der stattlichen Kirche die Töne der mächtigen Orgel, die denn ihren gewaltigen Eindruck auch auf Spohr nicht verfehlen konnten. Mochte indessen der Organist nicht wissen, welche musikalische Autorität er vor sich habe, oder glaubte er ihm, gleich den übrigen Fremden, durch Darlegung seiner erstaunenswerthen Kunstfertigkeit zu imponiren — genug, plötzlich stimmte er völlig ungeeignete Weisen aus modernen Spektakel Opern an und schloß dann in einem tobenden Gewitter, so daß der frühere erhebende Eindruck gänzlich vernichtet wurde, und Spohr nicht umhin konnte, seine Mißbilligung über solche Entweihung des mächtigen Tonwerkes, das durch seine Inschrift: „in majorem gloria Dei" ihm gleichsam in erhöhetem Maße dem Lobe Gottes geweihet schien, unverhohlen an den Tag zu legen.

Kaum in Bern angelangt, hatte Spohr die Ueberraschung, auf den an den Straßenecken angeschlagenen Zetteln zwei geistliche Concerte angekündigt zu finden, in welchen sein Oratorium „die letzten Dinge" jedesmal die Hauptnummer bildete, während am ersten Abend eine Cantate von Seb. Bach, am zweiten aber vier Psalmen von Marcello demselben vorausgingen. Das erste

Concert hatte bereits am Abend zuvor stattgefunden, und da eine große Anzahl, sowohl Zuhörer als Mitwirkende, aus den umliegenden Städten sich dazu eingefunden, so war von Herrn Edele, dem Direktor des „Vereins für altclassische Musik" zu Bern, im Voraus die Anordnung getroffen, gleich am nächsten Abend eine Wiederholung folgen zu lassen, wovon dann für Spohr der Vortheil erwuchs, sein Oratorium bei dieser zweiten Aufführung mit um so größerer Sicherheit und Präcision vortragen zu hören. Da sich die Kunde von Spohr's Anwesenheit schnell in der Stadt verbreitet hatte, so nahm man die Gelegenheit wahr, dem Schöpfer des so eben mit andächtiger Begeisterung vernommenen Werkes einen Beweis der allgemeinen Anerkennung zu geben, und überraschte denselben noch spät am Abend mit einer schnell improvisirten Serenade nebst begeisterten Lebrufen. Am andern Morgen reis'te Spohr von Bern ab, und nachdem er mit seinen Reisegefährtinnen noch eine Reihe genußreicher Tage im Berner Oberland und am Vierwaldstädter See verlebt hatte, ging die Reise weiter über den Bodensee nach dem benachbarten Bayernlande, in dessen Hauptstadt München eben die vielbesprochene, große Industrie-Ausstellung eröffnet worden. Mochte nun auch die eine dort zugebrachte Woche kaum genügen, um die reichen Schätze zu besichtigen, welche sich auf dem Gebiete der Kunst und der Gewerbe, theils bleibend, theils zu kurz vorübergehender Schau daselbst angesammelt fanden, so schien den Reisenden ein längerer Aufenthalt doch nicht wünschenswerth, denn auch sie empfanden bald die nachtheilige Wirkung des dortigen, körperlich und geistig abspannenden Treibens, welches, verbunden mit schädlichen klimatischen Einflüssen, gerade in jenem unglücklichen Sommer so manches blühende Leben in der von Fremden angefüllten Stadt zum Opfer forderte. Unter solchen Umständen konnte nichts ersprießlicher sein, als die Ausführung eines Besuches in Alexandersbad, wohin der ihnen nahe verwandte Besitzer der dortigen Kaltwasser-Heilanstalt, Dr. Theodor Pfeiffer, sie schon lange zuvor freundlichst ein-

geladen hatte. Ein kurzer Aufenthalt in dem von herrlich erfrischender Bergluft umwehten Kurorte genügte in der That, um die gesunkenen Lebensgeister wieder aufzurichten und freudig nahm Spohr an den gemeinschaftlichen Partien in der romantischen Umgebung und an dem heitern Treiben der gleich einer großen Familie gemüthlich zusammenlebenden Kurgesellschaft Theil. Alles Dieses, so wie die ganze dortige Einrichtung und naturgemäße Lebensweise, sagte ihm so sehr zu, daß er von da an stets Alexandersbad als Ideal eines erquickenden Sommer-Aufenthaltes pries, und diesen Eindruck, nach wiederholtem Besuch daselbst, bis an sein Ende festhielt.

Im August desselben Jahres (1854) kam zu des Kurfürsten Geburtstagsfeier eine neue Oper: „Der Unbekannte", von Kapellmeister J. Bott, zur Aufführung. Da der junge Componist das Einstudiren und die Leitung der Oper selbst übernahm, so war Spohr zwar nicht unmittelbar dabei betheiligt, doch besuchte er aus warmer Theilnahme an dem Werke schon die vorausgehenden Proben und sah dann erwartungsvoll den ersten Aufführungen entgegen, über deren Erfolg er später an Hauptmann brieflich berichtete: „Bott's Oper hat sich hier wirklich ein Publikum gewonnen, und ich bin nun gespannt zu sehen, ob es auswärts, wo man sich nicht persönlich für ihn interessirt, auch der Fall sein wird. Gewiß ist, daß seine Oper, als ein erster Versuch in dieser Gattung, große Beachtung verdient. Es ist mehr gute Musik, übersichtliche Form und rhythmisches Geschick darin, als in den Wagner'schen Opern, und doch gehört sie im Styl ganz der sogenannten Zukunftsmusik an! Da ist auch nicht ein Anklang an Mozart'sche, Beethoven'sche oder Cherubini'sche Musik; nur Wagner, Meyerbeer und allenfalls Marschner scheinen auf ihn eingewirkt zu haben. Es ist mir dies bei der Begabung Bott's ein völliges Räthsel, denn er hat doch von frühester Jugend an Gelegenheit gehabt, die Meisterwerke der erstgenannten drei Componisten kennen zu lernen; wie kommt es nun,

daß er nicht eben so davon erfüllt ist, wie wir und alle Künstler unserer Periode? Es muß mit dem Zeitgeschmack sein, wie mit der Cholera; wer dafür empfänglich ist, der entgeht der Ansteckung nicht! Daß ich nun, nach dem eben Gesagten, doch keine rechte Freude an der Bott'schen Oper haben kann, werden Sie schon gemerkt haben. Obgleich 4–5 Nummern, besonders zwei Chöre und auch einige Recitative, recht gute formelle und wohlklingende Musik haben, so ist das Ganze doch zu überladen, zu unruhig und zu lärmend. Besonders hat er den einen Galeerensclaven, der kein Charakter, sondern nur ein ordinärer Dieb und Bösewicht ist, mit Allem, was es an scheußlichen Accordfolgen und Blechlärm nur giebt, ausgestattet, und man ist froh, wenn der Kerl endlich von Gensd'armen niedergeschossen ist. Die Uebertreibung abgerechnet, ist die Musik aber dramatisch und nicht unsangbar, sondern recht dankbar für die Sänger, trotz dem, daß sie nicht eine Coloratur enthält. Bott hat überhaupt viel Geschick für die Auffassung des Scenischen gezeigt, und da seine Erfindung nicht dürftig ist, so läßt sich noch Besseres, wie diese erste Arbeit, von ihm erwarten."

In demselben Briefe erzählt Spohr dann in Beziehung auf seine eigene Thätigkeit weiter von einer so eben beendigten, für ihn ganz neuen Arbeit in folgenden Worten: „Von Peters aufgefordert, die Etudes de Violon von Fiorillo für eine neue Ausgabe durchzusehen, kam ich auf den Gedanken, diese Uebungsstücke für die Violine allein, mit einer Begleitungsstimme für den Lehrer zu versehen und sie, nach meiner Weise bezeichnet, als Anhang zu meiner Violinschule herauszugeben. Ich bin nämlich von Lehrern, die nach meiner Schule unterrichten, schon oft aufgefordert worden, die Uebungsstücke derselben zu vermehren, und habe zu dieser Arbeit nie rechte Lust gehabt. Nun hielt ich es für ein Leichtes, zu den Fiorillo'schen Etüden eine zweite Stimme zu setzen und glaubte damit bald fertig werden zu können; aber ich hatte mich geirrt. Ich fand falsche Rhythmen, fehlerhafte

Modulationen, und mußte mich schon entschließen, sie abzuändern, ja einige förmlich umzuarbeiten, damit abgerundete und wohlklingende Musikstücke daraus wurden. Bei der Gelegenheit habe ich dann auch das beseitigt, was in den Verzierungen und in der Vortragsweise veraltet ist. Ich bin nun einigermaßen in Zweifel, ob ich dazu berechtigt war; doch glaube ich es damit entschuldigen zu können, daß der Verfasser schon lange todt ist und sein Werk in Frankreich wie in Deutschland als Gemeingut betrachtet wird. Wie die Uebungen nun geworden sind, hätte ich keine besseren neuen schreiben können, und so glaube ich doch, daß die drei Monate, die ich darauf verwendet habe, etwas Verdienstlichem und Nützlichem gewidmet werden sind" ꝛc.

Das folgende Jahr (1855) begann Spohr mit der Composition sechs vierstimmiger Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, welche bald nachher in einem Privat-Concert des Cäcilienvereins in doppelter Stimmbesetzung unter Spohr's Leitung und von seinem eignen kräftigen Baß trefflich unterstützt, den Musikfreunden zu Gehör kamen, wo sie dann außergewöhnliche Sensation machten und vor allen eines: „Des Menschen Trost" (Text von Müller v. d. Werra) die Herzen wunderbar ergriff.

Im Frühjahr desselben Jahres folgte Spohr einer Einladung des Königs von Hannover, in einem großen Concert seine Doppelsymphonie und mehrere andere seiner Compositionen zu dirigiren. Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe von Künstlern und Kunstfreunden, Musikdirektor Wehner an der Spitze, feierlich empfangen, wurde er dann Abends im Gasthof durch zwei Ständchen, von der Militärmusik und der Liedertafel, begrüßt. Ueber den weiteren Verlauf der dort verlebten musik- und freudenreichen Tage schrieb Spohr selbst, einfach erzählend, seinem Freunde Hauptmann wie folgt: „Die kleine Excursion nach Hannover hat mir viel Vergnügen gewährt. Ich spielte Quartett beim König, und es schien mir, als reiche seine Kunstbildung so weit, um an dieser Musikgattung Geschmack zu finden. Auch spielte

ich mein Quartett (E-moll) in einer Matinée, welche die Kapelle veranstaltet hatte, um mir zwei meiner Compositionen zu hören zu geben, die sie sehr sorgfältig eingeübt hatte. Es waren dies das 7. Violin-Concert, ganz meisterhaft von Joachim vorgetragen, und das erste Doppel-Quartett, von welchem Kömpel die erste Stimme des ersten, Joachim die des zweiten Quartetts übernommen hatte. Auch dies wurde in höchster Vollendung executirt. Am zweiten Tage gab mir die Kapelle nach einer Vorprobe meiner Symphonie: „Irdisches und Göttliches im Menschenleben" ein Festtiner, welches fünf Stunden dauerte und überreich an Reden, Gesängen und Toasten war. Obwohl sehr erschöpft, mußte ich Abends in einer Musikpartbie bei meinem alten Freunde Hausmann noch zwei meiner Quartetten spielen und kam, wie auch die vorigen Abende, erst um zwei Uhr zur Ruhe. Am dritten war Vormittags die Generalprobe und Abends das Concert zum Besten der Armen, zu welchen mich der König nach Hannover hatte einladen lassen. Ich dirigirte die erste Hälfte, bestehend in der Ouvertüre und dem Duett aus „Jessonda" und meiner Symphonie. Alles dieses wurde meisterhaft ausgeführt, besonders die Doppel-Symphonie, welche ich noch nie besser gehört habe, selbst nicht in London. Das kleine Orchester, von Joachim vorgespielt, bestand aus der Elite der Kapelle und war sehr vortheilhaft auf dem Theater placirt, so daß es sich sehr gut vom großen sonderte. Dieses bestand aus zwanzig Violinen, sechs Violen, fünf Violoncells und fünf Contrabässen, und contrastirte daher schon durch seine imposante Kraft in dem sonoren und nicht übermäßig großen Theater, mit dem Solo-Orchester auf der Bühne. Der Effekt war sehr befriedigend. Das Orchester ist aber auch in der That sehr vorzüglich, besonders in den Saiteninstrumenten. Die Harmonie zählt zwar ausgezeichnete Virtuosen, ist aber im Ensemble weder so gleich im Ton, noch so rein in der Intonation, wie die unsrige. Den zweiten Theil des Concerts dirigirte Fischer. Er bestand in

der Ouverture zu „Euryanthe", dem Beethoven'schen Violin-Concert mit neuen Joachim'schen übermäßig langen, sehr schweren, aber undankbaren Cadenzen und einigen Nummern aus „Lohengrin." Das Concert war überfüllt und muß der Armenkasse eine bedeutende Summe eingetragen haben. — Am andern Morgen vor der Abreise überreichte mir die Kapelle durch eine Deputation der ausgezeichnetsten Mitglieder einen Taktirstab, der so reich und geschmackvoll ist, wie ich noch keinen ähnlichen gesehen habe. Wie ich später erfuhr, hat ihn der König machen lassen und der Kapelle zur Uebergabe an mich geschenkt. Er besteht aus einer zierlichen cannelirten Säule von Elfenbein mit einem goldenen Griff, reich mit farbigen Steinen besetzt und eben mit einer ähnlichen goldenen Verzierung, in einen Knopf endend, ebenfalls mit kleinen Steinen besetzt. Das Ganze ist äußerst geschmackvoll und hat an dem Griff die Inschrift in erhabenen Buchstaben: „Die Königl. Hannoversche Kapelle dem Generalmusikdirector Dr. Spohr am 31. März 1855." Der Kurfürst, der sich das Kunstwerk zur Ansicht holen ließ, ist, wie mir bei der Zurückgabe erzählt wurde, sehr ungehalten darüber gewesen, daß es in der Inschrift nicht heißt „dem Kurfürstlichen Generalmusikdirector", und hat gemeint, wer wisse nun in der Zukunft, daß das sein Generalmusikdirector gewesen?" ꝛc. *).

Der erste Eindruck bei Spohr's Rückkehr von Hannover war abermals ein freudiger, indem er zu Hause ein in seiner Abwesenheit eingetroffenes Telegramm folgenden Inhalts vorfand: „Insbruck, den 27. März 1855, 10 Uhr 10 Min. Nachts. Hun-

*) Der hier mit unverkennbarer Befriedigung so genau beschriebene Taktirstab gab ein würdiges Seitenstück zu einem nicht minder kostbaren und geschmackvollen, den Spohr einige Zeit früher von seinem treuen Schüler F. Böhme aus Holland zum Geschenk empfing. Solche sinnvoll gewählte und zugleich höchst kostbarlich ausgeführte Ehrengeschenke, machten ihm stets große Freude, und er pflegte gern einem jeden, in der dazu eigends angefertigten großen Etagère den passendsten Platz selbst auszusuchen.

dertfünfzig Dilettanten zu Insbruck, welche sie eben „Jessenda" unter rauschendstem Beifall aufführen, bringen dem Meister ein begeistertes Hoch." Die weiter eingesandten Berichte aus Insbruck erzählten dann ausführlicher, „wie die Oper im dortigen Nationaltheater dreimal bei überfülltem Hause zum Besten des Armenfonds auf eine alle Erwartungen übertreffende Weise von Gesangs- und Musik-Dilettanten aufgeführt werden", wobei zugleich „die Hoffnung der dortigen Kunstfreunde ausgesprochen wurde, noch im Laufe des Jahres den hochgeehrten, greisen Compositeur in ihren Bergen begrüßen, und die classische Oper unter seiner eignen Leitung nochmals hören zu können."

Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, weil die diesjährigen Reisepläne in entgegengesetzter Richtung, nach Norden führten. Zunächst nach Hamburg, das Spohr seit dem großen Brand 1842 nicht besucht, und deshalb lebhaftes Interesse hatte, zu sehen, wie es seitdem in neuer Pracht wieder erstanden war. Vollständig befriedigt in diesen Erwartungen, ward ihm zugleich die Freude, viel liebe Bekannte, darunter namentlich die befreundete Familie Grund, dort wieder zu sehen, und durch manch gelungene musikalische Produktionen in engeren und weiteren Kreisen überrascht zu werden. — So nahe der Schwesterstadt Lübeck, an der seine Gattin noch immer mit ganzer Seele hing, und für deren biedere Bewohner auch er seit dem Besuch im Jahre 1840 eine Vorliebe hatte, war es natürlich, daß Beide sich sehnten, auf der inzwischen neu erstandenen Eisenbahn einen Abstecher dorthin zu machen. Wohl waren seit den fünfzehn Jahren wieder manche der früheren Freunde zur ewigen Heimath eingegangen, — doch lebte noch der ehrwürdige alte Lehrer, und brachte dasselbe warme Herz der einstigen Schülerin und ihrem hochberühmten Gatten entgegen. Fast achtzig Jahre alt, hatte er sich kürzlich in Ruhe gesetzt, aber das von ihm so lange segensreich geleitete Institut blühte in demselben Geiste unter seinem würdigen Sohne Dr. Ad. Meier fort, — und freudig bewegt

weilte Spohr mit seiner Frau in den ihr so heiligen Räumen, wo Beiden die liebevollste Aufnahme ward. — Da auch die musikalischen Interessen trefflich vertreten waren durch den Kapellmeister Hermann, einen früheren Schüler und treuen Anhänger Spohr's, so eilten die Tage in heiterm Zusammenleben mit alten und neuen Freunden dahin, und zu schnell nur war deren letzter herangebrochen, der noch mit einer erfreuenden Ueberraschung für Spohr und seine Gattin schließen sollte, worüber ein Brief von dieser in folgenden Worten Kunde gab: „Abends gegen 9 Uhr fiel uns auf den sonst stillen Straßen eine ungewöhnliche Lebendigkeit auf, die dann mehr und mehr zunahm, bis endlich wohl so ziemlich die ganze Einwohnerschaft Lübecks zusammen war, dicht gedrängt, so weit man in die vier sich da kreuzenden Straßen hinein sehen konnte, — um Spohr eine großartige Huldigung darzubringen. Es war ein schöner Anblick, diese von bunt schimmernden Laternen beleuchtete endlose Menschenmasse, die nun, noch ehe ihre Musik begann, mit glänzenden Fahnen und weißen Tüchern wehend, die donnerndsten Hoch's heraufschallen ließ, was für uns doppelt ergreifend war, da zu gleicher Zeit mit jenem lauten Jubel von draußen sich eine zarte Scene in unserem Zimmer ereignete: Herein trat Dr. Meier mit einem hübschen, weißgekleideten jungen Mädchen, die er als jetzige erste Schülerin der Anstalt vorstellte, und die, während er Spohr den Lorbeerkranz auf's Haupt setzte, mir ein reizendes Rosenbouquet aus unserm ehemaligen Gärtchen in der Johannisstraße überreichte. An demselben steckte ein Zettelchen mit den einfachen, für mich aber höchst rührenden Worten: „Lübecks Garten, den Sie einst den Ihren nannten, sendet Ihnen seine schönsten Rosen, Ihrem Gatten den Lorbeer!" Diese hübsche, zarte Idee, die ganze Zusammenstellung und gerade Alles in dem einen Moment, machte einen Eindruck, den ich nimmer vergessen werde. Die nun folgende Musik wurde von sämmtlichen Vokal- und Instrumental-Vereinen Lübecks ausgeführt, und brachte

mehrere Stücke aus Spohr'schen Opern. Nicht nur unten wurden begeisterte Reden gehalten, sondern es kam auch noch eine Deputation herauf, und lange dauerte es, ehe der Lärm und Jubel endete und der Menschenknäuel sich allmälig auseinander wickelte. Wir aber wurden hinunter in den Speisesaal zum Festsouper geführt, wobei Spohr durch eine Menge beziehungsreicher Toaste abermals gefeiert wurde." . . . .

Nach kurzen Besuchen bei den Brüdern in Braunschweig und Gandersheim eilte Spohr dann vor Mitte Juli nach Cassel zurück, da er schon seit Jahren sich sehnte, einmal die volle Pracht der Rosenblüthe in seinem eignen Garten ruhig zu genießen, während diese in der Regel bei der Rückkehr von der Ferienreise schon den späteren Sommerblumen Platz gemacht hatte. In der That erfüllte die beim Eintritt in sein Gärtchen ihm entgegenstrahlende Rosenfülle ihn mit solchem Entzücken, daß er beschloß, von nun an jeden Sommer einen Theil der Rosenzeit in Cassel zuzubringen, was denn auch bis an sein Ende ausgeführt wurde. Verstand er es doch auch, wie wohl Wenige, die einfachsten Naturfreuden mit kindlicher Hingebung froh zu genießen, was Jeder erkennen konnte, der Gelegenheit hatte, ihn zur Sommerszeit schon früh Morgens mit strahlendem Gesichte am Arm seiner Frau seine kleine Besitzung durchwandern zu sehen, über jedes neu aufgegangene Blümchen, jede frische Knospe, über den Vögelgesang, die milde Luft oder den blauen Himmel in jubelndes Entzücken ausbrechend! —

Im Laufe des Jahres 1855 schrieb Spohr sein 33stes Violinquartett (Op. 152, Leipzig bei Siegel) und drei große Duette für zwei Violinen (Op. 148, 150 und 153, Leipzig bei Peters), welche letzteren er den Brüdern Alfred und Henry Holmes aus London dedicirte. Wohl hätte er auch sein Werk keinen besseren Händen zu würdiger Ausführung und Weiterverbreitung übergeben können, denn obgleich die jungen Künstler nie seinen persönlichen Unterricht genossen, so waren sie doch durch

das eifrige Studium seiner Violinschule so ganz in den Geist seiner Compositionen und seiner Spielweise eingedrungen, daß Spohr bei seinem letzten Aufenthalt in England schon seine herzliche Freude daran hatte, seine älteren Violinduetten von den beiden talentvollen Knaben mit wahrer Meisterschaft vortragen zu hören; und als sie dann einige Jahre später auf einer Kunstreise auf dem Continent auch Cassel besuchten, erregten sie, wie Spohr selbst brieflich darüber berichtete, „durch ihr treffliches Spiel aller Orten die größte Sensation und entzückten namentlich durch das höchst vollendete und überraschende Zusammenspiel seiner Duetten und Concertanten."

Im Frühjahr 1836 erhielt Spohr ein Schreiben von einem ehemaligen Schüler, Kapellmeister Kiel in Detmold, worin ihn derselbe auf den Wunsch seines Fürsten ersuchte, Lieder für eine Baritenstimme mit Clavier- und Violinbegleitung zu componiren; wenn gleich anfangs zweifelnd, ob solche Zusammenstellung mit einer tiefen Männerstimme geeignet sein werde, so interessirte ihn doch der Versuch und er schrieb binnen kurzer Zeit eine Sammlung von sechs Liedern der gewünschten Gattung, woran er selbst dann große Freude fand. Zunächst gab er dieselben noch im Manuscript seinen musikalischen Freunden im eignen Hause zu hören, wobei er die etwas schwierig ausgefallene Violinpartie selbst ausführte, während er die Gesangsstimme dem früheren Concertsänger Heinrich Osthoff übertrug, welcher seit einigen Jahren als Musiklehrer in Cassel angesiedelt und in allen musikalischen Kreisen eingebürgert, durch den ausdrucksvollen Vortrag Spohr'scher Gesangsstücke geistlichen und weltlichen Inhalts besonders excellirte. Auch in Detmold wurden die neuen, dem Fürsten dedicirten Lieder sehr beifällig aufgenommen und von demselben, wie sein Kapellmeister berichtete, täglich mit erhöhtem Wohlgefallen gesungen. Als Spohr dann bald nachher das erste gedruckte Prachtexemplar (Luckhardt in Cassel, Op. 154) dem kunstsinnigen Fürsten zusandte, sprach dieser in einem eigenhän-

digen Dankschreiben u. A. die Versicherung aus, „daß das große Vergnügen, welches die schönen Lieder ihm schon jetzt gewährten, noch erhöht werden würde, wenn sich ihm eine Gelegenheit darböte, dieselben einmal unter Spohr's eigner Begleitung vortragen zu können.“ Dem verbindlichen Schreiben war zugleich ein werthvolles Andenken beigefügt, eine Tuchnadel, in deren sinnig gewählten Emblemen — ein grüngoldenes Eichblatt mit goldgefaßter Perlen-Eichel — Spohr die ehrende Würdigung „seines ächt deutschen Wirkens als Künstler und Mensch“ freudig erkannte.

Die ersten Wochen der Sommerferien verwendete Spohr zu einer höchst befriedigenden Erholungsreise nach Dresden, der sächsischen Schweiz und Prag, worauf er dann nach kurzer Rast in seinem eignen blumenreichen Garten, eine zweite Reise antrat, zu welcher ein enthusiastischer Musikfreund Rechtsanwalt Hausbalter in Wernigerode zunächst die Veranlassung gegeben. Dieser hatte schon längst gewünscht, Spohr's persönliche Bekanntschaft zu machen, und ihn deshalb auf's dringendste zum Besuch in seinem Hause eingeladen, worauf Spohr um so lieber einging, da diese Reise ihm Gelegenheit gab, die von der Jugendzeit her ihm noch so liebe Harzgegend wiederzusehen. Auf der Hinreise verweilte er einige Tage in Braunschweig, um dem dortigen großen Sängerfeste beizuwohnen, das ihm auch manch schönen musikalischen Genuß gewährte, obwohl er im Allgemeinen, vom künstlerischen wie vom socialen Standpunkte aus, kein Freund der ausschließlichen Männer-Gesangsfeste war. Wenngleich nur als Zuhörer anwesend, ward er dennoch alsbald von den sämmtlichen Vereinen zum „General-Gesangmeister“ jubelnd ausgerufen und als solcher zum Mittelpunkt und König des ganzen Festes erkoren, an dessen mannichfachen Freuden er dann fröhlich Theil nahm. Die heiterste Stimmung begleitete ihn auch auf der Weiterreise nach dem schön gelegenen Wernigerode, in das Haus des neuen Freundes Haushalter, in dessen Familie

er nebst seiner Frau mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Wie überraschend aber war es, nun auch an diesem Orte, wo er nur einen ländlichen Aufenthalt in schöner Natur erwartete, ein förmliches Musikfest zu seiner Ehre vorbereitet zu finden, zu dem nicht nur bedeutende Kräfte aus den benachbarten Städten zur Verstärkung eingeladen, sondern auch manche musikalische Notabilitäten von weiter hergekommen waren, darunter Lißt aus Weimar mit seinem Schüler Tausig, Markull aus Danzig, Dr. Zander aus Königsberg ꝛc., in deren Gesellschaft täglich interessante Ausflüge in der herrlichen Umgegend gemacht wurden, wo namentlich eine Parthie nach der Roßtrappe einen unvergeßlich schönen Eindruck bei Spohr zurückließ. Nicht minder große Freude gewährte ihm das Musikfest selbst. Schon in der Probe mit einem dazu (von dem ebenfalls anwesenden Kapellmeister Tschirch) eigends componirten Chorgesang begrüßt, ward ihm ein silberner Taktirstab überreicht, mit der Bitte, seine Jessenda-Ouvertüre damit selbst zu dirigiren, welchem Gesuch er dann bereitwillig unter allgemeiner jubelnder Anerkennung willfahrte. Unter den zahlreichen sehr gelungenen musikalischen Vorträgen erfreute er sich besonders an den vom Quedlinburger Gesangverein unter dessen Director Wackermann trefflich ausgeführten Chor- und Solosätzen aus dem „Fall Babylons", so wie an seinem vierstimmigen Liede: „dem Schnee, dem Regen", dessen präciser ausdrucksvoller Vortrag solche Sensation machte, daß es stürmisch da capo verlangt wurde. So gingen unter Natur- und Kunstgenüssen die Tage fröhlich hin; selbst in Wäldern und auf Bergen erschallte Musik, und Abends bei später Rückkehr von ländlichen Parthien ward Spohr noch durch Serenaden der verschiedenen Liedertafeln, so wie des rühmlich bekannten Blankenburger Hornquartetts überrascht.

Noch im Laufe des Sommers ereigneten sich mehrfache Veränderungen in Spohr's dienstlichen Verhältnissen. Ein schon im Frühjahr eingetretenes bedauerliches Zerwürfniß zwischen der

Hoftheater-Intendanz und dem bisherigen zweiten Kapellmeister Bott, wobei Spohr vergeblich nach beiden Seiten auf eine friedliche Ausgleichung hinzuwirken gesucht, hatte nämlich zu seinem großen Leidwesen schließlich Bott's Abgang von der kurfürstlichen Hofkapelle zur Folge. Da es für Spohr keineswegs erfreulich war, die seit Jahren gehabte Erleichterung in seinen Dienstgeschäften nun wieder entbehren zu müssen, so konnte es ihm nur erwünscht sein, zu hören, daß eine anderweitige Besetzung der erledigten Stelle beabsichtigt werde. Als er dann von der Ferienreise nach Cassel zurückkehrte, hatte man unter den zahlreich angemeldeten Bewerbern bereits einen vorläufig ausersehen und nach Cassel eingeladen, um zur Probe die Direction einer Oper zu übernehmen. Es war dies der beim Theater zu Mainz angestellte Kapellmeister Carl Reiß, von dessen ausgezeichneter Begabung als Dirigent Spohr schon in der von ihm am 17. August geleiteten Generalprobe von Meyerbeer's „Nordstern" sich genügend überzeugte. Da solches Urtheil sich dann auch bei der unter Reiß's Leitung am folgenden Abend stattfindenden Opernvorstellung bestätigt fand, so wurden die Unterhandlungen mit demselben weiter fortgesetzt und schon zu Anfang September trat er seine Stelle als zweiter Kapellmeister beim Casseler Hoftheater an, bei welcher Gelegenheit Spohr an seinen Freund Lüder u. A. schrieb: „In Bezug auf meine Theatergeschäfte habe ich durch die Anstellung des neuen Kapellmeisters, der ein geschickter und thätiger Künstler ist, dieselbe Erleichterung wie früher wiedergefunden; ja, ich bin sogar noch einige fade und langweilige Opern mehr losgeworden, als während Bott's Hiersein" ꝛc. — An dem künstlerischen Eifer des jugendlichen Dirigenten hatte nun Spohr seine wahre Freude, — und da kurz nach ihm auch dessen liebenswürdige junge Frau (geb. v. Zabern aus Mainz) in Cassel einzog, wurden Beide von dem Spohr'schen Ehepaare mit Herzlichkeit aufgenommen, und alsbald in dessen näheren Bekanntenkreis eingeführt.

Die durch die Anstellung des neuen Collegen gewonnene größere Muße benutzte Spohr zunächst zum Compeniren, wozu trotz seines vorgerückten Alters die Lust und Liebe noch nicht erkaltet war. Mochten ihm die musikalischen Ideen auch nicht mehr so leicht zufließen und zu erwünschter Form sich gestalten lassen, wie in früheren Jahren, und äußerte er selbst auch mit unter Zweifel, ob seine späteren Werke sich ebenbürtig den früheren anreihen möchten, so wurde von anderer, oft ganz unerwarteter Seite her fortdauernd auch seinen neuesten Compositionen enthusiastische Anerkennung zu Theil, die ihn immer wieder ermuthigte, in schaffendem Wirken fortzufahren. So erhielt er namentlich in dieser Zeit wiederholte Zuschriften von einem Wiener Musik-Enthusiasten (Fr. Winter), welcher, obgleich persönlich ihm völlig unbekannt, von einem, in seinem Hause stattfindenden Quartettzirkel berichtete, wo „seit Jahren einstimmig nur der gefeierte Name „Spohr" und seine herrlichen Schöpfungen ertönten", wobei dann noch speciell gerade über seine beiden neuesten Quartetten geäußert wurde: „Als wir am jüngstverflossenen Quartettabend Ihr letztes herrliches Quartett Nr. 32 spielten mit dem wunderbar ergreifenden Adagio in C moll, und dem so jugendfrischen, geistsprühenden Scherzo, dessen Trio allein schon ein Meisterwerk von selbstständiger Melodienführung in den Mittelstimmen ist, konnten wir nicht länger unsere Bewunderung und Verehrung zurückhalten, und beschlossen, Ihnen brieflich den Ausdruck derselben darzulegen" ꝛc. In einem weiteren Schreiben heißt es über das 33ste Quartett: „Wie entzückend schön ist auch diese Ihre jüngste Schöpfung, welche bisher an jedem Quartettabend uns auf's Neue mit Bewunderung und Dank gegen Sie erfüllte! Wie gerne möchte ich in die detaillirte Schilderung der einzelnen Sätze, wie z. B. des reizenden ersten Satzes, des harmoniereichen, ergreifenden Adagio, und des neckisch muntern, geistsprühenden Scherzo mit dem wundervollen Trio u. s. w. eingehen" ꝛc. . . . . Aufgemuntert durch diese und ähnliche erfreuliche

Mittheilungen beschloß Spohr nun, abermals ein Quartett (sein 34stes) zu schreiben, womit er gleich nach dessen Beendigung den Wintercursus seines noch immer fortdauernden Quartettkränzchens eröffnete. Obgleich die neue Composition den Mitwirkenden, wie den Zuhörern, überaus frisch und ansprechend erschien, so fand er sich selbst doch so wenig davon befriedigt, daß er nach einigen immer wieder verworfenen Abänderungsversuchen das ganze Quartett als mißlungen bei Seite legte, und erst nach Jahresfrist ein anderes, von jenem völlig verschiedenes, unter derselben Nummer an dessen Stelle setzte. Bei der ersten Ausführung im Quartettkränzchen sagte ihm das neue Musikstück auch ganz gut zu, bald nachher aber schien es ihm abermals mancher Verbesserungen zu bedürfen, und da ihm solche nicht nach Wunsch gelingen wollten, so gesellte er, schmerzlich resignirt, die seinem Innern noch verschwebenden Ideen nicht mehr genügend ausführen zu können, — das neu-erstandene 34ste Quartett dem bereits von ihm verworfenen zu, mit dem gegen seine Frau ausgesprochenen Wunsche, daß beide niemals der Oeffentlichkeit übergeben werden möchten. Ein gleiches Urtheil verhängte er auch über eine kurz zuvor componirte Symphonie, welche nur einmal, unter Zuziehung weniger, ihm nächststehender Musikfreunde, von der Kasseler Hofkapelle in einer Probe ausgeführt werden. Ungeachtet der darin enthaltenen mannichfachen Schönheiten und neuen Gedanken, schien sie ihm jedoch nicht geeignet, die stattliche Reihe seiner früher geschriebenen Symphonien würdig zu beschließen, und so wurde durch ihn selbst, diese — seine zehnte — Symphonie, zwar nicht zur Vernichtung, aber zu ewiger Verborgenheit verurtheilt.

Um diese Zeit ereignete sich ein verdrießlicher Vorgang, der, obgleich für Spohr eigentlich ohne weitere Bedeutung, doch hier wohl nicht unerwähnt bleiben darf, da derselbe in allen musikalischen Blättern zu wiederholter Besprechung Veranlassung gegeben. Seit längeren Jahren bereits Mitglied der in Leipzig bestehenden Bach-Gesellschaft, war Spohr nämlich jetzt im Ra-

men des Comité's von Freundesband aufgefordert, auch der neu zu gründenden Händel-Gesellschaft beizutreten, worauf er indessen auf gleichem Wege, nicht officiell, unter Anführung mehrfacher Gründe ablehnend antwortete. Einige Zeit nachher wurde er von seinen musikalischen Freunden auf einen Artikel in den „Signalen" aufmerksam gemacht, worin es hieß, er habe auf die an ihn ergangene Aufforderung geantwortet: „Da mir Händel noch unausstehlicher ist als Bach, so muß ich das ablehnen." Obgleich er sich den Wortlaut der damals gegebenen Antwort nicht genau erinnerte, so kennte er in dem Angeführten jedenfalls nur eine häßliche Entstellung der von ihm gebrauchten Ausdrücke erkennen, und er schrieb daher in dieser Angelegenheit an Hauptmann: „So wenig ich sonst beachte, was in den Musikzeitungen steht, so hat mich doch der von Ihnen erwähnte Artikel sehr geärgert, weil es nur eine hämische Verdrehung der Ihnen gegebenen Antwort sein kann, da außer mit Ihnen ich mit Niemand über die Angelegenheit ein Wort weder mündlich noch schriftlich gewechselt habe. Es wäre daher wohl natürlich, daß Sie sich bei dem Redacteur der „Signale", der den Artikel zuerst gebracht hat, einfach erkundigten, wer ihm meine Antwort so entstellt mitgetheilt habe, und von ihm verlangten, daß er sie widerrufe und berichtige. Sollte es Ihnen aber unangenehm sein, so bin ich auch der Meinung, daß die Sache nicht wieder aufgerührt, und lieber der Vergessenheit übergeben werde, da ohnehin kein vernünftiger Mensch glauben wird, daß ich so, wie der Artikel besagt, geantwortet haben könnte. Nur wünschte ich, daß wenigstens Gervinus durch Sie gelegentlich erführe, daß ich so nicht geantwortet habe, da mir an dessen guter Meinung allerdings gelegen ist." Und wahrlich, wer irgend Gelegenheit gehabt zu sehen, wie Spohr in dem von ihm gestifteten Gesangverein eine lange Reihe von Jahren hindurch fast sämmtliche Händel'sche Oratorien immer von Neuem vorzugsweise zu den Vorträgen wählte und mit Ausrufen bewundernden Entzückens begleitete,

wie er keine Mühe scheute, um bei nicht allzu glänzenden Gesangeskräften dennoch zu wiederholten Malen die schwierige Passionsmusik von Bach am Charfreitag zu würdiger öffentlicher Aufführung zu bringen, — wer das Alles mit erlebte, dem konnte es wohl nicht zweifelhaft bleiben, daß der seinen Ablehnungsgründen entnommene Mangel an Interesse keinenfalls auf die ihm größtentheils längst bekannten hochgeschätzten Meisterwerke selbst bezogen werden durfte, sondern nur auf den eignen Besitz jener umfangreichen Partituren, zu deren Studium er, nachdem er bereits in's Greisenalter getreten, allerdings nicht mehr geneigt sein mochte.

Im Sommer 1857 benutzte Spohr seine Ferienzeit zu einer Reise nach Holland, das seiner Erinnerung von früheren Besuchen her noch in freundlichstem Lichte vorschwebte, daher er längst gewünscht hatte, in Gesellschaft seiner Frau das ihr noch fremde, durch so manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnete Land einmal wieder zu bereisen. So wenig er dabei in solcher Jahreszeit auf irgend welche musikalische Genüsse gerechnet hatte, so sehr war er erfreut, gleich am ersten Abend bei Verhulst in Rotterdam in einem zahlreichen Kreise von Künstlern und Kunstfreunden mehrere Quartette von seiner und Verhulst's Composition vortragen zu hören, wobei der ihm von früher befreundete Geiger Tours die erste Stimme mit großer Virtuosität ausführte. Von Rotterdam aus begleitete die Reisenden auf ihrer weiteren Fahrt durch Holland ein ehemaliger Spohr'scher Schüler, Musikdirector Böhm aus Dortrecht, der seine von Jugend auf bewiesene wahrhaft rührende Anhänglichkeit an den verehrten Meister auf's Neue dadurch bethätigte, daß er nicht müde wurde, demselben jegliche Sorge und Beschwerde des Reisens im fremden Land zu erleichtern und auf sich zu nehmen. Den Anordnungen des trefflichen Reisemarschalls, wie Spohr ihn scherzhaft zu nennen pflegte, willig folgend, konnten die Reisenden nun in verhältnißmäßig kurzer Frist sich der reichen Sehenswürdigkeiten in den bedeutenderen Städten Hollands erfreuen, worauf dann noch von Amsterdam aus eine weitere

Fahrt nach dem jenseits des „R" gelegenen Theil von Nordholland unternommen wurde. Die Fremdartigkeit der ganzen Gegend, die von zahllosen Kanälen und Seen durchschnittenen Wiesen mit weidendem Vieh, die vielen Hunderte von zierlich bemalten Windmühlen, der lachend blaue Himmel, und das leichte Dahinrollen auf prächtiger, gleich einem Parketboden glatt gepflasterten Chaussee, kurz die ganze reizende Fahrt, so wie deren interessante Zielpunkte, die berühmten Orte: Saardam und Broek, gewährten eine Reihe der anmuthigsten Bilder, die jegliche Erwartungen übertrafen und insbesondere Spohr in die heiterste Stimmung versetzten.

Bis Utrecht geleitete der treue Begleiter Böhm die Reisenden zurück, sie dort abermals in guten Händen im gastlichen Hause eines dankbaren Spohr'schen Schülers, des Musikdirectors Kufferath zurücklassend, der ihnen einige höchst vergnügte Tage bereitete. Da die an prächtigen Landsitzen und weiten Parkanlagen reiche Umgegend von Utrecht Veranlassung zu genußreichen Spazierfahrten mit der Familie darbot, und auch die musikalischen Huldigungen für Spohr — ein schnell arrangirtes Orgelconcert des Domorganisten Nieuvenhuisen, so wie am Abend eine großartige Fackelmusik — nicht ausblieben, so reihten sich die Eindrücke auch dieser Tage freundlich den vorhergegangenen an.

Auf der Rückreise verweilte Spohr noch einen Tag in Cöln, wo Kapellmeister Hiller schnell ihm zu Ehren ein glänzendes Diner mit darauf folgenden höchst interessanten Musikvorträgen in seinem Hause veranstaltete. Hiller selbst spielte mit großer Bravour eine von ihm neuerlich componirte Clavierfonate von enormer Schwierigkeit; auch gab auf Spohr's ausdrücklichen Wunsch der junge Componist Max Bruch, der kurz zuvor durch seine Preisarbeit das Stipendium der Frankfurter Mozartsstiftung erlangt hatte, einige Nummern aus der von ihm componirten komischen Oper: „Scherz, List und Rache" zu hören, die allgemeine Zustimmung, insonderheit aber auch Spohr's lebhaften Beifall

fanden. Noch am späten Abend folgte dann eine musikalische Ueberraschung, indem der berühmte Cölner Männergesangverein sich in aller Stille im Gasthof versammelte und, seine schönsten Lieder vor der Thüre des geehrten Gastes anstimmend, denselben durch meisterhaften Gesang so wie durch eine mit begeisterten Akklamationen begleitete, ehrende Anrede des Professors Bischof hoch erfreute.

So kehrte denn Spohr in jeder Hinsicht befriedigt von der Reise nach Cassel zurück, wo er neu gekräftigt und erfrischt sich mit gewohntem Eifer und Interesse seinen, durch die Theilung mit dem jungen thätigen Kollegen wesentlich verringerten Berufsgeschäften widmete. Schon damals tauchte indessen hier und da das Gerücht auf, man gehe damit um, ihn in Ruhestand zu versetzen; als er aber von befreundeter Seite hierauf aufmerksam gemacht und ihm an Hand gegeben wurde, ob er nicht lieber zuvorkommen und seine Pensionirung selbst beantragen wolle, so erwiderte er mit großer Entschiedenheit: es geböten ihm Pflicht und Neigung, seine Berufsgeschäfte beizubehalten, so lange er dieselben genügend erfüllen könne. So blieb denn Alles beim Alten, bis ihm am 14. November wider Wunsch und Erwarten nachstehendes kurfürstliches Rescript zuging:

„Nachdem Wir den General-Musikdirecter und Hof-Kapellmeister bei Unserem Hoftheater Dr. Louis Spohr wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand allergnädigst versetzt, ihm auch vom 1. künftigen Monats an eine jährliche Pension von 1500 Thaler aus Unserer Hofkasse bewilligt haben, so hat Unser Oberhofmarschall-Amt hiernach das Weitere zu verfügen. Cassel, den 12. November 1857. Friedrich Wilhelm."

So schmerzlich nun auch Spohr hiervon berührt wurde, so wußte er mit der ihm eigenen Seelengröße sich über diesen Eindruck zu erheben und der Sache alsbald ihre guten Seiten abzugewinnen, in welchem Sinne er sich damals vielfach in Briefen an auswärtige Freunde aussprach, u. A. bei Beantwortung eines von Ka-

pellmeister Bott bald nachher in andern Angelegenheiten an ihn gerichteten Schreibens, worin er sagte: „Daß ich vom Kurfürsten, ohne mein Verlangen, in den Ruhestand versetzt worden bin, und daß er mich, trotzdem ich mir meinen Gehalt auf Lebenszeit ausbedungen hatte, mit 1500 Thaler pensionirt hat, scheinst Du noch nicht erfahren zu haben. Es steht jedoch bereits, so wie auch die Beschreibung der Festivität, mit der ich zum letzten Mal die Jessonda im Theater dirigirte, in allen Zeitungen. Anfangs war es mir fatal, weil ich mich zum Dirigiren der wenigen Opern, die zuletzt noch meinen Antheil bildeten, noch vollkommen rüstig fühle. Bald aber lernte ich meine jetzige Freiheit erkennen und würdigen, und fühle mich nun sehr froh, in jedem Augenblick auf die Eisenbahn gehen und hinfliegen zu können, wohin ich will! Auch habe ich mir den Gehaltsabzug gefallen lassen, weil ich erfuhr, daß ich ohne einen neuen Proceß nicht die Auszahlung des vollen Gehalts würde erwirken können und weil es meinem Gefühle widerstrebte, ohne alle Geschäfte von meiner Seite den vollen Gehalt annehmen zu sollen, da ich auch mit Dreiviertel, mit Hülfe meines Ersparten, sehr gut auskommen kann!" ꝛc.

Sobald Spohr sein Pensionirungs-Rescript erhalten hatte, war es nun seine nächste Sorge, wie es mit dem in den nächsten Tagen bevorstehenden Abonnements-Concert, zu welchem er bereits mehrere Proben gemacht hatte, gehalten werden solle, und er fragte am folgenden Morgen beim Hofmarschall v. Heeringen deshalb an, worauf er nachstehendes verbindliches Antwortschreiben erhielt: „Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, im Verfolg unserer heutigen Unterredung ergebenst in Kenntniß zu setzen, daß, Ihrem Wunsche entsprechend, gar nichts im Wege stehet, wenn sich das nächste Concert noch Ihres Directoriums zu erfreuen haben wird, daß ich jedoch diese Gelegenheit als einen letzten Abschied von Ihrem so ruhmreich geführten Amte nicht zu betrachten bitte, vielmehr ich dringend hoffe, daß Sie meinem Ersuchen, noch einmal zu diesem Zwecke Ihre schöne Jessonda

uns vorzuführen, entsprechen werden. Der ich stets mit aufrichtigster Hochachtung verbleibe Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster v. Heeringen."

Konnte nun Spohr unter den obwaltenden Umständen auch nicht so freudigen Muthes, wie sonst, zum Dirigirpult treten, so ging doch unter seiner Leitung das Concert trefflich von Statten, worauf dann wenige Tage nachher, am 22. November, die Aufführung der „Jessenda" und eine damit verbundene solenne Abschiedsfeierlichkeit folgte, die freilich bei so unerwünschter Veranlassung allgemein wohl vorherrschend schmerzliche Empfindungen hervorrufen mußte. Auch mochte Spohr sich gern den trüben Eindrücken und Aufregungen dieser Tage bald entziehen wollen, denn schon am folgenden Morgen benutzte er die neu gewonnene Freiheit zu einem Ausflug nach Cattenburg zu seinem Freund Lüder, und es mußte daher eine ihm noch zugedachte feierliche Abschiedsserenade der Hofkapelle bis nach seiner Rückkehr aufgeschoben werden, wo dann am Abend die sonst gewohnte trauliche Stille seines Gartens durch die lebensfrischen Klänge seines trefflich ausgeführten Notturno's, und durch das donnernde „Hoch" der bereits zuvor in lautlosem Schweigen versammelten Zuhörermenge in überraschender Weise unterbrochen wurde.

So hatte denn für Cassel Spohr's eigne Mitwirkung bei Oper und Concerten ihr Ende erreicht! Daß er dennoch, insonderheit den letzteren, nach wie vor sein wärmstes Interesse bewahrte, davon zeugen seine Berichte an auswärtige Freunde; so schrieb er unterm 22. December an Amtsrath Lüder: „Seit wir bei Ihnen waren, haben wir hier das zweite Abonnements-Concert gehabt! Es war dies das erste Concert in Cassel, welches ganz ohne meine Mitwirkung stattfand und welchem ich von Anfang bis zu Ende als Zuhörer beiwohnte. Es brachte sorgfältig eingeübte Musik: die beiden Finale aus „Zemire und Azor" und aus „Euryanthe"; von Instrumental-Musik die Mozart'sche

C-dur-Symphonie mit der Fuge (Jupiter genannt). Von Concertsachen das Beethoven'sche Violinconcert mit den Joachimschen Cadenzen, und ein Concertstück von Moscheles für zwei Pianoforte, „Hommage à Haendel" genannt, von den Herren Reiß und Tivendell sehr genau und effektvoll gespielt. Den Anfang des Concertes machte eine Ouvertüre zu „Rosamunde" von Schubert, eine Jugendarbeit von ihm, die aber recht ansprechend ist, und mir noch ganz neu war. Reiß hat sich wieder, sowohl durch das Arrangement, wie auch durch das sorgfältige Einüben der Musik viel Ehre erworben." Weiter wird dann in demselben Briefe berichtet: „Auch zwei Quartettparthien haben wir wieder gehabt, und ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß es mit dem Geigen noch immer geht, nur muß ich mich allerdings einige Tage vorher vorbereiten, was in früheren Jahren nicht nöthig war!" *).

Der in dieser Zeit nochmals sich mächtig regende Drang zum Componiren einerseits, und die Sorge, dennoch nichts wirklich Gutes und Neues mehr hervorbringen zu können, andererseits brachten manchen peinlichen Kampf in Spohr's Innerm hervor, — bis er eines Morgens mit freudiger Miene zu seiner Frau in's Zimmer trat, ihr zu verkünden, daß er nun den richtigen Ausweg gefunden habe: ein Requiem wolle er schreiben, wozu schon die schönsten Ideen in seiner Seele auftauchten; er hoffe, dasselbe noch zu vollenden, und seinen zahlreichen Werken als würdigen Schlußstein anreihen zu können. In froher Begeisterung ging er nun gleich an die Arbeit, und schrieb die ersten

*) Diese Quartett-Abende im Kreise weniger befreundeter Familien gereichten Spohr stets zu großer Freude. Alljährlich beim Herannahen des Winters war er zeitig darauf bedacht, sie wieder einzurichten, und pflegte meist im eignen Hause das Kränzchen alsdann zu eröffnen, so weh es ihm auch that, wenn oftmals durch den Tod inzwischen Lücken in dem Mitglieder-Kreise entstanden waren, worunter er namentlich zwei seiner ältesten und treuesten Freunde, O. G. Direktor v. Schmerfeld und O. Hofmarschall v. d. Malsburg, die in den beiden letzten Jahren abgerufen waren, lange schmerzlich vermißte.

Sätze binnen wenigen Tagen, dann aber sollte ihm auch diese Freude, so wie die noch kurz zuvor gerühmte am eignen Quartettspielen gestört werden, indem er am zweiten Weihnachtstag das Unglück hatte, bei seinem täglich gewohnten Weg nach dem Lesemuseum in der Abenddämmerung durch einen Fall auf der am Eingang befindlichen steinernen Treppe den linken Arm zu brechen. Die Heilung ging zwar über alles Verhoffen schnell und glücklich von Statten, und als er nach mehrmonatlicher Unterbrechung in gespannter Erwartung des Erfolgs die Geige wieder zur Hand nahm, um derselben die ersten Töne zu entlocken, so schien zunächst der Versuch auch ganz befriedigend auszufallen; bei den mit großer Ausdauer längere Zeit hindurch fortgesetzten täglichen Uebungen gewann er jedoch bald die leidige Ueberzeugung, daß der Arm die erforderliche Kraft und Elasticität nicht wieder erlangen werde, worauf er dann, als er auch hierin sich selbst nicht mehr zu genügen vermochte, abermals um eines seiner köstlichsten Lebenselemente ärmer geworden, trauernd die geliebte Geige zur Ruhe legte!

Inzwischen bot sich jedoch anderwärts mehrfach erwünschte Veranlassung für Spohr, seinen musikalischen Interessen nachzukommen und sich der Ausführung seiner größeren Werke zu erfreuen. So folgte er, kaum vom Armbruch wiederhergestellt, einer Einladung nach Magdeburg, zu der am Charfreitag stattfindenden Aufführung seines Passions-Oratoriums: „des Heilands letzte Stunden", worüber er dann äußerst befriedigt an Amtsr. Lüder berichtete: „Orchester, Chöre und Sologesang waren gleich trefflich eingeübt und machten in der für den Klang sehr vortheilhaft gebauten Ulrichskirche einen wirklich himmlischen Effekt. Besonders waren die Solostimmen, die größtentheils dem (Seebachschen) Gesangverein angehörten, herrliche, wohlklingende und kräftige Dilettantenstimmen, die sich, von ihrem Director Mühling angeleitet, ganz in den Geist der Composition hineingedacht hatten, und mich in der That ganz überraschten und entzückten!

Auch die Begleitung der Soloinstrumente bei der großen Arie der Maria im zweiten Theil war vortrefflich, da man den Harfenisten Grimm aus Berlin hatte kommen lassen, und die übrigen Soloinstrumente, Violine, Violoncell und Horn, zufällig bei dem Magdeburger Theater-Orchester durch Virtuosen besetzt sind." 2c.

In einem ähnlich berichtenden Briefe an Hauptmann vom 6. April, wo Spohr auch seiner weiteren Reisepläne erwähnt, äußert er dann ferner: „Ob diese Ausflüge alle wirklich stattfinden werden, ist noch nicht entschieden; wohl aber, daß ich für den Rest meines Lebens auf solche Kunstgenüsse beschränkt bin, da ich nun die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich keine neuen größeren Werke mehr zu Stande bringen kann, denn leider ist auch mein letzter Versuch der Art mißglückt, und mein Requiem ein Fragment geblieben; allein da die Sätze bis zum Lacrimosa dies illa, in welchem ich hängen geblieben bin, mir recht gut gefallen und manches neu und gut Erfundene zu haben scheinen, so werde ich es doch nicht vernichten, da ich später lieber einmal wieder ansetzen, und einen Versuch, es fertig zu bringen, machen will."

Dieser Versuch, dem Spohr kurz nachher noch einen halben Tag in willenskräftiger Ausdauer widmete, blieb dennoch ohne Erfolg, und brachte ihn schließlich zu dem in schmerzlicher Ergebung ausgesprochenen Entschluß: das Componiren nun gänzlich aufzugeben, da er sich außer Stande fände, die ihm immer noch verschwebenden musikalischen Gedanken zu klarer Gestaltung zu bringen. Am Schlusse des erwähnten Briefes heißt es noch: „Für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage danke ich herzlichst! Trotz meiner jetzigen Verstimmung über meine künstlerische Impotenz habe ich ihn noch ganz leidlich vergnügt verbracht. Dies war wohl eine Folge der glücklich vollbrachten Reise."

Kaum drei Wochen später begab sich Spohr denn auch schon wieder voll froher Erwartung auf die Reise, und zwar diesmal nach Bremen, wo Musikdirector Engel in seinem neuerdings gegründeten

Gesangverein es sich zur Aufgabe gestellt hatte, gleich bei dessen erster öffentlicher Aufführung Spohr's Oratorium: „der Fall Babylon's" zu Gehör zu bringen, eine große Aufgabe, die dann in so würdiger Weise gelöst wurde, daß Spohr selbst sich auf's Höchste davon überrascht und ergriffen fühlte. Außer den trefflich eingeübten und mit dem Ausdruck wahrer Begeisterung ausgeführten Chören war es namentlich auch die Parthie des Cyrus, welche durch die klangreiche Stimme und den ausdrucksvollen Vortrag des Hofsängers Degele aus Hannover zu vollster Geltung gebracht wurde. Die begeisterte Stimmung, von welcher schon während der Aufführung Mitwirkende und Zuhörer sichtlich beseelt waren, fand ihren Ausdruck dann in Trinksprüchen und Reden auf Spohr und sein eben vernommenes Werk sowohl während des unmittelbar nachfolgenden Festmahls, wie auch bei dem Tags drauf für ihn veranstalteten Feste des dortigen Künstlervereins, dessen Feier mit einem ihn besonders erfreuenden Festgruß begann, worin nach der poetisch ausgeführten Aufzählung seiner größeren Werke nachstehende ansprechende Zeilen folgten:

„Wer schaut auf einen solchen seltnen Reichthum
Mit Staunen nicht und mit Bewund'rung hin?
Wem füllt mit Ehrfurcht sich die Seele nicht,
Wenn mannigfache Bildung, edle Sitte,
Wenn treue, feste, männliche Gesinnung,
Die oft genug im Leben sich erprobte,
Sich eng noch solcher Schöpferkraft vereint?

Und dieser Meister, der so Großes schuf,
Der schon so oft mit seinen mächt'gen Klängen
Uns hinriß, weilt in unsrer Mitte heute,
Wir sehen ihn zu unsrer Freud' und Rührung
Noch geistesfrisch und kräftig unter uns,
Und neigen demuthsvoll vor ihm das Haupt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."
Mit diesem Spruch des Dichters, dessen Sängen
Du Deiner Töne Zauber oft gesellt,
Begrüßen wir mit tiefbewegter Brust

In unsrer Kunsterhalle Dich, o Spohr!
Nun wird sie erst ein rechtes Heiligthum
Der Kunst, der treu wir unsern Dienst gelobten,
Und wir betreten sie mit größrer Andacht,
Seit Du durch Deine Gegenwart sie weihtest" ꝛc.

Dem „Festgruß" folgte in trefflicher Ausführung Spohr's Quartett E-moll und sein Doppelquartett D-moll, worauf dann ein glänzendes Souper den Schlußstein des festlichen Abends, so wie des in allen Richtungen hochbefriedigenden Bremer Aufenthaltes bildete.

Für Anfang Juli hatte Spohr eine Einladung nach Prag, wo das fünfzigjährige Jubiläum des dortigen Conservatoriums durch drei große Musikaufführungen — darunter auch seine Oper „Jessonda" — verherrlicht werden sollte. Nach der am ersten Morgen vorausgegangenen kirchlichen Feier folgte Abends ein großes Concert im Theater. Dasselbe begann mit einer neuen Symphonie von Rittl, dem Director des Conservatoriums, welche, gleichwie die übrigen Ensemblestücke, von den im Institute befindlichen Zöglingen ausgeführt wurde, während zu den Solovorträgen sich auswärtige, ebenfalls dort ausgebildete Künstler, u. A. die berühmten Geiger Dreyschock und Laub, eingefunden hatten. Zum zweiten Abend hatte man, wie es in dem darüber berichtenden „Tagesboten aus Böhmen" hieß, „nicht nur um den anwesenden berühmten Tonmeister zu ehren, sondern um den Abend jedem wahren Kunstfreunde zu einem wahren Festabend zu machen, „Jessonda" von Dr. Louis Spohr zur Festvorstellung gewählt, und Prag hatte diesmal die Freude, den geistig noch frischen Greis sein Werk selbst leiten zu sehen". . . . „Als Spohr an das mit Lorbeer umzogene, und mit einem solchen Kranze gezierte Pult trat, empfing ihn der donnernde Jubel des massenhaft gefüllten, mit allen Notabilitäten der Kunst besetzten Hauses. Bei jedem schönen Momente, deren die reizende Jessonda, das noch nicht übertroffene Muster der deutschen lyrischen Oper, eine ununterbrochene Perlenkette ist, galt die freudige Acclamation erst

dem Meister, dann den Sängern. Nach dem zweiten Act rief der Enthusiasmus den greisen Tondichter auf die Bühne, ebenso nach dem letzten Acte, wo ein neuer prachtvoller Lorbeerkranz dem Gefeierten zuflog. . . . . Die Leitung des verehrten Meisters Spohr hat noch volle Rüstigkeit und Aufmerksamkeit für jedes Detail, sein Taktschlag ausgeprägte Eigenthümlichkeit" ꝛc. Das für den dritten Abend veranstaltete „concert spirituel", dessen Hauptnummer die neunte Symphonie von Beethoven bildete, machte den Beschluß der eigentlichen musikalischen Feier; doch kam bei dem am folgenden Tage stattfindenden großen Festmahl noch eine Reihe auserlesener Musikstücke zur Ausführung, wobei man die Gelegenheit wahrnahm, sowohl durch den mit lauten Acclamationen aufgenommenen Vortrag der Jessonda-Ouvertüre, wie auch in jeder sonst erdenklichen Weise Spohr, dem Nestor der zahlreich versammelten Kunstjünger, gleichsam als König des Festes zu huldigen. Nicht minder als all solche Auszeichnung erfreute ihn aber die mit freundlicher Zuvorkommenheit an ihn gesandte Einladung zum Besuch des durch Mozart's längeres Verweilen geweiheten Landhauses in der Nähe von Prag, wohin der gegenwärtige Besitzer, Herr Popelka, ihn selbst begleitete um ihn in die auch von Spohr als wahres Heiligthum betrachteten Räume, wo Mozart seinen „Don Juan" componirte, einzuführen.

Weniger glücklich erging es Spohr auf der Rückreise hinsichtlich der Erfüllung eines langgehegten Lieblingswunsches. Seit Jahren hatte er nämlich vergebens danach gestrebt, die ihm nur im Clavierauszug bekannte Mozart'sche Oper: „Idomeneo", deren Aufführung er in Cassel nicht durchzusetzen vermochte, auf auswärtigem Theater zu hören, und zu gleichem Zwecke auch jetzt schon im Beginn des Sommers, unabhängig von dem erst später zugesagten Besuch in Prag, eine Reise nach Dresden projectirt, da ihm — so äußerte er damals brieflich an seinen Freund Lüder — „bei der immer größeren Dürre auf dem modernen

Opern-Repertoire eine noch unbekannte Oper von Mozart ein viel zu wichtiges Ereigniß für sein Kunstbedürfniß sei, als daß er nicht mit Freuden eine selbst noch weitere Reise darum machen sollte." Lange zuvor hatte er deshalb an den ihm befreundeten Kapellmeister Reißiger geschrieben, und glaubte nun endlich vor oder nach dem Prager Musikfest seine Hoffnung in Dresden verwirklicht zu sehen. Leider konnte jedoch wegen Abwesenheit der Hauptsänger die Oper abermals nicht zu Stande kommen, und so reiste er, einstweilen auf den Herbst vertröstet, von dort ab, den Weg nach Alexandersbad einschlagend, wo er während eines achttägigen vergnügten Aufenthaltes sich nach den Anstrengungen der vorhergegangenen Reise erwünschter Ruhe und Erholung erfreute.

War nun auch Spohr höchst befriedigt und offenbar erfrischt von dieser abermals so schönen Reise heimgekehrt, so trat doch von da an immer häufiger jene trübe, nachdenkliche Stimmung bei ihm hervor, die früher seinem Wesen durchaus fremd gewesen. Er pflegte dann wohl zu seiner Frau, die vergeblich Alles aufbot, ihn zu erheitern, nach langem ernsten Schweigen zu sagen: er sei dies Leben müde, da er nichts mehr wirken könne, er habe ausgenossen, was das Erdenleben eben zu bieten vermöge, und namentlich eine so weit verbreitete Anerkennung und Liebe für seine Musik erlebt, wie er es kaum je hätte hoffen können, — nun wünsche er sehnlich sein Ende herbei, ehe Altersbeschwerden ihn völlig niederdrückten. Dennoch fühlte er sich immer wieder freudig angeregt durch die Aufforderungen zu neuen Reisen und Kunstgenüssen, wozu sich noch für den Herbst verschiedene eingefunden hatten, z. B. für September nach Wiesbaden zum mittelrheinischen Musikfest und für den October nach Leipzig zu Aufführungen seiner eignen und anderer ihn besonders interessirender Werke im Gewandhaus-Concert, im Conservatorium und in der Kirche, — wo er dann wirklich an beiden Orten den zahlreichen Musikaufführungen mit ausdauernder Theilnahme und Freude

folgte, und daneben die in ausgedehntester Weise ihm dargebrachten Huldigungen mit froher Genugthuung hinnahm. Hatte auch sein sehnliches Verlangen, bei Gelegenheit dieser Leipziger Reise nun endlich auch in Dresden den „Idomeneo" zu hören, abermals nicht erfüllt werden können, so war ihm dagegen eine große Freude durch die Zuvorkommenheit der Frankfurter Theater-Intendanz bereitet, die nämlich auf seinen desfalls geäußerten Wunsch sogleich für den Tag seiner Durchreise von Wiesbaden die Oper „Medea" von Cherubini ansetzte, deren classisch schöne Musik ihm dann einen hohen Genuß gewährte.

Da mit den abnehmenden Tagen und dem trüben Winterwetter die Schlaflosigkeit und Nervenaufregung während der langen Nächte, die auch in Leipzig ihn störend heimgesucht, von da an langsam aber bemerklich zunahm, und am Tage meist Abspannung und Mißbehagen zur Folge hatte, so wollte keine rechte Heiterkeit mehr bei ihm einkehren. — Kurz nach dem Besuch in Leipzig, wo ihn die Orchesterverträge unter Rietz's trefflicher Leitung ganz besonders entzückt hatten, schrieb er an Hauptmann u. A.: „. . . . Ich kann Ihnen nicht sagen, wie uns diesmal Alles, was wir von Musik in Leipzig hörten, gefallen hat. . . . : Bei dem frommen Eindruck, den Ihre Motette am Sonntag auf uns machte, beneide ich Sie nicht wenig, daß Sie noch so rüstig fortarbeiten können, während ich mit allem Schaffen und Selbstmusiciren leider völlig am Ende bin! . . . . Gestern bekam ich vom musikalischen Kritiker Zellner aus Wien die Nachricht, daß daselbst eines meiner Oratorien aufgeführt werden soll, und er lud mich Namens der Unternehmer ein, die Direction desselben selbst zu übernehmen. Vor einer Reihe von Jahren hatte der österreichische Verein die Absicht, meinen „Fall Babylons" als Musikfest in der kaiserlichen Reitschule zu geben; damals war aber selbst mit Hülfe Metternichs der Urlaub für mich nicht auszuwirken. Jetzt, wo ich abkommen könnte, muß ich, da ich invalide bin und die Reise zu weit und beschwerlich ist, von Neuem ver-

zichten. Ich werde daher ablehnen und mich mit kleineren Reisen in der guten Jahreszeit begnügen. Allein Kämpfe und Verstimmung sind bei solchen Gelegenheiten unausbleiblich! und so möchte man das Loos mehrerer persönlicher Bekannten beneiden, die in den letzten Tagen unerwartet gestorben sind. . . . ." Mit eben so schmerzlichen Gefühlen und nicht ohne innere Kämpfe schrieb Spohr den Absagebrief auf die in jener Zeit an ihn ergehende Einladung zum 100jährigen Händelsfest in Königsberg, wo er auserkoren war, den herrlichen „Messias" und eines seiner eignen Werke zu dirigiren, und wo man beabsichtigte, „auf ihn, als einzig würdigen Repräsentanten des großen Händel, alle Liebe und Verehrung, die man Jenem nicht persönlich erweisen könne, — in aller Fülle und Wärme überströmen zu lassen". — *)

Da Spohr seit langen Jahren von der ganzen musikalischen Welt als oberste Autorität in Allem, was seine Kunst anging, anerkannt wurde, so verging selten ein Tag, wo nicht Anliegen, Anfragen und Bitten verschiedener Art, oft aus fernen Gegenden einliefen, die seine wahrhaft aufopfernde Gefälligkeit nie unberücksichtigt gelassen hatte, — die er aber nun, wenn auch schweren Herzens, mehr und mehr abwehrend, zurückweisen mußte. Einer Zuschrift jedoch mag hier erwähnt werden, die in besonders günstigem Moment eintreffend, noch einmal seine Lust zu einem letzten Compositionsversuch anfachte, der dann auch wirklich der allerletzte geblieben ist! Schon seit Jahren nämlich zu wiederholten Malen durch Herrn Chr. Schad, Herausgeber des deutschen Musen-Almanachs, in oftmals unwiderstehlichen Worten ersucht, kleine Lieder für denselben zu schreiben, hatte Spohr dann jedesmal

*) Zu den mannigfachen Ehrenbezeugungen, welche Spohr auch noch in diesem, seinem letzten Lebensjahre zu Theil wurden, gehörte auch die Ernennung zum Ehrenmitglied der kurz zuvor gestifteten »musical Society« in London. Eine bei dieser Veranlassung vorgenommene Zählung der schon vorhandenen Ehrendiplome ergab eine Anzahl von 38, worunter auch eins aus Newyork, aus Buenos-Ayres, aus Petersburg, aus Stockholm, zwei aus Rom und zwei aus Holland.

die Freude, daß solche willig gewährte kleine Gaben mit ganz außergewöhnlichem Beifall aufgenommen wurden. Noch im Herbst 1857, da er schon mit Zagen an die von Herrn Schad dringend gewünschte Composition des alten Liedes: „die verschwiegene Nachtigall" von Walther v. d. Vogelweide ging, ward ihm in einem sehr poetischen Dankschreiben „die Bewunderung über die innige und sinnige musikalische Auffassung des schönen Liedes" ausgedrückt und hinzugefügt: „Eine große Genugthuung ist es für ein deutsches Gemüth, zwei Meister seiner Nation, trotzdem sie über sechshundert Jahre auseinanderliegen, in einer so edlen, einfachen, harmonischen Form von Wort und Ton den reichen Schatz ihres Innenlebens fassen zu sehen u. s. w. . . . ." Jetzt nun, October 1858, ein halbes Jahr nachdem er sein unvollendetes Requiem als letzten Compositionsversuch bei Seite gelegt, erhielt er ein abermaliges Schreiben, mit den Worten beginnend: „Ihre verschwiegene Nachtigall, die in den dichten Lauben des vorjährigen Musen-Almanachs ihr klangreiches Nest gebaut, hat gerade um ihrer beredten Verschwiegenheit willen den lautesten Beifall bei der deutschen Nation gefunden. Wer auch noch wüßte seelenvollere Klänge anzuheben, wer bewegte ein deutsches Herz tiefer und reiner, als der liebe, treffliche Meister Spohr! Kein Wunder, wenn ich auch heuer wieder bei Ihnen anklopfe. Ich komme ja im Namen und im Auftrag von mehr als achtzig der besten deutschen Köpfe und Herzen, die mich als ihren Fahnenträger für eine edle, vaterländische Sache gutheißen. . . . . Ich lege drei der schönsten Göthe'schen Lieder unmaßgeblich zur Auswahl vor und gebe mich der fröhlichen Zuversicht hin, das eine oder andere von Ihrer Meisterhand in melodisches Gewand gehüllt zu sehen. . . . ." Und wirklich, schon am folgenden Morgen hörte seine Frau mit freudiger Rührung aus seinem Zimmer herübertönend die lang verstummten Klänge seines Claviers und seines immer noch so wohllautenden Gesanges. Nach wenig Stunden dann kam er in froher Bewegung, sie zu holen, um ihr das neue Lied: „Herz,

mein Herz, was soll das geben" von Göthe, sogleich vorzusingen, nachdem es in der Hauptsache schon fertig war, nur der Rhythmus und der Schluß sich noch nicht recht gestalten wollte und ihm noch länger zu schaffen machte. Als seine Frau, erfreut über das lebensvolle, schöne Lied, doch dabei die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß es sehr auffallende Aehnlichkeit mit Beethovens Composition desselben Textes hätte, versicherte er, dieselbe nicht zu kennen, wenigstens durchaus keine Erinnerung davon zu haben, wünschte aber deren Herbeischaffung, um sich von der Aehnlichkeit selbst zu überzeugen. — Mit seinem eignen Liede war er nun ziemlich zufrieden und äußerte, gewiß mit Recht, daß es wohl ganz gute Wirkung machen werde, wenn nicht die Vortragenden, wie dies bei seinen Compositionen so oft geschähe, durch schleppendes Tempo es verdürben, eine Bemerkung, die deshalb charakteristisch ist, weil Spohr, so oft er auswärts oder nicht unter seiner eignen Leitung eingeübt seine Werke hörte, sich stets durch manches zu langsam darin genommene Tempo, nicht leicht aber durch ein zu rasches unangenehm berührt fühlte. Als nun das neue Lied von seiner Nichte Emma Spohr, die, mit schöner Stimme begabt, solche Lieder in den Familienzirkeln vorzutragen pflegte, — unter seiner Aufsicht einstudirt ward, sang er selbst in lebendigster Bewegung und fast athemloser Hast die drei, ohne Zwischenspiel sich aneinander schließenden Strophen ihr vor, um sie zu gleichem Vortrag zu ermuntern. — Nach wenigen Wochen aber, da ihm das Manuscript wieder zu Gesicht kam, erklärte er mit trauriger Miene das Lied für eine werthlose Arbeit, und bereute, es für den Druck im Musen-Almanach abgeschickt zu haben!

Als charakteristisch für seinen noch immer nicht rastenden Drang nach nutzenstiftender Thätigkeit mag hier nur eines Umstandes erwähnt werden: Da er nach seinem Armbruch mit dem Aufgeben des eignen Violinspiels glaubte, auch als Lehrer seines Instruments nicht mehr genügen zu können, so hatte er damals

seine letzten Violinschüler, unbemittelte junge Leute, die er aus Menschenliebe und Kunsteifer bis dahin noch unterrichtet, — verabschiedet. Nun aber, im December 1858, tritt er nochmals als lehrender Wohlthäter auf, worüber er in einem Brief an Hauptmann äußert: „Um in der Kunst doch noch einigermaßen thätig sein zu können, habe ich angefangen, einem jungen Mädchen, die sich zur Clavierlehrerin ausbilden will, gratis Clavierunterricht zu geben. Wenn es darauf ankommt, der Schülerin etwas vorzuspielen, muß ich freilich meine Frau oder Schwägerin zu Hülfe rufen" ꝛc.

So war denn der diesmal besonders gefürchtete Winter, — sein letzter, — herbeigekommen! Nach einer schlaf- und ruhelosen, in höchst peinlicher Aufregung verbrachten Nacht nahm er am Neujahrsmorgen 1859 die Wünsche seiner Angehörigen und Freunde in ernster Schweigsamkeit an, — blickte aber immer noch hoffend auf einen „recht schönen Frühling und Sommer" hin, den er dann theils daheim bei seinen lieben Blumen, theils auf kleinen Reisen noch einmal möglichst vergnügt zu verleben gedachte. Zu solchen, von den Freunden stets als „kleine Triumphzüge" bezeichneten Reisen lagen längst wieder die lockendsten Einladungen von weit und breit her vor, von denen er freilich nur die leicht zu erreichenden noch annehmen konnte. Wenn er bei solchen Gelegenheiten in einem Anflug dankbarer Genugthuung wohl äußerte: „es kommt mir manchmal so vor, als wenn alle Welt nur darauf sänne, mir vor meinem Ende noch recht viel Freude zu bereiten," so folgte leider der traurige Zusatz: „es weiß aber Niemand, wie elend ich mich fühle, und kann Niemand meine Leiden von mir nehmen." — Mit fast krankhafter Ungeduld sah er nun zunächst dem Frühjahr entgegen, wo er auf die specielle Bitte des nunmehr zu Meiningen angestellten Hofkapellmeisters Jean J. Bott die Leitung eines daselbst zum Besten der Wittwen-Unterstützungskasse veranstalteten Concerts zugesagt hatte. Leicht und bequem ging dann in wenigen Stunden die Fahrt auf der

kaum eröffneten Werrabahn von Statten, und beim Empfang auf dem Bahnhof zu Meiningen erfreute sich Spohr besonders des Wiedersehens seiner beiden Lieblingsschüler Grund und Bett, die mit dem Ausdruck inniger Herzensfreude den verehrten Meister empfingen, und auch während der folgenden Tage nicht müde wurden, demselben in aller Weise ihre dankbare Liebe thätig zu beweisen. Gleich am ersten Abend war zur weiteren feierlichen Bewillkommnung eine großartige Fackelmusik veranstaltet, wobei unter Bett's Leitung Spohr'sche Weisen, von vierstimmigem Männerchor und voller Harmoniemusik abwechselnd ausgeführt, erklangen und zum Schluß, im Augenblick des jubelnd erschallenden „Hoch", plötzlich eine in rothem Feuer erglänzende Sonne emporflammte und die ganze Menschenmasse weithin, so wie den gegenüberliegenden schönen Park magisch beleuchtete. Bei der Concertprobe am folgenden Abend fand Spohr alle Musikstücke durch Bett so sicher und seinen Intentionen gemäß eingeübt, daß er mit freudiger Zuversicht der Aufführung am andern Abend entgegensehen konnte, um so mehr, da die beiden Kapellmeister Grund und Bett sich eine besondere Freude daraus machten, unter ihres Meisters Leitung die seit Jahren nicht mehr innegehabten Plätze als mitwirkende Geiger im Orchester einzunehmen und demselben so die kräftigste Stütze zu verleihen. Ueber den Verlauf des Concerts selbst berichtet das „Meininger Tageblatt" wie folgt: „Auf der Bühne war zwischen Palmen- und Lorbeergrün die kolossale Büste Spohr's aufgestellt, den Dirigentenpult hatten zarte Hände sinnreich mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt. Das überfüllte Haus erwartete mit gespannter Miene den großen Moment, der den berühmten Altmeister einführen sollte. „Er kommt!" ... so flüsterte es durch die weiten Hallen und ein tausendstimmiges Jubelwillkomm begrüßte den Geseierten. Wenige Minuten darauf hatte er den Stab zum Dirigiren ergriffen, — eine feierliche Stille trat ein, und einige Augenblicke nachher quollen die ersten Klänge von der Symphonie:

„die Weihe der Töne" hervor. Alle Blicke waren auf den Nestor der Tonkunst gerichtet, der das Bild des Olympischen Jupiters — omnia supercilio moventis — uns vergegenwärtigte. Alle darstellenden Mitglieder fühlten die große Stunde und leisteten Vollkommenes. Dieselbe Ruhe, die überall aus den Werken dieses Tondichters spricht, zeigte er uns auch in seinem Dirigiren. Kein Takttheilchen ging verloren — allüberall war Dirigent, Kapelle und Künstler ein siegreiches Ganze, dem nach jeder Piece Triumphe zu Theil wurden. Der gefeierte Tondichter dirigirte neben seiner großartigen Symphonie noch fünf andere Werke von sich, und zwar mit so fester Hand, daß das überfüllte Haus von hoher Bewunderung tief ergriffen war." . . . Dieser Theil des Concerts, worin Spohr zum letzten Male den Dirigentenstab führte, enthielt u. A. auch dessen Concertante in H-moll, die vom Kapellmeister Bott und Concertmeister Müller meisterhaft vorgetragen, ihm ganz besondere Freude machte, und zum Schluß folgte in sinniger Wahl die Ouvertüre zum „Berggeist", womit vor 34 Jahren zu Cassel die Festvorstellung zur Vermählung des Herzoglichen Paares eröffnet worden. Gleich wie damals, so schien auch jetzt das hohe Paar den Tönen des Meisters freudig zu lauschen, und bekundete ein warmes Interesse nicht nur durch die Anwesenheit in der Concertprobe und Aufführung, sondern außerdem noch durch die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten, so wie der Herzog auch das vor längeren Jahren an Spohr verliehene Ritterkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens bei dieser Veranlassung gegen das Großkreuz desselben umtauschte. — Der letzte Abend in Meiningen wurde für Spohr noch durch ein großartiges Fest der Freimaurerloge verherrlicht, das ihm eben so große Genugthuung gewährte, wie auch ein vom Intendanten der Hofkapelle, Herrn v. Liliencron, an ihn gerichtetes herzliches Dankschreiben, aus welchem, da es Spohr's letztes Auftreten als Dirigent betrifft, hier einige bezeichnende Worte verewigt werden mögen: „Das bis auf den letzten Platz gefüllte

Haus, die begeisterten Zurufe, die Blumen und Kränze haben es Ihnen gestern gezeigt, wie ergriffen wir Alle von Ihren Tönen, wie tief bewegt von dem Anblick des geliebten hochgefeierten Meisters wir gewesen sind. Wird der schöne Abend unvergeßlich in der Erinnerung aller Theilnehmenden bleiben, so wird der milde Zweck, dem das Concert galt, das Andenken Ihres Auftretens unter uns weit über uns selbst hinaus erhalten, und noch in späten Jahren, wenn Einer nachliest, was am 12. April 1829 den Wittwen und Waisen der Meininger Kapelle geschenkt ward, wird es heißen: das war der Tag, an dem Spohr, der Meister, unter uns den Stab geführt." ꝛc.

Eine kurz nachher angetretene zweite Reise führte Spohr nach der freundlichen kleinen Residenzstadt Detmold, wo ihm abermals von einem dankbaren Schüler, Kapellmeister Kiel, und dessen kunstsinnigem Fürsten in ganz ähnlicher Weise, wie in Meiningen, ein paar schöne Fest- und Ehrentage bereitet waren. Die ihm angetragene eigne Leitung eines großen, nur aus seinen Compositionen zusammengesetzten Concertes hatte er entschieden abgelehnt, und konnte nun als Zuhörer um so ungestörter sich dem Genuß seiner in wohlgelungener Ausführung ihm vorgeführten Musik hingeben, wobei ihm zwei Nummern insbesondere zur großen Freude gereichten: die von seinen früheren Schülern, Kapellmeister Kiel und Concertmeister Bargheer in trefflichem Zusammenspiel vorgetragene A-moll-Concertante und die Symphonie: „die Jahreszeiten" — ein Glanzpunkt der Detmolder Hofkapelle — die er auf vorhergegangene Anfrage selbst vorzugsweise ausgewählt hatte.

Nach einer in Kunst- und Naturgenüssen froh verlebten Woche abermals nach Cassel zurückkehrend, konnte leider Spohr sich nicht länger verhehlen, daß selbst diese kleinen Reisen für ihn nunmehr gar manche Beschwerde, namentlich noch vermehrte nächtliche Aufregung zur Folge hatten. Dennoch ging bald seine Sehnsucht wieder hinaus ins Weite und zwar vorzugsweise nach

seinem lieben Alexandersbad, wo er von einem längeren Aufenthalt in der herrlichen Luft und Gegend noch einmal Verbesserung seines Zustandes und namentlich Wiedererlangung des nächtlichen Schlafes zuversichtlich hoffte. Bestärkt in diesem Glauben durch die Zustimmung seines fortwährend in wärmster Theilnahme um ihn sorgenden Arztes Dr. Ad. Harnier*) trat er Anfangs Juli wohlgemuth mit seiner Frau die Reise an, und zwar auf dem nächsten Weg über Hildburghausen, wo er zu übernachten gedachte. Da die Kunde hiervon im Voraus dorthin gedrungen war, so wurde er zu seiner Ueberraschung nicht nur am Bahnhof von Musikdirector Mahr mit einer Equipage erwartet, die ihn dem Gasthof zuführen sollte, sondern auf dem Wege bis dahin von jungen Mädchen mit Blumen und Kränzen im Wagen förmlich überschüttet. In dem ebenfalls festlich bekränzten Salon des Gasthofes ward er dann von den Musikfreunden der Stadt begrüßt, Abends ihm ein Ständchen des Gesangvereins, und am andern Morgen früh ein zweites der Gymnasiasten, mit ergreifendem Choralgesang beginnend, dargebracht. — Am folgenden Tag in der Wasserheilanstalt zu Alexandersbad in ähnlicher Weise festlich und herzlich empfangen — verlebte er daselbst noch einmal unter der sorgenden Obhut des ihm ebenfalls verwandten Arztes, Dr. Th. Pfeiffer, recht gemüthlich heitere Tage und ruhigere, erträgliche Nächte. Als nach einigen Wochen eine bei der ganzen Kurgesellschaft sehr beliebte Familie aus Dessau ihre Heimreise antreten wollte, wurden auf Spohr's Vorschlag und unter seiner Leitung von dem musikalischen Theil der Anwesenden einige passende vierstimmige Lieder zur Abschiedsfeier eingeübt, die dann am Morgen der Abreise in der grandiosen Vorhalle des Hauses vorgetragen, von ihm dirigirt und durch seine

*) Sohn des zwei Jahre zuvor verstorbenen Geh. O.-Medicinalrathes, — und Bruder des Obergerichts-Anwalts Dr. Rich. Harnier, der in seinem Fache ebenwohl Spohr's besonderes Vertrauen genoß, und auch den bekannten Urlaubsprozeß in den Jahren 1852—55 für ihn durchgekämpft hatte.

ausdrucksvolle Baßstimme — die da zum letzten Mal für dieses Leben erklang — unterstützt, alle Gemüther mit tiefster Rührung durchdrangen.

Als Spohr dann bald darauf an die eigne Abreise denken mußte, um Ende Juli sein Oratorium: „die letzten Dinge" in Würzburg zu hören, ward ihm eine Abschiedsfeier veranstaltet, die eben so sinnvoll als großartig arrangirt, ihm eine wahre innige Freude gewährte, — denn nach einem ihn begrüßenden ergreifenden Chorgesang kam diesmal Euterpe selbst (in wahrhaft klassischer Schönheit durch eine junge Dame aus Augsburg dargestellt) vom Olymp herab, um nach einer höchst ehrenden poetischen Ansprache ihm den Lorbeer auf's Haupt zu setzen, — und als endlich der Moment des Scheidens herbeikam, hatten Garten, Feld und Wald der ganzen herrlichen Gegend ihre schönsten Spenden liefern müssen, um von vielen liebevollen Händen mannichfach verbunden, seinen Reisewagen reich zu schmücken, und die dankbarste Erinnerung an manches Lieblingsplätzchen noch lange wach zu erhalten. — In Würzburg ebenfalls feierlich und ehrenvoll empfangen, hatte Spohr dort namentlich den Bemühungen des Directors am königl. Musik-Institut, Herrn Bratsch, einige genußreiche Tage zu verdanken. Die größte Befriedigung gewährte ihm die Aufführung seiner „letzten Dinge" im großen Saale des Instituts, in dessen Mittelpunkt er, auf schön bekränztem Sessel thronend, mit wehmuthsvoller Freude seinen eignen Tönen lauschte, deren Eindruck, gehoben durch den unschuldsvoll reinen Klang der meist ganz jugendlichen Stimmen ein wahrhaft heilig ergreifender war. Als aber am Schlusse nach kurzen Momenten stiller Rührung der laute Beifallsjubel ausbrach, als Pauken und Trompeten schmetterten, um ihn zu feiern, Gedichte, Dankreden, Kränze und Blumen sich über ihn ergossen, — da war seine Kraft fast erschöpft; und wie er dann mühsam durch die Tausende, die noch auf der Straße stehend, mit entblößten Häuptern ihm ehrfurchtsvoll nachblickten, zu seinem Wagen geführt ward,

— da mochte er wohl schon ahnend fühlen, daß dieses sein letzter derartiger Triumph gewesen war. Der allzugroßen Aufregung folgte zunächst völlige Erschöpfung, — und dann eine schreckliche Nacht, deren qualvolle Ruhelosigkeit im folgenden Nachtquartier zu Frankfurt sich wiederholte, und zwar dergestalt, daß er nun auch seine letzte und größte Freude, die am Reisen, für die Zukunft bedroht sah! —

Im September erlebte Spohr in Cassel noch ein frohes Familienfest, die Hochzeit seiner ältesten Enkelin Mathilde Wolff mit dem Freiherrn Reinhard v. Dalwigk. — Die von Pfarrer Falckenheiner gehaltene schöne Trauungsrede sprach ihrem ganzen Inhalt nach ihm sehr zu Herzen, und froh überraschte es ihn, wie darin auch seiner als Großvater gedacht wurde, als „des ehrwürdigen herrlichen Meisters, in welchem der vor 100 Jahren geschiedene Tondichter des Messias gleichsam neue herrlichere Gestalt gewonnen hat," — und wie der Redner weiter sagte: „Wie sind doch in den erschütternden Klängen seines „Fall von Babylon", seiner „letzten Dinge", heiliger Glaube und heitere Kunst so innig vermählt! Feiert doch seine Tonkunst, durch die überall ein ernster, fast wehmüthiger Zug hindurchgeht, erst mit den Formen geistlicher Dichtung verbunden, ihre wahre Ehe mit dem Wort." Obwohl übrigens still, ja scheinbar theilnahmlos, ruhte Spohr nicht eher, bis er dem Redner noch während des Hochzeitsmahles seine Freude über diese Auffassung seiner Musik ausgesprochen, — denn nichts war ihm lieber, als wenn gerade Geistliche (wie das häufig geschah) von seinen Tonwerken einen Rückschluß auf seine Gemüthsart und Religiosität machten. Seine Kunst war ihm ja auch heilig wie die Religion, und Musik bei ihm eng verbunden mit Glaube, Liebe, Hoffnung. Von der Fortdauer der Seele war er fest überzeugt, doch äußerte er öfters noch in seinen letzten Jahren: er könne sich keine Seligkeit im bloßen Anschauen und Anbeten Gottes denken, es müsse vielmehr der Geist auch jenseits fortstreben

und wirken können, — auch müsse es jedenfalls dort Musik geben, obwohl sie anders als die unsrige sein werde. Wenn dann seine Frau aus vollem Herzen ihm antwortete: „ja, wohl anders, aber nicht schöner als die deinige kann sie sein", — dann flog ein Lächeln froher Befriedigung und seliger Hoffnung über sein Antlitz; und wer ein solches Lächeln in seinen zu dieser Zeit meist schwermüthigen Zügen gesehen hat, der wird es nimmer vergessen können! — — Die Freude an guter Musik blieb ihm bis an sein Ende, weshalb er niemals ein Concert versäumte, und auch das Theater häufig besuchte, wo dann vor Allem die seinem Herzen so befreundeten Klänge der Mozart'schen Opern ihn immer von Neuem mit jugendfrischem Entzücken erfüllten. — Zu Hause beschäftigte er sich nunmehr den größten Theil des Tages mit Lesen; doch waren es nicht mehr wie früher die politischen Zeitungen und wissenschaftlich belehrende Werke, die sein Interesse erregten und fesselten, — jetzt waren es vielmehr gemüthvolle Unterhaltungsschriften, einfache, zum Herzen sprechende Novellen u. dgl., die ihn momentan seinen unbehaglichen Zustand vergessen ließen. — Dazwischen ließ er sich oft und gern von seiner Frau etwas vorspielen, wozu er vorzugsweise die Claviermusik von Bach und Mendelssohn zu proponiren pflegte, ohne jedoch darum den Erzeugnissen der neueren Componisten sein Interesse zu entziehen.

Eine freundliche Diversion in seinem immer farbloser sich gestaltenden Alltagsleben gewährte ihm in den ersten Tagen des October ein Besuch, den er der Prinzessin Anna, Gemahlin des hessischen Thronfolgers Prinz Friedrich, auf die an ihn ergangene Bitte, während ihres mehrtägigen Aufenthaltes zu Cassel im Schloß Bellevue abstattete. Freudig angeregt erzählte er bei seiner Rückkehr von der liebenswürdigen Zuvorkommenheit der Prinzessin, die sich, in Rücksicht auf Spohr's größere Bequemlichkeit, mit Gemahl und Kind — dem fünfjährigen Prinzen Wilhelm — zu seinem Empfang in ein Zimmer gleicher Erde

begeben hatte, wo dann nach längerer anziehender Unterhaltung mit dem fürstlichen Paare, schließlich in gewinnender Freundlichkeit die Bitte an ihn gerichtet ward, sich zum Andenken mit einigen Zeilen in das Album der Prinzessin einzuzeichnen. Auch diesen Wunsch gern erfüllend, schrieb er (am 7. October), obwohl mit schwacher zitternder Hand, dennoch in gewohnter Bereitwilligkeit eine vorzugsweise erbetene Stelle des bekannten Duetts aus Jessonda in das ihm in's Haus geschickte kostbare Album.

Sonntag, den 16. October, zeigte sich eine, anfangs kaum bemerkbare Veränderung bei ihm: ein lange nicht gesehener Ausdruck ruhiger Zufriedenheit lag in seinen Zügen; trotz der vorausgegangenen ruhelosen Nacht, der offenbar fortdauernden körperlichen Beschwerden und zunehmenden Schwäche, kam keine Klage mehr über seine Lippen, doch war er noch stiller als sonst, und beantwortete jede Anrede zwar freundlich, aber so kurz wie möglich. Mittags nach Tische stand er lange in der offenen Hausthür, sinnend in die herbstlich bunte Blumenfülle seines Gartens hinausschauend, — antwortete aber auf den Vorschlag seiner Frau, draußen in der Laube den Kaffee einzunehmen, „er wünsche, daß dies heute in seinem Zimmer geschähe, und sie dann mit ihrer Schwester ihm etwas vorspielen möchte", — was natürlich mit Freuden alsbald ausgeführt ward. Nachdem er dann einige vierhändig arrangirte Symphonieen, — anscheinend wie in halbem Traume, aber aus mancher eingeworfenen Bemerkung zu schließen, dennoch mit Aufmerksamkeit, angehört hatte, — erbat er sich zum Schluß noch sein neuestes Quintett (Op. 144, G-moll), dessen vierhändiger Clavierauszug ihm erst kürzlich bekannt geworden, und dem er nun mit vollem Interesse und sichtlicher Befriedigung lauschte. Nach dem letzten Satz fragte er: „Wie lange mag es wohl her sein, daß ich das geschrieben habe?" und als seine Frau, der die Jahrszahl nicht gleich gegenwärtig war, erwiederte, es möchten wohl 3—4 Jahre sein, — da sagte er seufzend: „Also

da habe ich das noch zu Stande gebracht? und jetzt kann ich doch gar nichts mehr!" Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Sessel, um sich zu dem täglichen Abendgang nach dem Lesemuseum zu rüsten, den er auch trotz aller Schwäche und einiger Abmahnung seiner Frau, dennoch, langsam von dieser hingeleitet, ausführte. Da jedoch bange Sorge um ihn ihr zu Hause keine Ruhe ließ, so sandte sie den, in aufopfernder Treue ihm ergebenen Diener viel früher, als derselbe zum Abholen bestellt war, schon hin, um nach ihm zu sehen, worauf er sich sofort im Zustand äußerster Erschöpfung nach Hause, und bald nach seinem frugalen Souper zu Bette bringen ließ. Nach dem gewohnten Abendkuß sagte er dann zu seiner Frau: „er hoffe bei der großen Müdigkeit endlich einmal eine gute Nacht zu haben", — und fiel gleich darauf in sanften Schlummer, von dem er erst am andern Morgen mit heiterer Miene wieder erwachte. Die ersehnte Ruhe hatte er gefunden, kein irdisches Leiden empfand er mehr, das zeigte der Friede in seinem Antlitz von nun an bis zum letzten Athemzuge! Aufstehen wollte er nicht, auch nicht frühstücken, bat aber seine Frau, sich zu ihm an's Bett zu setzen, ergriff ihre Hand und küßte sie voll Zärtlichkeit, mit einem Ausdruck in seinen liebevollen Augen, der ihr mehr sagte, als tausend Worte vermocht hätten. Bald nachher kam sein getreuer Arzt, und erkannte alsbald, daß jetzt eine höhere Macht die oft ersehnte Ruhe gewährt hatte. Die Familie ward auf die nahende herzzerreißende Trennung vorbereitet, — Kinder und Enkel, nahe und ferne Freunde eilten herbei, Jeder wollte so lange wie möglich das verehrte Antlitz schauen, Jeder gern noch einen Blick seiner freundlichen treuen Augen erhaschen! — So lag er, umgeben von Allen, die im Leben ihm am nächsten standen, in stillem Frieden da, von Tag zu Tag bewußtloser, vielleicht mit dem Geist schon höheren Welten angehörend, — bis Sonnabend den 22. Abends ½10 Uhr seine müden Augen sich für immer schlossen! — —

Die frommen Töne, die einst in heiliger Begeisterung seiner reinen Seele entquollen — denen er selbst noch vor wenig Wochen in stiller Andacht gelauscht, — sie klangen trauernd nun an seinem Grabe, und schmerzvoll, doch tröstlich zugleich hallt' es nah und fern in allen Herzen wieder:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an in Ewigkeit. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Inhalt.

Erster Band.

Seite.

1781—1799 Kinderjahre in Seesen und Braunschweig . . . 1
1799 Anstellung in der Kapelle zu Braunschweig . . . 12
1802 Reise mit Franz Eck nach Petersburg . . . 13
1803 Anstellung als Kammermusikus in Braunschweig . . . 68
1804 Kunstreise nach Leipzig, Dresden, Berlin . . . 72
1805 Anstellung als Concertmeister in Gotha . . . 91
Mit Prinz Louis Ferdinand beim Manöver zu Magdeburg . . . 93
1806 Verheirathung mit Dorette Scheidler . . . 102
1807 Kunstreise nach Weimar, Leipzig, Dresden, Prag, München, Frankfurt, Stuttgart, Heidelberg . . . 109
1808 Harzreise mit den Schülern . . . 121
Oper Alruna componirt . . . 124
Congreß in Erfurt . . . 126
1809 Kunstreise nach Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg . . . 137
1810 Musikfest in Frankenhausen . . . 150
1811 Zweites Musikfest in Frankenhausen . . . 161
Oper: Zweikampf mit der Geliebten in Hamburg aufgeführt . . . 165
1812 Oratorium: Das jüngste Gericht beim Musikfest in Erfurt . . . 169
Kunstreise nach Leipzig, Prag, Wien . . . 171
1813 Anstellung als Kapellmeister beim Theater a. d. Wien . . . 189
Faust componirt . . . 192
1814 Cantate: Das befreite Deutschland componirt . . . 196
1815 Reise nach Brünn, Breslau, Carolath . . . 218
Drittes Musikfest in Frankenhausen . . . 223
Kunstreise nach Würzburg, Nürnberg, München . . . 228
1816 Frankfurt, Str[illegible]rg . . . 232
Aufenthalt in der Schweiz . . . 250
Reise nach Mailand . . . 269
Reise nach Venedig . . . 284
Reise nach Bologna, Florenz, Rom . . . 303
1817 Abreise von Rom . . . 317

Zweiter Band.

1817	Aufenthalt in Neapel	1
	Besteigung des Vesuvs	4
	Abreise von Neapel nach Rom	34
	Miserere in der Sixtinischen Kapelle	37
	Abreise von Rom	43
	Nachlese zur italienischen Reise	50
	Aufenthalt in Holland	56
	Anstellung als Kapellmeister in Frankfurt	57
1818	Die Oper: Zemire und Azor componirt	61
	Reise zum Musikfest in Mannheim	62
1819	Abgang von Frankfurt	69
	Kunstreise nach Berlin, Dresden, Leipzig, Cassel	71
	Aufenthalt in Brüssel	73
1820	Ueberfahrt von Calais nach London	77
	Erstes Concert in d. philharm. Ges.	87
	Spohr's Concert in New Argyll Rooms zu London	100
	Musikinstitut von Logier	104
	Rückkehr nach Deutschland	109
	Musikfest in Quedlinburg	111
	Reise über Frankfurt und Heidelberg nach Paris	113
1821	Rückkehr nach Gandersheim	113
	Concerte in Aussig und Pyrmont	115
	Uebersiedelung nach Dresden	117
1822	Anstellung als Kapellmeister beim Hoftheater zu Cassel	130
1823	Stiftung des Cäcilienvereins	137
	Jessonda componirt und zuerst in Cassel aufgeführt	139
1824	Jessonda in Leipzig aufgeführt	164
1825	Jessonda in Berlin aufgeführt	167
	Der Berggeist componirt und in Cassel zuerst aufgeführt	168
1826	Das Oratorium: Die letzten Dinge componirt und zuerst in Cassel aufgeführt	171
	Musikfest in Düsseldorf	173
1827	Die Oper: Pietro v. Abano componirt und in Cassel zuerst aufgeführt	175
1828	Musikfest in Halberstadt	176
1829	Musikfest in Nordhausen	178
1830	Die Oper: Der Alchymist componirt und in Cassel zuerst aufgeführt	179
	Julirevolution	180
1831	Verfassungsfeier	181
	Spohr's Silberhochzeit	185
	Violinschule beendigt	189
1832	Symphonie: Die Weihe der Töne componirt	191
	Goldne Hochzeit von Spohr's Eltern	193
1833	Musikfest in Halberstadt	196

Seite.
1834 Reise nach Marienbad . . . 198
Tod von Frau Dorette Spohr . . . 201
1835 Das Oratorium: Des Heilands letzte Stunden beendigt und in Cassel zuerst aufgeführt . . . 202
Reise nach Zandfort in Holland . . . 203
1836 Spohr's zweite Verheirathung . . . 209
Reise nach Leipzig, Dresden und der sächsischen Schweiz . . . 210
Musikfest in Braunschweig . . . 212
Tausendjähriges Jubiläum in Paderborn . . . 213
1837 Beabsichtigtes Musikfest in Cassel . . . 216
Reise nach Prag zur Direction des Berggeist, Wien, Salzburg ꝛc. . . . 218
1838 Tod von Therese Spohr . . . 222
Reise nach Carlsbad . . . 224
Fortsetzung der Biographie durch die Angehörigen . . . 225
1839 Historische Symphonie componirt . . . 230
Reise zum Musikfest nach Norwich . . . 235
1840 Reise zum Musikfest in Aachen . . . 248
Reise nach Lübeck und Hamburg . . . 250
1841 Reise über Stuttgart und Hechingen nach der Schweiz . . . 256
Musikfest in Luzern . . . 260
Doppelsymphonie componirt . . . 262
Mozartofeier in Cassel . . . 265
1842 Reise nach Carlsbad . . . 266
Räthselaufgaben von Spohr: 1) Kanone, None, Kanne, Kanon. 2) Betteln, Bettel, Bett, Bet'. 3) Diskant . . . 267
1843 Ruf nach Prag . . . 270
Reise nach London (Fall Babylons) . . . 273
1844 Die Oper: Die Kreuzfahrer componirt . . . 284
Reise nach Paris . . . 285
Reise zum Musikfest in Braunschweig . . . 286
1845 Kreuzfahrer zuerst in Cassel aufgeführt . . . 289
Reise nach Oldenburg, Carlsbad, Berlin (Kreuzfahrer) . . . 291
Reise nach Bonn zur Feier des Beethovendenkmals . . . 299
1846 Reise nach Leipzig und Carlsbad . . . 305
1847 Spohr's 25jähriges Jubiläum als Kapellmeister zu Cassel . . . 311
Reise nach England (Spohr's Oratorien) . . . 317
1848 Revolution in Frankreich ꝛc. . . . 323
Reise zur Nationalversammlung nach Frankfurt . . . 326
Volksfest in Cassel . . . 327
1849 Reise nach Leipzig und Carlsbad . . . 329
1850 Spohr's Fall auf dem Glatteis . . . 332
Symphonie: Die Jahreszeiten componirt . . . 332
Reise nach Leipzig, Breslau und Berlin . . . 334
Politische Ereignisse in Kurhessen (Cassel) . . . 337
1851 Reise nach der Schweiz und Italien . . . 345

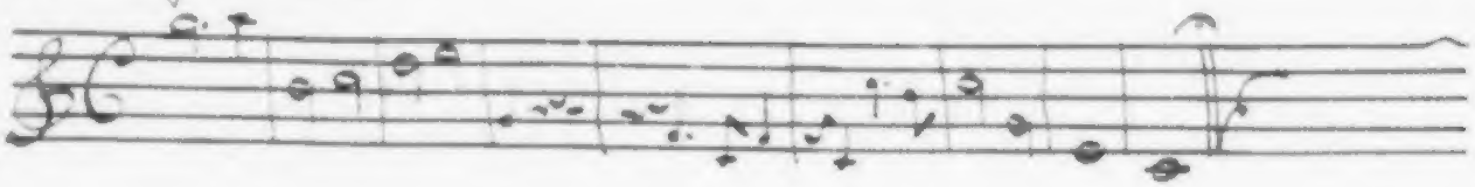
1851	Reise nach Göttingen	347
1852	Proceß über die wegen Spohr's Reise ohne Urlaub über ihn verhängte Geldstrafe	349
	Reise nach London zur Aufführung des Faust	351
	Anstellung eines zweiten Kapellmeisters (Bott) zu Cassel	355
1853	Reise nach London zur Aufführung der Jessonda 2c.	358
1854	Reise nach der Schweiz, München, Alexandersbad	363
1855	Reise nach Hannover	368
	Reise nach Hamburg und Lübeck	371
1856	Reise zum Sängerfest nach Braunschweig und nach Wernigerode	375
	Anstellung des Kapellmeister Reiß an Bott's Stelle	377
1857	Reise nach Holland	381
	Spohr's Pensionirung	384
	Sein Armbruch	387
1858	Reise nach Magdeburg (des Heilands letzte Stunden)	387
	Reise nach Bremen (Fall Babylons)	388
	Reise nach Prag zum Jubiläum des Conservatoriums	390
	Reise nach Wiesbaden zum mittelrheinischen Musikfest	392
	Reise nach Leipzig	394
	Letzte Compositionen	395
1859	Reise nach Meiningen, Spohr's letztes Dirigiren	398
	Reise nach Detmold	400
	Reise nach Alexandersbad und Würzburg (letzte Dinge)	404
	Spohr's letzte Krankheit und Ende	405

Alphabetisches Verzeichniß der in beiden Bänden vorkommenden namhaftesten Persönlichkeiten.

Seite.

Arndt, Moriz . . . II. 326
Beethoven . . . I. 197, 213
Bott, Jean II. 256, 366, 377, 398
Bruch, Max . . . II. 382
Catalani . . . II. 27
Cherubini . . . II. 141
Clementi . . . I. 42
Curschmann . . . II. 169, 172
Dingelstedt . . . II. 226
Dussek . . . I. 85, 93
Fesca . . . I. 207, 241
Field . . . I. 43
v. Gagern, Heinrich . . . II. 136
Göthe . . . I. 109, 124
Grabbe . . . II. 203
Grund, Eduard . . . II. 110, 398
Hauptmann, Moriz . . . II. 182, 116, 267
Hesse, Adolph . . . II. 241, 223, 337
Hermstedt . . . I. 133, 156, 166, 171, II. 111
Hiller, Ferdinand . . . II. 382
Holmes, Alfred u. Henry II. 373
v. Humboldt, Alexander II. 298
Immermann . . . II. 203
Joachim . . . II. 347, 359, 369
Kömpel, August . . . II. 317
Körner, Theodor . . . I. 191
Kreutzer . . . I. 269, II. 115, 120
Laube, Heinrich . . . II. 306
Liszt, Franz . . . II. 264, 308, 376
Mendelssohn . . . II. 202, 225, 268, 303, 306, 321
Methfessel . . . II. 62
Meyerbeer I. 302, 333, II. 204, 298
Moliqne . . . I. 228
Moscheles . . . II. 330, 363
Müller, Gebrüder . . . II. 249
Napoleon . . . I. 126
Owen, Professor . . . II. 333
Ole Bull . . . II. 228
Paganini . . . I. 209, II. 180
Pott, August . . . II. 291, 301
v. Raumer . . . II. 2
Raupach . . . II. 198
Ries, Ferdinand . . . II. 80, 172
Ries, Hubert . . . II. 298
Rochlitz . . . I. 84, II. 170, 200
Rode . . . I. 66, 173
Romberg, Andreas . . . I. 115, 226
Romberg, Bernhardt . . . I. 84
Schmidt, Aloys . . . I. 170
Schumann, Rob. II. 225, 231, 311
Schwenke . . . I. 115
Spontini . . . II. 164
Taylor, Professor Ed. II. 235, 280
Tieck, Ludwig . . . II. 298
Wagner, Richard . . . II. 271, 305
v. Weber, C. Maria . . . I. 117, II. 150
Wichmann, Professor . . . II. 297
Wieland . . . I. 109, 125
Winter . . . I. 113

Canone finito a 4



Zum Andenken

von Ihrem Freunde und Verehrer

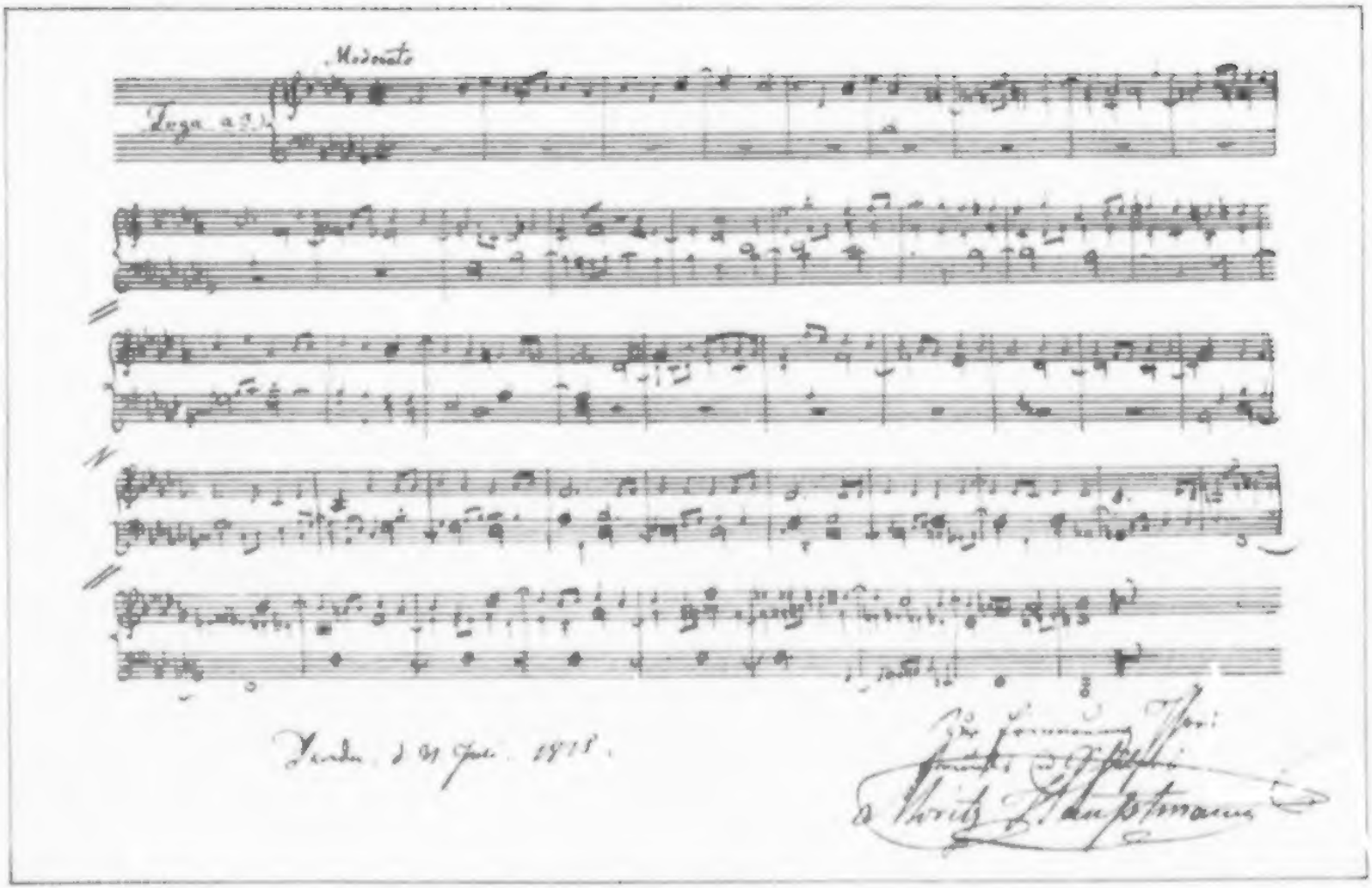
G. Meyerbeer.

Rom 24ten Januar 1817.

Doppel Canon. a 4.

Dresden d. 25. 9br. 1819

Carl Maria von Weber


Moderato
Fuga a 3.

Canon – June 20: 1820: W Sigh

I these Canons are presented by the author to Mr Spohr as a mark of the Esteem his talents are held in by him – London 20: June 1820

Antifona à 6 voci dell' 8mo Tono Ecclesiastico, di L. Cherubini

Et paulus doc — tor — gen — tium doc-tor gen — — tium Ipsi nos do — cu — runt

Et paulus doc — tor — gen — tium Ipsi nos do — — — cu — runt

Risolutio

Et Paulus doctor gentium Ipsi

Canon ad Diateuerón

Pe — trus a — pos — tolus Et Paulus doctor gentium Ipsi nos do — cu

Et paulus doctor — gentium doctor gen — — — — tium Ipsi nos do — cu

Et paulus doctor — gen — — tium Ipsi nos do — cu

ne le — gem tu — am Do — — — mi — ne

le gem tu — am Do — mi — ne Do — mi — ne

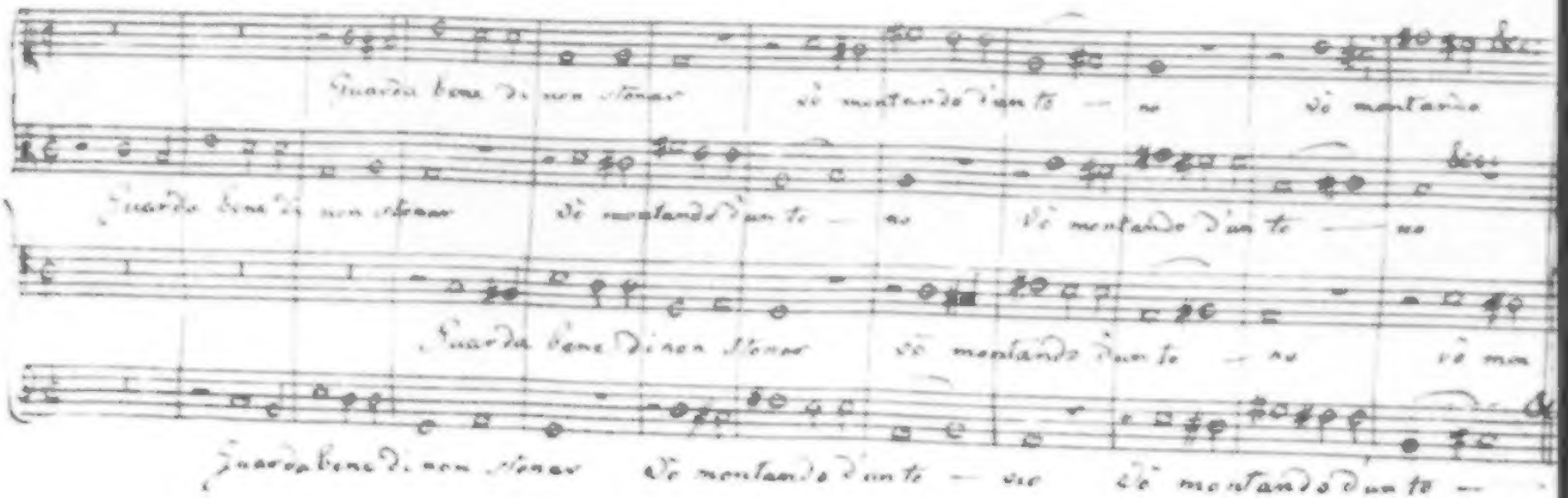
mi — ne le gem tu — am Do — — mi — ne

— — — — — — —

ne le — gem tu — am Do — — — — mi — ne

ne le gem tu — am Do — mi ne — — —

à Mr Spohr in segno di stima
di convinzione e d'amicizia
della parte dell'autore

Parigi le 24 Gennajo 1821

Canone aperto all'Infinito, che monta sempre d'un tono, all'8va inferiore, alla 5ta superiore, alla 4ta infer.